2 —

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller Länder und Völker,

ihrer Religionen, Sitten, Gebräuche u. s. w.

Mit vielen bildlichen Darstellungen von Lagen wichtiger Orte, alten und neuen Denkmälern, Trachten, Geräthschaften, Kunstsachen, verschiedenen anderen Gegenständen und Karten.

Aus dem Französischen.

OCEANIEN.

Zweiter Band.

POLYNESIEN.

Stuttgart.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

1838.

Uebersicht der Abbildungen zu Oceanien.

Uebersicht der Abbildungen.

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller

Länder und Völker, ihrer Gebräuche, Religionen, Sitten u. s. w.

OCEANIEN oder DER FÜNFTE WELTTHEIL

von

Domeny de Rienzi.

Polynesien.

Allgemeine Uebersicht.

Von den vier großen Abtheilungen Oceaniens oder den Inseln des stillen Oceans nimmt Polynesien den größten Raum im Meere, und nach Mikronesien die kleinste Fläche Landes ein. Seine unzähligen Inseln bedecken das unermeßliche Gebiet des großen Oceans oder des Südmeers. Seine Länder sind im Allgemeinen klein, mit Ausnahme der zwei großen Inseln, welche Neu-Seeland bilden, der berühmten Inseln Hauai und Uahu, Pola *), Tonga-Tabu und Nukahiva, der merkwürdigen Insel Waihu und der noch berühmtern und merkwürdigern Insel Taiti, welche sich den Titel einer Königin des stillen Oceans erworben hat.

Die zahlreichen Archipele und Inselgruppen Polynesiens, gleichmäßig zwischen den Wendekreisen gelegen, von den marianischen Inseln bis zu der Insel Waihu (Osterinsel), die 2000 Lieues von einander entfernt sind, und von Hauai bis zu Neu-Seeland, die in gleicher Entfernung von einander liegen, gleichen sich beinahe ganz in ihrem Klima, in der Beschaffenheit ihres Bodens, ihrer Erzeugnisse, ihrer allgemeinen Ansicht, in Bewohnern, Sprache, Sitten, Traditionen und in der Stufe ihrer Civilisation.

Obgleich unter der heißen Zone gelegen, haben diese kleinen Inseln, da sie beständig von erfrischenden Land- und Seewinden durchstrichen werden, dieselbe Temperatur wie der Ocean, auf welchem sie mit so viel Anmuth sich lagern; sie erfreuen sich eines ewigen Frühlings, der selten durch Stürme, Vulkane und Erdbeben gestört wird; überall bieten sie die bezauberndsten Ansichten dar. Erblickt man vom Verdeck eines Schiffes durch den Abenddunst ihre mit einer Einfassung von Madreporen umgebenen Ufer, so glaubt man in Korallen gefaßte Smaragde zu sehen, die eine geheimnißvolle Fee zwischen Wind und Wellen hin- und herfunkeln läßt. Das Meer bricht sich in weißem Schaume an den Felsenriffen, welche die Inseln schützend umlagern und als schimmernde Lichtkreise zurückstrahlen, während Mädchen, gleich den Nymphen der Fabel, in den Gewässern schwimmen und spielen, oder an herabhängenden Zweigen des Ufergesträuches sich festhalten, untertauchen, sich wieder erheben und wieder untertauchen, als ob sie nie ein anderes Element gekannt hätten **).

*) Die Hauptinsel des Archipels von Samoa oder des Schiffer-Archipels.
**) S. Blatt 155.

Mitten in diesem Amphitheater von Grün, diesen von frischem und klarem Wasser bespülten Hainen sieht man den fröhlichen Landbauer, wie er singend die ihn nährenden Bäume besorgt, den Tag über auf wohlriechenden Kräutern wandelt, Nachts seine Hütte mit duftenden Harzen erhellt.

In diesem herrlichen Lande, das in jeder Jahreszeit Früchte erzeugt, ohne Arbeit zu fordern, entfalten die Ixora, die Aralia, die Bauhinia und Erythrina mit Pracht ihre glänzenden Farben, die ganze Schönheit oder Sonderbarkeit ihrer Zweige. Der Pisangbaum bildet zauberhafte Haine: seine Zweige sind das Symbol des Friedens; sie beschützen die Gräber; sie neigen sich zum Zeichen der Gastfreundschaft vor dem friedlichen Reisenden, und seine goldenen Früchte reichen aus für die Ernährung des Menschen. Der majestätische Cocosbaum, den das Morgenland den König der Palmbäume nennt, ergözt überall, mag er sich kühn auf Felsen erheben, oder öde Sandstrecken oder feuchte Meeresufer beschatten, das Auge des Polynesiers. Seine Frucht liefert ein Trinkgeschirr, Milch, Wein, Essig, Oel und Branntwein. Die Yamswurzel, die süße Patate und zwei Arten von Ari, Macrorhumzon und Esculentum ernähren den größten Theil dieser Inselbewohner. Die Rinde des Papiermaulbeerbaumes, des Artocarpus und anderer Bäume benützen sie zu Verfertigung eines leichten und warmen Stoffes, den sie verschiedenartig färben, und woraus sie sich Kleider bereiten. Endlich liefert der kostbare Brodbaum (Artocarpus), dieses Muster von Anmuth und Majestät, der sich bis auf eine Höhe von fünfzig Fuß erhebt, und von welchem drei oder vier Bäume hinreichen, einen Menschen ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren, ihnen seine nahrhafte und mehlreiche Frucht, deren Geschmack dem des Getreidebrodes und der Artischoke zugleich nahe kommt; sein milchartiaer und klebriger Saft ersezt Leim und Kitt; seine Rinde liefert den Stoff zu einem leichten Zeuge; seine Blätter dienen als Tischtücher, Servietten, Schöpfeimer und Regenschirme; sie beschatten die Hütte des Armen, die Paläste der Könige und die Tempel der Götter, und bei einigen Stämmen schreibt man darauf die Geschichte der Völkerschaften, deren Gesetze und Religionslehren; aus dem faserigen Gewebe gewinnt man Wolle und Flachs, woraus Matten, Stricke, Tauwerk und Segeltuch verfertigt, und womit die Fugen der Piroguen verstopft werden; endlich trägt sein Stamm, in ein Schiff umgewandelt, den Einwohner von Uahu nach Taiti, den Eingebornen von Setual nach Guaham und den Tongeser nach Neu-Seeland.

Große Vierfüßler, reißende Thiere, giftige Reptilien und schädliche Insekten beunruhigen diese schönen Landstriche nicht, wie Dieß in Amerika, Indien, Malaissen und in den schönsten Gegenden der Erde der Fall ist; man findet dort Hühner, Tauben, Schweine, den Hund, eine Menge vortrefflicher Fische und bewunderungswürdiger Muscheln, die Katze und einige nützliche Thiere, die von menschenfreundlich.n Schiffern dahin gebracht wurden. Die verschwenderische Menge von trefflichen Früchten, welche dort ohne Anbau wachsen, und der Ueberfluß an Schweinen, Hühnern und Fischen ist so groß, daß die Einwohner, welche von den Wilden Amerika's und mehreren Stämmen Afrika's und selbst Central-Asiens sehr verschieden sind, die Sorge um ihren Unterhalt nie in Verlegenheit bringt; nur der Krieg stört zuweilen die Ruhe und Harmonie dieses schönen Bildes.

Die Polynesier sind sanft, einfach, gastfreundlich, heiter und sorglos, und scheinen nur zu leben, um unthätig zu seyn. Wir stolze Europäer, die wir Alles tadeln, was nicht wir selbst sind, wir betrachten diesen Müssiggang als ein Laster, das die Quelle aller anderen sey; erfreuten wir uns aber ihres sanften Klima's, bekämen wir wie sie Nahrung, Kleidung und Wohnung ohne Anstrengung, wäre dann wohl Liebe zur Arbeit auch unsre erste Tugend? Und — bleiben wir bei unserem Europa stehen — kennen Neapolitaner und Sicilianer ein höheres Glück als ihr Dolce far niente, das süße Nichtsthun? Die Polynesier lieben ihre Mütter und Freunde; sie ehren die Greise und beachten folgsam ihre Rathschläge; Unabhängigkeit geht ihnen über Alles: Tugenden, die meist dem Europäer abgehen.

Eine früh eintretende Reife bringt in diesen Ländern der Nachtgleiche und der Wendekreise, die das natürliche und bevorrechtete Vaterland der Menschheit zu seyn scheinen, schon frühe beide Geschlechter einander nahe. Liebe oder vielmehr Wollust ist ihre beständige Beschäftigung. Der Mann sucht dem Weibe durch Muth und Gewandtheit zu gefallen. Das Weib bietet alle Reize, alle Mittel zu gefallen, womit Natur und Kunst sie ausgestattet haben, auf, ihren Liebhaber zu fesseln; und noch im Jugendalter sehen sich die Eltern wiedergeboren in einer zahlreichen Nachkommenschaft. Glückliche Völker, denen die Natur mit so viel Freigebigkeit Gesundheit, Freude und Ueberfluß an allem Demjenigen gewährt, was zur Nahrung, Kleidung und Wohnung, diesen drei ersten Bedürfnissen des Menschen, erforderlich ist; wo Himmel, Boden, Erzeugnisse, Einwohner, kurz Alles zusammenstimmt, die kleine Summe ihrer Bedürfnisse zu befriedigen, Alles sie der Schwierigkeiten überhebt, denen der Europäer, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich unterziehen muß.

Aber spendet Polynesien seine Gaben nur den Söhnen des Landes, hat es dem Europäer Nichts zu geben? Die Vorsehung scheint diese reizenden Inseln in die Mitte des großen Oceans gesezt zu haben, um ihre Einwohner in den Stand zu setzen, gegen die Schiffer, welche ihn durchsegeln, Gastfreundschaft zu üben. Sie bieten ihnen von Station zu Station bequeme Caravanserai's dar, wo sie Athem schöpfen, sich mit Vorräthen versehen, sich erfrischen und zerstreuen können; sie sind inmitten der unermeßlichen Wüsten des stillen Meeres Das, was dem ermüdeten Wanderer jene Oasen im Schoße der Sandwüsten Afrika's. Die ersten europäischen Schiffer wurden von den Eingebornen Polynesiens wie Götter oder Könige behandelt. Aber für ihr Vertrauen und für ihre Geschenke, die sie harmlos darbrachten, nahmen sie die Laster und nur selten die Wohlthaten unserer Civilisation entgegen, und verfluchen jezt diese grenzenlose Gastfreundschaft, die ihre Väter, hierin minder klug als die Chinesen, uns erzeigten. Einst waren diese Völkerschaften sehr zahlreich; aber unsere Feuerwaffen, künstliche Bedürfnisse und wirkliche Uebel, schändliche Krankheiten und der zahlreiche Samen zu Zwistigkeiten, den wir unter diesen Naturmenschen ausgesäet haben, decimirten sie; auch glauben sie jezt, wenn sie ein europäisches Schiff erblicken, es stürzen alle Plagen aus seinem Schoße hervor, um sich an sie zu hängen und ihr Daseyn zu quälen.

Aussehen und Charakter der Polynesier.

Man hat die Unschuld und das Glück, das die Inselbewohner Polynesiens genießen, schon oft übertrieben. Glück und Unschuld sind überall selten, selbst

in diesem lachenden Theile Oceaniens. Der Despotismus der Oberhäupter, der Tabu- und anderer Aberglaube, die Kriege der Stämme gegen einander und das schauerliche Loos der Gefangenen bringen dem größten Theile dieser Inselbewohner mehr Leiden, als dieselben Ursachen uns bereiten. Man muß nicht glauben, daß die Polynesier, welche im wilden Zustande verblieben sind, so sanft und gastfreundlich seyen als diejenigen, bei welchen die Morgenröthe der Civilisation angebrochen ist. Man darf nicht mehr erwarten, unter ihnen Apollo- und Herkules-, Venus- und Psychegestalten zu finden, ob sie uns gleich in den Reiseberichten Bougainville's, Cooks und anderer Schiffer oder Reisenden so dargestellt sind. Diese Abbildungen sind ebenso ungenau als die schwülstige Beschreibung der Insel Tinian von Anson. Wir haben uns bemüht, in unserer Beschreibung und in unseren eigenen Zeichnungen die Polynesier, die Malaisier und die Melanesier, ohne sie weder schöner noch häßlicher zu machen, d. h. so zu schildern, wie sie sind.

Die Polynesier haben eine gelbliche, mehr oder minder dunkle Farbe. Ihre Nase und Stirne sind höher als bei den Malaien, ihre Gesichtsbildung ist zärter. Sie sind größer, stärker und besser gebaut; ihre Haare sind schwarz, dicht und straff; ihr Kopf hat weder den Charakter der Schönheit, noch der Hoheit; ihre kurze Nase zeugt von wenig Energie und Ausdauer; ihr großer Mund kündigt ihre grobe Eßlust an; ihre grassen Augen und ihr schiefer Blick sind Zeichen von Furchtsamkeit, Scheue und Schwermüthigkeit; ihr Aeußeres ist angenehm, aber ihr Gesichtswinkel ist etwas weniger offen als bei der kaukasischen Rasse. Das sind die Grundzüge der Polynesier und auch die Grundzüge der wahren Dayas.

Neu-Seeland, der Tonga-Archipel, Nukahiva, Taiti, die Carolinen besitzen die schönsten und verständigsten Männer Polynesiens; die Taitierinnen und Nukahiverinnen sind die schönsten Frauen.

Verschiedenheit der menschlichen Rassen in Folge ihrer Organisation. Bestimmung der polynesischen Rasse.

Zwar haben, wie wir wissen, im höchsten Alterthum die dunkelrothe hinduische und die egyptische Rasse durch ihre Civilisation die gelbe und schwarze und selbst die weiße Rasse beherrscht, d. h. unsere zu jener Zeit im westlichen Asien wohnende Rasse, die damals mehr oder minder wild und zuweilen tättowirt war, wie ich sie auf dem Grabmale von Osiris I. im Thale von Biban-el-Moluk zu Theben, der Götterstadt, abgebildet gesehen habe. Andererseits hat die gelbe Rasse eine Zeitlang einen Theil Asiens beherrscht. Selbst die schwarze Rasse hat uns aus St. Domingo vertrieben. Allein Dieß sind nur Ausnahmen, herbeigeführt durch Umstände, welche, indem sie die Gleichheit der Bevölkerung hinderten oder eine Ungleichheit in der Civilisation erzeugten, diese Ordnung der Dinge schufen, die mit ihren Ursachen wieder aufhörte. Doch abgesehen davon, so gibt es Schriftsteller, welche die Wildesten unter den Polynesiern um ihr Schicksal beneiden. Ohne uns nun über den Unterschied zwischen wilden und civilisirten Völkern auszubreiten: ein Gegenstand, den wir in dem allgemeinen Gemälde Oceaniens schon mit einiger Umständlichkeit behandelt haben, so reicht ein einziger Satz hin, jenes Sophisma zu bekämpfen. Um nämlich den Zustand der Wilden über den gesellschaftlichen zu stellen, müßte man zuerst das einzige Merkmal vernichten, welches den Menschen von den

Thieren unterscheidet: die unermeßliche, aber nicht schrankenlose Perfectibilität des Menschengeschlechts. Es wird lange Zeit brauchen, bis die Wilden uns in Civilisation gleichkommen. Die Kenntnisse gehen Schritt vor Schritt unter den Menschen; die Ideen der Polynesier beginnen sich zu entwickeln; aber die Wissenschaft hat ihre ungeheuren, durch das Erbe der Jahrhunderte bereicherten Blätter nie vor ihren Augen aufgerollt. Sie sind nicht fähig, eine schon vollendete Civilisation aufzunehmen, diese muß vielmehr den Veränderungen, die mit ihnen vorgehen, angemessen seyn. Die Prinzipien des Materialismus sind hier bei der Erklärung nicht unbeachtet zu lassen. Die Entwicklung der Intelligenz richtet sich nach der Entwicklung, welche mit der Organisation des Gehirns vom Vater zum Sohne vorgeht. Die moralische Idee wirkt auf das Physische und verbessert es, und das verbesserte Physische modifizirt sich je nach der Aufnahme weiterer Ideen. Man werfe den Blick nur auf die Wilden Tasmaniens und Australiens, welche sich lieber ausrotten lassen oder Hungers sterben, als daß sie eine einzige Gewohnheit von den Europäern, die ihre Herren geworden sind, annehmen, und auf die amerikanischen Stämme, welche seit 300 Jahren vor den europäischen Kolonien verschwinden, anstatt sich mit ihnen zu vermischen.

Die Sinne der Polynesier sind vollkommener als die unsrigen, weil sie geübter sind. Ihre gymnastischen Uebungen haben sie gewandter und stärker gemacht, als wir sind; aber ihre Intelligenz kommt der unsrigen nicht gleich; Beharrlichkeit und Ausdauer sind nicht ihr Eigenthum. Sie werden dem großen Gesetze unterworfen bleiben, das die verschiedenen Rassen des menschlichen Geschlechts leitet, wornach die physische Ungleichheit der Menschen eine davon abhängige Ungleichheit der Neigungen, der Intelligenz und der Fähigkeiten erzeugte, und wornach die aus Blonden und Braunen zusammengesezte weiße Rasse durch Intelligenz und Kraft die gelbe und kupfrige Rasse beinahe seit 2000 Jahren beherrscht, gleichwie diese lezteren die schwarze Rasse beherrschen: bis eine allgemeine Kreuzung oder eine lange gleichmäßige Erziehung eine solche Verschmelzung herbeiführt, daß ein Gleichgewicht oder eine Einheit eintritt.

Hiebei erhebt sich eine wichtige Frage, eine Frage, welche zu verschiedenen Zeiten und je nach dem Gesichtspunkte der verschiedenen philosophischen Systeme auch ihre verschiedene Auflösung gefunden hat. Wer den Menschen in allen seinen Beziehungen studirt, wer alle Menschen als seine Brüder betrachtet, welcher Farbe oder Religion sie auch angehören mögen, kurz der wahre Philosoph, darf er sich Glück wünschen, wenn er sieht, daß die europäische Civilisation auch zu den Völkerschaften Polynesiens dringt?

Was uns betrifft, so erkennen wir, voll Mitgefühl für die Leiden unserer Brüder und von dem höchsten Standpunkt der Betrachtung über den Menschen aus, in diesem einen Keim der Perfectibilität an, d. h. die Fähigkeit, sich unter allen Gestalten im Physischen wie im Moralischen zu entwickeln. Gestüzt auf diesen Grundsatz, der für uns eine unbestreitbare Wahrheit ist, den Grundsatz einer unermeßlichen, aber nicht schrankenlosen Perfectibilität der Individuen, eines vernünftigen Fortschritts der Menschheit, werden wir unsern Beifall den edlen Bemühungen, welche die Entwicklung der polynesischen Rasse zum Zweck haben, nicht versagen; aber wir hätten gewünscht, daß ihre Civilisation und Moralität auf eine andere Basis als die

angenommene gegründet worden wäre. Auch dort wird es wie bei unserer europäischen Civilisation an Schmerz nicht fehlen; auch dort werden Momente des Stillstandes eintreten; aber auch dort werden wir, wie in unsern Gesellschaften, die Ursache jenes Schmerzens in den Einrichtungen finden, welche in keiner Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen stehen. Was uns betrifft, so wird jede Klage einen Fehler in der Organisation der Gesellschaft anklagen, jeder Schrei wird uns anzeigen, daß das heilige Gesetz des Fortschreitens mißkannt worden sey; denn die Menschheit schreitet beinahe nie auf gerader und fortlaufender Bahn vorwärts. Da mancherlei Umstände sie hindern, Schritt vor Schritt vorwärts zu schreiten, so stürzt sie sich von Entfernung zu Entfernung und in Sprüngen vorwärts, um wieder Athem zu holen; aber ihr Stehenbleiben ist nur ein Ausruhen und nicht Unmacht oder Apathie: Gott, der dem Gange der Völker folgt, läßt sie nicht sinken und nicht ermüden. Endlich nach einer mehr oder minder langen Anstrengung, einem mehr oder minder beschwerlichen Gange wird die polynesische Bevölkerung, wenn sie auf dem höchsten Punkte ihrer Entwicklung angekommen ist, dem unveränderlichen Gesetze Genüge leisten, das Gott der Menschheit auferlegt hat und das das Endergebniß unserer Organisation ist.

Uebrigens dürfen wir weder auf unsere Civilisation stolz seyn, noch die angeblich wilden Völker verachten. Die Menschen aller Länder und von verschiedenen Farben sind Brüder; sie sind alle Kinder eines gerechten Gottes, gerade wie die Wellen der entgegengesetztesten Ufer alle Kinder des Oceans sind. Dagegen predigen die meisten Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen eine Verachtung der Menschen und einen Scepticismus, der das Herz abstumpft, und suchen mit einer für unser Geschlecht erniedrigenden Freude die Hoffnung des zukünftigen Lebens zu vernichten. Es ist greulich, an dem Menschen und an den Völkern zu verzweifeln: man kann mit Schmerz ihre Wunden zur Schau legen, aber warum sollte man nicht einen himmlischen Balsam auf sie gießen, der sie lindere? Was ist gerechter, wahrer und schöner, als die Menschheit zu trösten, sie zu erheben und den Menschen durch eine religiöse Moral zu kräftigen, die ihn im Unglück aufrecht erhält und ihn unter allen Umständen seine ganze Würde fühlen läßt!

Beginnen wir nun die malerische und ethnographische Schilderung Polynesiens mit einer Untersuchung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse; denn Regierungen und Gesetze üben den größten Einfluß aus auf Charakter, Sitten, Glück oder Unglück der Völker, mit Einem Worte auf ihren materiellen und moralischen Zustand.

Gesellschaftliche und politische Lage. Kasteneintheilung.

Die meisten der in diesem ungeheuren Gebiete zerstreuten Völker scheinen in drei Kasten getheilt zu seyn, wie ein großer Theil der westlichen Oceanier oder Malesier; wenigstens fand der gelehrte und gewissenhafte Forster (Vater) auf den Inseln von Taiti oder den Gesellschaftsinseln drei Kasten, die der Oberhäupter, die der freien Eigenthümer und die der Sklaven. Le Gobien berichtet uns, daß man auf den marianischen Inseln ebenfalls diese drei Kasten vorfinde, und der Kapitän Lütke sagt ebendasselbe über die Carolinen. — In ganz Polynesien zeigt der Adel einen unerträglichen Stolz und hält das Volk in der tiefsten Erniedrigung. Dieser

politische Zustand, so wie die Religion, erinnern an die Gesetze und Einrichtungen der Malaien und selbst der Malekassen (Einwohner von Malekassar, nicht Madagaskar), welche wir bereits als Abkömmlinge der Dayas betrachtet haben.

Regierung und Gesetze der Polynesier.

Die Regierungsform ist fast in ganz Polynesien, sowie in Malaisien, ein Feudalsystem. Auf Hamao, einer der Freundschaftsinseln, hieß Tamalao Oberhaupt; auf den Carolinen besteht die Regierung aus mehreren edlen Familien, deren Oberhäupter Tamolen heißen: überdieß gibt es in jedem Bezirke einen Tamolen, dem die übrigen unterworfen sind. Cook berichtet uns in seiner dritten Reise, daß selbst die Oberhäupter dem Beherrscher der Tonga-Inseln nur mit dem Zeichen der tiefsten Ehrfurcht sich nahen; sie berühren seine Füße mit ihren Häuptern und Händen. Die Könige der Inseln Radak, Hauai und Taiti haben noch größere Gewalt. — Weiter berichtet uns der Pater Cantova, ein spanischer Missionär, Folgendes: Zu den Tamolen der Carolinen kommt man nur mit der tiefsten Ehrfurcht; wenn einer von ihnen Audienz gibt, zeigt er sich sitzend auf einer erhöhten Tafel, das Volk neigt sich vor ihm bis auf die Erde und schon in weiter Entfernung nahen sie sich mit gekrümmtem Leibe und den Kopf beinahe zwischen den Knieen, bis sie bei seiner Person ankommen; nun setzen sie sich auf die bloße Erde und mit gesenkten Augen empfangen sie seine Befehle in tiefster Ehrfurcht. Seine Worte werden wie Orakel verehrt, seine Befehle mit blindem Gehorsam vollzogen. Endlich küßt man ihm Hände und Füße, wenn man ihn um eine Gnade bittet. Ein Caroliner versicherte mich, daß die Barken, welche vor Mogmog, dem Sitz des Oberhauptes dieser Gruppe, vorbeisegeln, zum Zeichen der Ehrfurcht ihre Segel einwickeln. Indeß werden die Oberhäupter von Rotuma, Nukahiva und anderer Inseln von Wahlkönigen beherrscht, welche wenig Ansehen haben.

Religionen.

Einige Stämme auf den Carolinen beten eine Art von Dreieinigkeit an, deren Personen Aluelap, Lagueleng und Olifat heißen; die Personen der einst von den Taitiern angebeteten Dreieinigkeit waren Tane oder Te Medua (der Vater, der Mann), Oro oder Mattiu (Gott der Sohn, der blutdürstige oder grausame Gott), Taroa oder Monu te hooa (der Vogel, der Geist, der schöpferische Gott). — „Die Neu-Seeländer,“ sagt Lesson, „erkennen wie alle Polynesier, welche Veränderungen auch ihre Theogonie erfahren haben mag, eine Dreieinigkeit an. Ihre Götter nennen sie Atua, Akua, sie glauben, daß die Seelen der Gerechten die guten Geister (Eatua's) seyen, daß die Bösen in einer andern Welt nicht besser werden, und unter der Benennung Tii die Macht haben, den Menschen zum Bösen zu verleiten. Man sieht, daß hier mit unbedeutenden Abänderungen Thatsachen zusammentreffen, die uns auch in den Religionen anderer Völkerschaften begegnen. Sey es nun, daß Taroa, die Muschel zerbrechend, die ihn gefangen hielt, sich derselben bediente, um den Grund zu dem großen Lande (Fenoa-Na-u) zu legen, und aus den Stücken, die sich davon ablösten, die anderen es umgebenden Inseln bildete, oder sey es, daß Tangalao die Welt (die Tongainseln) aus dem Meere

zog, als er mit der Leine fischte, überall bei den Oceaniern finden wir eine merkwürdige Uebereinstimmung im religiösen Glauben vor: die Vergötterung der Seelen, die Anbetung mehrerer Thierarten und gewisser Pflanzen, die geistige Gewalt der Priester und Wahrsager, die Menschenopfer, die Morai's, die Götzen und das Verzehren von Menschenfleisch, eine Ausgeburt ihrer religiösen Vorurtheile, das aber von mehreren Inseln, welche an Lebensmitteln Ueberfluß haben, verschwunden ist, und sich nur auf denjenigen unverändert erhalten hat, wo die Ungunst des Klima's und die Armuth des Bodens das Bedürfniß einer kräftigen Nahrung fühlbar gemacht haben. Die Gesellschaftsinseln haben ihr Paradies, wohin sich die glücklichen Seelen der Tavanas begaben, welche der Gott, ein geflügelter Geist, abholte und reinigte; die der Matabolen von den Freundschaftsinseln bewohnten den köstlichen Aufenthaltsort von Bolotu, wohin die Seelen des Pöbels, die ganz starben, keinen Zugang hatten. Die Neu-Seeländer haben den festen Glauben, daß die Seelen ihrer Väter über den Hippah schweben, der ihnen das Leben gab, und sich nach dem Elysium begeben, welches sie Ata-Mira nennen, indem sie sich an einem Orte gegen das Nordkap zu, welcher Reinga heißt, ins Meer senken. Die Seelen Derjenigen dagegen, deren Körper auf dem Schlachtfelde verzehrt wurde, deren Köpfe in der Gewalt der Feinde geblieben sind und deren Leichname also des Udupah oder des Begräbnisses ihrer Väter beraubt wurden, irren um Puke-tapu oder den heiligen Berg herum und sind ewig unglücklich. Mit diesen Lehren einer verdorbenen Religion, deren Ganzes uns leider nur wenig bekannt ist, mit diesen Resten eines barbarischen Fanatismus verbinden sich Ideen des Sabäismus; und ihrem Glauben gemäß versetzen sie einige ihrer Glieder an den Himmel und verwandeln sie in Gestirne. Einem Feinde die Augen ausreißen, sein Blut trinken, seine zuckenden Glieder verzehren, heißt von seinem Muthe, seiner Stärke erben, seinen Gott beherrschen, kurz die Macht vergrößern, wornach jeder Krieger strebt."

„Vor Einführung des Christenthums in den Sandwich- und Tahiti-Archipeln und noch jezt in mehreren Archipeln Polynesiens," sagt der gelehrte Geographe Balbi, „bilden den Priesterstand einflußreiche Männer, deren geheimnißvolle Verrichtungen eine ungewöhnliche Gewalt über die Gemüther dieser Inselbewohner ausüben. Der König oder das höchste Oberhaupt wird bei diesen Völkern als der erste Priester betrachtet, und nach ihm gelangen die höchsten Würden an die verschiedenen Klassen der Gesellschaft, je nach der Wichtigkeit ihrer Verrichtungen. Die Priester besitzen nach der Meinung dieser Insulaner ganz übernatürliche Kenntnisse; in der Zukunft lesen, den Willen der Götter verkündigen, Träume auslegen, eingewurzelte Krankheiten heilen, Opfergaben fordern, Das sind ihre gewöhnlichen Befugnisse und ihre täglichen Beschäftigungen. Da sie geehrt und geachtet sind, so ist ihre Person in den Schlachten allgemein geheiligt; denn diese Calchas führen, nach dem Beispiele der alten Marspriester, Rauchfaß und Schwert zugleich, und wenn sie auf dem Schlachtfelde gefochten haben, bringen sie die Gebete des siegreichen Stammes den Göttern dar."

Die Religion der Bewohner des Tonga-Archipels (der Freundschaftsinseln), fügt der nämliche Schriftsteller hinzu, hat einen öffentlichen Gottesdienst und eine Menge von Gottheiten, und ihr Tuitonga und ihr Veachi sind eine Art von Oberpriester, welche Orakel geben. Die Religion

der Inseln Mogmog, Yap und Ngali in dem Carolinen-Archipel hat auch einen öffentlichen Gottesdienst mit Tempeln und Opfern: Was ein bemerkenswerther Umstand in diesem Theile des westlichen Polynesiens ist, wo die Religion der Eingebornen von keinem öffentlichen Gottesdienste weiß. Die Bewohner der Mulgrave-Inseln begnügen sich, der Gottheit Früchte darzubringen, welche sie an Bäumen aufhängen. Auf der Insel Ualan, welche doch sehr civilisirt ist, hat man noch keine Spur von religiöser Vorstellung und von Gottesdienst wahrgenommen. In den meisten Religionen Polynesiens und in mehreren andern des westlichen Oceaniens findet man den greulichen Gebrauch der Menschenopfer, und barbarische Verstümmlungen sind von einem Ende Oceaniens bis zum andern Sitte.

Leichenfeierlichkeiten. — Einige Völkerschaften auf den Carolinen bewahren die Leichname ihrer verstorbenen Eltern in einem kleinen steinernen Gebäude auf, welches sie in das Innere ihrer Wohnungen stellen; andere beerdigen sie fern von ihren Wohnungen: Was merkwürdiger Weise dem Feiatuca des Tonga-Archipels gleichkommt. Uebrigens lassen die meisten polynesischen Stämme die Leichname an der Luft austrocknen. Die Begräbnißplätze sind auch auf gleiche Weise eingezäunt. — Die Eingebornen der Taitiinseln fassen die Begräbnißplätze mit Guirlanden von der Frucht des Palm- und den Blättern des Cocosnußbaumes oder mit andern den Begräbnißfeierlichkeiten besonders geweihten Gegenständen ein, und in einiger Entfernung stellen sie Lebensmittel und Wasser hin. Le Gobien sagt über diesen Gegenstand Folgendes: „Die Eingebornen der marianischen Inseln halten Mahlzeiten um den Leichenhügel: denn man errichtet immer einen Hügel auf der Stelle, wo der Leichnam beerdigt ist, oder in der Nachbarschaft; man bedeckt ihn mit Blumen, mit Palmzweigen, Muscheln und Allem, was sie Kostbares haben.“ — Die Taitier beerdigen die Hirnschalen der Oberhäupter nicht mit den übrigen Gebeinen, sondern legen sie in zu diesem Gebrauche bestimmten Kästchen nieder. Noch findet man auf den marianischen Inseln diesen sonderbaren Gebrauch; denn Le Gobien sagt ausdrücklich, daß sie die Hirnschalen in ihren Häusern aufbewahren, diese in kleine Körbchen legen, und daß die verstorbenen Oberhäupter die Anitis (Geister) seyen, an welche die Priester Gebete richten.

Vorstellungen von einem andern Leben. — Die meisten polynesischen Völkerschaften stimmen in ihren Vorstellungen von dem künftigen Leben und der Unsterblichkeit der Seele mit einander überein. Sie nehmen selbst ein Paradies und eine Hölle an; aber nach ihrer Meinung ist es weder Tugend noch Laster, was dahin führt. Die Bewohner von Neu-Seeland glauben, der Mensch, welcher von Feinden getödtet und verzehrt worden sey, werde zu ewigem Feuer verdammt. Die Eingebornen der Marianen glauben, daß Die, welche eines gewaltsamen Todes sterben, in die Hölle kommen; die Caroliner aber nehmen im Allgemeinen eine Belohnung der Gerechten und eine Bestrafung der Bösen nach dem Tode an.

Das Verbot des Tabu. — Der schreckliche Aberglaube des Tabu, welcher den Polynesiern eine Masse von Entbehrungen auferlegt und schon so manchem Unschuldigen das Leben gekostet hat, besteht noch in dem größten Theile dieser Abtheilung Oceaniens. Bei Todesstrafe darf das Weib kein Schweinefleisch, keine Bananen und Cocosnüsse essen, noch von dem Feuer Gebrauch machen, welches Männer angezündet haben, noch an den Ort treten, wo sie essen. Der Vorgänger des berühmten Tamehameha I. war

so tabu, daß ihn den Tag über Niemand sehen durfte, und daß Jeder ohne Gnade dem Tode verfallen war, der ihn auch nur einen Augenblick, wenn gleich nur zufällig, gesehen hatte. Dieser gräßliche Gebrauch, der die Polynesier so gut charakterisirt und dessen Vorkommen wir auch bei den Carolinern oder westlichen Polynesiern und bei einigen malaiischen Völkern, wie z. B. den Calamantanen und Celebiern, nachgewiesen haben, verdient einige nähere Erörterung. Wir haben bereits dem Kapitän d'Urville einen sehr interessanten Artikel über das bei den Neu-Seeländern gebräuchliche Tabu entnommen, das sich nur durch einige geringe Abweichungen von dem unterscheidet, welches bei andern Völkerschaften dieses Welttheils im Gebrauche ist, und wir werden der malerischen Reise dieses Seemannes wiederum einige nähere Angaben über das auf dem Archipel von Nukahiva oder der Marquisen gebräuchliche Tabu entnehmen. — „Das Tabu herrscht unumschränkt zu Nukahiva; es trifft die besseren Lebensmittel, als die Schweine, die Schildkröten, die Breitfische, die Goldbrassen ꝛc., welche den bevorrechteten Klassen zugedacht sind, und läßt den übrigen Insulanern nur gemeine Nahrungsmittel übrig, als die Frucht des Brodbaums, die Cocosnüsse, Jgnamen und Fische. Die ersten sind jedem Individuum der andern Klassen so wie ihren eigenen Weibern verboten, die in abgesonderte Wohnungen verwiesen sind. Die tabuirten Individuen dagegen können überall hingehen und Alles essen. Es sind vorzugsweise geheiligte Personen; man kann Nichts über ihren Kopf stellen, und Alles, was man im Widerspruch mit diesem Gesetze findet, darf nicht mehr zu einem profanen Gebrauche dienen. Die Rache der Person, deren Tabu verlezt worden ist, verfolgt den Schuldigen bis zum Tode; und diese Furcht vor der Strafe, so wie die Gewohnheit von Kindheit auf, hält überall die strenge Beobachtung desselben aufrecht. — Wenn ein Weib sich so weit vergißt, daß sie über einen durch die Berührung eines tabuirten Individuums tabu gewordenen Gegenstand weggeht oder sich darauf sezt, so muß derselbe dem gewöhnlichen Gebrauche entzogen werden, und das Weib muß ihr Verbrechen mit dem Tode büßen. Wenn ein Tabuirter seine Hände auf eine Schlafmatte legt, so darf sie nicht mehr zum Schlafen dienen, sondern man muß ein Kleidungsstück oder ein Segel für eine Pirogue daraus machen. Aehnliche Milderungen wurden ausgedacht, um die vielen Nachtheile des Tabu zu vermindern; man muß auch, obgleich nirgends davon die Rede ist, annehmen, daß man sich Verletzungen des Tabu vergeben lassen oder sich loskaufen kann, da man sonst zu jeder Stunde aus Unachtsamkeit oder Muthwillen in Gefahr käme, den Tabu zu verletzen, oder, wie sie es heißen, ein Kikino zu werden, und jeder Kikino ist dazu bestimmt, früher oder später geopfert und gespeist zu werden. Gewiß der schrecklichste Bann, den es gibt!" — Die tabuirten Personen haben indessen auch ihre Lasten. Bei feierlichen Gelegenheiten sind sie einem strengen Tabu unterworfen; sie dürfen nicht tanzen, sich nicht mit Oel salben, ihre Weiber nicht besuchen, ja nicht einmal in die Hütten treten, die sie bewohnen. Diese großen Tabu's, die bei dem Tode irgend eines berühmten Oberhaupts angeordnet werden, haben den Zweck, den Geist des Verstorbenen zu entwaffnen. — Gewisse Orte sind für den Pöbel beständig tabuirt, z. B. wo die Speisen hingestellt werden und die für die Feste bestimmten Säle. — Diese Säle, sagt Porter, bildeten einst große Gebäude, welche sich sechs oder acht Fuß hoch auf einer Plattform von schönen, geschickt in

einander gefügten Steinen erhoben. Sie waren zuweilen bei 40 Fuß Breite 300 Fuß lang und in einen Ring von Gebäuden eingeschlossen, deren Zierlichkeit diesem Volke Ehre machte, das sie ohne Beihülfe von Eisen oder irgend einem anderen Metalle errichtet hatte. Die meisten Steine waren acht Fuß lang, vier Fuß breit und ebenso dick. Es waren reine Luxusgebäude, in großer Zahl auf der Insel vorhanden, und konnten zu Nichts dienen als zu feierlichen Versammlungen.

Menschenopfer im Allgemeinen.

Die Hindu's, Egyptier, Kreter, Karthager, Griechen, Gallier, die Römer, selbst zur Zeit des Kaisers Claudius, die Mexikaner, Peruvianer u. a. Völker huldigten dem gräßlichen Aberglauben der Menschenopfer. Er herrscht noch bei einigen Stämmen der drei großen Abtheilungen Oceaniens; aber hauptsächlich in Polynesien, und besonders in den Archipeln von Tonga (Freundschaftsinseln), von Hauai (Sandwichinseln) und Taiti (Gesellschaftsinseln), fordert er die meisten Opfer; in den beiden leztern hat jedoch das Christenthum diesem höllischen Gebrauche beinahe gänzlich ein Ende gemacht.

In der Familie Tuitonga's auf der Insel Tongatabu (Archipel von Tonga) tödtet sich die Frau bei dem Leichenbegängnisse ihres Mannes. Wir sahen diesen gräßlichen Gebrauch in Timor, Bali, Celebes, Kalemantan (Borneo), und man findet ihn wieder in dem Archipel von Viti. Hören wir Lesson über die Menschenopfer, die man einst auf Taiti brachte: was dieser Gelehrte darüber sagt, findet mit einigen Veränderungen beinahe auf allen andern Inseln Polynesiens seine Anwendung. „Solche Menschenopfer wurden beinahe immer aus der Klasse des Pöbels genommen: nur in seltenen Fällen opferte man schwangere Frauen; und die Oberhäupter oder der König sollen selbst Sorge getragen haben, solche Individuen auszuwählen, die, da sie keine Freunde oder Verwandte hatten, auch bei Niemanden Trauer erweckten und deren Tod keine Unruhen veranlassen konnte. Oft behielt man für diese Art öffentlicher Rache unruhige Köpfe oder Kriminalverbrecher auf. Mitten in der Nacht umringte man das Haus des Schlachtopfers: man rief es heraus, und kaum hatte es die Schwelle seiner Hütte betreten, so empfing es den Todesstoß. Ein anderes Mal stürzten sich starke Männer über dasselbe her, und nun that der Leidende, ergeben in sein Schicksal und noch in frommer Anbetung des Gottes, der seinen Tod anordnete, Das, was die Taitier „hpapa“ nennen, d. h. er legte sich nieder und erwartete ruhig den Schlag der Keule, die ihm das Gehirn zerschmettern sollte. Aber die feindlichen Gottheiten, welche den von Charakter sanften Taitiern einen so barbarischen Aberglauben einflößten, beschränkten sich nicht darauf, die Stufen der Morai's mit Menschenblut bespritzen zu sehen, sie flößten ihnen auch den Glauben ein, — so weit unterwarf sie ihre ruchlose Verblendung dem gräßlichen Dienste Oro's, — daß der reinste Weihrauch und die den Göttern angenehmsten Opfer die Schmerzensangst, die Qualen eines leidenden Wesens und der lange Todeskampf eines Unglücklichen seyen, der sich gegen unaufhörlich erneuerte Qualen abkämpfe, bis ihn ein sehnlich erwarteter Tod von denselben befreie. Deßhalb wurden nun die Schlachtopfer oft an die Bäume der Morai's angebunden, mit stacheligen Stäben geschlagen, mit tödtlichen Wunden bedeckt, und starben nach langem Todeskampfe, während ihr Schmerz- und Wuthgeheul zum Himmel aufstieg.“

Menschenopfer, während des Krieges dargebracht. — Gleichwie die alten Gallier ihrem Gotte Teutates (Kriegsgott) Menschenopfer darbrachten, so opfern auch die Neuseeländer den Göttern während des Krieges Menschen. — In der Reise der Astrolabe lesen wir über diesen Gegenstand Folgendes: „Ich war begierig, zu erfahren, ob die Neuseeländer wirklich die im Kampfe Gefallenen verzehrten: deßhalb bat ich Chongui und Temarangai, mir zu sagen, was auf dem Schlachtfelde vorgehe, wenn sie mit den Feinden handgemein würden, und außerdem, ob sie die Getödteten verzehrten. Als Antwort auf meine Fragen berichteten sie mir Folgendes: „„Wenn der Anführer einer der Parteien gefallen ist, so wird sogleich von den Gegnern die Auslieferung seines Leichnams verlangt; und hat die Partei des getödteten Oberhaupts den Muth verloren, so wird dasselbe alsbald ausgeliefert. War das Oberhaupt verheirathet, so wird auch die Auslieferung seiner Frau verlangt, und diese sogleich in die Hände der Feinde übergeben; sie wird mit dem Leichname ihres Mannes weggeführt und getödtet. Liebte sie ihren Mann, so liefert sie sich freiwillig aus, so wie auch ihre Kinder; denn sie wünscht, der Sieger solle ihr und ihren Kindern dasselbe Loos bereiten, das ihren Mann getroffen hat. Weigert sich die Partei, die Frau des Oberhaupts auszuliefern, so greift der Feind von Neuem an und steht nicht eher vom Kampfe ab, als bis die Frau gewonnen, oder ein vollständiger Sieg erfochten ist. Ist man im Besitze des Anführers und seiner Frau, so werden, nachdem die leztere getödtet worden, die Leichname vor die Häuptlinge hingelegt, worauf der Ariki, oder Oberpriester, leztere auffordert, den Leichnam des Mannes für ihren Gott zuzurichten, während die Priesterin, welche auch ein Ariki ist, den Frauen der Häuptlinge die Weisung ertheilt, den Leichnam der Frau gleichfalls zuzurichten. Darauf werden beide Leichname durch die Häuptlinge und ihre Frauen auf Feuer gelegt — denn da jene tabu sind, darf sie Niemand vom Volke berühren — und dann legen die Ariki's je ein Stück Fleisch in einen kleinen Korb, welchen sie an zwei in die Erde befestigten Pfosten aufhängen, gleichsam zur Nahrung für ihre Götter (an die sie ihre Gebete richten, und welche sie in Absicht auf den gegenwärtigen Krieg um Rath fragen wollen), damit diese den ersten Theil vom Opfer hätten. Während dieser Ceremonien sitzen alle Häuptlinge im Kreise um die Leichname, in tiefem Schweigen, und das Gesicht mit ihren Händen und Matten bedeckt; denn es ist ihnen nicht erlaubt, diese Mysterien mit anzusehen. Dabei beten die Ariki's, nehmen kleine Stücke Fleisch von den Opfern und verzehren sie: denn sie allein haben das Recht, von diesen geweihten Leichnamen zu essen. Sind alle heiligen Gebräuche zu Ende, so ertheilen die Ariki's die Antwort, welche sie auf ihre Gebete und Opfer von den Göttern erhalten haben, und sind diese angenommen worden, so beginnt der Kampf sogleich von Neuem, und alle miteinander essen von dem Fleische Derer, die nun getödtet werden. Sie verzehren sie, nicht eben um sich von ihrem Fleische zu nähren, sondern als ein innerliches Gnadenmittel, und um den Feinden einen deutlichen Beweis ihrer bittern Rache zu geben.““ — Da ich gerne wissen wollte, ob die Ariki's im Stillen zu ihren Göttern beteten, wenn sie die in Frage stehenden Ceremonien verrichteten, so erkundigte ich mich über diesen Punkt. Man antwortete mir: „„Nein; sondern sie beten mit lauter und vernehmlicher Stimme, so daß Jedermann ihre Gebete hören kann, im Fall sie ihre Plane nicht

willigen; in diesem Falle können ihre Gebete nicht gehört werden.““ Die Neuseeländer fürchten sich nicht bloß, allesammt im Kampfe getödtet zu werden, wenn sie den Krieg ohne Erlaubniß ihres Gottes unternehmen, sondern ihr Aberglaube läßt sie sogar befürchten, der Wuth ihres eigenen Gottes oder des Gottes ihrer Feinde zu erliegen. — Sie glauben fest, ein Priester habe die Macht, durch Zauberei und Behexen einem den Untergang zu bereiten; und dieser Ursache schreiben sie oft den Tod zu. — Ich muß bemerken, daß ich bei den Neuseeländern nie gesehen habe, wie sie ihren Göttern bei irgend einer Gelegenheit Menschenopfer darbrachten, ehe Chongui und Temarangai mir diesen Bericht erstattet haben. Nun aber bin ich überzeugt, daß dieser grausame Gebrauch bei ihnen herrscht. — Als diese Unterhaltung beendigt war, ging ich an dem Ufer spazieren und begegnete dort einer Frau von sehr interessanter Gestalt und Bildung. Sie bat mich, ihr eine Hacke zu geben. Ich fragte sie, wer sie sey und woher sie komme. Sie sagte, sie seye eine Kriegsgefangene; zwischen dem Kap und dem Fluß Tamisa gefangen genommen, und durch das Heer des Chongui nach Bangaihoa geführt worden, und ihre Muhme, die eine große Königin sey, heiße Hina. Zu Paramatta hörte ich von den Verwandten dieser Frau sagen, daß sie ein großes Gebiet und zahlreiche Unterthanen besäßen; und Kendall hatte in seinem Briefwechsel mit mir ihren Namen zufällig erwähnt. Sie erzählte mir, Chongui habe ihr Land unversehens überfallen, sie sey in der Stadt gefangen genommen worden; ihr Vater, ihre Schwestern und ihre Mutter aber seyen glücklich entkommen, und keines von ihnen zu Grunde gegangen. Die Ursache des Einfalls, dessen Opfer sie geworden, war, daß ihre Vorfahren drei Personen vom Stamme Hypa getödtet hatten, für welchen Mord nun deren Freunde Rache nehmen wollten. — Während sie mir diese Umstände erzählte, stand der junge Mann, welcher sie beim Angriffe auf die Stadt zur Gefangenen gemacht hatte, neben ihr; sie machte einen Theil seiner Beute aus. Ich bemerkte ihr, daß ich nach der Rückkehr der Aktive ihr Land besuchen würde, wenn ich Zeit bekäme. Darauf sagte der junge Mann, wenn sie auf die Aktive gehe, würde er ihr folgen, und ihr gestatten, ihr Vaterland zu sehen, aber nicht an's Land zu steigen, da er befürchtete, sie möchte ihm entwischen.“

Menschenfresser.

Nirgends ist das Verzehren von Menschenfleisch mehr verbreitet als in Oceanien. Man findet diesen fluchwürdigen Gebrauch unter mehreren Stämmen Australiens, und selbst bei mehreren Völkern Malaisiens, welche schon gewissermaßen civilisirt sind. Wir haben in dieser Abtheilung die Eingebornen der Insel Ombai, die schwarzen Stämme von Timor, die Dayas von Kalemantan, die Alfuras von Maindanao und die Battas von Sumatra aufgeführt, und über die näheren Umstände dieser abscheulichen Sitte bei den Battas und Kalemantanen berichtet. Die Einwohner von Nussa-Laut, in der Gruppe von Amboina, waren noch zu Anfang des lezten Jahrhunderts Menschenfresser. Einige celeberische und javanische Stämme essen zuweilen das Herz ihrer Feinde. Unter den ersteren gibt es keinen berühmten Krieger, der nicht in irgend einer Lage seines Lebens diese gräßliche Speise gekostet hätte. In Australien findet man wieder Menschenfresser unter den rohesten Eingebornen in der Umgegend von Port-Western,

unter denen, welche in der Nähe der blauen Berge und andern Orten des australischen Festlandes leben, sowie unter den zahlreichen lohfarbigen Stämmen von Neuseeland; den schwarzen Stämmen von Neu-Kaledonien, vom Salomon-Archipel, den neuen Hebriden und von Louisiade. In Polynesien sind die wildesten Kannibalen die Eingebornen des Archipels von Viti oder Fidschi, besonders die von der Insel Navihi-Levu, die von Neuseeland, die Bewohner des Archipels von Samoa, oder der Schifferinseln, und die von Nukahiva. Auf diesen lezteren verzehren die Bewohner nicht nur ihre Gefangenen, sondern, wodurch sie sich von beinahe allen bekannten Menschenfressern unterscheiden, sie verzehren zur Zeit einer Hungersnoth auch ihre betagten Eltern, ihre Kinder, und sogar ihre eigenen Weiber. Die Eingebornen von Malikegotot, in der östlichen Gruppe des Carolinen-Archipels, und die Bewohner der Gruppe von Repith-Urur und Palliser, sind Menschenfresser, und die Bewohner des Archipels von Tonga oder der Freundschafts-Inseln, und Pelin oder Palaos in dem großen Carolinen-Archipel sind es ebenfalls, ungeachtet der übertriebenen Lobsprüche, welche Cook und Wilson über sie verschwendet haben. Die Bewohner des Archipels von Taiti haben es erst seit ungefähr einem halben Jahrhundert aufgegeben; und wenn man einem englischen Reisenden glauben darf, kommen noch jezt Beispiele dieser höllischen Gewohnheit vor.

Erbauung der Schiffe.

Die insularische Lage der oceanischen Länder bildet beinahe alle Völkerschaften derselben zu eben so gewandten als unerschrockenen Seeleuten, und hat ohne Zweifel dazu beigetragen, die Kunst, mit der sie ihre Piroguen und Korokoros oder Kriegsbarken erbauen, auf einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erheben. Die Piroguen mit einem Schwebemast, welche leicht, schnell und zur Schifffahrt an den Küsten und auf ruhigen Meeren taugen, sind bei den Bewohnern der Archipele der Marianen und Carolinen, und beinahe bei allen Völkerschaften Polynesiens im Gebrauche. Die Carolinen, vornehmlich die der Gruppe von Guliai (Ulea oder Uli), sind die erfahrensten und unerschrockensten Schiffer dieses Theiles von Polynesien. Ihre Piroguen, welche man fliegende nannte, sind die schnellsten und vollkommensten, die man kannte. Wir haben schon der Reise erwähnt, welche sie nach den Marianen machen, und erinnern uns hier an die interessante von Malte Brun über die Nachweisungen, welche ihm Gaimard geliefert hatte, gemachte Bemerkung: diese Insulaner theilen die Windrose gerade, wie sie nach Timosthenes die Griechen und Römer von Alexander bis Claudius theilten. Am andern Ende Polynesiens haben die Eingebornen der Pomotu-Inseln, welche ebenfalls niedrige Inseln oder Inselgruppen bewohnen, große doppelte Pirognen, in deren Führung sie sich auch als gewandte Seeleute zeigen. Die Neuseeländer haben prächtige Kriegspiroguen ohne Schwebemast; aber sie entfernen sich nie so weit, daß sie das Land aus dem Gesichte verlören, wie die Caroliner oder Pomotu's, welche sich nach den Sternen richten. — Diese Piroguen, welche die Bewunderung aller europäischen Seeleute erregt haben, sind bis auf die jüngste Zeit der Gegenstand gewesen, auf welchen die Insulaner alle Hilfsquellen ihres Kunstfleißes verwendeten. „Die einfachen Piroguen von einem ausgehöhlten Baumstamme,“ sagt Lesson, „können sich auch anderswo

nicht finden; aber nicht so verhält es sich mit den doppelten oder paarweise an einander gefügten Piroguen, welche man bei keinem Volke von einer den Polynesiern fremden Abkunft findet. Wir sahen auf Tahiti doppelte Piroguen, welche von den Pomotu-Inseln kamen: es waren wirkliche kleine Schiffe, die zu langen Reisen tauglich waren und nach Verhältniß der Schiffsmannschaft Lebensmittel faßten; diese wohnt in einer hölzernen Hütte, welche fest gebaut und auf das Oberbot gestellt ist. Der Rumpf von jeder der beiden Piroguen ist mit Sorgfalt kalfatert und mit einem Kitt überzogen, und starke fest zusammengefügte Dielen verbinden sie. Ihr Steuerruder zeichnet sich durch einen sinnreichen Mechanismus aus. Diese Piroguen waren bei den Tahitiern ehmals mit Bildnereien verziert, die man noch jezt an den schlanken Fahrzeugen der Neuseeländer findet. Sie sind sich überall gleich und Ueberreste der traditionellen Kunst, welche diese Völker bewahrt haben; ihre Feinheit sezt in Erstaunen, wenn man die Unvollkommenheit der Werkzeuge erwägt, deren man sich dabei bedient. Sie werden jedoch vernachlässigt, seit die Europäer ihnen das Eisen gebracht haben. Die neuen Ideen, welche sie empfangen haben, werden bald die Spuren dieser sinnreichen Arbeiten verwischen; sie werden verschwinden mit dem mythologischen Sinne, den man damit verband, und den schon bei mehreren eine mehr oder minder grobe Nachahmung unserer Künste und Arbeiten ersezt. Die doppelten Piroguen sind auf Tahiti und den benachbarten Archipeln, auf den Sandwichinseln, den Marquisen-Inseln und bis Rotuma im Gebrauche. Wir sahen sie nicht in Neuseeland, wo die Beschaffenheit der Baien leichtere Fahrzeuge erfordert; doch scheint es, daß man sich auch dort zuweilen derselben bedient hat. Alle seeländischen Piroguen haben an ihrem Vordertheile einen scheußlichen Kopf, welcher die Zunge herausstreckt, was bei ihnen ein Zeichen des Kriegs und Ruhmes ist; das Hintertheil endigt sich in eine Bildnerei, die vier Fuß hoch ist und einen Gott und endlose Kreise vorstellt, deren Bedeutung durchaus symbolisch ist.«

Gewerbfleiß und Handel.

Alle in einer Art von Gemeinwesen lebenden Stämme Polynesiens verfertigen feine Stoffe aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes (Brussonetia papyrifera), und gröbere Zeuge aus dem Baste des Brodbaumes (artocarpus incisa). Sie modeln dieselben mit einem vierkantigen und auf seinen vier Flächen geriefelten Klöpfel, indem sie die erweichte und mit einem Kleber überstrichene Oberfläche damit schlagen. Bei allen Stämmen ist das Fabrikationsverfahren dasselbe; auch überziehen sie die Zeuge mit einer Art Federharz, um sie wasserdicht zu machen. Diese Uebereinstimmung in der Art der Verarbeitung der Stoffe hat darin ihren Grund, daß die angeführten Künste alt und schon von den Vordern dieser Völker betrieben wurden. In ganz Polynesien bereitet und kocht man die Lebensmittel in unterirdischen Oefen mit Hilfe glühender Steine. Die Blätter der Pflanzen werden für die verschiedensten Bedürfnisse gebraucht, die Brodfrucht, das Fleisch der Kokosnuß und der Taro in Brei verwandelt; allgemein wird das Kava oder Ava getrunken, ein Saft aus dem Pfefferstrauche, der berauscht und erheitert. Die Hawaier machen die merkwürdigsten Stoffe aus der Rinde des Maulbeerbaumes. Die Neuseeländer verfertigen schöne Mäntel aus ihrem berühmten phormium tenax. Die Caroliner sind die einzigen in Polynesien, welche wirkliche

Gewebe verfertigen. Die Bewohner von Rotuma machen sehr hübsche Matten. Die Bewohner der Archipele von Tonga (Freundschaftsinseln), von Tai (Gesellschaftsinseln) und der Insel Rurutu (Ohiteroa) in der Gruppe von Tubuai zeichnen sich ebenfalls durch ihren Gewerbfleiß aus. Noch ist hier auf den Geschmack und die Anlagen zur Bildschnitzerkunst aufmerksam zu machen, welche die Neuseeländer, die Taitier, die Eingebornen von Pelin und anderer carolinischen Inseln in der Verzierung ihrer Pirogucn, Pagaien, Trommeln, und einige Stämme sogar bei der Verzierung ihrer Hütten zeigen.

Was den Handel betrifft, so kann man nur die Ha-uaier und westlichen Caroliner als Handelsvölker ansehen. Der Hafen von Hanaroru im Archipel von Ha-uai ist bereits der Sammelplatz der Fahrzeuge geworden, welche sich nach Amerika, nach den Philippinen und nach Canton begeben. Seit 1805 segelt eine Flotte von Setual, Ulea und andern Inseln des Carolinen-Archipels aus, begibt sich nach Lamurek und geht alle Jahre nach Agagna auf der Insel Guaham (Marianengruppe), wo sie mit den Spaniern dieser Kolonie Handel treibt.

Tättowirung und dabei angewandtes Verfahren.

Die Tättowirung ist bei allen Insulanern Polynesiens, und überhaupt bei allen wilden oder halbcivilisirten Nationen im Gebrauche. Die Nukahivier und Neuseeländer übertreffen alle Polynesier in dieser Kunst. Das Klima, unter dem sie wohnen, erlaubt ihnen nur mit einer leichten Bedeckung sich zu bekleiden; aber wenn ihr Leib nur wenig bekleidet ist, so versäumen sie es wenigstens nicht, ihn mit verschiedenen Zeichnungen zu schmücken, welche sie in die Haut selbst einprägen. Für das Geschäft des Tättowirens, d. h. für das Einprägen dieser Zeichnungen, gibt es eigene Tättowirer. Sie verrichten es sehr geschickt, indem sie sich dabei eines kleinen Stücks Schildkrötenschale bedienen, das einem Sägenblatt mit fünf geraden und spitzigen Zähnen gleicht. Nachdem der Tättowirer die Zähne mit einer schwarzen Farbe, die nichts Anderes als mit Wasser angerührter Kohlenstaub ist, überzogen hat, sezt er das Werkzeug auf die Haut, und schlägt mit einem Stabe einigemale schwach darauf, bis die Spitzen auf das Fleisch eingedrungen sind. Die Operation verursacht ein leichtes Brennen und eine Geschwulst mit wenig Schmerzen, die indeß erst nach einigen Tagen verschwindet. Vermittelst dieser Stiche bemalen sich die Wilden des Südmeeres auf dem Gesicht und auf allen Theilen des Körpers mit unverwüstlichen Figuren, wovon die einen vollkommene Zirkel, andere Theile eines Zirkels, andere Spirallinien, viereckige oder ovale, schachbrettartige Figuren, andere endlich Linien sind, welche sich auf verschiedene Weise verschlingen und kreuzen. Alle diese Zeichnungen sind mit großer Regelmäßigkeit vertheilt: die auf dem einen Backen, Arme, Bein entsprechen genau denen des andern, und dieses wunderliche Gemenge, so seltsam es ist, bildet doch ein gefälliges Ganzes. Die edlen Oberhäupter der Insel Nukahiva besonders scheinen mit einem Rocke von verschiedenen Stoffen, oder mit einem Panzerhemde bekleidet zu seyn, das einer reichen und kostbaren getriebenen Arbeit gleicht. Dagegen sind Diener, Sklaven und Individuen aus den niederen Klassen nicht mit so viel Sorgfalt und Kunst tättowirt, einige auch gar nicht. Was die Frauen betrifft, so ist es ihnen verboten, einen andern Theil, als die Hände, die Arme, die Lippen und die Ohrläppchen zu tättowiren.

„Als ich eines Morgens durch das Dorf Ranguihu (auf Neuseeland) spazieren ging“, sagt d'Urville, „beobachtete ich Tawi, wie er den Sohn des verstorbenen Tepahi auf dem Hintern und dem obern Theile des Schenkels tättowirte. Diese Operation war sehr mühsam; sie wurde vermittelst eines kleinen Meisels verrichtet, der aus dem Federkiel einer Taube oder eines wilden Huhns gemacht war, ungefähr drei Linien Breite hatte, und in ein Heft von vier Zoll Länge so befestigt war, daß er einen spitzen Winkel bildete, und eine Art kleiner Keilhaue mit einer einzigen Spitze vorstellte. Mit diesem Meisel zeichnete der Operateur alle geraden und Spirallinien, indem er mit einem Stück Holz von einem Fuß Länge auf den Kopf desselben schlug, ungefähr wie ein Hufschmied einem Pferde mit dem Laßeisen eine Ader öffnet. Das eine Ende des Stocks war in der Form eines Messers platt geschnitten, um damit das Blut wegzuwischen, so wie es aus den Wunden herauströpfelte. Der Meisel schien bei jedem Schlage die Haut zu durchdringen und zu durchschneiden, wie ein Formschneider in ein Stück Holz gräbt. Der Meisel wurde unaufhörlich in einen flüssigen vegetabilischen Extrakt, der mit Wasser vermischt wurde, getaucht; das gibt die schwarze Farbe, oder, wie sie sagen, das Moko. Ich bemerkte an mehreren Stellen, welche beinahe einen Monat zuvor eingeschnitten worden waren, eiterndes Fleisch. Die Operation ist so schmerzhaft, daß man die ganze Tättowirung nicht auf Einmal aushalten kann; und es gehen, wie es scheint, mehrere Jahre darüber hin, bis ein Oberhaupt vollständig tättowirt ist.“

„Diese Zeichnungen“, sagt Lesson, „welche auf künstliche unzerstörbare Weise in die Haut eingegraben werden und welche gewissermaßen die Nacktheit bekleiden und verhüllen, scheinen der Negerrasse fremd zu seyn, die nur selten Gebrauch davon macht, und zwar immer auf eine unvollkommene und grobe Weise, da sich in Folge der Einschnitte schmerzhafte Blätterchen von konischer Form erzeugen. Diese Tättowirung, deren Name bei den verschiedenen Stämmen verschieden ist *), dient nicht nur als ein phantastischer oder hieroglyphischer Schmuck, sondern scheint auch die Bezeichnung der Klassen oder des Rangs zum Zwecke zu haben. Die Sorgfalt und Treue, womit die Insulaner diese Zeichnungen immer zu wiederholen sich bemühen, könnten uns auf die Vermuthung leiten, daß man einst aus Gründen, die wir nicht mehr kennen, einen gewissen Sinn damit verband, und daß Vorstellungen zu Grunde lagen, welche die Ueberlieferung nicht aufbewahrt hat. Die Bewohner der Pomotu's (niedrigen Inseln) bedecken ihren Körper mit tättowirten Figuren; ihre Nachbarn, die Tahitier, haben deren viel weniger, und überdieß bringen sie dieselben nie auf dem Gesichte an, und beschränken sich, wie die von Tonga, darauf, einige leichte Züge, wie z. B. Zirkel oder Sterne, darauf zu zeichnen; während mehrere der Bewohner des Sandwich-Archipels, und die Masse der Völkerschaften des Archipels von Mendana und der Gruppe von Neuseeland das Gesicht ganz mit Zeichnungen bedeckt haben, die immer nach angenommenen und bedeutungsvollen Regeln geordnet sind.“

„Im Sandwich-Archipel“, sagt Morineau, „übernehmen die Mütter das Geschäft, ihre Kinder zu tättowiren. Die Tättowirung im zarten Alter

*) Das Wort Tättowirung scheint offenbar von tatau herzukommen, was auf den Inseln Taiti und Tonga diese Operation bezeichnet. Die Papuas bedienen sich des Wortes Pa.

soll dazu dienen, die Herkunft des Individuums zu bezeichnen. An diesen Zeichen, die uns so seltsam erscheinen, erkennt man, zu welchem Stamme, zu welcher Familie es gehört; später dienen andere Zeichnungen dazu, eine glorreiche That oder jedes andere Ereigniß anzudeuten. Die gewöhnlichsten Zeichen sind Zickzackstreifen auf Armen und Beinen. Viele Personen von mittlerem Alter tragen auf der Brust oder auf einem Arme den Namen Tamehameha. Die Weiber haben alle ein Damenbrett um das rechte Bein, und sehr oft ist das Innere einer Hand mit Sternen, Ringen, Halbmonden und anderen Figuren besezt; mehrere haben sogar eine tättowirte Zunge. Die Ziegen spielen eine große Rolle in der neueren Tättowirung; mehrere Eingeborne haben Zeichnungen davon auf allen Theilen des Körpers, und selbst auf der Stirne, den Backen und der Nase." — „Uebrigens", fährt derselbe Reisende fort, „fängt dieser Gebrauch an in diesem Archipel in Abnahme zu kommen; der König ist nicht tättowirt, und die jungen Leute seines Gefolges sind es nur sehr leicht."

Lesson behauptet, daß, da das Tättowiren einen Charakter von besonderer Wildheit verleiht, dieser Gebrauch seinen Ursprung in dem Bestreben habe, dem Feinde einen großen Schrecken einzujagen, oder Ehrentitel anzuzeigen, und daß er sich in der Folge erhalten habe, als ein Zeugniß von der Geduld des Kriegers in Ertragung von Schmerzen, die immer eine Operation begleiten, welche die empfindlichsten Organe des Körpers verlezt. Die Weiber auf Neuseeland, so wie im Archipel von Mendana, lassen sich Zeichnungen auf den innern Winkel der Augbraunen und auf die Lippenbänder, und oft auf das Kinn einstechen.

Auf Tahiti hatten, nach Jules de Blosseville, die sieben Klassen der Arioy's jede besondere Zeichnungen für die Tättowirung. Sie erinnerte oft an eine Trauer oder historische Begebenheit, wenn sie nicht eine einfache Zierde war; oft war ein Kokosbaum auf den Beinen abgebildet, während man auf der Brust Kämpfe, Uebungen, Einsammlungen von Früchten, Waffen, Thiere, ein nach dem Moraï gebrachtes Menschenopfer erblickte.

„Im Allgemeinen", sagt Lesson, „besteht die Tättowirung der dem Herde der polynesischen Civilisation angehörenden Stämme aus Zirkeln oder Halbzirkeln, welchen zackige Einschnitte entgegengestellt sind; oder sie sind mit denselben besezt und gleichen dem endlosen Zirkel der Welt in der indischen Mythologie. Indeß ist die Tättowirung der Bewohner von Rotuma sehr wesentlich verschieden, weil der obere Theil des Körpers mit zarten Zeichnungen, mit leichten Bildern von Fischen und anderen Gegenständen bedeckt ist, während auf der Haut, welche die Magengegend, den Rücken und die Schenkel bedeckt, verworrene und unregelmäßig vertheilte Massen angebracht sind. Die Tättowirung bei den Völkerschaften, welche den Herd der carolinischen Civilisation bilden, unterscheidet sich von der bei anderen Polynesiern gebräuchlichen Art zu tättowiren dadurch, daß sie im Allgemeinen in großen Massen auf den Körper angebracht ist, bei verschiedenen dieser Insulaner den Rumpf ganz bedeckt, und so eine Art unverwüstlicher Kleidung bildet, welche jedoch im Einzelnen ganz willkürlich ist."

Auf den Carolinen wird die Tättowirung durch religiöse Ideen geleitet und darf nur unter gewissen göttlichen Zeichen vollzogen werden. Der Meister, welcher das Geschäft vollzieht, ruft zu Gunsten des Hauses und der Personen, welche tättowirt werden sollen, die Gottheit an, und man

nicht deren Einwilligung nur an einer Art von Pfeifen. Bleibt dieses Zeichen aus, so findet die Operation nicht Statt. Daher kommt es, daß einige Individuen nie tättowirt werden, weil, wenn man die Operation in Ermangelung der göttlichen Zeichen dennoch vollzöge, das Meer die Inseln überschwemmen und das ganze Land zerstört werden würde. Das Meer ist es allein, was diese Insulaner fürchten, und um der Wirkung seines Zornes Einhalt zu thun, nehmen sie zu Beschwörungen ihre Zuflucht. Kadu sagte zu Chamisso, daß er das Meer einst bis an den Fuß der Kokosnußbäume habe steigen sehen, daß es sich aber zurückgezogen habe, weil es noch zu rechter Zeit beschworen worden sey.

Kapitän Lütke erzählt, die Bewohner von Otdia hätten sich mehrmals geweigert, die russischen Offiziere auf ihr Verlangen mit der Tättowirung zu schmücken, und als höfliche Entschuldigung führten sie meistens die beschwerlichen Folgen dieser Operation an, die Geschwulst, den Schmerz u. s. w. Endlich wies ein Oberhaupt von Aur einem der Russen sein Haus an, daß er daselbst die Nacht zubringen solle, und versprach, er wolle ihn am folgenden Morgen tättowiren; aber der Häuptling wich am folgenden Morgen von Neuem der Erfüllung seines Versprechens unter verschiedenen Vorwänden aus. Vielleicht bestimmt die Polynesier eine Art National-Auszeichnung, welche die Tättowirung seyn soll, daß sie sich weigern, dieselbe auch an Fremden zu vollziehen.

Einige Reisende und Geographen haben lange über die Frage gestritten, woher es käme, daß dieser Gebrauch fast allen wilden Völkern gemein sey. Die Entscheidung scheint nicht schwer zu seyn. Alle Menschen haben von Natur eine Vorliebe sich zu schmücken, und die, denen es um der Beschaffenheit des Klima's willen und aus Mangel an Stoffen unmöglich ist, sich, wie wir, in eine Menge von mehr oder minder beengenden, oder würde- und geschmackvollen Kleidern einzuhüllen, bedecken ihre Haut mit solchen Bildern und Gemälden, die ihnen statt der Kleider dienen.

Das ist es, was wir von diesem Gebrauche unter den verschiedenen polynesischen Völkern wissen. Uebrigens war die Tättowirung auch bei den barbarischen Völkern des Alterthums bekannt. Ich sah zu Biban-el-Moluk bei dem alten Theben in Egypten Gemälde auf dem Grabmale Osiris I., wo die asiatischen Voreltern der weißen europäischen Rasse, und vielleicht derer, welche in Thracien wohnten, tättowirt und mit Thierfellen bekleidet dargestellt sind. Julius Cäsar berichtet uns in seinem Kommentar, daß die Einwohner von Großbrittanien ebenfalls diese Operation an sich vollzogen.

Indeß ist es nicht nöthig, nach Oceanien zu gehen, um sich einen Begriff vom Tättowiren zu machen, indem französische Matrosen und Soldaten, so wie die anderer Nationen, zu allen Zeiten Mittel kannten, unvertilgliche Figuren auf ihre Haut zu zeichnen. Aber ihr Verfahren ist von dem jener Insulaner ganz verschieden: die Zeichnung wird nämlich mit einer Nadel durch die Haut bis auf das Fleisch eingestochen, und sogleich mit Kanonenpulver, das in ganz feinen Staub verwandelt ist, bedeckt; dieses entzündet man, durch die Explosion dringen Pulvertheilchen in die Haut ein, die Zeichnung wird dadurch eingegraben, stellt sich in blauer Farbe dar, und kann durch nichts mehr verwischt werden.

So auffallende Aehnlichkeiten, wie wir sie in den Gesetzen, der Religion, den Ceremonien, den Sitten und in dem Gewerbfleiße der Polynesier

bemerkt haben, können nicht eine Wirkung des Zufalls seyn, da ohnehin dieß ein Wort ist, welches für den Philosophen und Naturforscher keine Bedeutung hat. — Noch darf man auch die Verwandtschaft der Sprachen unter den verschiedenen Völkerschaften nicht vergessen.

Ein Tagale von den Philippinen, der sich am Bord eines der Schiffe von Lapérouse befand, und das Tagalische, eine von dem Malaiischen abstammende Sprache, sprach, wurde von den Bewohnern der Insel Samoa verstanden. Oft bezeichnet ein und derselbe Ausdruck den nämlichen nationalen Gebrauch und dasselbe nationale Schauspiel; so bedeutet z. B. das Wort tabu ein Verbot, von Ha-uai bis Neuseeland, wo man es tapu ausspricht; die Worte „tanger ifaïfil“ sind auf dem Archipel der Carolinen der Ausdruck für ein Wehklagen der Frauen; sie bezeichnen eine Art von Schauspiel und auch ein öffentliches Fest. Im Archipel von Tonga heißt dieselbe Sache tangi vefaïne. Auf Homao, einer der Tongainseln, bedeutet Tamolao einen Häuptling; auf den westlichen Carolinen heißen die Häuptlinge Tamolen. Was die Gesellschaft der Aritoy's betrifft, so wird aus dem auf den Marianen gebräuchlichen Wort Aritoy, da die taitische Sprache besonders zart ausgesprochen wird, durch die Weglassung des Buchstabens t auf den Gesellschaftsinseln das Wort Arioy.

Feierliche Tänze und Gesänge.

Die Tänze auf den Inseln Peliu und den Carolinen, auf den Marianen und der Insel Uatiu, welche zu der Gruppe von Harvey gehört, haben sämmtlich eine auffallende Aehnlichkeit *). Das Ceremoniel bei verschiedenen festlichen Veranlassungen ist das nämliche auf Inseln, die sehr weit von einander entfernt sind. Die Bewohner der Inseln Peliu, der Carolinen und Manaïa, welche ungefähr 1500 Meilen von einander entfernt sind, grüßen einander auf eine und dieselbe Weise. Ihre Höflichkeits- und Achtungsbezeigungen bestehen darin, daß sie die Hand oder den Fuß Desjenigen, dem sie Achtung erweisen wollen, fassen, und ihr ganzes Gesicht sanft daran reiben. Auch ist es von den Hu-ai-Inseln an bis nach Neuseeland gebräuchlich, zum Gruße die Nasen aneinander zu reiben. Dieselbe Sitte ist auch bei mehreren Dayas oder Eingebornen der Insel Kalemantan oder Borneo herrschend. Endlich erweist man in ganz Polynesien den Todten und Begräbnißplätzen die größte Ehrfurcht. Auf den Tongainseln ehrt man die Häuptlinge und Fremden durch nächtliche Tänze, welche mit Gesängen und Musik begleitet werden **). Auf den Carolinen führt man des Abends ähnliche Konzerte vor der Wohnung der Häuptlinge auf, welche nur so unter dem Lärm einer von jungen Leuten ausgeführten Musik einschlafen können ***).

Auf den meisten dieser Inseln empfangen die Polynesier die Fremden mit feierlichen Gesängen, und bieten ihnen als Friedenszeichen einen Bananenzweig dar. Dagegen schlägt die schwarze Rasse sehr oft jede Verbindung mit dem Fremden aus.

Die Gesellschaft der Aritoy's.

Die Verbindung der Aritoy's ist die eigenthümlichste und schändlichste Erscheinung in den Sitten von Taiti. Diese Verbindungen von Männern und

*) Cook's dritte Reise, t. I. p. 251. gr. 4. Lettres édifiantes t. XV.
**) Cook's dritte Reise t. I. p. 358.
***) Lettres édifiantes ibid. p. 314.

Frauen, welche Ausschweifung und Kindermord zu ihren Grundgesetzen erhoben haben, sind eine gräßliche Erscheinung, aber beinahe einzig in der moralischen Geschichte der Menschheit. Der Pater Le Gobien berichtet uns, daß eine gleiche Gesellschaft auf den Marianen bestehe. Die Aritoy's, sagt er *), sind junge Leute, welche, mit Buhlerinnen lebend, ohne sich verheirathen zu wollen, eine eigene Gesellschaft bilden.

Unähnlichkeit zwischen mehreren Völkern Polynesiens.

Die Bewohner der Ha-uai-Inseln sind viel brauner, als die Taitier, obschon sie in gleicher Entfernung vom Aequator leben. Die Eingebornen von Nukahiva und den Washington-Inseln sind sehr dunkelbraun und beinahe schwarz; indeß haben die Häuptlinge, welche sich der Sonnenhitze weniger aussetzen, eine hellere Farbe, wie dieß auch in anderen Archipelen der Fall ist. Aber alle diese Völkerschaften haben schwarze Haare, wie die Malaien. Die Bewohner von Neuseeland und des Archipels von Nukahiva zeichnen sich vor allen andern durch das schöne Ebenmaß ihrer Glieder und die Regelmäßigkeit ihrer Züge aus. Die Frauen sind von merkwürdiger Schönheit, und die von höherm Range sind beinahe eben so weiß, als die Frauen des mittäglichen Europa's. Die Eingebornen der Insel Samoa haben einen hohen Wuchs und eine athletische Stärke. Die der Tongainseln dagegen sind klein, und die Taitier sind kleiner, als die erstern, aber größer, als die lezteren. Bei allen diesen Völkern bemerkt man auch verschiedene Schattirungen in ihrem Nationalcharakter. So sind die Bewohner von Neuseeland, Nukahiva und Samoa tapferer, stolzer und kühner als die Taitier. Die Bewohner der Insel Peliu und beinahe aller Carolinen nehmen durch ihren sanften und heitern Charakter ein; während zu Nukahiva und Neuseeland die Einwohner sich oft bekriegen, und sich untereinander verzehren, zur Zeit einer Hungersnoth der Mann dort Frau und Kind tödtet und sie verzehrt. Uebrigens findet im Allgemeinen und mit wenigen Ausnahmen eine auffallende Aehnlichkeit unter jenen Wilden Statt, welche einige Schriftsteller, aus Unkenntniß, bald zum Gegenstand ihrer Bewunderung, bald zum Objekt ihrer Satyre machen. Zum wenigsten möchten sie aber die übertriebenen Lobsprüche jener optimistischen Deklamatoren und Utopienfabrikanten verdienen, welche in ihnen Menschen des goldenen Zeitalters, in ihrem Lande das wahre Eden finden wollen.

Aelteste Nachrichten von den Polynesiern.

Die Inseln des ungeheuren Südmeeres waren vor den Reisen Bougainville's und Cook's nicht ganz unbekannt; sie waren im Jahr 1616 von dem berühmten holländischen Seemann Jakob le Maire entdeckt worden, nachdem er im Süden von Amerika die Durchfahrt gefunden hatte, die seinen Namen führt. Aber vergebens hatte er den Lauf seiner Reise beschrieben und diesen Inseln Namen gegeben; Niemand nach ihm war so glücklich, sie wiederzufinden; es ist, als ob sie vor Wallis mitten aus den Meeren verschwunden wären. Nichtsdestoweniger schifften, lange vor den Europäern, und seit dem vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, die Chinesen

*) Le Gobien, istoria de las islas de las Ladrones.

auf den Meeren Amerika's, kamen bis Peru, und auf alle Inseln Malaisiens, so wie auf mehrere Inseln Polynesiens oder des östlichen Oceaniens *). Endlich geht der Verfasser der „Monde primitif" **) noch über die Fahrten der Chinesen hinaus, um Diejenigen zu suchen, von denen er vermuthet, daß sie diese Inseln bevölkert hätten. „Wenn es erwiesen ist", sagt er, „daß die Phönizier die Reise um Afrika herum gemacht haben, und in Indien gewesen sind, so konnten sie auch die Reise durch das Südmeer machen, indem sie von Insel zu Insel schifften, und längs der Küsten des östlichen und westlichen Amerika's hinfuhren; Dieß ist um so leichter möglich, als die Chinesen selbst, die doch weit schlechtere Seeleute sind, als die Phönizier waren, seit dem vierten Jahrhunderte die Meere Amerika's befuhren. Da der größte Theil dieser Inseln, wie das Feuerland, die Sonda-Inseln, die Insel Bourbon, Vulkane haben, ja die leztere davon ganz durchhöhlt ist, da diese noch in unsern Tagen gräßliche Verheerungen anrichten, und andere die deutlichsten Spuren an sich tragen, daß sie einst derselben Plage unterworfen waren: so wäre es wohl möglich, daß sie die Ueberreste eines ehmaligen Festlandes wären, welche Wasser und Vulkane zerstörten. Und nimmt man an, daß diese Umwälzung erst nach den Schifffahrten der alten Phönizier, welche mehr als 3000 Jahre vor unserer Zeit ausgeführt wurden, eingetreten ist, so würde sich daraus eine ziemliche Wahrscheinlichkeit für die Reisen dieses Volkes im Südmeere ergeben. Aber wie es sich auch mit dieser Vermuthung und der andern verhalten mag, welche den Phöniziern die steinernen Denkmale zuschreiben will, die man auf den Marianen und einigen anderen Inseln des Südmeeres ***) findet, und die ihre gegenwärtigen Bewohner unmöglich können erbaut haben: so kann man zum Beweise, daß die Phönizier sich in diesen Gegenden aufgehalten haben, auch anführen: 1) die Uebereinstimmung der auf der Insel Madagaskar und allen diesen Inseln vorkommenden Namen mit denen der alten Phönizier, und 2) die Aehnlichkeit der Sprachen, die man auf diesen Inseln spricht, mit der malaiischen Sprache und dem Phönizischen u. s. w."

Abgesehen von diesen gewagten Behauptungen, so ist es immerhin sehr schwer zu erklären, wie diese unzähligen Inseln Polynesiens, die den übrigen Welttheilen fremd sind, sich bildeten und bevölkerten. Gab es eine Zeit, wo sie mit der bekannten Welt in Verbindung standen? In welche Epoche im Laufe der Jahrhunderte soll man diese Begebenheit setzen? Was gab die Veranlassung dazu? Was hob diese Verbindung wieder auf? Alle diese Fragen stellen sich in Masse vor unsere Unschlüssigkeit. Man fragt, um sie zu entscheiden, die Geschichte, die Religionen, die Denkmale, die Sprachen, die Reisenden; aber die Reisenden, die Sprachen, die Denkmale, die Religion und die Geschichte — Alles umgibt sich mit Geheimniß und Schweigen.

Der gelehrte Missionär Ellis †) vermuthet, daß die Polynesier von dem nördlichen Amerika ausgegangen seyen; aber die amerikanischen Völker

*) Die Nachweisung darüber findet man in einer Denkschrift von Guigues, abgedruckt im XXVIII. Bande der Mémoires der Akademie der Inschriften: Recherches sur les navigations des Chinois du côte de l'Amérique, et sur quelques peuples situés à l'extrémité orientale de l'Asie.

**) Court de Gebelin.

***) Auf Tinian, auf der Osterinsel 2c.

†) Polynesian Researches.

sind von jenen ganz verschieden in Sprache, Gesetzen und körperlicher Beschaffenheit. Wir haben gesehen, daß Gébelin *) ihre Insel für eine phönizische Kolonie erklärte. Lesson läßt die Caroliner, welche einen bekannten Theil von Polynesien einnehmen, von den Mongolen und Japanesen abstammen. Marsden läßt sie größtentheils aus Sumatra kommen. Maltebrun erklärt sich dahin, daß Java das Mutterland der Malaien und Polynesier seyn müsse; Forster (Vater) **) und Dumont d'Urville ***) glauben, die Polynesier seyen die Eingebornen eines alten Festlandes, das durch eine Ueberschwemmung versunken sey, und wovon ihre Inseln die Ueberreste bilden. Allein indem die genannten Gelehrten dieses alte Festland mitten unter Länder von neuer Bildung versetzen, erklären sie zwar eine Schwierigkeit, erwecken aber wieder hundert andere. Wie wird man sich die Wanderung dieses alten Volkes und seine Zerstreuung von Osten nach Westen erklären können, ohne daß es auch auf den Salomo-Inseln, auf Papuasien, auf dem weiten Australien und in dem übrigen Melanesien, wo man nur Völkerschaften von schwarzer Rasse gefunden hat, sich verbreitet haben sollte?

Versuchen wir es, unsere Ansicht über den Ursprung der Polynesier auseinanderzusetzen.

Eine in mehrere Dialekte getheilte Sprache, worunter das Tongesische, der feinste und wohllautendste unter allen, einen Reichthum an jenen grammatikalischen Formen enthält, die von einer schon ziemlich vorgerückten Civilisation zeugen; gleiche Einrichtungen und Gebräuche; ein beinahe allgemein herrschender Bann; oft die nämlichen Gesetze und der nämliche Gottesdienst begegnen sich in diesen so weit von einander entfernten Ländern. Alles Dieß berechtigt mich zu dem Schlusse, daß die Bewohner aller dieser Inseln ihre Gebräuche und Meinungen aus Einer Quelle geschöpft haben, und daß man sie als zerstreute Stämme einer und derselben Nation ansehen kann, die sich in einem Zeitpunkte getrennt haben, wo die politischen und religiösen Ideen dieser Nation sich schon festgestellt hatten.

Diese Ideen, diese Sitten und diese Sprache mußten ihren Ursprung in einem Centralstaate, im Schoße eines mächtigen und seefahrenden Volkes haben. Nach unserer Ansicht ist dieser Centralstaat, dieser Heerd, die Insel Kalemantan oder Borneo, und die Daya's-Bugis sind dieses Volk †). Einige aus diesem Volke, natürlich mit der Schifffahrt vertraut, verließen ihr altes Vaterland, um den Ueberschuß ihrer Bevölkerung fortzuschaffen; sie gelangten, indem sie das zwischen der Insel Kalemantan und Maindanao liegende Meer durchschifften, in den großen Archipel der Carolinen, und ließen sich von da aus allmälig auf anderen Inseln nieder, so wie Polypen und Vulkane neue Länder auf den Ocean lagerten. Uebrigens stütze ich meine Beweise noch auf die nachstehende Vergleichung zwischen den Daya's und den Polynesiern, eine Vergleichung, welche nach meiner Ansicht einen gewichtigen Beweisgrund mit abgibt.

Die weißgelbliche, mehr oder minder dunkle Farbe der Polynesier und Daya's ††), der Gesichtswinkel, welcher bei ihnen fast ebenso offen ist, wie

*) Le monde primitif par Court de Gebelin.
**) In der zweiten Reise von Cook.
***) Reise der Astrolabe.
†) Siehe unsere Beschreibung der Insel Borneo.
††) Der wahre Name dieser Nation, der beträchtlichsten auf der Insel Kalemantan oder Borneo ist Daya und nicht Dayak.

bei den Europäern, ihr hoher Wuchs, die regelmäßige Gesichtsbildung, die hervortretende Nase und Stirne, die langen, steifen und schwarzen Haare, und die Sitte, sie durch Kokosnußöl weicher und glänzend zu machen, die Schönheit, die Anmuth, das gewandte Benehmen und die Lüsternheit ihrer Frauen, und besonders der Tänzerinnen, die obgleich etwas ausgeartete Aehnlichkeit ihrer Sprachen, die gewohnte Beschäftigung mit Ackerbau, Jagd und Fischfang, die Kunstfertigkeit in Erbauung der Piroguen und Verfertigung ihrer Geräthschaften, ihre ungeheuren Hütten, ihre religiösen Ansichten, die Menschenopfer, ihre Gebräuche und eine eigenthümliche Art von Weihe oder Tabu, die Feudalherrschaft, welche der in Malaisien gebräuchlichen beinahe gleich kommt, alles Dieß beweist die große Aehnlichkeit zwischen den Daya's und Polynesiern. Noch in mehreren andern Punkten würde die Vergleichung zwischen ihnen und den Turadjas und Bugis von Celebes zutreffen; aber diese beiden Völkerschaften, bei welchen das Eigenthum der Großen und Priester heilig geachtet ist, wie in ganz Polynesien und unter den Daya's, scheinen uns, wie wir schon gesagt haben, der Daya-Rasse anzugehören, wie Dieß bei den Bewohnern der Inseln Bali, Nias, Nassau oder Poggy, Ternate, Guiloli und bei den Bewohnern eines Theils der Molukken, des Archipels von Holo, der Philippinen und der Pelin-Inseln der Fall ist. Die drei lezteren insbesondere scheinen von Celebes oder Kalemantan oder Borneo abzustammen; aber die Aehnlichkeit der Taitier, der Neuseeländer, und besonders der Batta's *) mit den Daya's ist nach dem Berichte der glaubwürdigsten Reisenden wirklich auffallend. Dazu wollen wir noch bemerken, daß ihre Sprache gewissermaßen **) ein Mittelding zwischen dem Malaiischen, Polynesischen und Malekassischen ist, und daß die Malaien und die Javanesen an den Küsten der Insel Kalemantan oder Borneo sie als Ureinwohner, als die Orang Benoa des Landes, anerkennen.

Man sieht leicht, daß die Verschiedenheit der Klimate, die Berührungen mit den in den verschiedenen Theilen Oceaniens zerstreuten Inseln, neue Beziehungen und Bedürfnisse, die oft entgegengesezten Nahrungsmittel, der Einfluß fremder Völker und hauptsächlich die Vermischung der zwei schwarzen Rassen und der malaiischen mit der Rasse der Daya's nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten zwischen diesen und den polynesischen Völkern herbeiführen mußten, und allein im Stande sind, alle die Schattirungen zu erklären, welchen man unter den Bewohnern dieses Welttheiles begegnet. So hat die Vermischung der Lampun's, der Reyang's und der Chinesen den ersten die schiefen Augen der zweiten gegeben, so die Vereinigung der Nikobarier und Andamen aus jenen Mulatten gemacht; so ging auf den Inseln Luson, Sumatra und im Carolinen-Archipel die Vermischung aller Rassen Oceaniens vor sich. Allen Polynesiern ist der Gebrauch der Bogen und Pfeile als Kriegswerkzeuge unbekannt; alle genießen das berauschende Getränk „Kava", und bei einigen haben sich die Geseze der Etiquette schon ziemlich weit entwickelt.

Die Bewohner von Ha-uai, Taiti und Tonga sind von allen Völkern

---

*) Die Batta's stammen von den Biadjus, Daya's-Stämme, ab. Die Gelehrten bezeichnen die Biadjus manchmal mit dem Namen Malem, das im Hindostanischen Gebirgsbewohner bedeutet.

**) Als Punkt der Vergleichung mit den Sprachen von Taiti, Ha-uai und Neuseeland und dem Malaiischen von Sumatra haben wir die Sprache der Daya's-Marut's angenommen, welche im Norden der Insel Kalemantan wohnen.

sonders diejenigen, welche am weitesten in der Civilisation vorgeschritten sind. Die Neuseeländer, in ziemlich unbeträchtliche Völkerschaften vereinigt, und unter einem rauheren Himmel und auf einem an Nahrungsquellen armen Boden lebend, sind weit weniger vorgerückt; aber ihre Bevölkerung, die größer ist, als die der anderen polynesischen Staaten, ihre Energie, ihre Thätigkeit und ihre Anlagen zu Künsten und Handwerken, lassen hoffen, daß ihre langsam fortschreitende Civilisation einst schnellere Fortschritte machen werde.

Winde und Strömungen.

Die Winde und Strömungen, welche in diesem ungeheuren Ocean herrschen, folgen der allgemeinen Bewegung der Atmosphäre und des Meeres von Osten nach Westen, in einer der Umdrehung der Erdkugel entgegengesetzten Richtung; sogar Polynesien, das mit Ausnahme Neuseelands und seiner Zubehörden ganz innerhalb der Wendekreise liegt, ist beständig der Gewalt und der Richtung der regelmäßigen Ostwinde unterworfen, welche gewöhnlich innerhalb des Nordpolarkreises und in der Nähe desselben wehen; während auf 40 Grade von Norden und im Süden des Aequators die Stürme und veränderlichen Winde herrschen, und in dem nördlichen Theile des Oceans die Westwinde die gewöhnlichsten sind.

Jede Insel hat ihre Land- und Seewinde, die einen während des Tages, die anderen während der Nacht, was die unter dem Aequator und den Wendekreisen liegenden Länder beständig erfrischt. In der Nachbarschaft großer Inseln verändert der Anstoß an Gebirgen oft ihre Richtung, und manchmal treten die entgegengesetzten Land- und Seewinde an ihre Stelle. Während der Wintermonate, d. h. wenn die Sonne zum Zweitenmal durch den Zenith geht und Regen herbeiführt, drehen sich die Winde oft ganz, und wehen sehr häufig aus Süden und Südwesten. Während der Tag- und Nachtgleiche sind die Winde auf den Ha-uai-Inseln oft sehr heftig; im Archipel von Taiti haben sie weit weniger Gewalt. Die marianischen Inseln und der westliche Theil der Carolinen, wo die regelmäßigen Winde mit den Moussons zusammenstoßen, verspüren besonders den Einfluß dieser letztern, welche sich manchmal auf eine noch größere Entfernung im Osten fühlbar machen. In der Nachbarschaft des Aequators haben die Winde weniger Regelmäßigkeit und sind Windstillen häufiger. In den Umgebungen Neuseelands kommen die Winde öfter von Westen, und wehen während des Winters mit großer Heftigkeit. Die regelmäßigen Winde der Tonga-Inseln sind Süd-Süd-Ost und Ost-Süd-Ost. Indeß herrschen manchmal im Februar, März und April Nordwest und West. Sie bringen stürmisches Wetter, welches von Regengüssen und häufigen Stoßwinden begleitet ist.

Allgemeine Geologie.

Ehe wir eine Skizze der Geologie und der Formation des Bodens von Polynesien geben, glaubten wir die neueste und vollständigste Theorie dieser schönen Wissenschaft aufstellen zu müssen, wie sie aus den Bemühungen eines Fourier, Cuvier, Cordier, Reboul und anderer Gelehrten hervorgegangen ist. Wir glauben nämlich, da dieses Werk nicht nur für Gelehrte, sondern auch für Nichtgelehrte bestimmt ist, es sey von Wichtigkeit,

zuvor die irrigen Vorstellungen, welche über diesen Gegenstand verbrei
sind, aus dem Wege zu räumen. Die Quellen, aus welchen wir geschöp
haben, dürften eine gewichtige Gewährschaft darbieten; denn wir haben d
nachstehende Ausführung den „Revues trimestrielle et démocratique
und der „Encyclopédie pittoresque“ entnommen, und werden dabei zuglei
unsere Ideen und das Ergebniß unserer Beobachtungen mittheilen. U
übrigens von unseren Lesern verstanden zu werden, war es erforderlich, da
wir die Grundlage unserer Prinzipien darlegten, woran sich die von un
bereits gegebenen, so wie die nachfolgenden Thatsachen anknüpfen.

Temperatur der Erde und des Himmels. Schöpfung der Natu reiche. Die vier Epochen der Geologie. Fossilien.

Längst hatte der systematische Geist der Wissenschaft auf die Annahm
eines Centralfeuers geführt, welches eine Grundansicht der neueren Geolog
ist. Jezt scheint uns diese Ansicht, deren tiefere Begründung wir de
Beobachtungen und Bemühungen eines Constans, Lagrange, Dol
mieu, Hutton, Playfair, Laplace und Fourier verdanken, erwi
sen zu seyn. Der Beweis dafür liegt in den Ergebnissen eines genaue
gründlichen Studiums von Erscheinungen, die verschiedenen Wissenschaft
angehören; und gewiß kann man nicht glauben, daß die Physik, die Me
chanik des Himmels und die Geologie, da sie ja so verschiedene Richtunge
einschlagen, nur zufällig in demselben Zielpunkte zusammentreffen. So träg
die Voraussetzung eines Centralfeuers, worin einige jener Mährchen, welch
dem Kindesalter des menschlichen Geschlechtes angehören, ihren Ursprun
hatten, und wovon man in der Mythologie beinahe aller Völker Spure
findet, es trägt, sagen wir, jene Voraussetzung, welche erst seit der Ent
deckung der Gesetze des Weltsystemes einige Gewißheit zu gewinnen anfin
und besonders von Descartes, Halley, Leibnitz, Mairan, Bu
fon und mehreren anderen Philosophen der neueren Zeit aufgenomme
wurde, schon die Merkmale eines wirklichen Fundamentalprinzipes an sich.

Die Erfahrungen des gelehrten Fourier bestätigen vollkommen da
Vorhandenseyn einer innern Temperatur des Erdkörpers, die von de
Einfluß der Sonnenstrahlen unabhängig ist und mit der Tiefe in reißende
Schnelligkeit steigt. Hält man sie mit allen früher gemachten Erfahrunge
zusammen, so ist man außerdem zu folgenden Schlüssen berechtigt:

1) daß das Steigen der unterirdischen Wärme nicht überall den näm
lichen Gesetzen folgt; daß es in einem Lande um das Doppelte und Dre
fache stärker seyn kann, als in einem andern;

2) daß diese Differenzen nicht immer in Uebereinstimmung weder m
den Breiten-, noch mit den Längengraden stehen;

3) endlich, daß das Steigen gewiß schneller ist, als man vermuth
hatte; daß es in gewissen Gegenden 1 Grad für 15, ja sogar für 13 Met
betragen kann, und daß man das mittlere Maß vorläufig auf nicht wenig
festsetzen darf, als auf 1 Grad für 25 Meter (1 Meter etwas über 3 Fuß).

Diese Schlüsse geben der Annahme viele Wahrscheinlichkeit, daß d
flüssige Zustand, in welchem der Erdkörper war, ehe er seine sphäroidisc
Gestalt annahm, eine Folge der Hitze, daß diese Hitze ungeheuer gewes
sey, daß sie, sowie der ursprüngliche flüssige Zustand, im Innern noch b
stehe: mit anderen Worten, daß die Erde ein auf der Oberfläche erloschen
Gestirn sey, dessen Rinde sich in Folge einer allmäligen Erkaltung, welc

ihr Gefüge noch lange nicht erreicht hat, krystallisirt habe. Das Vorhandenseyn der Metalle beweist, daß sich im Mittelpunkte der Erde Stoffe finden können, welche ihrer Natur nach eine ausnehmende Dichtigkeit haben. So kann nach Cordier (Mitglied des Instituts) die schon alte Hypothese Halley's, welche die magnetischen Bewegungen dem Vorhandenseyn einer unregelmäßigen Masse metallischen Eisens zuschreibt, das in einer beständigen aufrührerischen Bewegung im Mittelpunkte der Erde sich befinde, einige Wahrscheinlichkeit haben.

Man findet, daß die Temperatur von 100 Graden des Pyrometers von Wedgewood, bei welcher alle Laven und ein Theil der gewöhnlichen Erdarten im Flusse erhalten werden, in einer sehr geringen Tiefe sich befindet, welche nach mittlerer Berechnung nicht den vierzigsten Theil des Erdhalbmessers beträgt. Andere Thatsachen leiten auf die Annahme, daß die verdichtete Rinde, nach der Ungleichheit der unterirdischen Temperatur eines oder des andern Landes, weniger als 20 Lieues Dicke habe. Uebrigens hat man Grund zu glauben, daß diese Dicke sehr veränderlich ist; was sich offenbar aus dem Einflusse ergibt, den die verschiedene Leitfähigkeit der verdichteten Stoffe seit dem Anfang der Dinge auf die Fortschritte der Erkaltung ausüben konnte.

Man erhält auch das bemerkenswerthe Resultat, daß der Urboden um so älter ist, je näher er sich an der Oberfläche befindet, was allen bisherigen geologischen Annahmen zuwiderläuft.

Man kann Felsen, Porphyre und Kalksteine schmelzen; aber Lava erhält man nicht, man mag die einen oder die anderen schmelzen; denn die Lava enthält wieder eine andere chemische Zusammensetzung. Daraus ergibt sich mit Gewißheit, daß der Herd, aus welchem die Vulkane die Stoffe erhalten, welche sie auswerfen, nicht in dem Boden sich befindet, wo sich ihre Krater öffnen, sondern tiefer im Innern der Erde.

Die in früherer Zeit mit der Drehwage gemachten Erfahrungen haben die Physiker auf eines der außerordentlichsten Ergebnisse der Naturwissenschaften geführt, indem man dadurch das Gewicht des Erdkörpers bestimmte. Da seine Ausdehnung genau bekannt ist, so war es leicht, daraus auf sein spezifisches Gewicht zu schließen, welches nichts Anderes ist, als das Verhältniß des Gewichts zum Umfang. Man weiß auch, daß die Erde ungefähr fünfmal mehr wiegt, als ein gleiches Sphäroid von Wasser wiegen würde. Die Anwendungen, die sich hieran knüpfen, sind äußerst reich und fruchtbar, und eben Dieß erhöht die Wahrscheinlichkeit des Prinzips. Nicht so verhält es sich mit dem Neptunismus, welcher in Deutschland so lange in Ansehen stand und den Erdkörper als eine bis zum Mittelpunkte feste, kalte, träge und von Unten nach Oben durch Wasserniederschläge gebildete Masse darstellt. Dieses System war unfruchtbar, und wo man es anzuwenden sucht, kann es jezt keine ernsthafte Untersuchung mehr aushalten. Es wird sich auf enge Gränzen einschränken müssen, auf die Erklärung jener auf der Oberfläche befindlichen, aus verdichtetem Bodensatze zusammengeballten Trümmern und organischen Ueberresten gebildeten Lager, welche beinahe ganz die außerordentlich dünne Hülle ausmachen, die man Sekundärboden nennt. Es bedürfte nur einer sehr einfachen Probe, um dieses System zu vernichten, nämlich der Vergleichung der Wassermassen und der erdigen und metallischen Stoffe, woraus der Erdkörper zusammengesezt ist. Man kann leicht darthun, daß das Gewicht aller Wassermassen $\frac{1}{50000}$ des Gewichts

des ganzen Erdkörpers nicht übersteigt; nun aber ist, mit welchem Auflösungsmittel man auch diese Masse zersetzen wollte, die Annahme unzulässig, daß sie je eine fünfzigtausendmal größere Masse von Steinen und Metallen habe ausscheiden können.

Man kann also nicht mehr daran zweifeln, daß die Erde ehemals in einem glühenden Zustande, und während desselben vollkommen flüssig war. Ihre elliptische, an den Polen abgeplattete, am Aequator ausgebauchte Form, die geringe Wassermasse, welche sie im Verhältniß zu den erdigen und metallischen Massen enthält, die fortwährende Centralwärme, die sich schon auf eine geringe Entfernung unter uns fühlbar macht und gegen die Tiefe zu mit reißender Schnelligkeit wächst, das sind die Beweise, welche vollständige Gewißheit dafür geben, daß die Erde einst durch Feuer in einem flüssigen Zustande sich befand.

Die Erde, unser Planetensystem, unsere Sonne, die uns so groß erscheint, die Gestirne, neben denen sie so klein ist, und von welchen wir durch so ungeheure Räume getrennt sind; endlich was über die Gestirne hinaus ist, alle Weltkörper mit Einem Worte sind auf unermeßliche Fernen und wie Punkte in einem uferlosen Meere ausgestreut, welches unaufhörlich glänzende Strahlen durchfurchen. Dieses Meer, dieser Raum hat eine ihm eigenthümliche Temperatur, und diese Temperatur, welche eine unerträgliche Kälte für uns wäre, ist ungefähr 60 Grade unter Null. Es ist Dieß der ungeheure Behälter, welcher im Fortgang der Zeit die Feuer unserer Erde verzehrt hat; sie verloren sich darin und erstarben, wie ein Bach im Ocean verschwindet und sich mit demselben vermischt. In den ersten Zeiten ging die Erkaltung reißend schnell vor sich: denn der Unterschied zwischen der Temperatur jenes Raumes und der der Erde war ein ungeheurer. Indessen darf man nicht glauben, daß es nur einiger tausend oder auch einiger Millionen Jahre bedurft habe, um aus der Hitze des Erdballs, die in einer gewissen Epoche auf 2000 Grade stieg, eine Temperatur zu machen, bei welcher noch die meisten festen Körper im Flusse erhalten werden.

Durch Berechnung findet man, daß 100 Millionen Jahre nöthig waren, um die 2000 Hitzgrade, welche die Kruste unserer Erdkugel besaß, im Raume zu verbreiten und zu erschöpfen. Man kann aber nicht sagen, ob die Hitze nicht sogar noch größer war, so daß das jüngste Alter, welches man für diesen kleinen Planeten, unsere Mutter, festsetzen kann, auf eine Million Jahrhunderte steigt. Doch diese Zahlen seyen kein Schreckbild für unsere Einbildungskraft; sie sind den Dimensionen unseres Planetensystems angemessen. Wie! wenn wir eine Vorstellung von den Zahlen hätten, welche die Dauer, die Wandlungen und Umwälzungen der Sonnen und Sonnensysteme bestimmen! Beobachtungen der neuern Astronomie können uns lehren, was die Zahlen der Zeit für diese Körper wären. „Ein Stern aus dem Sternbild des Schwans", sagt Arago, „entfernt sich alle Jahr in gerader Linie mehr als fünf Sekunden von seinem Platze; in der Entfernung, die uns davon trennt, entspricht eine Sekunde wenigstens acht Milliarden Meilen; also durchläuft dieser Stern jährlich wenigstens 40 Milliarden Meilen; und doch nannte man ihn erst kürzlich noch einen Fixstern."

Gehen wir aber dieses Chaos weg, und suchen wir die Periode, wo vegetabilisches und animalisches Leben sich zeigen konnte. Um von der mittleren Temperatur von 100 Graden (es ist hier nur von der Oberfläche

die Kälte) bis zur mittleren Temperatur von 15 Graden zu kommen, welche die Erde jezt hat, brauchte sie mehrere Millionen Jahre. In diesem Zeitraume nun erschienen lebende Wesen. Aber man muß bemerken, daß die Pole die ersten bewohnbaren Gegenden waren. Die mittlere Temperatur des Aequators ist 18 Grade über, die der Pole 16 Grade unter Null. Also ist zwischen diesen beiden Gegenden eine Differenz von 44 Graden; so daß, wenn der Pol eine Hitze von 30 Graden hatte, welche man für verträglich mit dem Fortkommen des Menschen und der Thiere, seiner Zeitgenossen, hält, der Aequator 60 Grade hatte, eine Temperatur, welche für alle jezt lebende Wesen durchaus unerträglich ist.

Alle Klimate von den Polen an hatten nach und nach die Temperatur, welche jezt unter dem Aequator herrscht; und die Thatsache, worauf die Theorie so bestimmt hinweist, wurde durch die Untersuchungen der Botanik bestätigt: man hat in den an der Oberfläche der Erde befindlichen Lagern eine antike Flora entdeckt, wie man eine untergegangene Thierwelt gefunden hat.

So sezt der Palmbaum wenigstens eine mittlere Temperatur von 21 Graden des hunderttheiligen Thermometers voraus, also z. B. das Klima von Palästina; und da man nur in der Umgegend von Paris Stämme davon antrifft, so kann man der Botanik aufs Wort hin glauben, wenn sie behauptet, daß diese Oerter einst eine mittlere Temperatur von 22 oder 25 Graden hatten: eine schon auf anderem Wege durch die mathematische Theorie der Hitze, deren Schöpfer Fourier ist, festgestellte Thatsache.

Die vormalige Hitze der Zonen, welche nun kalt oder gemäßigt sind, hat eine Menge Vermuthungen über die Veränderungen in der Axe der Erde und ihre Stellung zur Sonne aufgebracht; jezt erklärt man sich die Sache aufs Einfachste: alle Punkte der Erde sind von der Temperatur, welche die Körper in der Schmelzhitze haben, zu der übergegangen, welche sie jezt haben, und die ersten bewohnbaren, d. h. die ersten erkalteten, Orte waren die Polargegenden oder die Gipfel der durch die Erhebung der Erde von Unten nach Oben — das zweite Prinzip der Geologie — gebildeten Gebirge, wenn anders die jezigen Gebirge, unsere Alpen, unsere Cordilleren, unsere Himalayas, damals schon vorhanden waren, als das erste Leben sich zu offenbaren anfing.

So ausgemacht auch diese Bewegungen des Bodens und die dasselbe begleitenden Veränderungen sind, so glauben wir doch nicht wie Cuvier, daß sie die Ursache des Todes und Verschwindens der vegetabilischen und animalischen Bevölkerungen waren, welche im Laufe der Zeiten auf einander folgten; aber wir werden mit Fourier zugeben, daß die Beschaffenheit der Orte, wo diese Bevölkerungen versenkt wurden, indem sie sich mit der Temperatur, welche allmälig niederer wurde, änderte, die Vernichtung der einen bestimmte und das Aufleben der andern zuließ; denn nur so kann man das Verschwinden ganzer Gattungen, und die Erscheinung neuer Gattungen begreifen. Gleichwohl hindert uns Dieß nicht, die Arbeiten Cuviers zu bewundern, die uns eine so treffliche Erklärung der Organisation der untergegangenen Thiere, welche man in fossilem Zustande in den Secundärlagern findet, geben können.

Die Räume des Himmels haben einen vollkommen sich gleich bleibenden Thermometerstand, weil er auf der Ausstrahlung aller Gestirne beruht, gegen deren ungeheure Massen und unermeßliche Entfernungen die Dimensionen unseres Sonnensystemes verschwinden. Diese schöne Entdeckung,

welche man Fourier verdankt, verbreitete Licht über viele Fragen: nun begreift man, daß die von der Sonne entferntesten Planeten eine dem Leben organisirter Wesen angemessene Wärme haben; und selbst der Uranus, welcher an die äußersten Grenzen des Sonnensystems gestellt ist, kann da er schon die planetarische Wärme hat, mit Hülfe einer Atmosphäre eine Temperatur gewinnen, welche uns ähnlichen lebenden Wesen den Aufenthalt daselbst gestattet.

Nicht nur auf unserer kleinen Erdkugel, sondern auch in den unbegrenzten Regionen des Weltalls folgen sich unaufhörlich neue Schöpfungen. Bei Beobachtung der Nebelflecken hat Herschel wahrgenommen, daß sich durch die Verdichtung der Substanzen, aus welchen die Nebelflecken bestehen, unaufhörlich Sterne bilden; und ohne Zweifel haben sich auch unsere Sonne und ihre Planeten auf diese Weise gebildet. Die Gesetze der Anziehung, welche unser ganzes Sonnensystem regieren, werden auch außerhalb dieses Systems noch als wahr anerkannt. Sie sind es, welche auch den Lauf der Sterne bestimmen; und Savary konnte mit Hülfe dieser Gesetze die Bahnen der Doppelsterne feststellen. So sieht man also, daß der Stoff und die Kräfte, die ihn beherrschen, die nämlichen sind innerhalb der Grenzen unseres Sonnengebietes und außerhalb desselben. Nicht zu gewagt wäre es vielleicht zu sagen, daß, wenn unser Verstand bis in die entferntesten Grenzen des sichtbaren Universums Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen mit Dem, was hier besteht, begreifen konnte, diese Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zu der Annahme berechtigen, daß die in jenen Welten vertheilten Geister und Intelligenzen nicht wesentlich von den unserigen verschieden sind, weil da, wo die Gesetze der äußeren Natur im Allgemeinen die nämlichen sind, auch die des Geistes nicht durchaus unähnlich seyn können.

Die Vorstellung von einer zusammenhängenden und stetig fortschreitenden Schöpfung wird wohl die Vorstellung von einer plötzlichen und im Augenblick vollzogenen Schöpfung ersetzen können; denn wenn die Dauer eines Tages zu lang erscheint für die Allmacht, so erscheint die Dauer von mehreren Millionen von Jahrhunderten im Gegentheil nur als ein Augenblick, wenn man bedenkt, daß es für Gottes Ewigkeit keine Zeit gibt.

Die Erde gehörte in der ältesten Zeit, in welcher die Geologie sie entdeckt, in die Klasse der leuchtenden Gestirne. Ihre Oberfläche war glühend und wahrscheinlich im Flusse; ihre glühende und mit Dünsten beschwerte Atmosphäre, welche den Brand ihrer Oberfläche wie eine Strahlenkrone zurückfallen ließ, erstreckte sich wohl weit über die Grenzen hinaus, welche sie nun einnimmt. Man kann nicht mehr daran zweifeln, daß die Hitze damals so stark war, daß nirgends Regen fallen konnte; der Ocean blieb also in den Lüften, und war noch nicht zu Wasser geworden. Die einzigen Erscheinungen dieser Epoche oder des ersten Zeitalters, von welchem Spuren auf uns gekommen sind, bestehen in der Bildung jener ungeheuren Schiefer- und Gneißblöcke und anderer krystallartiger Felsen, welche man überall antrifft, wo der Kern der Erde bloß liegt und wo man die späteren Lager bis auf denselben durchbohrt hat. Keine Spur lebender Wesen hat sich in diesen Lagern erhalten, und Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß schon damals solche bestehen konnten. Es gab damals Nichts auf der Oberfläche, was nicht innigst mit der ganzen Masse verbunden gewesen wäre; und selbst noch kein Wasser war da, um von der Rinde einzelne Bruchstücke

und Kiesel loszumachen; es gab nur Ein Leben, das mineralische Leben, und nur Ein Prinzip der Erscheinungen, das chemische.

Im folgenden Zeitalter, der Sekundärperiode, ist die Erde nicht mehr ausschließlich in der mineralischen Thätigkeit begriffen; der Ocean tritt auf und nimmt einen beträchtlichen Raum auf ihr ein. Die Temperatur fing damals an, sich so weit zu vermindern, daß Gewässer, ohne Zweifel denen gleich, welche wir warme mineralische nennen, sich über die Erde ausbreiten konnten; und da diese beinahe noch ihre ursprüngliche sphäroidische Gestalt hatte, so bildeten jene darauf eine Schichte, welche sie beinahe ganz durchweichte; einige zerstreute und nicht häufige Ausbrüche und Sprudel bildeten Inseln. Das mineralische Leben war überhaupt Anfangs noch sehr thätig, und die krystallartigen Bildungen fingen an, über der Oberfläche in dem durch das Meer abgelagerten Niederschlag sich zu entwickeln. Es war noch keine Ruhe eingetreten, wie der Umsturz der Schichten und die Anhäufungen von zermalmten und umhergerollten Steinen zeigen. Die Stürme der Atmosphäre übertreffen alle unsere jetzigen Vorstellungen. Dessen ungeachtet wohnten schon Thiere in den Gewässern und Pflanzen zeigten sich auf den Inseln. Ihr Bau war einfach und ihr Leben nicht so zart, daß sie inmitten der sie umgebenden Ereignisse nicht hätten bestehen können. Die Spuren dieser ersten Wesen, haben sich in dem Innern der Sand- und Kalksteine, welche zu ihrer Zeit durch das Meer abgelagert wurden, erhalten. Die Pflanzen gehörten den Familien der Meergräser, der Equisetaceen, der Farrnkräuter an. Die Zoophyten, Asträen, Madreporen, Lithodendrons und viele Andere hoben, wie jezt noch, Felsenriffe in den Gewässern empor; gewisse Mollusken hielten sich auf dem Grunde auf; andere, wie die Orthoceratiten, die Ammoniten u. s. w., schwammen frei auf den Wellen; von einer eigenthümlichen Familie von Crustaceen, die nicht bis auf uns gekommen ist und eine Menge Species zählt, von Trilobiten wimmelte es an gewissen Orten; endlich gab es auch schon einige Fischarten. Das sind die Wesen, deren Ueberreste wir finden, wenn wir den auf der Rinde der Erde beim Anfang der Sekundärperiode abgelagerten Niederschlag untersuchen. Von dieser geheimnißvollen Schar waren die elementarischen und einfachsten ohne Zweifel zuerst; aber woher kamen diese ersten lebenden Wesen? Ohne Zeugung aus dem Nichts hervorgegangen, welchem Leben hatten sie also ihren Ursprung zu danken? Was gibt es für eine Antwort auf diese Frage, wenn sie nicht entstanden sind, wie die Erde entstand, die keinen andern Vater kennt als Gott?

In der Tertiärperiode stellt sich, da die eben angeführten Kräfte fortwährend wirksam sind, das Continentalelement vollkommen dar. Die gegenwärtigen Landstriche mit ihren Haupterhöhungen sind beinahe ganz außerhalb des Wassers; buchtenreiche Meerbusen und tiefe Meere treten scharf heraus; Salz- und Süßwassersee'n sind im Innern vertheilt; große Flüsse mit ihren periodischen Zuflüssen kommen von den Bergen herab und durchkreuzen die Ebenen. Die Länder haben ihre Klimate, die Jahre ihre Jahreszeiten. Die Thiere und Pflanzen sind geographisch nach jedem Landstrich stufenweise geordnet. Die große Klasse der Säugethiere, die schon versuchsweise aufgetreten war, nimmt nun bestimmt ihre Stellung in der Schöpfung ein und bevölkert die Felder. Unter diesen Wesen gehören die Arten, welche auftreten, Geschlechtern an, welche sich nicht bis auf unsere Zeit erhalten haben; ihre Skelette, einst durch die Wasser fortgeführt, finden

sich wieder in den Ablagerungen dieser Periode und charakterisiren si
Die ältesten sind mäuseartige Beutelthiere *), Anoplotherien, Paläoth
rien, Lophiodonten; hernach Anthracotherien, Mastodonten, Rhinoceross
Flußpferde, Biber; endlich Elephanten, Bären, Löwen, Hyänen, Hirsch
Ochsen, Pferde u. s. w. Es gibt Vögel in den Wäldern; zahlreiche In
sekten hüpfen auf den Pflanzen, und Gewürme kriechen im Grase. Di
Meere haben ihrerseits neue Mollusken und Fische empfangen; sie fülle
fortwährend die Trümmer an ihren Ufern und auf dem Grunde ihre
Becken mit dem Thon, Sand und Kalk aus, welchen sie zu gleicher Ze
dort ablagern. Uebrigens hatte die mineralische Thätigkeit nicht aufgehört
wie in der vorhergehenden Periode bildeten sich noch zuweilen krystallartig
Gesteine auf der Oberfläche; auf einigen Punkten waren vulkanische Mün
dungen aufgebrochen und fingen an zu speien. Endlich da die Erdhüll
sich fortwährend zusammenzog, hatte sich das Sphäroid mit neuen Thäler
und neuen Berghöhen durchfurcht. Was waren die Umwälzungen, di
diese wilde Epoche beschloßen? Was waren die Ursachen, welche auf s
viele Länder von den fernsten Gipfeln losgerissene Felsstücke trugen
Diese unregelmäßigen, in den nördlichen Gegenden zerstreuten Blöcke, we
von einige bis an 300,000 Kilogramme wiegen und deren Umfang meh
als 1000 Cubikmeter beträgt, sind die stummen Zeugen einer großen Kata
strophe, welche in dieser Zeit einen Theil des Festlandes durchfegte un
ihre rohen Bewohner zu Tausenden in dem Kiese begrub, welchen sie mi
sich schleppte. Wir reisen von einem Gebiet in das andere, ohne di
Spuren dieser unermeßlichen Kräfte zu verlieren, vor welchen unsere Einbi
dungskraft erstaunt; wir versuchen es mit Theorien, aber wir sind weder i
Stande, die Ursachen genau zu bestimmen, noch den Grund davon anzugeben
Das ist der Jammer der Geologen: der Mensch war damals noch nicht vorhanden

Wollen wir das Maß der Zeit finden, welche verflossen ist, seitdem
unsere Festlande ihre gegenwärtige Gestalt angenommen haben, d. h. sei
der lezten Umwälzung, welche die Oberfläche unserer Erdkugel bedeuten
verändert hat, so ist es nöthig, die Geologie der vierten Periode von
Reboul, korrespondirendem Mitgliede des Instituts, auseinanderzusetzen
Dieses neue Werk ist von hoher Bedeutung, und was auch immer unser
und unserer Leser Ansichten sein mögen, es ist von Wichtigkeit, die Theori
dieses Gelehrten kennen zu lernen.

Die meisten Flüsse führen, wie Jedermann weiß, auf ihrem Lauf
unter der Gestalt von Sand oder Schlamm, Theile von den Ländern mi
sich, welche sie bespülen. An den Stellen, wo die Schnelligkeit ihrer Strö
mung sich vermindert oder wo sie in Meere oder in See'n sich ergießen
lagert sich dieser Koth und Kies ab und bildet fortwährende Anhäufungen
deren ganze Ausdehnung und jährlicher Zuwachs sich leicht berechnen läßt
Das sind die Hauptgrundlagen der geologischen Chronologie der neuen
Periode. Einer der merkwürdigsten und zu gleicher Zeit für Berechnungen
dieser Art bequemsten Flüsse ist der berühmte Nilfluß, welcher Egypten
durchströmt. Die Alten wußten schon, und Herodot bezeugt es in seine
Geschichte, daß der Boden von Egypten gänzlich durch die Anspülungen
dieses Flusses gebildet wurde. In der That zeigen Ausgrabungen, welch
bis auf eine ziemlich bedeutende Tiefe im Thal gemacht wurden, eine

*) Eine Art Beutelthier von der Größe der Beutelratte.

Boden, der ganz theils aus Schlamm-, theils aus Sandlagern besteht, die nichts Anderes sind als die Ueberbleibsel der periodischen Ueberschwemmungen. Die Priester von Memphis erzählten, daß zur Zeit des Königs Menes das ganze Land von Theben bis zum Meere, d. h. eine Strecke von beinahe sieben Tagereisen zu Schiffe, ein ungeheurer Morast war, der allmälig durch das auf jene Art herbeigeführte Land ausgefüllt wurde. Herodot hatte aus seinen eigenen Beobachtungen geschlossen, daß es sich mit den oberen Theilen des Thales, bis auf drei Tagereisen zu Schiffe, oberhalb Theben ebenso verhalten dürfte. Auch bemerkt er sehr richtig, daß der Nil, wenn er sich, anstatt ins mittelländische Meer auszumünden, ins rothe Meer ergießen würde, nicht mehr als 10,000 Jahre nöthig hätte, um dieses enge und nicht sehr tiefe Meer gänzlich auszufüllen. Könnte man der Chronologie der egyptischen Dynastien vollständigen Glauben beimessen, so wäre Menes, der 12,000 Jahre vor Herodot gelebt haben soll, ein trefflicher Punkt, von dem aus man die Fortschritte der Anspülungen des Nil berechnen könnte; aber unglücklicherweise kann man die Epoche dieses Königs nur als Etwas ansehen, wodurch in der menschlichen Tradition ein sehr hohes Alterthum angedeutet wird, und nicht als eine genaue Zeitangabe. Die einzigen gegebenen Thatsachen, welche man hat, um das Vorrücken des Landes in hundert Jahren zu bestimmen, schreiben sich aus der Zeit der Kreuzzüge her; sie zeigen, daß das feste Land dem Meere in hundert Jahren ungefähr tausend Meter abgewinnt; dabei aber darf man nicht vergessen, daß dieses von Cuvier angenommene Maß als zu hoch angenommen erscheint, und daß Viele geneigt sind, zu glauben, daß das Vorrücken des Ufers weit weniger schnell vor sich gehe. Wie Dem auch seyn mag, man muß, da eine Tagereise zu Schiffe bei den Alten 540 Stadien (*54,000* Meter) betrug, die Zeit, welche nöthig war, um eine Tagereise weit auszufüllen, auf wenigstens 5000 Jahre, oder die, welche erfordert würde, um sieben Tagereisen weit, d. h. den egyptischen Meerbusen von Theben bis ans Meer, auszufüllen, auf 35,000 Jahre zu berechnen. Berechnen wir die zur Ausfüllung des oberhalb Theben gelegenen Theiles erforderliche Zeit nur auf 5000 Jahre, so finden wir im Ganzen einen Zeitraum von mehr als 40,000 Jahren, welche der Nil brauchte, um das zur Bildung des gegenwärtigen Bodens von Egypten erforderliche Land herbeizuschaffen. Vergleichen wir diese Zeitdauer mit der unserer politischen Revolutionen, so erscheint sie uns ungeheuer, und doch ist sie ganz gewiß noch unter der Wirklichkeit, denn es liegt dabei eine sehr ungenaue Schäzung des Ausfüllungsprozesses zu Grunde, indem ihr zufolge in den 2300 Jahren seit Herodot Egypten mehr als fünf Lieues weit in das Meer vorgerückt seyn müßte, was gewiß nicht Statt gefunden hat.

Becquerel, Mitglied des Instituts, hat es mit einer andern Berechnung von sehr sinnreicher Art versucht. Da er bemerkt hatte, daß die Granitfelsen von Limousin auf der der Berührung der Luft ausgesetzten Seite einer langsamen und stufenweisen Zersetzung unterworfen seyen, so unternahm er es, die Schnelligkeit derselben zu berechnen. Da die Zeit der Erbauung der Kathedrale von Limoges bekannt ist, so beobachtete er auf ihren äußeren Mauern an der am wenigsten vor dem Wetter geschützten Stelle eine beinahe fünf Linien tief gehende Zersetzung; was in tausend Jahren etwas mehr als einen Zoll betragen würde. Nun ist an den Felsen, welche das Land bilden, die Zersetzung überall auf fünf Fuß Tiefe

eingedrungen; es würde also, wenn die Beobachtung genau ist, mehr al 60,000 Jahre her seyn, daß die gegenwärtige Oberfläche dieser Felsen de zersetzenden Thätigkeit der Luft preisgegeben ist *).

Die allgemeinen Formen der Kontinente, von welchen der Lau und die Richtung der Flüsse abhangt, sind also weit älter, als ma meistentheils glaubte. Die Zeitrechnung der Ueberlieferung ist nu ein Augenblick gegen die Chronologie der Erde. Man hält die Vereini gung der Menschen in Gesellschaften für alt, wenn man in den Räume der Vergangenheit nur auf die Zeit sieht, der sie angehören; aber ma erkennt bald, daß diese Gesellschaften jung und von gestern her sind, wen man ihre Geschichte mit der Geschichte der Erde vergleicht, auf welcher si sich niederließen und wo die Menschen so lange haben wohnen können, eh die ersten Anfänge ihrer Civilisation und ihrer mündlichen und schriftliche Ueberlieferungen beginnen.

Die Fossilien sind die Ueberreste ehemals lebender Wesen; sie sind ein Art von Denkzeichen, welche uns die Natur als ein Zeugniß frühere Lebens und als einen Beweis der Veränderungen, die mit dem Bode unserer Erdkugel vorgegangen sind, zurückgelassen hat.

Man kann alle Entdeckungen, welche Cuvier durch sie gemacht hat unter vier große geologische Wahrheiten ordnen, welche sämmtlich äußers folgenreich sind:

1) Die organisirten Wesen oder Wirbelthiere, deren Ueberreste ma in den verschiedenen Schichten findet, woraus die von den Geologen soge nannten Sekundär- und Tertiärlager bestehen, unterscheiden sich immer nach Gattungen und oft auch nach Geschlechtern von den jezt auf der Oberfläch der Erde lebenden Wesen. Diese Thatsache scheint uns durch die zahlreiche Schriften des Verfassers über die fossilen Wirbelthiere hinlänglich erwiesen; Schriften, denen er oft zoologische und anatomische Untersuchungen übe Thiergeschlechter vorangehen lassen mußte, die denen, womit er sich beschäf tigte, analog oder verwandt sind, und worin man immer jene umfassend Gelehrsamkeit, jene lichtvolle Kritik, jenen Scharfblick im Wahrnehmen un Zusammenstellen findet, wodurch sich dieser Gelehrte so glänzend hervorthat

2) Die zulezt untergangenen Thiere unterscheiden sich nur sehr weni von den gegenwärtigen; weit mehr aber die, welche früher untergegange sind; die Verschiedenheiten nehmen auch um so mehr zu, je tiefer man i die Vergangenheit zurückgeht; und je größer der Zeitraum ist, welcher sei jener Vernichtungsperiode verflossen ist, um so größer ist auch der Unter schied der Thiere untereinander.

Sonderbar ist es, daß bei jeder großen Revolution, wie es schein neue, vollkommnere oder wenigstens auf der Stufenleiter der Organisatio höher als die früheren stehende Wesen zu der allgemeinen Masse hinzu traten. So findet man Zoophyten in den Lagern, wo es noch kein

*) Beiderlei Rechenexperimente von Rebouf und Becquerel erscheinen völlig haltlos, wen man, was man muß, annimmt, daß die ausfüllende Thätigkeit des Nil wie der Zersetzungsproze des Granits Anfangs schneller von Statten ging und im Fortgang immer mehr nachließ. Di Wellen des Nil spülten in den ersten Jahren seiner Entstehung, wenn man so sagen will, ein bei Weitem größere Masse lockerer Geschiebe in den Meerbusen, welcher ehmals das Nilth bildete, als dieß jezt in Jahrhunderten der Fall ist. Ebenso war die zersetzende Thätigkeit, welch die Luft an dem Granit von Limonsin ausübte, in den ersten tausend von jenen 60,000 Jahre bei Weitem wirksamer als in den lezten, weil in jenen die Luft noch weit mehr mit korrosive Gasen geschwängert war. Endlich ist in der kühnen Rechnung gar kein Maß und Verhältni zu bemerken, in welchem die Zersetzung des Granits von Außen nach Innen fortschreitet, da e damit doch immer langsamer geht, je weiter sie von der Oberfläche, d. h. von der Berührung de Luft, sich entfernt. Anm. d. Uebers.

Muscheln gibt; Muscheln und gelenkschalige Thiere in den Lagern, wo es noch keine Wirbelthiere gibt; Fische in den Lagern, wo es noch keine Säugethiere gibt; eine große Anzahl Säugethiere in den Lagern, wo es noch keine vierhändigen Thiere und Menschen gibt.

Diese Thatsache würde den Philosophen, wenn er aus der Ideenreihe, die uns beschäftigt, heraustreten wollte, zu tiefsinnigen Betrachtungen über jene Art von Nothwendigkeit führen, welche, so zu sagen, die geistige Natur hinreißt, in die Fußstapfen der physischen zu treten, so daß, wenn man die verschiedenen Lebensweisen der Völker, ihre verschiedenen Verfassungen historisch überblickt und zugleich den Bau unserer Erdkugel ins Auge faßt, man Ereignisse finden könnte, die auf beiden Gebieten sich gleich sind. So würden wir bemerken, daß es in der Welt keine Veränderungen gibt, die unmerklich und ohne Erschütterungen vor sich gehen. Die, welche mit unserer Erdkugel, so wie die, welche mit der menschlichen Gesellschaft vorgegangen sind, wurden von großen Katastrophen begleitet. Einerseits hat, so oft ein höherer Grad von Organisation im Thierreiche eingetreten ist, die Erde sich wieder mit Gewässern bedeckt, sind die Berge eingestürzt, haben sich die Ebenen emporgehoben, wurden die lebenden Wesen, welche den Boden bewohnten, sämmtlich ertränkt, zertrümmert und zerdrückt; ihr untergegangenes Geschlecht ließ als Zeugen ihres Verweilens auf der Erde nur einige Knochenbruchstücke zurück, welche sich unter den Massen, die über sie herstürzten, erhalten haben. Andererseits können die Völker, so oft sie einen Schritt in der Civilisation vorwärts thun, so oft sie ihre Lage verbessern wollen, Veränderungen nur durch Anstrengungen, durch nicht minder furchtbare Revolutionen erlangen; wenn nun gleich die Geschlechter nicht verschwinden wie in den Revolutionen der Natur, so vertilgen blutige Opfer ganze Familien, die keine andere Spuren ihres Daseyns hienieden zurücklassen als ihre Thaten, welche, wie die in dem Schoße der Erde verscharrten fossilen Ueberreste, von der mehr oder minder erhabenen Natur Derjenigen zeugen, von denen sie herrühren.

3) Bis Jezt hat man noch keine menschlichen Gebeine unter den eigentlichen Fossilien gefunden, wenigstens nicht in den geologisch bekannten Gegenden, deren Anzahl nicht gering ist; und Alles bestätigt die Vermuthung, daß man auch anderswo keine finden werde. Zu bemerken ist, daß man, eben so wenig als Menschen, auch keine vierhändigen Thiere gefunden hat.

4) Nicht alle Schichten, woraus die Kruste unserer Erdkugel besteht, wurden vom Meerwasser gebildet; auch die süßen Wasser haben Ablagerungen gebildet, die von Resten organisirter, in Flüssen und auf dem Lande lebender Körper durchdrungen sind, und mit welchen solche abwechseln, die das Meer abgelagert hat. Dadurch werden die Schichten in zwei Klassen unterschieden, in Seewasser- und in Süßwasserschichten. Dieß ist ein unbestreitbares Ergebniß der schönen Arbeit Cuviers und Brongniarts über die Geologie der Umgebungen von Paris *).

Wahrscheinlich gibt es in den verschiedenen Kontinenten eine Menge abgegrenzter Becken wie das der Umgebungen von Paris, und es wäre wichtig, sie in der Art Cuviers und Brogniarts zu beschreiben, d. h. die Natur der verschiedenen Lager, aus denen sie bestehen, ihre gegenseitige Lage und ihre Analogie mit den bereits bekannten zu bestimmen. Jedes

*) S. den II. Band der Recherches sur les ossemens fossiles, par Cuvier, 5 vol. in 7 tom. in 4.

dieser Becken schließt vielleicht Ueberreste von Thieren in sich, die in de lebenden und auch in der fossilen Welt bisher unbekannt sind.

Das Studium der Sekundärlager ist kaum erst angefangen. Ma muß erst suchen, jene Reihe organisirter Wesen, jene Pflanzen, je Zoophyten, Mollusken, Fische, Reptilien und Säugethiere kennen zu lerne welche in den Schichten der Oberfläche unserer Erdkugel begraben liegen.

Wir werden wenigstens daraus ersehen, welchen Weg die Natur b der Schöpfung der organisirten Wesen eingeschlagen hat, und das allmälig Fortschreiten erkennen, das sie sich zur Regel gemacht hat, um vom Zo phyten bis zum Menschen zu kommen, ein Fortschreiten, das imme merkwürdig bleibt, welche Vorstellung man sich auch von der Natur dies Wesen und der des Schöpfers machen mag. Schon aus Dem, was wi über die Knochen der Wirbelthiere berichtet haben, und aus anderen We ken über andere Fossilien ergibt sich — obschon man es noch nicht nac weisen kann, — daß die Zoophyten die ersten lebenden Geschöpfe ware entweder weil die Beschaffenheit der Flüssigkeiten und der Atmosphäre ande nicht zuließ, oder weil die schaffende Kraft ihrer Intensität und Vollkon menheit nach mehrere Grade gehabt hat. Das Leben war schon vorhande aber es war ein unbestimmtes Leben, ohne Sensibilität *). Später stellte die Insekten eine höhere Stufe von Organisation dar; die Sensibilitä trat in der Welt auf; aber sie war noch in sehr enge Grenzen eing schlossen. Kurz darauf kamen die Fische, das Leben offenbarte mehr Kraft allein es äußerte sich noch als ein blindes, seelenloses Empfinden, als ei reiner Instinkt. Etwas später wurden die Inseln und Ufer mit Reptilien Wesen von geringer geistiger Potenz, aber wahrscheinlich den einzigen b völkert, welche der damals noch wilden Natur entsprachen. Die Erde hat sich nach und nach verschönert; erhabenere Gäste, die Säugethiere, wurde ihr geschenkt; zulezt kamen die vierhändigen Thiere. Endlich als sie i der majestätischen Schönheit auftrat, in der wir sie kennen, als die Frucht barkeit ihres Bodens Millionen von Wesen nähren konnte, welche i Stande waren, ihre Schönheit zu würdigen, sie zu erforschen und kenne zu lernen, wurde der Mensch, zulezt von den erschaffenen, großen, lebende Wesen, auf ihre Oberfläche gesezt, und da beginnt das vierte Zeitalter der Erd

Wir haben gesehen, daß das menschliche Geschlecht nicht gleichzeitig i mit dem Planeten, den es bewohnt, und daß es nach den übrigen lebende Wesen in einer Epoche, die nicht so gar weit zurückliegt, auf demselbe erschien. Alles, was wir von der Urgeschichte der Menschheit wissen, b weist uns, daß sie lange Zeit schwach war neben den großen Erscheinun gen, welche auf der Erde vorgingen. Ausgetretene Flüsse, grenzenlo Moräste, kalte und tiefe Wälder, reißende Thiere, zahllose Insekten machte dem Menschen eine Welt streitig, deren König er sich noch nicht nenne

*) Unter Sensibilität versteht man dasjenige Prinzip des Lebens in den Naturwesen, welch dieselben aus der Pflanzen- in die Thierwelt versezt. Geschöpfe mit Sensibilität offenbaren nic bloß ein Leben in sich, sondern gehen aus sich heraus und treten somit in einen Gegensatz m der Außenwelt. Das thierische Leben kommt zu Stande, indem sich die Sensibilität in versch dene Organe verkörpert, welche zur Wahrnehmung der Außenwelt und zur Gegenwirkung a sie bestimmt sind. Sie bedingt in jedem lebenden Körper die Verrichtungen, die Gestaltung u Ernährung, so wie das In-Gegensatz-treten mit der Außenwelt. Jene, die niedere Sensibilitä ist den Organen eigen, welche der Bildung und Erhaltung des Körpers gewidmet sind, die ander höhere, nach Außen gekehrte, nimmt die Gegenstände der Außenwelt auf und vereint sie mit si als Anschauungen und Vorstellungen. — Im engeren Sinn versteht man unter Sensibilität da Empfindungsvermögen, insofern dieses an die Nerven gebunden ist, Nervenempfindlichkeit. I obigen allgemeinen Sinne ist sie das Prinzip alles thierischen Lebens überhaupt.

Anm. d. Uebers.

konnte. Aber endlich entwickelte sich sein Geist, er stellte sich an die Spitze der organisirten Schöpfung, denn Dieß war seine Bestimmung. Der Mensch sollte sich die anderen Wesen unterthan machen; er sollte seine eigenen Kräfte in Verbindung mit den Kräften der Natur, die ihm sein Geist enthüllte, anwenden, um die Harmonie unter den verschiedenen Gattungen von Geschöpfen zu erhalten, die schwachen Geschlechter zu beschützen, zu verhindern, daß die stärkeren zu sehr überhand nehmen, die Schönheit, die Frische und den lachenden Anblick der Felder erhalten, indem er vertrocknete und faulende Pflanzen entfernte, Kanäle grub, daß stauende Wasser ablaufen konnten, indem er Dämme gegen verwüstende Ströme errichtete und indem er jene Paläste, jene Tempel, jene Städte erbaute, die als würdige Früchte der Anstrengungen seines Fleißes und Nachdenkens sich kund thun. So ist der Mensch als denkendes, geselliges und der Vervollkommnung fähiges Wesen das erste unter allen. Er ist das Meisterstück der Schöpfung; er begreift die Natur und erhebt sich in seinem Gefühle, in seinen Gedanken zu Gott. Aber der Mensch ist ein endliches Wesen: Gott allein ist unendlich.

Wäre der Mensch persönlich unsterblich, so würde Das kein Beweis seyn, daß es die Menschheit auch sey. Die Menschheit ist Nichts als ein Klumpen beweglicher Monaden, die an die Oberfläche eines Planeten gebunden sind, der im Raume mitten im Strudel aller anderen umherirrt. Was bürgt ihr dafür, daß jene Gestirne, die über ihrem Haupte schweben und sich bewegen, immer nur wohlthätig für sie seyen und daß nicht dereinst ein fremder und drohender Kreislauf die Bahn durchkreuze oder streife, in welcher sie sich bewegt? Und wenn einst die Meere sich erheben, und der Ocean an seine Quellen zurücksteigt und die Gipfel der Berge niederreißt, was kümmert es die äußere Natur, wenn Städte verschlungen und Völker vertilgt werden? Was wird dann aus unserem Stolze werden, was aus den Meisterstücken, welche die Schrift zu verewigen glaubt? Die Werke des Menschen werden mit ihm zumal untergehen. Wir sind nichts Anderes in dieser Welt als jene Gesellschaften von Insekten, welche, von einem schönen Tage gelockt, sich vereinigen, um in Gemeinschaft zu leben, zu zeugen, schnell sich zu vermehren, bis eine Trockniß, ein Sturm, ein Gewitter sie verzehrt, zerstreut, vernichtet, ohne daß man es vorhersehen konnte und ohne daß am folgenden Morgen von der gestrigen Gesellschaft etwas Anderes übrig bleibt als der armselige Platz, welchen sie einnahm. Beim Menschen wie beim Thier wird die moralische durch die physische Welt beherrscht, und in dieser Welt, deren Uebermacht uns zu verhängnißvollem Gehorsam zwingt, findet alles Uebrige sein Ende und seinen Ausgangspunkt. Aber Gott ist der Anfang und das Ende. Vertrauen wir also ruhig auf jene göttliche Einheit, aus welcher Alles hervorgeht, in welcher Alles athmet und in welche Alles zurückkehren soll *).

*) Das System des Materialismus ist unter den französischen Naturforschern seit langer Zeit eingebürgert. Der französische Verfasser dieser Abhandlung bekennt sich in vorliegenden Schlußgedanken zu diesem Systeme, womit er noch die Emanationslehre der Indier verbindet. Der Materialismus vermischt Geist und Materie, kennt also auch keine Unsterblichkeit der Seele, welche letztere demselben Schicksale wie die Materie, d. h. der Auflösung und Zerstörung, unterliegt. Die Rückkehr in die Einheit Gottes ist dem materiellen Pantheismus der Indier entlehnt.
Anm. d. Uebers.

Spezielle Geologie der Inseln.

Die unzähligen Inseln Polynesiens gehören nicht einer Urformation a und sind, mit wenigen Ausnahmen, durch vulkanische Thätigkeit entstanden In keinem andern Theile der Welt zählt man so viele feuerspeiende Berg Die vornehmsten sind: der Vulkan von Tofoa im Tonga-Archipel; di Ma-una-Vororai und der Kera-uia auf der Insel Ha-uai im Archipel diese Namens. Der Kera-uia hat die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß e nicht auf dem Gipfel eines Berges liegt, sondern in einer Ebene von mäßi ger Erhöhung, am Fuße des ungeheuren Kolosses Ma-una-Roa.

Alle Inseln des ungeheuren Polynesiens liegen mit Ausnahme Neu Seelands und seiner Anhängsel innerhalb der Wendekreise. Man kann di Inseln des Wendekreises in hohe und niedrige eintheilen.

Die hohen Inseln sind entweder mit Felsenriffen umgeben und haben Ebenen nahe am Meeresufer, oder sind sie auch wohl ohne Felsenriffe Taiti, alle Inseln des Archipels dieses Namens, Maitea, die höchsten Tonga-Inseln, z. B. Tongatabu, Guahet-Anamuka, gehören zu dieser Klasse

Unter die hohen Inseln des Wendekreises ohne Felsenriffe kann man die des Archipels von Nukahiva, Tofua und O-Ghao, zwei der Inseln de Tonga-Archipels, die niedrigen Ketteninseln, Tethoua, Tiukea, die Palmer stoninseln und den Archipel der niedrigen Freundschaftsinseln rechnen, und dazu muß man noch die meisten Carolinen, Pomotu und andere zählen.

Man erkennt auf den ersten Anblick die Verschiedenheit dieser Inseln die von so ungleicher Beschaffenheit sind *). Die niedrigen Inseln sind gemeiniglich schmale und zirkelförmige Korallenbänke, welche in der Mitt eine Art Lagune haben. Ihre Oberfläche bietet hie und da sandige Strecken dar, welche sich ein wenig über das Merkzeichen der hohen Fluth erheben und auf welchen Cocosnußbäume und einige andere Pflanzen wachsen; das Uebrige der Korallenbank ist so niedrig, daß sie das Meer oft bei den hohen, und von Zeit zu Zeit auch bei der niedern Fluth überströmt. Mehrere der großen Inseln dieser Art sind bewohnt. Die niedrigsten be suchen die Insulaner von Zeit zu Zeit, um zu fischen, Vögel zu tödten und Schildkröten zu jagen; mehrere sind bewohnt, ob sie gleich von Cocosnuß bäumen angefüllt sind und von Fregattevögeln, Seeraben, Meerschwalben, Seemöven und Sturmvögeln in großen Scharen häufig besucht werden.

Die Inseln des großen Oceans in der gemäßigten südlichen Zone sind die Osterinsel oder Vaihu und Neuseeland: alle diese sind hoch und nicht von Felsenriffen umgeben. Neuseeland hat sehr hohe Gebirge, wovon einige mit Wolken umzogen und mit Schnee bedeckt sind, und welche man in einer Entfernung von zwanzig oder dreißig Lieues sieht. Seine niederen Gebirge sind beinahe überall mit Holz und Waldung bewachsen. Der höchste Gipfel allein scheint unfruchtbar zu seyn.

Das Felsenriff, die erste Grundlage der polynesischen Inseln, wird durch Thiere gebildet, welche die Lithophyten bewohnen. Muscheln, Meergras, Sand, kleine Korallenstücke und andere Gegenstände häufen sich nach

---

*) Das Nachfolgende ist ein Auszug aus Forster mit den Zusätzen und Veränderungen des Verfassers von Oceanien.

und nach auf dem Gipfel dieser Korallenfelsen an, welche sich endlich über das Wasser erheben. Fortwährend häuft sich dieses Lager auf, bis ein Vogel oder die Wellen Samen von Pflanzen, welche an dem Meeresufer wachsen, dahin tragen. Nun beginnt ihre Vegetation. Diese Pflanzen erzeugen, indem sie alle Jahre verfaulen und wieder Samen hervorbringen, nach und nach eine Dammerde, welche sich durch Vermischung mit Sand in jeder Jahreszeit vermehrt. Eine andere Woge bringt eine Cocosnuß dahin, welche in den Fluthen lange Zeit ihre Keimkraft bewahrt, und auf dieser Art von Boden um so schneller wächst, als jeder gleich gut für sie ist. So kommt es, daß sich diese niedrigen Inseln auch mit Cocosnußbäumen bedecken.

Die Thierchen, welche diese Felsenriffe bauen, müssen ihre Wohnungen gegen die Wuth der Winde und den Andrang der Wellen schützen; aber da innerhalb der Wendekreise der Wind gewöhnlich von Einer Seite her weht, so treibt sie ihr Instinkt, nur die Bank auszudehnen, innerhalb welcher eine Lagune ist; sie erbauen also sehr schmale Felsenbänke, um sich im Mittelpunkte der Umzäunung einen ruhigen und geschüzten Raum zu sichern. Diese Theorie über den Ursprung der niedrigen Inseln des Wendekreises im Ocean scheint die wahrscheinlichste von allen zu seyn, welche man aufstellen kann.

Was die höheren Inseln betrifft, so findet man kaum Eine, welche nicht auffallende Spuren einer heftigen Umwälzung zeigt, die durch Feuer oder vielmehr durch einen Vulkan auf ihnen herbeigeführt wurde.

Man weiß, daß viele Inseln in Folge eines unterirdischen Feuers aus dem Meere emporgestiegen sind, wie z. B. Santorin und die beiden *Kamenis* im griechischen Archipel und die im Jahr 1740 im Azorenarchipel *gebildete Insel* *); sie scheinen eine Art von Vulkanen zu seyn, welche plötzlich *mitten* in den Wogen erschienen sind. Einige Inseln Polynesiens haben noch solche Feueröfen; andere haben nur eine Erhöhung und Spuren ehemaliger Vulkane; endlich gibt es solche, auf welchen man keine Spuren eines Vulkans antrifft, aber wohl einer heftigen Umwälzung in Folge eines Erdbebens oder eines unterirdischen Feuers. Zur ersten Klasse gehört Tafua; zur zweiten Maitea, Taiti, Huaheine, Ulietea, O-Taha, Bolabola, Mourua, Uaitahu oder Sainte-Christine und die übrigen Nukahiva-Inseln, und zur lezten die Insel Waihu.

Ich will nicht behaupten, sagt Forster, daß alle polynesischen Inseln ursprünglich durch Erdbeben und Vulkane entstanden sind; aber ich kann es von mehreren behaupten, ihrem äußern Anblick nach zu urtheilen, und ich bin gewiß, daß die anderen über dem Wasser waren, ehe sie diese Vulkane hatten, daß sie aber zum Theil durch unterirdisches Feuer verändert und umgekehrt wurden.

Forster sagt weiter darüber: „Der Anblick der Ufer der Insel St. Helena, besonders von dem Orte aus, wo die Schiffe Anker werfen, ist noch gräßlicher und unförmlicher als der von Ascension; aber weiter davon entfernt ist das Land weniger abschreckend, und die inneren Bezirke sind mit Pflanzen, Bäumen und Grün bedeckt. Jedoch erblickt man überall Spuren

*) Und endlich die Insel Julia im mittelländischen Meere, welche im Jahr 1822 erschien und kurz darauf unter den Wellen wieder verschwand. (Auch die Insel San Fernando, welche im Sommer 1831 bei Sciacca auf der Südküste von Sicilien entstand, aber im Herbst schon wieder untertauchte. — Anm. d. Uebers.)

einer durch Vulkane oder Erdbeben verursachten Zerstörung, welche vielleicht den größten Theil der Insel in den Ocean versenkt hat.

„Die Osterinsel oder Waihu ist von derselben Beschaffenheit. Alle ihre Felsen sind schwarz, verbrannt und porös wie Honigwaben; einige sehen ganz aus wie Schlacken; der Boden selbst, der die verbrannten Felsen nur spärlich bedeckt, ist ein brauner oder gelber Ocker. Wir haben viele verglaste Steine mitten unter der großen Menge von Steinen, welche die Insel bedecken, zerstreut gesehen; sie sind den Mineralogen unter dem Namen „isländische Agate“ bekannt, und man findet sie immer bei den Vulkanen oder an Orten, die ihrer Wuth ausgesezt sind; so kommen sie z. B. häufig in Italien und Sicilien, auf Island, bei den Vulkanen und auf der Insel Ascension vor.

„Die Insel Waihu hat nur wenige Pflanzen und keinen Baum, was auf einer Insel von solcher Ausdehnung, die schon so lange bewohnt ist und unter einem so schönen Klima liegt, merkwürdig ist. Als Roggeween sie im Jahr 1722 entdeckte, bemerkte er dort steinerne Säulen, welche wir wieder entdeckt haben und welche uns seit vielen Jahren erbaut zu seyn schienen. Die Herausgeber der Reise Roggeweens geben dieser Insel auch Waldungen. Es scheint also, daß seit dieser Zeit irgend eine Katastrophe eintrat, welche diese Waldungen zerstört und mehrere dieser ungeheuren Steinsäulen umgestürzt hat; in der That sahen wir einige auf der Erde liegen. Diese Katastrophe ereignete sich vielleicht im Jahr 1746, als Lima und Callao durch ein Erdbeben verheert wurden; denn bekanntlich werden Erdbeben oft auf sehr weite Entfernungen verspürt. Kapitän Davis verspürte eine bedeutende Erderschütterung, als er 450 Lieues vom Festlande Amerika's entfernt war; die heftigsten Stöße ebendesselben Erdbebens empfand man auch zu Lima und Callao.

„War die Insel Waihu zur Zeit Roggeweens mit Holz und Wald bedeckt? Einer der Herausgeber seiner Reise widerspricht am Ende seinem eigenen Berichte, indem er erzählt, es sey ein Mann an Bord gekommen, dessen Pirogue aus kleinen Stücken Holz, deren keines über einen halben Schuh lang war, verfertigt gewesen sey. Gerade so sind jezt noch die Piroguen, und es ist Dieß natürlich, da die Insulaner kein Holz haben. Ich muß noch beisetzen, daß alle Figuren und Säulen, die wir fanden, aus einem porösen Tuffstein gemacht waren, auf welchen das Feuer eine heftige Wirkung geäußert hatte. Diese Säulen waren schon zur Zeit Roggeweens da; also hatte das Feuer auf die Insel, seine Steine und Lager bereits seine Wirkung früher ausgeübt und die in Rede stehenden Umwälzungen waren vor dem Jahr 1722, da Roggeween seine Reise machte, eingetreten.

„Die Inseln des Wendekreises im großen Ocean bieten unzweifelhafte Spuren der nämlichen Umwälzungen dar, obgleich ihre gegenwärtige Kultur, der fruchtbare Boden, der ihre Oberfläche bedeckt, und die verschiedenen Pflanzen, welche sie erzeugen, zum Theil die Spuren dieser Umwälzungen verbergen, welche nur für ein an solche Untersuchungen gewöhntes Auge sichtbar sind. Die ausgehöhlten Gipfel der Piks von Maitea, Bolabola und Mourua, die zerborstenen Felsen im Innern von Tierrebu oder der kleinen Halbinsel von Taiti, so wie die schwarzen, porösen Felsen und die Lava von Tobreonu und den Marquisen sind für die Naturforscher und besonders für Solche, welche die Umgebungen von Vulkanen untersucht

ben, untrügliche Spuren solcher Umwälzungen. Ueberdieß zeugen die Marquisen- und Gesellschaftsinseln, so wie die Azoren im atlantischen Meere, von mehr oder minder großen Umwälzungen, welche sich in den ersten Zeitaltern ereignet haben. Aber wenn wir uns erinnern, daß Erdbeben und unterirdische Feuer zu allen Zeiten Inseln aus der Tiefe des Oceans emporgehoben haben; wenn wir die Geschichte des Ursprungs von Therasia, Hiera oder Santorin und Volcanello, oder der beiden Kamenis und einer zwischen Terceira und St. Michel gelegenen Insel lesen; wenn wir die Lager und die Gestalt dieser Inseln und einiger im atlantischen Meere und großen Ocean vergleichen; und wenn wir erwägen, daß einige dieser Inseln noch Vulkane haben und andere noch Erdbeben unterworfen sind, so werden wir gerne zugeben, daß diese Inseln den nämlichen Ursprung gehabt haben."

Die Taitier und die Bewohner der Gesellschaftsinseln scheinen die Erdbeben zu kennen. Nach ihrer Mythologie ist der Gott O-Ma-ui der Schöpfer der Sonne, und dieser erschüttert in seinem Zorn die Erde und macht die Erdbeben, was sie mit den Worten ausdrücken: O-Ma-ui turoré te wennua, d. h. O-Ma-ui erschüttert die Erde. Uebrigens welchen Grad von Wahrscheinlichkeit man auch der oben auseinandergesezten Hypothese geben kann, so stellt sie Forster nicht als erwiesen und nicht so dar, daß sie auf alle gebirgigen Inseln des großen Oceans angewendet werden könnte. Am Schlusse dieser schönen Betrachtungen sagt er, er sey überzeugt, daß mehrere dieser Inseln einen ältern Ursprung und vor diesen Umwälzungen größere Länder gebildet hätten, die nur durch das Einsinken dazwischen liegender Ländermassen zerstückt worden seyen. Die Eingebornen der Gesellschaftsinseln sagen, ihre Inseln seyen entstanden, als O-Ma-ui von Westen nach Osten quer durch den Ocean ein großes Land gezogen habe, von dem sie immer glauben, daß es im Osten ihrer Inseln liege. Sie versichern, ihre Inseln seyen kleine Stücke, welche sich von dem großen Lande unterwegs losgemacht hätten und mitten in den Wellen zurückgeblieben seyen. Diese Tradition, fährt Forster fort, scheint darauf hinzudeuten, daß die Bewohner selbst die Idee einer großen Umwälzung bewahren. Man könnte daraus schließen, daß ihr Land einst einen Theil eines großen Festlandes ausgemacht habe, das durch Erdbeben und eine heftige Ueberschwemmung zerstört wurde; das Fortschleppen der Länder quer durch das Meer scheint auf diese beiden Umwälzungen hinzudeuten.

In Absicht auf den lezten Theil dieser Betrachtungen theilen wir die Meinung dieses großen Forschers nicht. Wir haben in dem allgemeinen Gemälde Oceaniens und in den ersten Kapiteln über Mikronesien und Polynesien zu beweisen versucht, daß diese Myriaden von Inseln im Ganzen und Einzelnen von neuerer Formation sind. Was Neuseeland betrifft, so sind wir noch nicht im Stande, unsere Meinung über die Geologie dieses großen Landes abzugeben.

Bildung der Inseln. — Zoophyten und Vulkane.

Alle niedrigen Inseln Polynesiens scheinen von Thieren gebildet zu seyn, welche den Polypen oder Lithophyten, einer Art Zoophyten, die aus steinigen Substanzen von vegetabilischer Form bestehen, gleichen*).

*) S. Blatt 8.

Wenn man, sagt das Quarterly Review, die Gewässer, diese kalkartigen Röhren und die ungemeine Mannigfaltigkeit ihrer Verzweigungen untersucht, so findet man die oberen Schichten zuweilen in einem feuchten und hämmerbaren Zustande, in welchem die anderen nicht mehr sind, und der an den versteinerten Korallenbänken, welche sich über das Wasser erhoben haben, nicht mehr sichtbar ist. Diese Beobachtung läßt schließen, daß die Lithophyten ihr ganzes Leben hindurch arbeiten, und daß erst nach ihrem Tode ihre Schale hart und fest wird.

Zwei sehr ausgezeichnete Naturforscher haben in unsern Tagen anerkannt, daß die Hypothese Forsters, Perons und anderer Reisenden nicht richtig war, daß die Zoophyten, welche so schnell tausende von Inseln bilden, ihre Arbeit in den unermeßlichen Tiefen des Oceans beginnen und bis auf die Oberfläche fortsetzen. Gaimard und Quoy, deren Ansicht wir für gegründet halten, behaupten, diese Lithophyten halten sich nie in einer sehr großen Tiefe auf, weil sie da einem zu großen Drucke ausgesezt wären und des wohlthätigen Einflusses des Lichtes entbehren müßten; sie beginnen vielmehr ihre Staunen erregenden Arbeiten nur einige Faden weit unter der Oberfläche des Oceans, und zwar setzen sie sich nicht auf einem sandigen Grunde fest, sondern auf den Untiefen, welche sich beinahe bis an die Oberfläche erheben; und nur auf diese Art erhöhen sie nach und nach ihre Wohnsitze, verwandeln die Untiefen in Inseln und errichten endlich um die Inseln her jene gefährlichen Riffe, welche der Schrecken der Seefahrer sind.

Das Material, dessen sich diese Thierchen bedienen, scheint eine Art Kalk zu seyn, welcher mit thierischen Substanzen vermischt ist.

Die Inseln Polynesiens sind beinahe alle madreporisch (von Korallen gebildet) oder vulkanisch. Der Archipel von Pomotu (Dangereux u. s. w.), der Archipel von Gilbert und die Ketten von Ralik und Radak sind wohl die vier größten und merkwürdigsten mit Korallenklippen besäeten und auf unterseeischen Bänken sich erhebenden Inselgruppen dieser Art in Polynesien, und bilden in wagerechter Richtung mit dem Wasser Mauern, an denen schon manches Schiff scheiterte.

Die hohen Inseln Polynesiens gleichen von Ferne großen Gebirgen, welche sich mitten aus dem Ocean erheben; ihr Gipfel springt aus dem Wasser hervor. Der Ocean ist die Ebene, auf welcher sich diese Höhen erheben. Mehrere sind so hoch, daß ihre höchsten Punkte selten unumwölkt sind. Diejenigen, welche mit einem Riffe und einer fruchtbaren Ebene längs der Meeresufer umgeben sind, haben gemeiniglich einen sanfteren Abhang, während die anderen plötzlich steil sich abdachen.

Da die Grenze des ewigen Schnee's ungefähr in einer Höhe von 1300 Toisen sich befindet und der Schnee ein Drittheil der Höhe des Berges Egmont auf Neuseeland, des höchsten und größten der polynesischen Länder, einzunehmen scheint, so dürfen wir annehmen, daß dieser Berg 1845 Toisen hoch ist, also ein wenig niederer als der Pik von Teneriffa, dessen Höhe 1904 Toisen beträgt. Die Gipfel der anderen Berge im Innern Neuseelands, sowohl beim Königin-Charlotte-Kanal als bei der Duskybai, scheinen mit ewigem Schnee bedeckt zu seyn.

Als der große Forster im Monat Mai 1773 längs der Küste der Duskybai hinfuhr, sah er alle Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt und bemerkte das Nämliche im Monat Oktober desselben Jahrs auf der andern

...chen Küste der Insel, als widrige Winde ihn weithin längs der Küste ...lich, beinahe bis zur Insel Banks verschlugen, wodurch er sich überzeugte, daß diese Gebirge eine fortlaufende Kette bilden, welche sich quer durch die ganze Insel südwärts hin erstreckt, und daß sie beinahe 1600 bis 1800 Toisen hoch sind. Forster vermuthet mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß eine so lange Kette reiche Metalladern in sich schließen müsse.

Das mitten in der großen Halbinsel von Taiti und Tobreonu gelegene Gebirge ist eines der höchsten auf den Inseln des Wendekreises. An mehreren Stellen ist sein Abhang sanft; sehr viele tiefe Thäler, welche gegen die Mitte der Insel, wo sich der höchste Punkt befindet, zusammenlaufen, durchschneiden es, und es ist nach einer sehr genauen Schätzung ungefähr sieben Meilen von der Landspitze Venus entfernt. Wenn wir diese Angaben als richtig anerkennen, so würde sich nach trigonometrischen Berechnungen für dieses Gebirge eine Höhe von 1225 Fuß ergeben.

Augenscheinlich erfreuen sich die tropischen Inseln des großen Oceans seit langer Zeit ihrer gegenwärtigen Fruchtbarkeit; aber die südlichsten Theile von Neuseeland, die Gruppe Macquarie u. s. w. befinden sich noch in jenem unförmlichen Zustande, in welchem sie ursprünglich aus dem Chaos hervorgegangen sind, nur mit dem Unterschiede, daß der Boden mit jedem Schritte von dem Pole weg gegen sanfteres Klima hin, wo die Sonne ihren wohlthätigen Einfluß üben kann, besser und fruchtbarer wird.

Orographie.

Alle Gebirgsketten der Archipele des östlichen Oceaniens laufen von *Norden nach* Süden und haben gewöhnlich in der Mitte eine große von *Westen nach* Osten gerichtete Krümmung. Die auffallendste dieser Kette ist die, welche von der Marianengruppe und dem großen Archipele der Carolinen, worin zugleich die Mulgraven begriffen werden, welche sich durch die Inseln St. Augustin und einige andere Glieder mit dem Samoa- oder Tonga-Archipel zu verbinden scheinen, gebildet werden. Die allgemeine Richtung ist von Nordwest nach Südost, selbst auf den Carolinen, wo diese polynesische Kette sich gerade nach Osten wendet; die besonderen Glieder scheinen von Norden gegen Süden ihre Richtung zu nehmen. Neuseeland bildet auch eine sehr hervorstehende Kette von Norden gegen Süden. Oft ist es der Fall, daß eine Insel, welche die sie umgebenden an Größe übertrifft, nur kleine Bergketten hat. So zeigen sich die Inseln Taiti und Ha-uai an der Spitze einer Reihe kleinerer Inseln, wie man etwa bei chemischen Operationen einen großen Krystall neben einer Reihe kleinerer sieht. Malte Brun machte in dieser Hinsicht eine eben so richtige als wichtige Beobachtung, wodurch die Fortschritte der Entdeckungen beschleunigt und besonders die Kenntniß eines jeden Archipels hätte vervollständigt werden können. „Hätte man," sagte er, „sorgfältig die Richtung einer Bergkette ins Auge gefaßt, so wäre man beinahe sicher gewesen, Inseln zu entdecken; und noch heute fordern wir Schiffer auf, einen Grundsatz nicht unbeachtet zu lassen, welcher sie vor den ungeheuren Riffen bewahren kann, die wahrscheinlich der Richtung der unterseeischen Ketten folgen."

Die höchsten Punkte im polynesischen Gebirgssysteme sind folgende:

	Toisen.
System der Marianen:	
Der Vulcan (Insel Assomption)	1000
System der Carolinen:	
Der Pik (Insel Puhi-pa oder Seniavine)	500 ?
Der Spitzberg Crozer (Insel Ualan)	548
System von Ha-uai:	
Ma-una-Rod (Insel Ha-uai)	2483
Ma-una-Roah (Insel Ha-uai)	2180
Ma-una-Vororay, Vulkan (Insel Ha-uai)	1687
Oestlicher Pik (Insel Mawi)	1689
Der Pik (Insel Atui)	1216
System von Nukahiva:	
Die höchsten Gipfel der Inseln Nukahiva, Uapoa und Hivaoa	650 — 750 ?
System von Taiti:	
Der Oroena (Insel Taiti)	1705
Der Tebronu (Insel Taiti)	1500
Der Pik (Insel Eimeo)	625
System von Tonga:	
Der Vulkan der Insel Tofoa	500 ?
System von Neuseeland:	
Der Pik Egmont auf der Insel Ikana-Mavi, ungefähr .	1300

Boden und Steinreich.

Ueberblicken wir nun den Boden der verschiedenen Inseln von Polynesien und die wenigen Mineralien, welche man dort wahrgenommen ha[t].

Die Insel Neuseeland hat im Süden auf ihrer Oberfläche eine Schich[t] schwarzen und leichten Bodens, bestehend aus verfaulten Moosen, Blätter[n] und Bäumen. „Diese Schichte," sagt Forster, „hat zuweilen zehn od[er] zwölf Zoll Dicke; aber im Allgemeinen ist sie nicht so tief. Unter ihr b[e]merkten wir eine thonige Substanz, welche der Klasse der Talksteine nah[e] kommt, und die durch die Einwirkung der Sonne, der Luft, des Regens u[nd] Frostes eine Art Erde geworden ist, deren Dicke wechselt. Etwas tief[er] ist die Substanz zu Stein verhärtet, erstreckt sich weiter in schief liegende[n] Schichten und neigt sich im Allgemeinen gegen Süden. Ihre Härte i[st] nicht überall gleich; einige der dichtesten Stücke geben mit dem Stahl Feuer; ihre Farbe ist gewöhnlich blaßgelb und hat überdieß von Zeit z[u] Zeit eine grauliche Färbung. Diese Schichten werden in senkrechter od[er] beinahe senkrechter Richtung durch Adern von weißem Quarz durchschnitten; sie schließen eine Art von grünem, blätterigem Gestein in sich, das de[n] Talksteinen nahe kommt. Unter dem Flußgeschiebe fand ich (in der Th[al]sohlen) eine kleine Anzahl schwarzer und polirter Steine der Kieselgattun[g] und große Stücke einer festen, schweren, graugefleckten oder schwärzlich grünen Lava, woraus die Eingebornen die Waffen verfertigen, welche s[ie] im Handgemenge brauchen. Auch bemerkte ich Bimssteine, jedoch in geringe[r]

Menge. Ich kann nicht sagen, ob sie Erzeugnisse eines Vulkans der Umgegend sind, oder ob sie das Meer aus einer entfernten Gegend hergeführt hat. Unter den anderen Erzeugnissen dieses Landes findet sich auch ein grüner, bald dunkler, bald ganz durchsichtiger Stein, woraus die Eingebornen Beile und Zierrathen machen, und das eine Art Nieren-Talkstein *) zu seyn scheint. Sie beziehen dieselben aus den inneren Bezirken im Südwesten der von dem Königin-Charlotte-Hafen entferntesten Landestheile. Sie deuteten immer nach dieser Gegend, wenn wir sie über diesen Gegenstand befragten. Sie nennen diesen Stein Poenammu, und wahrscheinlich hat das ganze Land, wo man ihn findet, von ihm seinen Namen Tavai-Poenammu erhalten.

„Bei Motuara, auf dem kleinen Inselchen, wo einst ein Hippah **) oder eine Festung war, entdeckt man senkrecht oder bisweilen schief laufende Adern dieses Steines von ungefähr 2 Zoll Dicke mitten in Felsen von grünlichem Talkstein. Der Nieren-Talkstein ist selten fest oder in großen Massen; denn die beträchtlichsten Stücke, welche ich sah, hatten nicht mehr als 10–15 Zoll Breite bei ungefähr 2 Zoll Dicke. An dem Ufer fand man gewöhnlich blätterigen, bläulichgrauen Thonschiefer, welcher leicht zerfällt, wenn er an die Luft kommt. Zuweilen ist er fester, schwerer, und von dunklerer Farbe, wahrscheinlich in Folge der Eisentheilchen, welche er enthält.

„Auf der Osterinsel scheinen neuerdings heftige Veränderungen durch unterirdisches Feuer vorgegangen zu seyn. Alle ihre Felsen sind schwarz, verbrannt und porös, und gleichen Schlacken. Der Boden ist mit einer röthlichen, staubähnlichen Erde bedeckt, welche verbrannt zu seyn scheint. Man könnte ihn mit Recht als eine Art Puzzolanerde ansehen, welche mit unzähligen porösen Steinen untermischt ist. Einige der Felsen, welche ich *untersucht habe*, waren ein vulkanischer, ockergelber und röthlicher Tuffstein, *voll Risse* und mit Eisentheilchen vermischt. Die riesenhaften Säulen dieser Insel sind aus dieser Substanz gemacht; sie können wohl nicht einer sehr entfernten Periode angehören, da dieser Stein an der Luft schnell verwittert. Der südliche Theil der Insel besteht an der Meeresküste im Umkreise von mehr als einer Viertelmeile aus Lava, aus porösem und schwerem Schlackenstein, welcher wahrscheinlich Eisentheilchen enthält. Wir sahen außerdieß mehrere schwarze glasartige Steine, oder schwarzen isländischen Agat, den man auch, wie ich weiter oben bemerkt habe, in Island, bei dem Vesuv, bei dem Aetna, auf der Insel Ascension, kurz in den Umgebungen aller Vulkane findet. Noch bemerkte ich eine Art steiniger, leichter, schwammigter, weißlichgrauer Lava.

„Die Marquisen-Inseln (Nukahiva) haben am Ufer Felsen, bestehend aus verhärtetem Thon, dichtem, schwerem, bläulichgrauem Schiefer, der ein wenig Eisen enthält, und endlich aus steiniger Lava, welche entweder grau und porös, mit fünf- oder sechseckigem, blättrigem und glasartigem, bräunlichem oder grünlichem Schörl, oder ganz schwarz ist, mit gestrahltem, grünem und bisweilen weißem Schörl. Der Boden ist thonig, mit Dammerde vermischt. Die Eingebornen düngen ihn mit Muscheln. Darunter findet man thonige Erde, mit Traß und Puzzolanerde vermischt. Unser

*) Das war der Nierenstein oder Nephrit, der gewöhnlich orientalischer Nephrit genannt wird. Die Eingebornen von Neuseeland machen eine Art Talismane daraus. Ich sah solche zu Kanton mit viel Geschmack von chinesischen Künstlern geschnizt.

**) Oder vielmehr ein Pah.

kurzer Aufenthalt auf den Marquisen gestattete mir nicht, die höheren Theil der Insel zu untersuchen.

„Taiti und alle Gesellschaftsinseln sind ohne Zweifel von derselben Beschaffenheit; ihre Küsten sind von Korallenfelsen umgeben, welche sich von dem Riffe, das diese Felsen umgibt, bis zu dem Wahrzeichen der höchsten Fluth erstrecken; da beginnt der Sand, der theils aus Muschel- und Korallenstücken, theils aus einer schwärzlichen Mischung mit schwarzen oft glänzenden Theilchen eines groben Glimmers und eines streng flüssigen Eisenerzes besteht. Die Ebenen vom Ufer bis an den Fuß der Hügel sind mit einer sehr dicken Schichte schwarzer und fetter Dammerde bedeckt, welche unten mit Ufersand vermischt ist. Wenn die Eingebornen einen Bezirk mit der berauschenden Pfefferpflanze *) oder auch mit Papiermaulbeerbäumen anpflanzen, so gebrauchen sie häufig Muscheln als Dünger. Die niedrigsten Bergketten sind gewöhnlich von einer ockerartigen, bisweilen sehr rothen Erde gebildet, womit die Eingebornen ihre Piroguen und Stoffe bemalen. In diesem Lande fand ich hie und da Bruchstücke von Knochensteinen, oder cylinderförmige kalkartige Verhärtungen, deren innere Höhle leer oder mit einer andern kalkartigen Materie in erdigem oder staubigem Zustande angefüllt ist, was ihnen einige Aehnlichkeit mit dem Bau von Knochen verleiht. Die höchsten Gebirge sind von hartem, festem und zähem Thon; in den Schichten, welche der Sonne, der Luft und dem Regen nicht ausgesezt sind, verhärtet er sich zu Stein. An dem Ufer der Flüsse und in den Thälern, welche zwischen den Gebirgen tief in die Insel eindringen, findet man große Massen groben Granits von verschiedener Mischung. Neben einem Falle, den der Fluß Matuvai bildet, sieht man eine Anzahl Säulen von grauem, festem und dichtem Basalt und Bruchstücke eines braunschwarzen Basalts, aus welchem die Eingebornen gewöhnlich ihre Schlägel, Beile, Meisel und Schneidwerkzeuge verfertigen. Auf O-Aï-tipiha brachten mir die Eingebornen eine Art Feuerstein, der genau die Form eines Stalaktiten oder einer Substanz hatte, welche in tropfbarem Zustande gerann. Das Vorkommen des Schwefelkieses bestätigt Das, was der gelehrte und geschickte Dr. Casimiro Gomez Ortega, Botaniker des Königs von Spanien und Intendant des botanischen Gartens zu Madrid, mir von spanischen Kriegsschiffen erzählt hat, welche zu Taiti waren, und ein großes Stück gediegenen Schwefels von der schönsten durchsichtigen Krystallisation mitbrachten. Dieses Stück ist nun in dem königlichen Naturalienkabinet zu Madrid niedergelegt. Oben in den tiefen Thälern, welche diese Inseln durchschneiden, sieht man große Massen schwarzer und ausgehöhlter Felssteine, die mit Blättchen von weißem und buntem Schörl, kurz mit wahrer Lava angefüllt sind. Auch sind diese Felsen untermischt mit grauer und poröser Lava in Form von Stalaktiten, welche schwarzen Schörl, und einen eisenhaltigen, thonigen und blätterigen Stein von schmutzig-braun-röthlicher Farbe in sich schließt.

„Die Freundschafts- (Tonga-) Inseln haben den nämlichen Boden, wie die Gesellschafts- (Taiti-) Inseln, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht so hoch und nicht so mit Felsen angefüllt sind.“

Die Korallen- und Stern-Korallen-Felsen, womit die Küsten der meisten Inseln umgeben sind, ausgenommen, sah Forster nicht eine einzig

*) Piper methysticum, aus welchem man das Kava bereitet.

Versteinerung in allen Ländern, welche er während der Dauer der von Kapitän Cook befehligten Expedition besuchte.

Nach dem Bisherigen sind augenscheinlich mit allen zwischen den Wendekreisen im großen Ocean gelegenen hohen und gebirgigen Inseln und Vulkanen Veränderungen vorgegangen, wofür auf auffallende Weise die jezt noch thätigen Vulkane zeugen, welche wir zu Tofoa und anderswo beobachtet haben.

Man findet ohne Zweifel auf mehreren dieser Inseln kiesige und schwefelhaltige Substanzen, so wie Eisen- und Kupfer-Kiese; aber die Gebirge von Neuseeland sind es, welche die reichsten metallischen Adern in sich zu schließen scheinen. Die Heftigkeit des Feuers hat wahrscheinlich die metallischen Substanzen aller vulkanischen Inseln zerstört und in Schlacken verwandelt; die von Neuseeland dagegen scheinen noch unversehrt zu seyn, weil die dort vorkommenden Felsen von einer Art sind, daß sie die Mineralogen bis jezt als Urgebirge angesehen haben, in welchen sich allein Metalladern vorfinden. Das ist die einzig wahrscheinliche Vermuthung, welche man über diesen Gegenstand aufstellen kann. Unser kurzer Aufenthalt auf diesen beiden Inseln verhinderte uns, eine genauere Untersuchung über ihre mineralischen Erzeugnisse anzustellen.

In der Gruppe der Gambier-Inseln, welche neben dem großen Archipel von Pomotu liegt, und von Kapitän Beechey untersucht wurde, sind alle niederen Inseln und die Ufer der hohen von Sternkorallen gebildet; aber das Innere der hohen Inseln ist vulkanischen Ursprungs. Die Felsen sind gewöhnlich eine basaltartige, poröse Lava, und an einigen Orten bemerkt man auch ziemlich regelmäßige Krystalle von dichtem Basalt, und Beechey fand dort Zoolithen, kohlensauren Kalk, Chalcedone, Olivinblende und Jaspisse von verschiedenen Farben. Nirgends bemerkte er einen Krater; alle Inseln prangten mit dem bewunderungswürdigsten Grün. Die Dammerde schien dort nicht sehr tief, aber sehr fruchtbar zu seyn.

Quellen und Bäche *).

Die hohen Inseln Polynesiens haben sehr wasserreiche Quellen. Die auf Taiti haben Ueberfluß an frischem und klarem Wasser. Eine der Quellen von Ulietea, sagt Forster, scheint der blandusischen Quelle des Horaz den Rang streitig machen zu können. Die Eingebornen haben ihr mit großen Steinen eine schöne Fassung gegeben. Es ist eine ländliche Quelle, welche durch ihre Einfachheit einen angenehmen Eindruck macht. Prächtige Baumgruppen und blühende Sträucher, so wie die ehrwürdigen Felsen, aus denen die Quelle entspringt, hüllen sie in ein beständiges Dunkel, und erhalten eine liebliche Frische. Der krystallene Bach, der dem Becken entströmt, das Grün des Gehölzes und der umliegenden Ebenen laden den Reisenden ein, seine ermüdeten Glieder durch ein Bad zu erfrischen. Eine solche Abwaschung gibt ihm die Kraft wieder, die eine glühende Sonne erschöpfte. Die Tonga-Inseln scheinen keine Quellen zu haben. Die Höhen von E-nah und Anamocka sind nicht beträchtlich genug, um die Wolken anzuziehen, oder durch ihre beständige Feuchtigkeit Quellen

*) Ein aus Forster, dem einzigen Reisenden, der diesen Gegenstand behandelt hat, ausgezogenes Kapitel.

zu erzeugen. Die Eingebornen sammeln das Regenwasser in Teichen. Einige solcher Teiche sind sehr groß; aber das Wasser hat wegen der Nähe des Meeres einen etwas salzigen Geschmack. Außer diesen Teichen von süßem Wasser befindet sich auf Anamocka noch eine beträchtliche Lagune von ungefähr 3 Meilen Länge, besäet mit kleinen durch Baumgruppen verschönerten Inseln, voll wilder Enten, und umgeben mit Leuchterbäumen und Hügeln, welche eine schöne Landschaft bilden.

Auch auf der Nordspitze von Huaheine, einer der Gesellschaftsinseln, findet man zwei beträchtliche Lagunen von salzigem Wasser, deren Grund sehr schlammig ist. Da sie nicht sehr tief sind, ziemlich weit in das Land hineintreten, mit dichtem Gesträuch und großen Bäumen umgeben sind, also von dem Winde nur wenig in Bewegung gesezt werden können, so verbreiten sie einen unerträglichen Gestank, und, wie es scheint, ungesunde Ausdünstungen. Dieß ist vielleicht der Grund, daß ich nur wenige Wohnungen längs der Gebirge im Süden dieser Lagunen bemerken konnte, und daß auch diese nicht sehr nahe an ihren Ufern sich befinden.

Die Insel Vainu hat kein Wasser, ausgenommen in einigen Behältern, welche Brunnen oder Teiche bilden. Das Wasser darin ist vielleicht Regenwasser; es staut und hat einen salzigen und schlechten Geschmack.

Die Marquisen- oder Nukahiva-Inseln sind voll schöner Quellen, welche eine Menge hübscher Wasserfälle und Bäche bilden; die mit Wolken bedeckten und durch ihre Ausdünstungen beständig befeuchteten Gebirge unterhalten die Quellen dieses heißen Klima's.

Neuseeland besizt eine große Menge Quellen und Bäche, und man sieht kaum ein Inselchen oder einen Felsen ohne eine Quelle von süßem Wasser. Die Duskybai hat mehrere schöne Quellen; aber da alles Wasser durch einen fruchtbaren, schwammigen und weichen, aus verfaulten Vegetabilien bestehenden Boden sich windet und fließt, so hat es eine dunkelbraune Farbe angenommen: es ist jedoch keineswegs salzig, hat keinen besonderen Geschmack und erhält sich gut auf dem Meere.

Alle Quellen der Gesellschaftsinseln, der Marquisen und Neuseelands bilden Bäche; aber keiner, sagt Forster, ist beträchtlich genug, um eine besondere Beschreibung zu verdienen. Das ist irrig; man kann von Ikana-Ma-ui zwei ziemlich bedeutende Flüsse anführen, den Chukianga und den Naipa.

In der Duskybai, wo das Meer überall sehr tief ist, fanden wir, daß die Tiefe des Wassers in den Baien und Buchten, wo sich ein Bach ausmündet, allmälig abnehme, so daß Boote schon in einer beträchtlichen Entfernung von der Küste stranden müssen; woraus wir schließen dürfen, daß diese Bäche nach einem heftigen Regen oder dem Schmelzen des Schnees viele Erde bis zu ihrer Mündung fortführen, dort nach und nach niederlegen, und daß der Widerstand des Meerwassers, welches schwerer ist, als das süße Wasser, dem Winde und der Fluth es nicht gestattet, dasselbe weiter fortzuführen. In den unzähligen und tiefen Meeresarmen dieser geräumigen Bai sieht man eine Menge prächtiger Wasserfälle, welche von einer ungeheuren Höhe herabstürzen, ohne daß der kleinste Felsen ihren Fall unterbricht. Man müßte den Pinsel und Geist eines Salvator Rosa haben, um einige dieser Wasserfälle, und die malerische Scene, welche sie umgibt, nach der Natur zu zeichnen.

Die Bewohner der Gesellschaftsinseln wissen den obern Lauf ihrer

Bäche zu benutzen. Ueberall, wo das Thal sich zwischen den schroffen Seiten der Gebirge erweitert, errichten sie mit großen Steinen, welche sie quer durch die Bäche aufhäufen, einen Damm, wodurch der Wasserspiegel und zwar bisweilen über die Oberfläche des Thales erhöht wird; sie umgeben die Ebene mit einem kleinen Erdaufwurfe, und pflanzen dort Taro oder arum esculentum (eine Art Aronswurzel), eine Pflanze, welche gern unter dem Wasser ist und dort große, knollige Wurzeln treibt. Ist das Wasser vermittelst des Dammes auf eine angemessene Höhe gestiegen, so läßt man es auf die Felder laufen, und sind diese hinlänglich überschwemmt, so läßt man es auf die entgegengesezte Seite ablaufen. Dieser Dämme bedienen sich die Eingebornen zugleich als Brücken; sie springen mit vieler Gewandtheit von einem Steine auf den andern, selbst wenn sie eine Last auf dem Rücken tragen.

Außer den Bächen und anderen Gewässern findet man eine Menge Lagunen auf den kleinen Inseln Polynesiens; aber bis jezt weiß man nur von einem einzigen See, der sich auf Ika-na-Ma-ui, einer der großen Inseln Neuseelands, befindet. Sein Name ist Rota-Dua.

Pflanzenreich.

Das Pflanzenreich ist in Malaisien reicher, als in dem übrigen Oceanien, weil es dort gut bewässerte große Landstriche gibt. Aber Polynesien hat mit beinahe wenigen Ausnahmen alle Nutzpflanzen.

Im Archipel von Ha-uai werden wir die meisten Pflanzen des östlichen Oceaniens finden, in Verbindung mit mehreren Pflanzen Europa's, China's und Amerika's, welche dort bereits einheimisch geworden sind. Auf den *Taiti-Inseln* sezt die Natur durch die Pracht ihres Anblicks den Reisenden in Erstaunen. Die verschiedenartigsten Gestalten und Farben vereinigen sich, um das Auge zu entzücken und ihm das mannigfaltigste Schauspiel zu bereiten. Eine große Anzahl von Fruchtbäumen verbreitet Schatten, wodurch der Teppich des Grüns gegen die verzehrenden und brennenden Strahlen der tropischen Sonne geschüzt wird. Auf den Gebirgen findet man mehrere Arten großer Farrenkräuter. Das Innere erzeugt Eugenien, Mimosen, Bambus und Palmbäume, und die Küsten den Brod-, den Bananen-, den Kokosnußbaum und den Inocarpus edulis, dessen Frucht, die an Gestalt und Geschmack der Kastanie ähnlich ist, von den Eingebornen gegessen wird, und den To, das beste Zuckerrohr der Welt, den Kava (piper methysticum) und vieles Andere.

Der kostbare und wohlriechende, rothe und weiße, Sandelholzbaum findet sich auf Ha-uai, Taiti und Nukahiva.

Auf den meisten Inseln Polynesiens findet man den Hybiscus, die Erythrina, die Aralia, die Euphorbia, die Ixora, die Bauhinia, und andere Pflanzen, welche sich durch das glänzendste Kolorit, durch die Anmuth und Merkwürdigkeit ihrer Gestalten auszeichnen. Wir werden uns bei der Beschreibung eines jeden der polynesischen Archipele noch genauer darauf einzulassen haben; hier nur einige allgemeine Bemerkungen vom größten Interesse, die wir den Reisen Cooks, besonders Forstern und dem Ritter Banks entnehmen wollen.

Neuseeland, das in der gemäßigten Zone liegt, bietet einen ganz andern Anblick dar, als alle tropischen Gegenden. Die nördliche Insel,

obgleich gebirgig, wie die andern, hat dennoch sehr ausgedehnte Ebenen aus deren Anbau die Eingebornen Nutzen zu ziehen wissen: man findet dort ungeheure Farrenkräuter, die den Bewohnern zur Nahrung dienen. Was die südliche Insel betrifft, so erblickt das Auge überall Gebirgsketten welche sich übereinander erheben, und deren höchste Spitzen mit Schnee bedeckt sind. Die schroffen Felsen, die engen Thäler, Alles ist mit dichten Waldungen bedeckt. Der einzige Unterschied zwischen dem nördlichen und südlichen Ende der Insel besteht darin, daß, je mehr man gegen das leztere vorrückt, die Felsen um so rauher werden, der Boden, wie man es im Norden findet, mehr mit Gras, Binsen u. s. w. bedeckt ist, und man weniger flaches und holzloses Land antrifft. Das Klima dieser Insel ist so gemäßigt, daß alle unsere europäischen Gartenpflanzen (welche die Naturforscher der Expedition Cooks in der Nähe des Königin-Charlotte-Hafens aussäeten) dort im Winter vortrefflich gedeihen. Die einheimische Flora ist sehr reich, und die Mannigfaltigkeit der neuen Geschlechter und Gattungen ist beträchtlich; aber die Wälder sind wahre Labyrinthe, und man kann wegen der ungeheuren Menge von Schlingpflanzen, in einander verschlungener Büsche und Gesträuche, welche überdieß größtentheils das Aufkommen krautartiger Pflanzen hindern, kaum in sie eindringen. Diese lezteren finden sich nur am Rande der Wälder, und bestehen hauptsächlich in antiscorbutischen Pflanzen und in Gemüsekräutern. Die kostbarste Pflanze Neu-Seelands ist das Phormium tenax, der schönste Lein der Welt.

Je weiter man gegen Süden vorrückt, um so unfruchtbarer wird das Land; das Feuerland an der südlichen Spitze Amerika's, starrt unter einer strengen Kälte; seine ganze westliche Küste zeigt kahle Felsgebirge, deren Gipfel immer mit Schnee bedeckt sind. In einer nordwestlich vom Kap Horn gelegenen Bai sieht man kaum einige Spuren von Vegetation, ausgenommen auf niederen Inselchen, die mit kleinen moosartigen Sumpfpflanzen bedeckt sind, in der Tiefe der Thäler und in Bergspalten, wo man elendes Gestrüppe erblickt.

„Als wir die unfruchtbaren Küsten von Feuerland untersuchten", sagen Anderson und Solander, „konnten wir uns kein schrecklicheres Land denken; aber nachdem wir einige Zeit östlich gefahren waren, trafen wir unter der nämlichen Breite die Insel Neu-Georgien, die uns so gräßlich erschien, daß wir sie, ehe wir landeten, für eine Eismasse hielten. Wir glauben versichern zu können, daß es keine Gebirge auf der Erde gibt, deren Gestalt so zerhackt und zerrissen wäre. Mitten im Sommer sind sie beinahe bis an das Ufer, wo ohne Zweifel der Pflanzenwuchs häufiger ist, mit Schneemassen bedeckt. Nur auf den Punkten des Landes, die ihrer Lage wegen dem Einflusse der Sonne zugänglich sind, kommt diese eisige Kruste zum Schmelzen, und der Fels mit seinem schwarzen und abschreckenden Aussehen wird blosgestellt. Wir fanden in der Possessionbai nur zwei Arten von Pflanzen, eine neue der westlichen Hemisphäre eigene (ancistrum decumbens), und eine bereits bekannte Grasart (dactilis cespitosa); die Magerkeit und geringe Höhe beider Gewächse zeugen von dem Elende des Landes." Endlich, als ob uns die Natur hätte überzeugen wollen, daß sie ein noch schrecklicheres Land hervorbringen könne, entdeckten wir ein solches, 4 Grade südlicher, Sandwich-Land, dem Anscheine nach höher, und gänzlich mit Schnee und Eis bedeckt (ausgenommen auf einigen losgerissenen Felsen), und allem Anscheine nach unfähig, eine einzige Pflanze hervorzubringen.

Es ist beinahe beständig in Nebel eingehüllt; wir konnten es nur von Zeit zu Zeit zu Gesicht bekommen; damals entdeckten wir sogar nur die niedrigsten Striche desselben. Eine undurchdringliche Nebelmasse belagert unaufhörlich den Gipfel der Gebirge, gleich als ob der Anblick aller dieser Schrecknisse für das Auge des Menschen zu gräßlich wäre. Noch faßt uns ein Schauder, wenn wir uns daran erinnern, und gern eilt die Einbildungskraft über so traurige Bilder hinweg."

Ueber alle diese Beobachtungen kann man, denke ich, folgende Ansicht Forsters annehmen, daß die strenge Kälte der Südpolregionen die Keimkraft der Vegetabilien beinahe ganz erstickt; daß die Länder der gemäßigten Zonen die verschiedensten Pflanzen erzeugen, welche nur der Kunst bedürfen, um dem Reichthum der heißen Zone gleichzukommen; daß Klima und Anbau den tropischen Inseln eine reiche Vegetation verleihen; daß die Menge der Vegetabilien gewöhnlich der Ausdehnung des Landes entspricht: woher es kommt, daß sich die Kontinente immer durch ihren unermeßlichen Pflanzenreichthum auszeichneten. Der von Neuholland, der unter Anderen von Banks und Solander sorgfältig untersucht wurde, belohnte ihre Arbeiten so gut, daß sie einem seiner Häfen den Namen Botanybai gaben. Die Inseln erzeugen eine mehr oder minder große Anzahl von Gattungen, je nach dem ihr Umfang mehr oder minder ausgedehnt ist; „so, glaube ich," sagt der ehrenwerthe und gelehrte Forster hinzu, „daß Neuseeland und die tropischen Inseln verhältnißmäßig reich an Erzeugnissen des Pflanzenreiches sind. Es ist unmöglich, die Zahl ihrer Pflanzen mit einiger Genauigkeit zu bestimmen, weil wir nur wenig Gelegenheit gehabt haben, sie zu untersuchen. Wir fanden in Neuseeland mehr als 150 neue Gattungen, und darunter sind nur 10, welche Linné bekannt sind; dieses Verhältniß *beweist uns*, wie weit die Formen der Vegetabilien dieses Landes von den *unsrigen* entfernt und verschieden sind. Wir hatten nur im Frühling Gelegenheit Pflanzen zu sammeln, und Einmal zu Anfang des Winters; endlich besuchten wir nur zwei Bezirke der nördlichen Insel. Man kann also mit Grund annehmen, daß, beide Inseln zusammengenommen, genaue Untersuchungen die Flora von Neuseeland auf wenigstens 4—500 Gattungen steigern würden, besonders wenn die Botaniker in einer günstigern Jahreszeit als wir dorthin kämen und längere Zeit dort verweilen würden."

„Auf den tropischen Inseln", fährt Forster fort, „ist das Verhältniß der neuen Gattungen zu den bekannten sehr verschieden von dem auf Neu-Seeland. Wir entdeckten dort ungefähr 240 neue Gattungen, und 140, welche Linné beschrieben hat; die Totalsumme ist also 380, wovon ein Drittheil schon bekannt war. Die Kultur trägt besonders zu dieser Verschiedenheit bei. Diese Länder enthalten wahrscheinlich Pflanzen, welche die ersten Bewohner dieser Inseln mit sich aus Ostindien, ihrem ursprünglichen Wohnsitze, gebracht haben; es ist also sehr natürlich, daß sie bekannt sind; mit diesen angebauten Pflanzen konnten aber wahrscheinlich auch Samen mehrerer wilden Pflanzen, die ebenfalls im östlichen Indien einheimisch und also den Botanikern bekannt sind, dahin kommen. Die neuen Pflanzen können also nur solche seyn, die auf diesen Inseln einheimisch sind, und solche, die den Beobachtungen der Europäer in Indien entgangen sind.

„Man findet wenig Vegetabilien auf den niedrigen Inseln, weil sie sehr klein sind; indeß hat man doch einige neue entdeckt. Die Insel Saunage ist nur eine niedere Insel und erhebt sich wenige Fuß über das Wasser;

nackte Korallenfelsen, aus denen sie besteht, zeugen hinlänglich von ihrem Ursprung: man findet dort neue Pflanzen, welche in den Spalten der Korallen ohne die mindeste Erde wachsen. Man könnte wahrscheinlich im Innern noch mehrere seltene Pflanzen sammeln; aber der wilde Charakter der Eingebornen verhinderte die meisten Reisenden daran.

„Als Kontrast gegen die tropischen Inseln müssen wir die Insel Waihu oder Osterinsel anführen, welche doch nicht so weit von denselben entfernt ist. Die Holländer, ihre Entdecker, haben eine ganz falsche Beschreibung davon gemacht, oder sie ist seit dieser Zeit gänzlich umgekehrt worden. Ihr elender mit Steinen besäeter Boden weist nur 20 Pflanzengattungen auf; nur 10 werden angebaut; keine gelangt zu der Größe eines Baumes, und beinahe alle sind klein, verschrumpft und dürr. Auf der entgegengesezten Seite oder im westlichsten Striche des großen Oceans liegt die kleine Insel Norfolk; beinahe alle ihre Pflanzen haben Aehnlichkeit mit denen Neuseelands, von dem es doch sehr weit entfernt ist *). Nur die größere Milde des Klima's, welche jeder Pflanze mehr Leben gibt, macht, wie man bemerkt, einen Unterschied; wir bemerkten dort einen kegelförmigen Baum, der dieser Insel und dem östlichen Ende von Neukaledonien eigen ist; seine Gestalt leitet auf die Vermüthung, daß er zur Klasse der Cypressen gehöre; er erreicht eine beträchtliche Höhe und Dicke, und sein Holz ist sehr schwer.

„Da der große Ocean einerseits durch Amerika, andrerseits durch Asien begränzt ist, so gleichen die auf diesen Inseln vorkommenden Pflanzen theilweise denen dieser beiden Festländer, und haben mehr oder minder ihre Beschaffenheit an sich, je nach dem sie dem einen oder dem andern mehr oder minder nahe sind. So findet man auf den östlichsten eine größere Anzahl amerikanischer als indischer Pflanzen; und je weiter man gegen Westen vorrückt, um so mehr hebt sich auch die Aehnlichkeit mit den indischen hervor. Diese allgemeine Regel hat indeß auch Ausnahmen; so finden sich z. B. die Gardenia und der Papiermaulbeerbaum, die beide ostindische Pflanzen sind, nur auf den Freundschafts- und Gesellschaftsinseln, die zu den östlichen Gruppen gehören; die Tacca pinnatifida, welche ein molukkisches, zuerst von Rumph, einem gelehrten holländischen Naturforscher, beschriebenes Gewächs ist, trifft man nur auf den Gesellschaftsinseln. Andererseits fallen uns amerikanische Gattungen erst dann in die Augen, wenn wir die neuen Hebriden oder Neukaledonien erreicht haben, die doch von allen Inseln des großen Oceans am weitesten von Amerika entfernt sind. Diese Ausnahmen kommen vielleicht zum Theil daher, daß die Bewohner, welche auf den östlichen Inseln civilisirter waren, Pflanzen aus Indien mitbrachten, die die anderen vernachlässigten. Auch kann man dadurch die Einführung der wild wachsenden indischen Pflanzen auf diesen östlichsten Inseln erklären; denn ich habe schon bemerkt, daß sie wahrscheinlich unter den Samen der angebauten dahin gebracht wurden. Zur Begründung dieser Vermuthungen will ich noch beifügen, daß sich die indischen Gattungen gewöhnlich auf den Ebenen der Gesellschaftsinseln, und die wildwachsenden amerikanischen auf den Gebirgen befinden. Eine kleine Anzahl Pflanzen ist allen Klimaten des großen Oceans gemein; der Sellerie und Kreuzpflanzengattungen finden sich auf den niederen Inseln zwischen den

*) Sie gehört zu Melanesien, ob sie gleich im großen Ocean liegt.

Nadeleisen, auf dem Sandboden Neuseelands und auf den sumpfigen Inseln von Feuerland. Mehrere andere Gattungen haben, wie es scheint, je nach der Verschiedenheit des Klima's einen höhern oder niedrigern Wuchs; so findet sich z. B. eine Pflanze, welche die höchsten Gipfel der Gebirge auf Taiti, so wie auf allen anderen Gesellschaftsinseln einnimmt, und dort nur als ein Gesträuch wächst, in den Thälern Neuseelands, und wird dort ein Baum von beträchtlicher Höhe. Dieser Unterschied ist sogar in den verschiedenen Theilen Neuseelands bemerkbar; so ist die Pimelea-Gindia, ein schöner Strauch der Duskybai oder des südlichen Endes, wo er in dem niedrigsten Theile des Landes vorkommt, im Königin-Charlotte-Hafen und in dem nördlichen Theile, wo man ihn bloß auf den hohen Gebirgen findet, nur eine sehr kleine Staude. Gleiche Lage und gleiches Klima veranlassen bisweilen eine Aehnlichkeit der Vegetation; daher erzeugen die kalten Gebirge auf Feuerland Pflanzen, welche in Europa in Lappland, auf den Pyrenäen und Alpen vorkommen.

„Die Verschiedenheit des Bodens und Klima's bringt mehr Abwechslung in die Pflanzen der tropischen Inseln des großen Oceans, als in die anderer Länder dieses Meeres; nichts ist gewöhnlicher, als auf diesen Inseln zwei, drei, vier oder noch mehr Varietäten in einer und derselben Pflanzengattung zu sehen, die wir in ihrem Extreme für neue Gattungen halten würden, wenn uns nicht die Zwischenglieder bekannt wären, welche sie verbinden und ihre stufenweise Veränderung nachweisen. Immer habe ich bemerkt, daß Blätter, Haare und einige der Blüthenstiele am häufigsten Abwechslungen unterworfen sind, am wenigsten aber alle Theile der Blüthe und Frucht. Diese Regel ist indeß, so wie alle anderen, nicht ohne Ausnahme; und die Abwechslungen, welche vom Boden herrühren, bringen auch dort bisweilen Verschiedenheiten hervor; indeß sind sie zu unbedeutend, um Erwähnung zu verdienen. Ein kaltes Klima oder eine hohe Lage lassen einen Baum nur bis zum Strauch aufkommen, und umgekehrt; ein sandiger oder steiniger Boden erzeugt saftige Blätter und gibt solche auch den Pflanzen, welche in einem fetten Boden magere und kraftlose Blätter haben; eine Pflanze, welche in einem trockenen Boden sehr bitter ist, verliert ihre Schärfe, wenn sie in ein feuchtes Land kommt, was oft eine Verschiedenheit unter den Spielarten einer und derselben Gattung auf den Freundschaftsinseln und den Gebirgen der Gesellschaftsinseln hervorbringt; denn die ersteren, die nicht sehr hoch sind, sind weniger feucht, als die der lezteren Länder, die viele Nebel haben.

„Bekanntlich bringt die Kultur große Abwechslungen in die Pflanzen; aber man bemerkt Dieß vornehmlich auf den tropischen Inseln des großen Oceans, wo der Brodbaum allein vier oder fünf Spielarten zählt, und die Drachenblutpflanze zwei; der Takka *) in kultivirtem Zustande hat ein ganz anderes Aussehen, als der wilde; und der Bananenbaum wechselt beinahe ins Unendliche, wie unser Apfelbaum. Das Pflanzenreich liefert den Bewohnern der unter dem Aequator liegenden Länder des großen Oceans zum größten Theil Das, was sie zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung und ihren Möbeln nöthig haben, mit Einem Worte alle ihre Bedürfnisse. Die Bewohner von Neuseeland dagegen leben hauptsächlich von Fischen, und die wildwachsenden Pflanzen liefern ihnen ihre Kleidung, so daß sie sich,

*) Oder Arrow-root.

und zwar vornehmlich auf der nördlichen Insel, nicht mit dem Ackerba beschäftigen. Die Pflanze, aus der sie ihre Stoffe, ihre Fischleinen, ihr Seile u. s. w. verfertigen, bildet ein neues Geschlecht, das wir Phormium nannten, und gehört eigentlich zur Ordnung der lilienartigen Gewächse indem sie viel Aehnlichkeit mit den Schwertlilien hat; aber auf den tropi schen Inseln, wo das Klima zur Civilisation führt, lieben die Eingebornen eine Abwechslung in den Nahrungsmitteln, Bequemlichkeit im Innern Schönheit und Schmuck in ihren Kleidungen; daher bauen sie beinahe fünf zig verschiedene Pflanzengattungen, und benutzen noch überdieß mehrere wild wachsende. Die geringe Arbeit, welche der Ackerbau erfordert, und die beträchtlichen Vortheile, welche daraus für sie, sowie für die Bewohner der Gesellschaftsinseln erwachsen, machen, daß die Zahl der kultivirten Pflanzen die der anderen bei Weitem übersteigt.

„Man glaubt allgemein, daß Seegras oder Seetang sichere Anzeichen eines nahen Landes seyen. Um diese Behauptung zu widerlegen, haben wir nicht nöthig, von den ungeheuren Massen von Seegras zu sprechen, welche man beständig mitten im atlantischen Ocean findet, weil wir den großen Ocean anführen können, der sich in der gemäßigten Zone wenigstens 1500 Lieues weit von Neuseeland an bis Amerika erstreckt. Wir wissen zuverlässig, daß sich auf diesem weiten Raume kein Land befindet, und doch trafen wir von Zeit zu Zeit Haufen von Seegras auf der Oberfläche des Meeres schwimmend. Wahrscheinlich schlagen einige dieser Seegräser niemals Wurzel auf einem festen Boden, und wachsen auf dem Meere, wo der Wind sie hin- und hertreibt, so wie andere Wasserpflanzen der Ufer. Aber gesezt Dieß wäre nicht der Fall, so ist leicht begreiflich, daß die heftigen Westwinde, die beinahe beständig in diesem Striche wehen, dieses Seegras losreißen und es durch den ganzen Ocean hinführen.“

Wäre dieser leztere Umstand erwiesen, so ist es wahrscheinlich, daß einmal losgerissenes Seegras zu verderben anfängt; und nur aus der Untersuchung des Zustandes dieser Pflanzen könnte man vielleicht einen unsicheren Schluß auf die Nähe des Landes ziehen.

Thierreich.

Man sieht leicht, daß die großen Gattungen sich nicht auf den kleinen Inseln Polynesiens verbreiten konnten. Ehe die Europäer Ziegen und Rindvieh dahin brachten, fanden sich als Hausthiere nur der Hund, das Schwein und das Huhn vor.

Das Vögelgeschlecht ist sehr mannigfaltig. Das Hausgeflügel ist sehr zahlreich; die Hühner sind größer als die unsrigen. Sehr kleine Papageyen von einem schönen Saphirblau, und Lori's von einem hübschen Roth bewohnen die Gipfel der höchsten Kokosnußbäume; der dunkelgrüne Königsfischer prangt mit einem alabasterweißen Halse; Kukuke, Turteltauben und Tauben gibt es dort sehr viele; der Tropenvogel hält sich in Höhlen auf, als ein wahrer Höhlenbewohner; die Einwohner fangen ihn, um die Federn seines Schwanzes zu bekommen, so wie den Fregattenvogel, welcher ein Zugvogel ist. Bläuliche Reiher gehen mit unerschütterlichem Ernste auf dem Sande spazieren und fressen Würmer und Mollusken.

Auf Ha-uai zeichnet man den Moho mit dem glänzendsten Farbenspiegel, und den prächtigen Hearo-taire aus, und auf Neuseeland die Amsel mit gekräuseltem Halse.

Vampyre (Fledermäuse) gibt es in Menge auf den polynesischen Inseln. Sie nähren sich hauptsächlich von Früchten; aber ich glaube nicht, daß sie gute Schwimmer sind, ob ich gleich einige schwimmen sah, was vielleicht nur eine Ausnahme ist; aber oft stürzen sie sich ins Wasser, um sich den Schmutz abzuwaschen oder sich von dem Ungeziefer zu befreien, welches sich an ihre Haut hängt. Ihr Geruch ist widrig. Wenn man sie reizt, beißen sie wüthend; sonst aber richten sie keinen Schaden an.

Die zwei vierfüßigen Hausthiere sind, wie wir schon gesagt haben, der Hund und das Schwein. Zur Zeit Cooks waren sie die einzigen, welche man auf der Insel Taiti fand. Neuseeland und die niedrigen Inseln kannten nur Hunde; die Nukahiva- und Tonga-Inseln bloß Schweine; so wie die Hawai-Inseln, die Carolinen und die Inseln Waihu diese beiden Thiergattungen gar nicht hatten. Nun sind sie durch die Europäer auf den meisten Archipelen verbreitet worden, und überdieß auf einigen auch Ziegen, Schafe, Rindvieh und sogar Pferde.

Die Schweine sind von der sogenannten chinesischen Rasse. Sie haben einen kurzen Leib und kurze Beine, einen beinahe bis auf den Boden hängenden Bauch, gerade Ohren und sehr wenig Borsten. Es gibt, glaube ich, keine Gattung Schweine, deren Fleisch so saftig und deren Fett so angenehm wäre. Eine Eigenschaft, die man nur ihrer vortrefflichen Nahrung zuschreiben kann. Sie nähren sich hauptsächlich von der frischen Frucht des Brotbaumes, oder dem Sauerteig dieser Frucht, von Ignamen, Arums u. s. w. Sie sind sehr häufig auf den Gesellschaftsinseln; man sieht deren bei allen Häusern; einige Familien halten eine beträchtliche Anzahl Schweine. In großer Menge sind sie auch auf den Marquisen und auf Tongatabu vorhanden. Die Rasse der Hunde im großen Ocean ist sehr merkwürdig; *sie haben viel* Aehnlichkeit mit gewöhnlichen Schäferhunden, aber einen *äußerst dicken* Kopf, merkwürdig kleine Augen, spitzige Ohren, langes Haar und *einen* kurzen und buschigen Schwanz; auf den Gesellschaftsinseln nähren sie sich hauptsächlich von Früchten; auf den niedrigen Inseln und auf Neuseeland fressen sie nur Fische. Sie sind äußerst dumm, heulen von Zeit zu Zeit, haben einen sehr schwachen Geruch und sind ausnehmend faul. Die Eingebornen mästen sie um ihres Fleisches willen, das sie leidenschaftlich gern essen und dem Schweinefleische vorziehen. Ueberdieß machen sie aus ihren Haaren Zierrathen; auf den Gesellschaftsinseln verfertigen sie Fransen und Kürasse daraus, und auf Neuseeland besetzen sie ihre Kleider damit.

Außer dem Hunde und den durch die Europäer eingeführten vierfüßigen Thieren hat Neuseeland vier andere Säugethiere; das erste ist die Ratte; das zweite eine kleine Fledermaus; das dritte und vierte zwei Robben-Arten, der Seebär und der Seeelephant.

Der riesenhafte Pottfisch und der Haifisch kommen in verschiedenen Gegenden vor. Auf einer der drei Reisen des berühmten Kapitäns Cook sahen Banks und Forster auf dem Südmeere folgende Cetaceen: den Spritzwall (balæna physalus), den Wallfisch mit der spitzigen Schnauze (balæna rostrata), den Nordkaper (balæna glacialis), den Butzkopf, den gemeinen Delphin und den kleinen Delphin. Die beiden lezteren finden sich im ganzen Ocean, von der Linie bis zum südlichen Polarkreis.

Die Vögel Polynesiens sind zahlreich und ihre Gattungen sehr mannigfaltig. Alle leben ruhig in jedem Busche und auf jedem Baume; die

bornen stören sie beinahe niemals, und ich sah einige zu mein
fressen. Sie beleben die Wälder durch ihren ununterbrochen
g, und ihr mannigfaltiges Gefieder erhöht den Glanz der Natu
glaubt gemeiniglich, die buntfarbigen Vögel singen nicht; aber auß
ewöhnlichen Distelfinken, welcher vielleicht einer der schönsten Vög
rde und dessen Stimme sehr melodisch ist, könnte man leicht ne
iele Beispiele vom Gegentheil anführen. Der Gesang der Vögel
owohl in den wilden Wäldern Neuseelands, als in den angebaut
zen Taiti's. Eigentlich gibt es nur Eine Art zahmer Vögel auf d
chen Inseln des großen Oceans, nämlich den gemeinen Hahn und d
ne Huhn, welche ebenfalls in Vaihu zahlreich sind, wo es sonst kei
n Hausthiere gibt. Man findet sie ebenfalls auf den Nukahiva
und Tonga-Inseln, und in den beiden leztern Archipelen. Sie si
roß; auf den niedrigen Inseln und den Inseln der gemäßigten Zo
sie ganz. Die Papageyen und Tauben kann man nicht unter d
thiere rechnen; denn obgleich die Bewohner der Taiti- und Tong
n einige zähmen, so haben sie doch nie eine Brut davon. Forst
114 neue Vögel, welche zur Hälfte Wasservögel sind. Die Za
euen Vögel ist erstaunlich groß, wenn wir sie mit der vergleiche
vor 60 Jahren den Naturforschern bekannt war. Deßhalb kan
wohl hoffen, noch viel Neues auf den Kontinenten zu finden, welc
noch nicht untersucht hat.

Obgleich die meisten Vögel Neuseelands sich durch die hübschen Farb
Gefieders auszeichnen, so hat doch auf der Insel Norfolk *), welc
weit davon entfernt ist (sie hat genau ebendieselben Pflanzengattunge
Neuseeland), das Gefieder der Vögel weit lebhaftere Farben, was u
st, daß das Klima sehr großen Einfluß auf die Farben hat. Ei
ng des Königsfischers, der auf allen Inseln des großen Oceans v
t, hat Spielarten, welche zwischen den Wendekreisen viel glänzend
ls auf Neuseeland. Das Gefieder hängt auch in anderer Beziehu
Klima ab. Die Vögel der heißen Länder sind nur mäßig bedec
nd die der kalten Länder und besonders die, welche beständig üb
Meere schweben, ein sehr dichtes Gefieder haben, und ihre Fede
lt sind, d. h. aus jeder Röhre zwei hervorkommen. Die Federn d
änse, die man häufig mit den Pinguin's verwechselt, und die beina
r im Wasser leben, sind kurz, oblong und liegen wie Fischschupp
inander; sie haben zugleich eine dichte Umhüllung von Fett, wel
den Stand sezt, der Kälte zu widerstehen. Ebenso verhält es s
en Robben, Gänsen und anderen Wasserthieren der südlichen Länd
Landvögel innerhalb und außerhalb der Wendekreise bauen ihre Nes
Bäume, die gemeine Wachtel auf Neuseeland ausgenommen, wel
Sitten und Gewohnheiten der europäischen Wachtel hat. Einige v
Wasservögeln bauen ihre Nester auf die Erde, wie die Strandläuf
e nur zu zwei zusammenleben, während mehrere Seerabengattung
ruppen sich vereinigen, und bald auf Bäumen, bald in Felsspalt
ufhalten. Die Sturmvögel verkriechen sich zu Tausenden in unterirdis
r; sie ernähren dort ihre Jungen und begeben sich jedesmal des Nach
t. Die fruchtbarste Gattung im großen Ocean sind die Enten, wel

---

*) Zu Melanesien.

nehmen Eier für Eine Brut legen; doch sind die Seeraben, Fettgänse und Sturmvögel, ungeachtet sie nur 1 oder 2, höchstens 3 Eier für die Brut legen, weil man sie niemals stört und weil sie sich immer in beträchtlichen Truppen beisammen halten, die gemeinsten und zahlreichsten geworden.

Die wenigen Amphibien, welche den großen Ocean bewohnen, findet man in den tropischen Ländern: sie sind 1) die Karatschildkröte, welche die für die Fabriken taugliche Schildkrötenschale liefert; 2) die grüne Schildkröte, welche gut zu essen ist; 3) die gemeine Eidechse; 4) der Gecko; 5) die amphibische Schlange, und 6) die anguis platura Linné's. Keines von diesen Thieren ist giftig.

Der große Ocean ist reich an Fischen; man findet dort eine große Mannigfaltigkeit der Gattungen. Bis jezt konnte man noch keine Sammlungen in diesem Zweige der Naturgeschichte machen, weil der Aufenthalt der meisten Seefahrer und Reisenden nur kurz war, weil sie selten geschickte [illegible] an Bord hatten; weil sie sich an die Eingebornen wenden mußten, um sich Fische zu verschaffen, und weil endlich mehrere ihrer Sammlungen durch Schiffbrüche verloren gingen. Forster, der Vater, sammelte an verschiedenen Orten 74 neue Gattungen, und ungefähr 40 andere von Linné beschriebene.

Die zum Essen angenehmsten Fischgattungen sind auch die fruchtbarsten; doch muß man bemerken, daß es um keine Insel des großen Oceans, die Marianen und Carolinen ausgenommen, so viel gibt, als um Neuseeland. Labillardière *) sah dort Züge von Fischen, welche durch ihre Bewegungen eine Art Ebbe und Fluth im Meere hervorbrachten. Daher ist der Fisch auch das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Eingebornen geworden, die diese Art sich zu nähren leichter und bequemer fanden, ob sie gleich weniger indolent sind, als die meisten Polynesier.

Die meisten Fische Polynesiens sind gut zu essen; mehrere haben einen köstlichen Geschmack; nur eine kleine Anzahl der Branchiostegen ist schädlich. Auf Taiti gibt es einen kleinen rothen Krebs, dessen Genuß tödtlich wird **). Der Tetrodon, der Forstern auf der Küste von Neu-Süd-Wallis vergiftete, kommt auch in Polynesien vor, und führt beständig ein narkotisches Gift bei sich.

Im großen polynesischen Ocean oder Südmeer beobachtet man Krabben, welche sich von Kokosnüssen nähren.

Schwerlich trifft man irgendwo weniger Insekten, als auf diesen un[illegible]gen Inseln. Auf den tropischen Inseln, gewöhnlicher aber auf den [illegible]sten Inseln, findet man einen kleinen Skorpion. Der taitische richtet keinen Schaden an, ungeachtet er gerade so bewaffnet ist, wie die übrigen verwandten Gattungen. Noch hat man es nicht entdeckt, durch welche zufällige Umstände das Gift des Skorpionstachels mehr oder minder giftig wird. Mehrere alte und neue Erfahrungen scheinen darauf hinzudeuten, daß die Individuen derselben Gattung nicht alle gleich giftig sind, und daß ein und dasselbe Individuum zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder giftig ist.

Unter den Muscheln des großen Oceans herrscht weniger Mannigfaltigkeit, als man erwarten sollte, und die Riffe der tropischen Inseln liefern

*) Labillardière t. II. p. 186.
**) Reisen der Missionäre, Anhang, Cap. 8—10.

im Allgemeinen die gewöhnlichsten Muscheln, z. B. die Porzellanschne
die Mützen, die Purpurschnecken, die gewöhnlichsten Trompetenschne
die Schraubenschnecken und die Halbmondschnecken. Einige neue, grö
theils sehr kleine Gattungen gibt es auf Neuseeland. Nichtsdestowe
haben die lezten Reisen nach Ha-uai, den Carolinen und andern In
die Conchyliologie mit neuen Gattungen von großer Schönheit bereichert
Bei der besonderen Beschreibung eines jeden Archipels werden
uns auf diesen Gegenstand näher einlassen.

Klima und Bevölkerung.

Wir haben schon gesagt, daß ein so schönes Klima das natür
Vaterland des Menschen sey. In der That sieht man mit Ausnahme
hohen Berge auf den großen Inseln, welche Schwestern sind, und d
noch rohes Innere so ist, wie es aus den Händen der Natur hervorg
nirgends fruchtbarere und besser angebaute Felder, als auf Ha-uai, T
Tonga und anderen Inseln. Der Boden ist mit Kokosnuß- und B
bäumen bedeckt; überall sieht man Bananenpflanzungen, junge Maulb
bäume, welche zur Verfertigung von Stoffen benützt werden, und an
nützliche Pflanzen, wie z. B. Ignamen, Arum's, Zuckerrohr u. s. w.

Im Schatten der reizenden Gehölze von Taiti hatte Forster e
Menge von Hütten gesehen, welche nur Schoppen zu seyn schienen, a
die Eingebornen gegen den Regen, die Feuchtigkeit und Ungunst der Wi
rung hinreichend schützen konnten. Jezt haben die Missionäre und Ob
häupter dort halb-europäische Häuser. Die Wohnungen der Eingebor
sind mit Bewohnern angefüllt, und die größten fassen mehrere Famili
und von welcher Seite man auch herkommen mag, so findet man die W
mit Insulanern besezt, ohne daß jedoch eine Wohnung leer stände.
Bevölkerung dieser Metropole der tropischen Inseln ist außerordentlich g
und Alles trägt dazu bei, sie zu vermehren. Ueber diesen wichtigen Ge
stand sagt Forster Folgendes:

„Das Klima von Taiti ist mild und gemäßigt, und die Land-
Seewinde, welche die allzulebhafte Wirkung der Sonne mäßigen, beförd
die Entwicklung der Pflanzen. Besonders auf Taiti gibt es einen sol
Ueberfluß an herrlichen Früchten, die ohne Anbau wachsen, daß Niem
Nahrungssorgen kennt. Ueberdieß haben die Insulaner eine nützliche H
quelle darin, daß sie bei Tag und bei Nacht längs der Riffe eine g
Menge sehr großer Fische, Muscheln, Meerigel, Krebse und Mollu
von verschiedenen Gattungen fangen können. Oft besuchen sie die niedri
Inseln, die einige Lieues weit in der offenen See liegen, um dort Cava
(eine Art kleiner Fische), Schildkröten und Wasservögel zu holen.
jedes Haus oder jede Hütte sieht man einen Hund, Hühner und oft
oder drei Schweine. Die Rinde des Papiermaulbeerbaumes, der Brodb
und andere liefern den Stoff zu einem leichten und warmen Zeuge,
dem mancherlei Arten verfertigt werden, die man mit verschiedenen Fa
färbt, und aus denen man Kleider verfertigt."

Während des zweiten Aufenthaltes des Kapitän Cook zu Taiti,
April 1774, machten die Eingebornen Zurüstungen zu einem großen
zuge gegen Morea, einen Bezirk der Insel Eimeo. Wir erblickten
Flotte von Kriegspiroguen und viele kleine Fahrzeuge; andere Kriegspirog

... wir die Eingebornen an mehreren Orten zurüsten; die Ruderer und ... übten sich, und die bewaffnete Mannschaft zweier Bezirke passirte ... die Revue vor dem Hause des obersten Häuptlings zu O-Parri. ... Bezirk von Atahuru ist einer der größten, und der von Tittahah einer ... kleinsten. Der erste hatte 159 Kriegspiroguen und ungefähr 70 kleinere ... die Häuptlinge, Kranken und Verwundeten und wahrscheinlich auch für ... Transport von Lebensmitteln bestimmte Fahrzeuge ausgerüstet. Der ... Bezirk schickte 44 Kriegspiroguen und 20 oder 30 kleinere. Dieser ... von Taiti, der T'Obreonu heißt, und der größte und westlichste beider ... Halbinseln ist, enthält 24 Cantone. Tierrebu, die kleinste oder östliche ... Halbinsel, hat deren 19; nehmen wir nun die zwischen dem größten und ... der Bezirke, von denen wir gesprochen haben, in der Mitte lie... Zahl von Kriegspiroguen, die jeder Bezirk ausrüsten kann, so würde sich ... auf 100 belaufen. Nehmen wir aber eine niedrigere Zahl an, näm... für jeden Canton 50 Kriegspiroguen und 25 Geleitsschiffe, so würde ... Zahl der Kriegspiroguen von T'Obreonu 1200, und die der kleineren ... Fahrzeuge 600 betragen. Wir zählten 50 Mann in den großen Kriegs... piroguen, Krieger, Ruderer und Steuermänner zusammen, und ungefähr ... auf den kleineren. Einige Kriegspiroguen erforderten zwar 144 Ruderer, ... Mann für das Steuerruder, einen Befehlshaber der Ruderer und un... gefähr 30 Krieger für das Verdeck; da es aber nur ein oder zwei Fahr... zeuge von dieser Größe auf jeder Insel gibt, so brauchen wir unsere An... nahme nicht zu ändern, wornach jede Kriegspirogue 20 Mann enthält. Daraus wird die Anzahl von Leuten, welche zur Vertheidigung und Len... kung von 1200 Fahrzeugen erforderlich ist, 24,000 Köpfe betragen. Jedes der kleinen Geleitsschiffe enthielt ungefähr 5 Mann; also beträgt die Be... mannung aller kleinen Piroguen der 24 Cantone (25 auf jeden Canton ge... rechnet) 3000 Mann, was, zur Mannschaft der Kriegspiroguen hinzugerechnet, ... Summe von 27,000 gibt. Nehmen wir sodann an, daß jeder dieser ... Männer verheirathet ist und ein Kind hat, so wird die Gesammtzahl der ... Einwohner sich auf 81,000 belaufen. Man wird zugeben, daß diese Berech... ... so niedrig als möglich gehalten ist, und daß die Zahl der Bewohner ... T'Obreonu wenigstens das Doppelte beträgt. Und wirklich sind nicht alle ... Insulaner Krieger, und nicht alle Schiffsleute; überdieß bleiben immer ... Greise zu Hause; und gewiß ist es nicht hinreichend, wenn man ... jeden Gatten ein Kind rechnet: gewöhnlich haben sie viel mehr. Ich ... mehr als Einer Familie sechs bis acht Kinder; Happai, der Vater ..., des gegenwärtigen Königs von T'Obreonu, hatte acht, wovon ... lebten, als wir bei Taiti anhielten. Mehrere andere Familien be... ... drei bis fünf Kinder.

Man fragt sich zuerst, wie eine so ungeheure Menschenmasse auf einem ... Punkte zusammengehäuft hinlänglich zu leben habe. Wir haben ... gesagt, wie fruchtbar diese Länder sind: drei große Brodfruchtbäume ... zur Nahrung eines Menschen während der Jahreszeit, in welcher ... Früchte geben, d. h. während acht Monaten hin; die größten dieser ... nehmen mit ihren Zweigen einen Raum von 40 Fuß im Durch... ... ein: also nimmt jeder Baum 1600 Quadratfuß, oder, wenn er rund ... 1256⅔ Fuß ein. Ein englischer Acre hält 43,560 Quadratfuß; also ... auf ihm mehr als 27 große, und 35 kleinere Brodfruchtbäume stehen; ... Früchte geben im ersten Falle 10, im andern Falle 12 Personen acht

Monate lang Nahrung. In den vier Wintermonaten leben die Eingeborn von Yamswurzeln, Eddoe's und Bananen, wovon sie in den Thälern i unbewohnten Gebirge sehr große Pflanzungen haben; sie machen auch ei Art sauren Teig aus gegohrner Brodfrucht, der sich mehrere Monate hä und gesund und angenehm ist, wenn man sich einmal an seinen säuerlich Geschmack gewöhnt hat. Vergleichen wir diese Fruchtbarkeit mit der gr ten bekannten: in Frankreich kann eine Quadratmeile, welche ungefä 4867 Morgen enthält, im Ackerlande nur 1390, im Weinlande nur 26 Personen nähren. Im ersteren braucht ein Mensch 3½ Morgen zu seine Unterhalte, im lezten 2 Morgen. Auf Taiti und den Gesellschaftsinse leben 10 bis 12 Personen acht Monate lang von einem englischen Ac d. h. von 43,560 Quadratfußen, während ein Morgen, welcher 51,550 Qu dratfuß (englisches Maß) enthält, in Frankreich 1 Menschen nur sechs M nate lang ernährt. Nach dieser Berechnung verhält sich, wenn wir a beiden Seiten die besser bekannten Gegenden annehmen, die Bevölkerun von Taiti zu der von Frankreich beinahe wie 17 zu 1. Weiter woll wir annehmen, daß auf der ganzen Insel Taiti 40 englische Quadratmeil nur mit Brodfruchtbäumen bepflanzt sind (diese Annahme ist nicht zu stark da jede Meile 640 Acres enthält, so machen 40 Quadratmeilen 25,600 Acre Nun leben 10 bis 12 Menschen acht Monate lang von 1 Acre, also leb 30 bis 36 Menschen in der nämlichen Zeit von 3 Acres, und 20 bis 2 Menschen werden ihren Unterhalt für ein ganzes Jahr von 3 Acres b ziehen können; und von der ganzen Zahl von 25,600 Acres können 170,66 Personen nach der ersten Annahme, oder 234,800 nach der zweiten Annahm jährlich leben; wir haben aber oben gesehen, daß die erste Berechnung f Taiti nur 144,125 Bewohner angibt; was um 26,535 weniger ist als da Land im ersten Falle, oder um 60,665 weniger, was es im zweiten Fal ernähren kann.

Endlich, sagt Forster am Schlusse seiner schönen und wichtigen Beo achtungen, muß ich dieser Bevölkerungsliste der Inseln des großen Ocea noch zwei Bemerkungen beifügen: 1) ich behaupte nicht, daß meine Schätzu gen vollkommen genau seyen; es sind nur Vermuthungen, welche sich d Wahrheit in so weit annähern, als mir es die Angaben, welche wir z sammeln Gelegenheit hatten, erlaubt haben; sie geben eher noch zu weni als zu viel an. 2) Die Bevölkerung der Länder steigt nach dem Verhältn der Civilisation und Kultur; denn Civilisation und Kultur sind wohl ni die Ursachen einer größeren Bevölkerung, ich glaube eher, daß es die Wi kungen davon sind. Sobald die Menschenzahl auf einem beschränkten Rau auf eine solche Höhe steigt, daß sie genöthigt sind, Pflanzen zu ihrer Na rung anzubauen, und die wildwachsenden Erzeugnisse nicht mehr hinreiche so sinnen sie auf Mittel, diese Arbeit auf eine leichte und bequeme Art z verrichten; sie sind genöthigt, anderwärts Samen und Wurzeln zu kaufe übereinzukommen, sich ihre Pflanzungen nicht zu verwüsten, sich gegen A griffe zu vertheidigen und einander zu unterstützen. Das schafft bürgerli Gesellschaften; sie führen früher oder später den Rangunterschied ein und d verschiedenen Grade von Macht, Reichthum und Ansehen, welche man unt den Menschen bemerkt; sie bewirken sogar oft einen wesentlichen Unterschi in der Farbe, im Temperament und Charakter der Menschengattung.

Geographische Eintheilung von Polynesien.

Polynesien enthält innerhalb der Gränzen, welche wir ihm angewiesen haben, die marianischen Inseln, die Pelju, Palaos- oder Peli-Inseln, die Anson's-Inseln, die Guedes- oder St. David- oder Freewill-Inseln, die Insel Revil, den großen Archipel der Carolinen, mit Inbegriff der Ralix- und Radak-Gruppe, den Gilbert- und Marschall-Archipel, den Grand-Cocal und die anderen Inseln dieser Kette, und endlich alle Inseln des Südmeeres des großen Oceans, vom Ha-uai- oder Sandwich-Archipel im Norden bis zu den Inseln l'Evêque-et-son-Clerc (der Bischof und sein Kapelldiener) im Süden; und von der Insel Tikopia bei Vanikoro im Westen bis zur Insel Sala im Osten in der Nähe von Amerika; so daß nach der von uns angenommenen Eintheilung Polynesiens es im Norden an Micronesien und den nördlichen Ocean, im Nordwesten an Malaisien, im Südwesten an Melanesien, im Osten an die westliche Küste von Amerika und im Süden an den südlichen Ocean gränzen würde.

Der Archipel der Marianen.

Diese Inseln liegen zwischen 13° 10′ und 20° 10′ nördlicher Breite, und nehmen nur einen Grad und 17 Minuten Länge östlich vom Pariser Meridian ein. Ihre Zahl beträgt 17; ihre Oberfläche nimmt ungefähr 385 Geviertmeilen ein; ihre Entfernung vom Nordwesten der Philippinen beträgt ungefähr 400 Lieues.

Die vier südlichsten und wichtigsten sind Guaham (san Juan de), Rotta, Saypan und Tinian. Nach den Erkundigungen, welche wir auf den Philippinen eingezogen haben, dürfte die Bevölkerung von Guaham 2000 Spanier und Mestizzen und 2500 Eingeborne, also im Ganzen 4500 enthalten, wovon 1000 allein in der Stadt Agagna wohnen. Welche Differenz zwischen der ursprünglichen Einwohnerzahl, welche die alten Reisenden auf 44,000 angegeben haben. Die unglücklichen Bewohner dieses Archipels wurden von den Spaniern des 16. und 17. Jahrhunderts vertilgt, wie die Amerikaner; und noch kann der Fanatismus dieses gräßliche Vorrecht in Anspruch nehmen!

Die Insel Rotta ist die bevölkertste nach Guaham. Saypan ist eine der größten und holzreichsten; sie hat einen Vulkan, der in Thätigkeit ist, und es befindet sich auf ihr noch Arago, eine kleine Kolonie Caroliner. Tinian ist merkwürdig durch seine in Trümmern liegenden Denkmale. Hier müssen wir bemerken, daß einst alle im Norden Tinians gelegenen Inseln unter dem generischen Namen Gani-Inseln bekannt waren.

Außer diesen vier Inseln begreift der Archipel der Marianen Aguijan, wo die Spanier Bürgern aus den vereinigten Staaten Nordamerika's erlaubt haben, eine kleine Kolonie zu errichten, Assomption und Pagon, merkwürdig durch ihre Vulkane; die Insel Farallon de Medinilla und Farallon de Torres, Anataxan, Sarigoan, Grigan, Guguan, Mangs, Gui, Uracas, Farallon, Assomption und Farallon de los Pararos, die in Absicht auf ihrem Umfange und ihrer unbedeutenden Bevölkerung nichts Bemerkenswerthes darbieten.

Wir werden nun die Hauptinseln beschreiben.

Die Insel Guaham.

Die Insel Guaham oder Guahan hat ungefähr 30 Lieues im Umkre
sie enthält mehrere Berge, von denen die höchsten sind: der Berg Fil
geschätzt auf 1500 Fuß Höhe; der Berg Tiukio, der ungefähr 1000 F
hoch ist, und der Berg Langayao; sie hat eisenhaltige Wasser und ein
hübsche Wohnplätze *).

Die Häfen von Guaham sind die sichersten des Marianen-Archipe
Der von Umata ist bei Ostwinden eine gute Station, und sein Wasserp
ist berühmt; die Casa real ist das merkwürdigste Gebäude desselben *
Die Kleidung seiner Bewohner ist sehr zierlich ***). Der Hafen San-L
auf der nordwestlichen Küste ist ebenfalls gut, nur ist der Zugang da
schwierig. Der kleine Hafen von Agagna, der Hauptstadt der Insel u
des Archipels, kann nur Baho's und Piroguen aufnehmen, die weite B
Apra aber in seiner Nähe die großen Schiffe. Agagna liegt unter 13° 2
nördlicher Breite und 142° 37′ östlicher Länge.

Sayyan und Botta.

Sayyan hat eine offene Rhede voll Untiefen. Man sieht die In
aus der Ferne wegen ihres kegelförmigen Piks und ihres Vulkans, welch
beinahe immer in Thätigkeit ist. Sie ist gut mit Holz versehen und na
einigen alten Geographen findet man mitten auf ihr einen kleinen Sü
wassersee. Im Jahr 1815 haben die Spanier die dort seit 1810 ansässig
Amerikaner vertrieben. Nach Arago's Versicherung gibt es dort eine klei
Kolonie Caroliner. Sie werden wahrscheinlich von dem ehrenwerthen D
Luis de Torres, dem zweiten Kommandanten der Marianen, beschü
Sayyan ist von Tinian durch einen 2 Lieues breiten Kanal getrennt. Bot
hat nur einen ziemlich unsicheren Ankerplatz. Der Grund starrt dort von K
rallen. Man muß sich dort der Ankerketten bedienen. An süßem Wass
mangelt es. Ein Gebirg, das sich wie ein Amphitheater vom Meeresuf
bis zu ungefähr 600 Fuß Höhe erhebt, nimmt den Mittelpunkt dieser In
ein. Man besteigt es auf Pfaden, welche die Eingebornen künstlich geba
haben.

Tinian.

Die Insel Tinian, berühmt durch den Bericht Ansons, ist klein u
verlassen. In seinen Waldungen hat man romantische Aussichten. Sei
Bevölkerung besteht aus kaum 20 dürftigen und armseligen Einwohner
Man findet nur zwei süße Wasserbehälter, den einen im östlichen, den a
dern im nordwestlichen Theile der Insel. Das beste Wasser hat der Brunn
der Alten (Pozo de los Antiquos). Der Ankerplatz ist im Westen Sa
harems, das unter 40° 59′ der Breite und unter 143° 28′ östlich
Länge liegt. Die Piroguen und die kleinen Schiffe ankern zwischen de
Lande und einer Bank, welche nahe an der Küste ist. Weiter unten we
den wir die Denkmale von Tinian beschreiben.

---

*) S. Blatt 88. **) S. Blatt 94. ***) S. Blatt 93.



Einwohner von Guahan

MARIANISCHE INSELN.



2. Männer u. Frauen von Umata.

MARIANISCHE INSELN.

Ansicht von der Casa-reale von Umata.

Geologie und Naturgeschichte.

Der kleine Archipel der Marianen besteht aus Kalkfelsen oder Korallenmassen und vulkanischen Lagern. Sein Boden scheint durch unterseeische Vulkane, welche zu gewissen Zeiten diese Gruppe heimsuchen, hervorgebracht worden zu seyn. Buffon glaubte, diese Inseln hätten ein einziges Land mit dem indischen Ocean gebildet, während Alles dafür spricht, daß sie von neuerer und eigenthümlicher Bildung sind.

Der Grund des Bodens ist bisweilen röthlich und trocken, was der natürlichen Fruchtbarkeit dieser Inseln keinen Eintrag thut; die Bewohner aber, deren Zahl gering ist, und die besonders Anhänger des dolce far niente sind, und eine arme und nicht sehr aufgeklärte Verwaltung haben die Wohlthaten des Bodens beinahe unbenuzt gelassen.

Guaham und besonders Saypan haben eine seltene Fruchtbarkeit. Indeß gewähren die Wälder von Guaham nicht den großartigen und üppigen Anblick, welcher die Vegetation unter dem Aequator auszeichnet. Mehrere Bezirke sind mit sehr großen Waldungen bedeckt, andere mit Feldern und Weiden. Die Natur erzeugt dort die nährenden Wurzeln und besonders unzählige Farrnkräuter (Cycas).

Aguigan und Rotta haben die mächtigste Vegetation. Ueberall undurchdringliche Dickichte von Tamarinden, Kokosnußbäumen, Brodbäumen, Feigenbäumen und Cyca's, ein Palmbaum, welcher ein vortreffliches Mehl, ähnlich dem Sagomehl, liefert. Es bedarf einer besondern Zubereitung durch Einweichen, um ihm seine giftigen Eigenschaften zu benehmen.

Einst hatten diese Inseln nur die auf den Carolinen gewöhnlichen Früchte; die Spanier aber haben dort die Ananas, die Granatbirne, den Granatapfel, die Traube, die Baumwolle, den Indigo und das Zuckerrohr eingeführt. Diese Wohlthat verdanken die Eingebornen besonders dem weisen Gouverneur Tobias. Nirgends findet man ein reißendes Thier oder ein giftiges Reptil.

Der Brodbaum, die Wassermelonen, die Gewürzmelonen finden sich dort im Ueberflusse, so wie der Ducduc der Philippinen (artocarpus incisa). Die Frucht dieses Baumes, welche außen grün ist, hat die Gestalt einer langen Birne. Ihr Fleisch ist weiß und weich; sie hat 15 Kerne in sich, welche, wenn man sie bratet, wie Kastanien schmecken. Auch besitzen die Inseln Bauholz und anderes, das zu medizinischem Gebrauche dient, so wie auch den Bambus und die Curcume. Die Erzeugnisse der Marianen und Carolinen haben in so fern Aehnlichkeit mit einander, als beide Citronen, Orangen und Limonen haben, welche im übrigen Polynesien nicht einheimisch waren. Die Europäer haben auch den Reis, den Mais, den Arrow-root, die Pataten, den Tabak und einige sehr nützliche Hülsenfrüchte, z. B. Bohnen, Kichererbsen (Garvanizos) u. s. w. dorthin verpflanzt.

Um eine Vorstellung von dem Nutzen der Vegetabilien zu geben, woraus die Familie der Hülsenfrüchte besteht, wird es genügen, einige anzuführen, deren Nutzen allgemein bekannt ist. Man findet dort z. B. von Körnern, welche zur Nahrung der Menschen dienen, Schminkbohnen, Bohnen, Erbsen, Linsen u. s. w.; von Viehfutter Klee, Esparsette, Luzerne; von Farbhölzern indisches Blutholz, Fernambuk und Campecheholz, welche eine violette Farbe geben; von Farbmehlen indischen und amerikanischen Indigo, welche das

dauerhafteste Blau geben; von seltenen und durch die augenblickliche Bewegung ihrer Blätter merkwürdigen Pflanzen die Sinnpflanze und die zitternde Esparsette; endlich von Arzneipflanzen das Süßholz, die Sennesblätter, den Tragantgummi, das Mark der Cassie und Tamarinde.

Endlich vereinigen die Flora und Fauna des Landes in sich die meisten Gattungen, welche der Aequinoctialzone eigenthümlich sind.

Einst fand man dort nur Ratten und Hühner, *) den Fledermausvampyr, die Leguana, die Meerschildkröte; die Spanier aber haben das Rindvieh, den Hirsch, das Schwein, die Ziege, das Pferd, den Esel, die Katze, den Guanaco von Peru, eine Art Kameel, dorthin verpflanzt, welche sich theils im zahmen, theils im wilden Zustande glücklich vermehrt haben. Durch europäische Schiffe wurde auch die Maus dahin gebracht. Uebrigens trifft man dort weder ein wildes Thier, noch ein giftiges Reptil. Die Fische sind sehr zahlreich. Unter anderen fängt man einen kleinen Fisch Magnahak, der von trefflichem Geschmacke ist.

Die Krankheiten des Landes sind Rothlauf, Krätze, Syphilis, Elephantiasis und Aussatz. Die mit diesen leztern Krankheiten Behafteten haben ein gräßliches und zurückstoßendes Aussehen. **)

Religiöse Vorstellungen der alten Marianesen über den Ursprung des Menschengeschlechts und der Welt.

Bis zur Ankunft der Spanier wußten die von allen Nationen durch unermeßliche Meere getrennten und in ihre Gränzen, wie in eine kleine Welt, eingeschlossenen Marianeser durchaus nicht, daß es auch andere Länder gebe; sie betrachteten sich als die einzigen Menschen, welche auf der Welt lebten. Da sie von ihrem Ursprunge Nichts wußten, so schufen sie sich ohne viel Umstände selbst eine Vorstellung davon, und sagten, der erste Mensch sey aus einem Felsen Fauna's, einer kleinen Insel auf der westlichen Küste Guaham's, gebildet worden. Auch betrachteten sie diesen Felsen als ein Wunder, sowohl wegen seines sonderbaren Baues, vermöge dessen er nur auf Einer Seite zugänglich ist, als weil er die Wiege des Menschengeschlechts gewesen ist.

So unwissend sie sind, sagt Pater Le Gobien in der Geschichte dieser Inseln, ***) welche er kurz nach ihrer Unterwerfung geschrieben hat, so glauben sie doch nicht, daß die Welt von Ewigkeit her sey; sie geben ihr einen Anfang, und erzählen darüber Fabeln in Versen, welche sie bei ihren Zusammenkünften singen. Sie erkennen keine Gottheit an, und hatten nicht die geringste Idee von einer Religion, ehe sie etwas vom Christenthum hörten; sie hatten keine Tempel, keine Altäre, keine Opfer, keinen Gottesdienst, keine Priester; sie sagten bloß, Puntan, ein außerordentlicher Mensch, der im Raume lebte, habe seinen Schwestern befohlen, aus seinen Schultern Himmel und Erde, aus seinen Augen Sonne und Mond, und aus seinen Augenbraunen den Regenbogen zu machen.

Zauberer.

Bei den alten Marianesen gab es Marktschreier, welche sich mit Wahrsagen abgaben. Diese Zauberer oder Propheten, in ihrer Sprache

---

*) Und vielleicht gab es dort keinen andern Vogel, als den Sessengbet, eine Art Huhn mit großen Füßen, dem die reisenden Naturforscher den Namen Megapode Laperouse gaben.

**) S. Blatt 91.

***) Istoria de la provincia de las Islas Filipinas T. II.

Makahua's genannt, standen bei ihnen in großem Ansehn, indem sie ihnen die Meinung beibrachten, daß sie durch Anrufung der Todten, deren Schädel sie in ihren Häusern aufbewahrten, die Macht besäßen, den Elementen zu gebieten, die Kranken gesund zu machen, die Jahreszeiten zu ändern, eine reiche Aerndte und einen glücklichen Fischfang zu bewirken. Inzwischen erwies man den Todtenschädeln, deren sich die Makahua's bei ihren Zauberkünsten bedienten, nicht die geringste Ehre. Man begnügte sich, sie in kleine Körbe einzuschließen, welche im Hause herumfuhren, ohne daß man sich darum bekümmerte, oder ihnen die geringste Aufmerksamkeit erwies, außer wenn ein Narr sich bei ihnen Raths erholen wollte: der Gegenstand aller dieser Gebräuche und Feierlichkeiten war also nicht die Gottheit, sondern die Todten.

Zustand der Seele nach dem Tode. Teufel, Gespenster &c.

Beim Tode eines Eingebornen sezte man einen Korb zu seinen Häupten, um darin den Geist aufzufassen; man beschwor diesen, sich, weil er seinen Körper verlasse, in diesen Korb zu versetzen und dort für die Zukunft seinen Aufenthalt zu wählen, oder wenigstens dort zu ruhen, wenn er sie besuchen wolle. Einige rieben die Todten mit wohlriechenden Oelen, und führten sie durch die Häuser ihrer Verwandten, damit sie nach Gutdünken einen Aufenthalt wählen könnten, der ihnen anständig wäre, und einen Ruheplatz, wenn sie aus der andern Welt zum Besuche zu ihren Freunden kämen. Hu, hu schrieen sie, und hernach nannten sie den Todten, dessen Seele sie anriefen, und sagten zu ihm: „Nun ist mir dein Beistand nöthig; hilf mir, wenn deine Familie dir jemals theuer war.“ Andere legten die Gebeine der Todten in Höhlen neben ihre Wohnungen, und nannten diese Beinhäuser Goma alomsig (Haus der Todten). Sie glaubten wirklich an die Unsterblichkeit der Seele. Sie nahmen sogar ein Paradies und eine Hölle an. Die Hölle nannten sie Zazarraguan oder das Haus Kaifi's (des Teufels). Kaifi unterhält einen glühenden Ofen, wo er die Seelen glühend macht, wie wir das Eisen, und sie unaufhörlich schlägt. Ihr Paradies war ein Ort unter der Erde, voll Annehmlichkeiten, bestehend aus schönen Kokosnußbäumen, aus Zuckerrohr und Früchten von wunderbarem Geschmacke. Uebrigens ist es ihrer Meinung zufolge weder Tugend noch Laster, welche an diese Orte führen; die guten und schlechten Handlungen dienen zu Nichts; Alles hängt von der Art ab, wie man aus dieser Welt geht. Hat man das Unglück, eines gewaltsamen Todes zu sterben, so wird man in den Zazarraguan eingesperrt; stirbt man eines natürlichen Todes, so hat man das Glück, in das Paradies zu kommen, und von den Bäumen und Früchten zu essen, die dort im Ueberflusse sich vorfinden. Sie glaubten, daß die Seelen der Todten wiederkommen. Wirklich hatten sie große Furcht vor den Aniti's *), und beklagten sich oft, von Gespenstern mißhandelt worden zu seyn. In solchen Fällen nahmen sie ihre Zuflucht zu den Aniti's, nicht sowohl um eine Gunst von ihnen zu erhalten, als um zu verhüten, daß sie ihnen Böses zufügten. Aus dem nämlichen Grunde beobachteten sie während des Fischfanges ein tiefes Stillschweigen, und hielten lange Fasten, aus Furcht, die Aniti's möchten ihnen schaden, oder sie Nachts in ihren Träumen, an welche sie fest glaubten, erschrecken.

*) Seelen der Verstorbenen.

Alle diese abergläubischen Vorstellungen mußten den Lehren des katholisch Christenthums weichen.

Charakter der alten Marianesen. — Kleidung.

Le Gobien versichert, und eine aufmerksame Untersuchung der Ges und vornehmsten Gebräuche dieser Länder bestätigt es auch bis auf ein gewissen Grad, daß die obersten Klassen der Gesellschaft von den edels Gefühlen und besonders von einer großen Wahrheitsliebe beseelt waren. Dagegen verdienten die Sitten der Mangatchang's, oder des Pöbe dieses Lob nicht; sie bildeten vielmehr einen schneidenden Kontrast. D Mangatchang's waren freche Lügner, feig, ungastfreundlich und treul und ließen sich oft Uebertretungen der Landesgesetze zu Schulden komm welche die Edlen ebenso gewissenhaft selber beobachteten, als sie auf der Beobachtung drangen.

Dieser Missionär spricht **) von dem Abscheu, welchen die Matua (Edlen) vor Mord und Diebstahl hatten, und von ihren äußerst wo wollenden Gesinnungen gegen alle Menschen; diese guten Eigenschaft wurden aber von einer unglaublichen Eitelkeit und von einem Stolze ve dunkelt, welcher an den Stolz des japanesischen Adels erinnert. Hiena kann man leicht urtheilen, warum das niedere Volk in diesem Zustan von Erniedrigung gehalten wurde.

Die Bewohner des nördlichen Theils von Guaham galten für no wilder und ungelehriger, als die der südlichen Küste. Die Ursache dies Verschiedenheit ist schwer anzugeben; aber es dürfte auffallend erscheine daß eine ähnliche Beobachtung auf der Insel Timor gemacht wurde. (Rei der Urania.)

Geschickt in Verheimlichung ihrer Plane während des Krieges, sa Freycinet, zählten sie auch die Rache unter ihre Hauptleidenschafte „Wenn man ihnen ein Unrecht gethan hat," sagt Le Gobien, „so offe baren sie ihr Rachegefühl nicht mit Worten oder auf eine andere auffallen Weise; man bemerkt Nichts in ihrem Aeußern: sie verschließen vielme allen Zorn und alle Bitterkeit in ihrem Innern. Sie wissen ihrer Leide schaft so gut Herr zu werden, daß zwei oder drei Jahre vergehen könne ohne daß irgend ein Zeichen ihres Rachegefühls sichtbar würde, bis sie ei günstige Gelegenheit gefunden haben, es zu befriedigen: dann entschädig sie sich für die Gewalt, die sie sich angethan haben, und geben sich all d schrecklichen Ausbrüchen der schwärzesten Verrätherei und heftigsten Rache hi

„Ihre Unbeständigkeit und ihr Leichtsinn ist unglaublich. Da sie in Nichts beschränken lassen, und sich blindlings ihren Launen und Leide schaften hingeben, so fallen sie gern von einem Extreme ins andere. W sie eben aufs Sehnlichste begehrten, verabscheuen sie einen Augenb nachher." ***)

Da sie menschlich nach dem Siege, und besonders im Worthal gewissenhaft waren, so pflegten sie von einem Kriegsgefangenen nur

*) Die ängstlichste Achtung für die Wahrheit, und die gewissenhafteste Pünktlichkeit in Erfüll aller Verbindlichkeiten bildeten im Mittelalter den hervorstechenden Charakter des Edelma weil das Ritterthum als die Schule der Ehre betrachtet wurde, und in dieser Hinsicht die h Gewissenhaftigkeit erforderte.

**) Le Gobien, Geschichte der Marianen, Paris 1701.

***) Le Gobien im ebengenannten Werke.



Alte Sitten und Gebräuche der Indianer von Guahan

MARIANISCHE INSELN.



Männer, Frauen von Umata.



Ansicht von der Casa reale von Umata.

Geologie und Naturgeschichte.

Der kleine Archipel der Marianen besteht aus Kalkfelsen oder Korallen-[riffen] und vulkanischen Lagern. Sein Boden scheint durch unterseeische [Vu]lkane, welche zu gewissen Zeiten diese Gruppe heimsuchen, hervorgebracht [wor]den zu seyn. Buffon glaubte, diese Inseln hätten ein einziges Land [m]it dem indischen Ocean gebildet, während Alles dafür spricht, daß sie [v]on neuerer und eigenthümlicher Bildung sind.

Der Grund des Bodens ist bisweilen röthlich und trocken, was der [na]türlichen Fruchtbarkeit dieser Inseln keinen Eintrag thut; die Bewohner [ab]er, deren Zahl gering ist, und die besonders Anhänger des dolce far [n]iente sind, und eine arme und nicht sehr aufgeklärte Verwaltung haben [d]ie Wohlthaten des Bodens beinahe unbenuzt gelassen.

Guaham und besonders Saypan haben eine seltene Fruchtbarkeit. In-[de]ß gewähren die Wälder von Guaham nicht den großartigen und üppigen [A]nblick, welcher die Vegetation unter dem Aequator auszeichnet. Mehrere [Be]zirke sind mit sehr großen Waldungen bedeckt, andere mit Feldern und [W]eiden. Die Natur erzeugt dort die nährenden Wurzeln und besonders [un]zählige Farrnkräuter (Cycas).

Aguigan und Rotta haben die mächtigste Vegetation. Ueberall undurch-dringliche Dickichte von Tamarinden, Kokosnußbäumen, Brodbäumen, Feigenbäumen und Cyca's, ein Palmbaum, welcher ein vortreffliches Mehl, ähnlich dem Sagomehl, liefert. Es bedarf einer besondern Zu-bereitung durch Einweichen, um ihm seine giftigen Eigenschaften zu be-nehmen.

Einst hatten diese Inseln nur die auf den Carolinen gewöhnlichen Früchte; die Spanier aber haben dort die Ananas, die Granatbirne, den Granatapfel, die Traube, die Baumwolle, den Indigo und das Zuckerrohr eingeführt. Diese Wohlthat verdanken die Eingebornen besonders dem weisen Gouverneur Tobias. Nirgends findet man ein reißendes Thier oder ein giftiges Reptil.

Der Brodbaum, die Wassermelonen, die Gewürzmelonen finden sich dort im Ueberflusse, so wie der Ducduc der Philippinen (artocarpus incisa). Die Frucht dieses Baumes, welche außen grün ist, hat die Gestalt einer langen Birne. Ihr Fleisch ist weiß und weich; sie hat 15 Kerne in sich, welche, wenn man sie bratet, wie Kastanien schmecken. Auch besitzen die Inseln Bauholz und anderes, das zu medizinischem Gebrauche dient, so wie auch den Bambus und die Curcume. Die Erzeugnisse der Marianen und Carolinen haben in so fern Aehnlichkeit mit einander, als beide Citronen, Orangen und Limonen haben, welche im übrigen Polynesien nicht einheimisch waren. Die Europäer haben auch den Reis, den Mais, den Arrow-root, die Pataten, den Tabak und einige sehr nützliche Hülsenfrüchte, z. B. Bohnen, Kichererbsen (Garvanizos) u. s. w. dorthin verpflanzt.

Um eine Vorstellung von dem Nutzen der Vegetabilien zu geben, woraus die Familie der Hülsenfrüchte besteht, wird es genügen, einige anzuführen, deren Nutzen allgemein bekannt ist. Man findet dort z. B. von Körnern, welche zur Nahrung der Menschen dienen, Schminkbohnen, Bohnen, Erbsen, [Lin]sen u. s. w.; von Viehfutter Klee, Esparsette, Luzerne; von Farbhölzern [in]disches Blutholz, Fernambuk und Campecheholz, welche eine violette Farbe [ge]ben; von Farbmehlen indischen und amerikanischen Indigo, welche das

Alle diese abergläubischen Vorstellungen mußten den Lehren des katholisch
Christenthums weichen.

Charakter der alten Marianesen. — Kleidung.

Le Gobien versichert, und eine aufmerksame Untersuchung der Gese und vornehmsten Gebräuche dieser Länder bestätigt es auch bis auf ein gewissen Grad, daß die obersten Klassen der Gesellschaft von den edelst Gefühlen und besonders von einer großen Wahrheitsliebe beseelt waren. Dagegen verdienten die Sitten der Mangatchang's, oder des Pöbel dieses Lob nicht; sie bildeten vielmehr einen schneidenden Kontrast. D Mangatchang's waren freche Lügner, feig, ungastfreundlich und treulo und ließen sich oft Uebertretungen der Landesgesetze zu Schulden komme welche die Edlen ebenso gewissenhaft selber beobachteten, als sie auf der Beobachtung drangen.

Dieser Missionär spricht **) von dem Abscheu, welchen die Matua (Edlen) vor Mord und Diebstahl hatten, und von ihren äußerst woh wollenden Gesinnungen gegen alle Menschen; diese guten Eigenschafte wurden aber von einer unglaublichen Eitelkeit und von einem Stolze ve dunkelt, welcher an den Stolz des japanesischen Adels erinnert. Hiena kann man leicht urtheilen, warum das niedere Volk in diesem Zustand von Erniedrigung gehalten wurde.

Die Bewohner des nördlichen Theils von Guaham galten für no wilder und ungelehriger, als die der südlichen Küste. Die Ursache diese Verschiedenheit ist schwer anzugeben; aber es dürfte auffallend erscheinen daß eine ähnliche Beobachtung auf der Insel Timor gemacht wurde. (Reis der Urania.)

Geschickt in Verheimlichung ihrer Plane während des Krieges, sag Freycinet, zählten sie auch die Rache unter ihre Hauptleidenschaften „Wenn man ihnen ein Unrecht gethan hat," sagt Le Gobien, „so offen baren sie ihr Rachegefühl nicht mit Worten oder auf eine andere auffallend Weise; man bemerkt Nichts in ihrem Aeußern: sie verschließen vielmeh allen Zorn und alle Bitterkeit in ihrem Innern. Sie wissen ihrer Leiden schaft so gut Herr zu werden, daß zwei oder drei Jahre vergehen können ohne daß irgend ein Zeichen ihres Rachegefühls sichtbar würde, bis sie ein günstige Gelegenheit gefunden haben, es zu befriedigen: dann entschädige sie sich für die Gewalt, die sie sich angethan haben, und geben sich all de schrecklichen Ausbrüchen der schwärzesten Verrätherei und heftigsten Rache hin."

„Ihre Unbeständigkeit und ihr Leichtsinn ist unglaublich. Da sie si in Nichts beschränken lassen, und sich blindlings ihren Launen und Leiden schaften hingeben, so fallen sie gern von einem Extreme ins andere. Wa sie eben aufs Sehnlichste begehrten, verabscheuen sie einen Augenblic nachher." ***)

Da sie menschlich nach dem Siege, und besonders im Worthalten gewissenhaft waren, so pflegten sie von einem Kriegsgefangenen nur ein

*) Die ängstlichste Achtung für die Wahrheit, und die gewissenhafteste Pünktlichkeit in Erfüllung aller Verbindlichkeiten bildeten im Mittelalter den hervorstechenden Charakter des Edelmanns, weil das Ritterthum als die Schule der Ehre betrachtet wurde, und in dieser Hinsicht die höchst Gewissenhaftigkeit erforderte.

**) Le Gobien, Geschichte der Marianen, Paris 1701.

***) Le Gobien im ebengenannten Werke.

POLYNESIEN



einfaches mündliches Versprechen, nicht entfliehen zu wollen, zu fordern; wer in einem solchen Falle das gegebene Wort gebrochen hätte, würde durch seine eigene Familie getödtet worden seyn, die eine solche Wortbrüchigkeit mit unausbleiblicher Schande brandmarkte.

Wenn ein Alter zu einem seiner Landsleute oder gar zu einem Fremden sagte: „wir wollen Freunde seyn", so war Dieß, Le Gobien zufolge, ein heiliger Vertrag. Trat aber der Fall ein, daß dieser leztere gegen das Interesse seines Freundes handelte, so wurde die ganze Familie desselben ein Feind der treubrüchigen Person. Das derselben zur Last gelegte Unrecht konnte nun wirklich geschehen oder nur ein vermeintliches seyn, und aus diesem Gesichtspunkte allein lassen sich auch die Zwistigkeiten der Marianesen mit den ersten Missionären erklären: durch abscheuliche Verleumdungen machte der Chinese Choeofangley diese muthigen Geistlichen Anfangs einer großen Anzahl Bewohner verdächtig; andererseits erregten die Bemühungen der Spanier selbst, die Ausschweifungen zu beschränken und gewisse Gebräuche abzuändern, den Unwillen der Insulaner gegen sich, von denen sie zuvor aufs Freundlichste aufgenommen worden waren.

Mit sehr glücklichen und geistigen Anlagen verbanden die alten Insulaner Gelehrigkeit und viel Geschick zu Gewerben und sogar zum Betrieb von Künsten.

Nur vorübergehend sey bemerkt, daß die Oefen der alten Marianesen, Tchanon genannt, denen auf der Tongagruppe beinahe ähnlich waren.

Wenige Worte werden genügen, die neuen Marianesen zu zeichnen: sie sind eher träg, als thätig, einfach, gastfreundlich und edel, und im Allgemeinen sehr unterwürfig gegen ihre Häuptlinge. Hiezu kommt, daß sie ihre Sprache beinahe ganz vergessen haben, und jezt nur noch ein verdorbenes Spanisch sprechen.

Was die alte Kleidung der Bewohner von Guaham betrifft, so war sie die der Wilden. Die Männer gingen gewöhnlich nackt, und die Frauen bedeckten nur die geheimen Theile des Körpers. Sie schwärzten ihre Zähne und bleichten ihre Haare mit künstlichen zu diesem Zweck bereiteten Wassern. *) Ihre neuere Kleidung gleicht beinahe der der eingebornen Christen der Philippinen, welche wir in dem Theile unseres Werkes, welches von Malaisien handelt, beschrieben haben. **)

Eheliche und Familienverhältnisse.

Die Frauen genossen Vorrechte, welche sonst den Männern zustehen; die leztern hatten keine Gewalt über sie, und konnten sie in keinem Falle, selbst nicht wegen Untreue, mißhandeln: ihr einziges Auskunftsmittel war die Scheidung. Ließen sie sich aber selbst eine Untreue zu Schulden kommen, so nahmen die Gattinnen eine ausgesuchte Rache; einige unterrichteten alle Frauen des Bezirkes von dem Geschehenen, und diese begaben sich, mit einer Lanze bewaffnet, in die Wohnung des Schuldigen, verheerten seine Aerndten, hieben seine Bäume um und plünderten sein Haus; andere begnügten sich, den Ehemann, über den sie sich zu beklagen hatten, zu verlassen, um ihre Eltern zu überzeugen, daß sie nicht mehr mit ihm leben könnten; diese lezteren nahmen nun die grausame Bestrafung über sich, und der schuldige Ehegatte durfte sich Glück wünschen, wenn er mit

*) S. Blatt 87. **) S. Blatt 92.

dem Verluste seiner Frau und seines Vermögens davon kam. Von welcher Seite auch der Grund der Ehetrennung kommen mochte, so hatte die Frau das Recht, sich wieder zu verheirathen; ihre Kinder folgten ihr und nur den von dem neuen Gatten als Kinder anerkannt, so daß ein Gatte den Schmerz hatte, durch die Unbeständigkeit einer launenhaften Gattin auf Einmal seine Frau und seine Kinder zu verlieren. Solche Gesetze gaben der Gattin eine so unumschränkte Herrschaft im Hause, daß der Mann ohne ihre Zustimmung über Nichts verfügen konnte. Zeigte er nicht alle Unterwürfigkeit gegen sie, welche sie fordern zu können glaubte, war seine Aufführung nicht geordnet, oder war er heftig, nicht gefällig und unterwürfig genug, so mißhandelte sie ihn, verließ ihn, und trat wieder in alle Rechte der Freiheit ein. Mit Recht bewog diese Ueberlegenheit der Frauen viele Männer, nicht in die Ehe zu treten; sie zogen es vor, Mädchen zu unterhalten, welche sie von ihren Eltern kauften; diese brachten sie an abgelegene Orte und überließen sich dort mit ihnen allen möglichen Ausschweifungen. So bringt Verletzung der natürlichen Rechte und Wünsche, wo sie sich einschleicht, Unordnung in jede Gesellschaft.

Die Familienbande waren auf den Marianen sehr innig und sind es noch; nirgends zeigen die Eltern eine zärtlichere Liebe für ihre Kinder, und beschäftigen sich mit mehr Eifer mit Dem, was ihnen angenehm oder nützlich seyn kann.

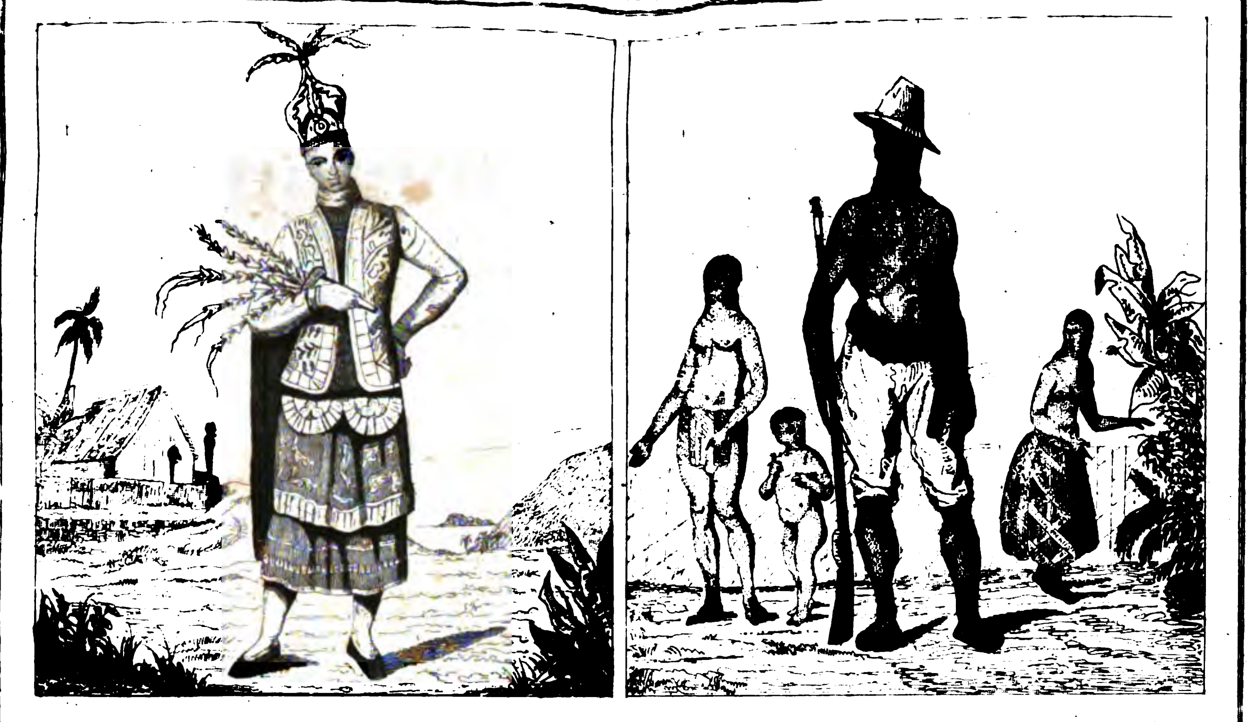
Einst *) konnte ein Mann nur Eine rechtmäßige Gattin haben, ob es ihm gleich nicht verwehrt war, mehrere Beischläferinnen aus der Kaste, der er selbst angehörte, zu unterhalten; **) es war den Edlen nicht nur strenge untersagt, sich mit Töchtern von Mangatchangs zu vermählen, sondern auch ihre Beischläferinnen unter ihnen zu wählen. Indeß gab es doch auch Beispiele von Uebertretungen dieses Gesetzes; in diesem Falle verbarg der Matua (Edle), der sich dessen schuldig gemacht hatte, es sorgfältig vor seiner Familie, die ihn, wenn sie es erfahren hätte, mit dem Tode bestraft haben würde. Wirklich blieb dem Verbrecher, um den Verfolgungen zu entgehen, Nichts übrig, als seiner Kaste zu entsagen und als Atchaot zu einem andern Stamme überzugehen. Sehr merkwürdig ist es übrigens, daß das plebejische Mädchen nicht bestraft wurde.

Vor der Verehlichung herrschte die größte Ausgelassenheit unter den Personen beiderlei Geschlechts, und in den größeren Dörfern gab es sogar gewisse offene Häuser, um ihre unzüchtigen Zusammenkünfte zu begünstigen; sie hießen Guma ulitaos (Häuser der Unverehlichten). Zum Unterschied von jenen Orten der Prostitution, welche die Politik in unseren Städten duldet, und wo nur Frauen wohnen, die der allgemeinen Verachtung preisgegeben sind und alles Schamgefühl abgelegt haben, wurden die Guma ulitaos von jungen Mädchen besucht, ohne daß darum weder auf sie, noch auf ihre Verwandten Schande fiel, und seltsamer Weise konnte in einem Lande, wo die Pflichten der Ehegatten und die Verwandtschaftsgrade, welche keine Heirath zuließen, so genau bestimmt waren, der Bruder, ohne sich

*) Das Nachfolgende bis zu Seite 77, so wie die Noten, entlehnen wir von Freycinet, dem Reisenden, der die Marianen und ihre Bewohner am Besten beobachtet hat. Wir hätten geglaubt, ihm Unrecht zu thun, wenn wir diesen Theil seines Berichtes zergliedert hätten, und haben es vorgezogen, ihn wörtlich zu geben, wie wir das in Absicht auf die Seefahrer und Reisenden ersten Ranges schuldig zu seyn glauben.

**) Le Gobien (im eben genannten Werke) behauptet, die Polygamie sey auf den Marianen gestattet gewesen; aber zugleich gesteht er zu, es sey gewöhnlich gewesen, nur Eine Frau zu haben.

GOUAHAM.
MARIANISCHE INSELN.



Tanz des Kaisers Montezuma.

Trachten.

ihm zum Tadel anzurechnen, dort einen fleischlichen Umgang mit seiner Schwester zu haben. Oft sah man Väter, ohne zu erröthen, die Jungfrauschaft ihrer Töchter an den jungen Wollüstling verkaufen, der sie bezahlen wollte, die Mütter selbst ihre Töchter auffordern, den Trieben ihrer Sinne zu folgen und frech in diesen Tempeln der Schamlosigkeit zu opfern, wie man in Frankreich den Seinigen erlauben würde, in ein Konzert oder in eine anständige Abendgesellschaft zu gehen.

Man hat noch einen der Gesänge, welche die Mütter ihren Töchtern vorsangen, um sie zur Entehrung ihres Leibes aufzufordern. Er zeichnet die Sitten des Volkes, mit dem wir uns beschäftigen, zu gut, als daß ich ihn hier nicht anführen sollte. Ich füge bei jeder Linie eine Uebersetzung und einige Erklärungen bei. *)

Lodjong akaga makanna
Komm heraus, meine liebe Tochter, (um) gegessen zu werden [damit
sa pago naï
man deine Reize genieße], weil jezt geben (dich) [wenn du dich jezt hingibst]
un **) monnghi sa guin
... (du seyn wirst) schmackhaft [mit Vergnügen genossen], weil wenn
lamuna um daghi
(es seyn wird) später ... (du seyn wirst) in deiner Erwartung getäuscht
ája um hago pulan sapit.
und ... du zu bewahren [und du haben wirst] Verdruß.

Wie die Arioy's zu Taiti, ***) so bildeten die Ulitaos geheime Gesellschaften, deren Zweck, wie man sieht, grober Sinnengenuß war. Sie hatten eine geheimnißvolle und allegorische Sprache [fino guatafon], welche hauptsächlich zu ihren Liebesgesängen bestimmt war, deren Sinn nur sie *allein verstanden*. Man sah sie an Festtagen mit einer reich geschmückten *Fahne einherziehen*, welche bei ihnen unter dem Namen Tinas bekannt ist.

Es war zu Pago und wahrscheinlich auch an anderen Orten Guahams festgesezt, daß ein Mädchen sich nicht verheirathen durfte, so lange sie noch keusch war; gewöhnlich beauftragte man einen Freund des Vaters, ihr diese Schmach zu ersparen, wenn sie je, was aber selten vorkam, davon bedroht war.

Wir fügen diesem Abschnitt über die ehelichen Verhältnisse noch die Geschichte des Cap's der Liebenden bei. — Nach Ankunft der Spanier zu Guaham entfloh ein Matua, welcher sich in ein junges und hübsches Mädchen eines Mangatchang's verliebt hatte, mit ihr aus dem Dorfe Guaton, konnte aber bei keinem andern Stamme eine Zuflucht finden, weil er sich weigerte, seine Gefährtin zu verlassen. Von den Verwandten des jungen Mannes verfolgt, irrten sie einige Zeit in Wäldern und unter den unzugänglichsten Felsen umher. Ein so unsicheres und elendes Leben brachte

*) Die in Parenthesen gestellten Worte bezeichnen die Gedanken, welche man einschieben muß, um sich unserer Wortfügung anzunähern; das in Hacken Eingeschlossene soll den Sinn des marianischen Satzes oder Satztheiles erklären.

**) Um das Zeichen der zweiten Person in der Einzahl des Futurums (zukünftigen Zeit).

***) Eine beträchtliche Anzahl von Taitiern beiderlei Geschlechts bilden, sagt Cook, besondere Gesellschaften, wo sämmtliche Männer alle Frauen gemeinschaftlich haben; diese Einrichtung bringt einen beständigen Wechsel in ihr Vergnügen, dessen sie so sehr bedürfen, daß derselbe Mann und dieselbe Frau nicht länger als zwei oder drei Tage bei einander wohnen. Diese Gesellschaften führen den Namen Arioy's. Die Mitglieder derselben haben Zusammenkünfte, denen die anderen Insulaner nicht beiwohnen: die Männer unterhalten sich mit Ringkämpfen, und die Weiber tanzen ungestört die Timorodi, um in sich die Gelüste zu erregen, welche sie oft auf der Stelle befriedigen. (Cook, erste Reise, Hawkesw's Sammlung, I. Band.)

sie zur Verzweiflung; entschlossen, demselben ein Ende zu machen, erbauten sie ein Hüttchen aus Steinen, legten das Kind, die unglückliche Frucht ihrer Liebe, hinein, bestiegen sodann in ihrer Verwirrung und Liebesraserei den Gipfel eines hohen und an der Meeresseite abschüssigen Felsen, ketteten sich aneinander, indem sie ihre Haare zusammenbanden, umschlangen und stürzten sich in die Wellen. Dieses Cap wurde nachher von den Spaniern Cabo de los Amantes (Cap der Liebenden) genannt.

Gegenseitige Hilfleistungen.

Auf jeder der marianischen Inseln gab es einst eine gewisse Zahl von Völkerschaften, welche unter einem besondern Fürsten standen und wozu ein oder mehrere Dörfer gehörten. Mußte man Arbeiten von allgemeinem Nutzen ausführen, so nahm der ganze Stamm Theil daran. Diese Arbeiten bestanden theils in Errichtung großer Schoppen für die Piroguen, von Häusern für einen Einwohner, der außer Stand war, ein solches selbst auf eigene Kosten zu errichten, oder für einen neuen Ehemann, der keines hatte, um seine Gefährtin unterzubringen, bald in Bebauung des Feldes und Einheimsung der Aerndte für einen Jeden, der anerkanntermaßen verhindert war, dieß Geschäft selbst zu verrichten u. s. w. Jede Vereinigung zu diesem Zwecke nannte man Hodjong songsong (Auszug des Stammes).

Ging ein wohlhabender Mann von einem benachbarten Stamme zufällig in der Nähe der aus einem solchen Grunde versammelten Arbeiter vorüber, so bemächtigten sich die Weiber seiner und führten ihn weg; ein Band von Blättern der Fächerpalme, welches man ihm um den Arm band, zeigte an, daß er ein Gefangener sey; sodann führte man ihn in ein Haus, wo man ihn mit Artigkeiten überhäufte. Nachdem seine Familie von seiner Gefangenschaft in Kenntniß gesezt war, legte sie sich in großer Eile eine Steuer auf, um ein Lösegeld zusammenzubringen, welches die Eitelkeit so glänzend als möglich ausfallen ließ, und die nächsten Verwandten nahmen es über sich, dasselbe feierlich zu überbringen. Dieses Lösegeld gehörte von Rechtswegen dem Stammhäuptlinge der Arbeiter, welcher sich dagegen etwas darauf zu Gute that, den Gefangenen glänzend zu bewirthen. Dem Häuptlinge stand es übrigens frei, mit seiner Freigebigkeit dadurch zu glänzen, daß er das Lösegeld ausschlug und nur den Wunsch äußerte, zwischen beiden Stämmen fortwährend Frieden und Einigkeit erhalten zu sehen. Was er aber auch wählen mochte, so wurde der edle Gefangene auf der Stelle in Freiheit gesezt, und alle Bewohner des Dorfes, wo der Hodjong songsong versammelt war, beeilten sich, beladen mit den kostbarsten und nützlichsten Gegenständen, welche das Land darbieten konnte, sich auf den Weg zu stellen, um ihm das Geleite zu geben, und dem Häuptling seines Stammes ihre Gaben darzubringen. Männer und Frauen, im schönsten Putze, erheiterten die Reise durch Gesänge und Tänze; bei ihrer Ankunft gab die lustige Gesellschaft einem zuvor bereiteten Gastmahle die Ehre; die Wirthe bestanden darauf, ihre Gäste wieder in ihre Heimath zurück zu geleiten, diese aber wollten es nicht zugeben, daß man ihnen so viel Ehre erweise, und endlich schloß sich der Streit damit, daß man übereinkam, die Hälfte des Weges in Gesellschaft zurückzulegen.

Dieser alte Gebrauch, während eines Hodjong songsong einen Gefangenen von Auszeichnung zu machen, war nichts weniger als ein feindlicher Akt, und wurde vielmehr als ein Mittel angesehen, das dazu dienen

[...]ten, das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Insulanern zu erhalten; und wirklich gab man ihm selbst in dem Falle, wenn das Lösegeld angenommen wurde, jedesmal Geschenke mit nach Hause, welche den Werth des leztern weit überstiegen. — Erklärte die Person, welche auf solche Weise in Privathaft gebracht war, daß sie dringende Geschäfte habe, so ließ man sie frei ziehen, nachdem man sich gegenseitig das Versprechen von Einigkeit und Freundschaft gegeben hatte, ein Versprechen, das für unverletzlich gehalten wurde. Immerhin fand diese Art von Zwang nur gegen Personen Statt, welche in hoher Achtung standen, wurde immer gut aufgenommen, und galt sogar in den Augen Deßjenigen, welcher der Gegenstand desselben war, für eine schmeichelhafte Huldigung.

Niemand mischte sich in einen Streit zweier Männer; war aber eine Frau in einen Streit verwickelt, so nahm Jedermann Partie für sie. Dieß war eine Folge der hohen Achtung, welche die Marianeser für ihre Frauen hatten, die überall die Herrschaft führten, ausgenommen im Kriege und in Leitung der Piroguen.

Bat man einen Verwandten um einen Zufluchtsort oder um Hilfe, so kam der Bittende allein herbei; wurde aber eine Bitte dieser Art an den in der Rangordnung, welche wir bezeichnen werden, höchsten Verwandten weiblichen Geschlechts gerichtet (doch die Mutter ausgenommen), so mußte die ganze Familie, Verwandte und Freunde miteingeschlossen, erscheinen.

Auf die einfache von einem verheiratheten Manne an die älteste Frauenperson unter seinen Verwandten gemachte Bemerkung, daß sein Haus in einem schlechten Zustande sich befinde, wurde die ganze Verwandtschaft aufgerufen, um es herstellen zu lassen, oder zur Erbauung eines neuen beizusteuern.

Eine Anekdote von einer Hilfleistung anderer Art, durch welche dem Reisenden Arago das Leben gerettet wurde, mag hier eine Stelle finden. Wir lassen Arago erzählen:

„In Agagna, der Hauptstadt des Archipels, waren die Weiber hübsch, die Mädchen reizend, und die Ehemänner und Brüder so gefällig, daß wir uns oft unserer leichten Siege schämten. Die Luft daselbst war rein, die Wälder voll Wohlgeruch und die Jagd sehr ergötzlich. Aber das war nur Umata, Agagna und Guaham; ich wünschte besonders die durch den Aufenthalt Anson's berühmte Nachbarinsel zu besuchen, wo die Vegetation so kräftig und die Einwohner so gastfreundlich waren. Ich schiffte mich ein .... zwei Freunde Gaudichaud und Berard begleiteten mich. Den folgenden Abend kamen wir bei Rotta an, und das fliegende Proh, auf welchem ich fuhr, ankerte einige Kabellängen vom Ufer. Ich brannte vor Begierde ans Land zu kommen, denn das Ungemach des Meeres hatte mich auf allen meinen Reisen verfolgt; ich bestieg ein kleines zwei Fuß breites und vier Fuß langes Boot. Da ich nicht schwimmen kann, so beging ich eine große Unklugheit. Wir waren beinahe über die Barre, über welche das Meer mit Heftigkeit herabstürzte, hinausgekommen, als mein Fahrzeug umschlug; ich ruderte mit Händen und Füßen, und es gelang mir, mich an den Beinen meines Fährmanns anzuklammern; dieser aber, unbesorgt um mich, stieß mich aus allen Kräften mit seinen nervigen Füßen zurück. Anstatt ihn fahren zu lassen, sagte ich ihm, daß er zwei Menschen zu retten habe, der Schurke aber antwortete mir nur mit tüchtigen Stößen; glücklicherweise halte ich Das gut, was ich einmal halten will, und hatte

meine Enterhacken in ein nacktes Bein geworfen. Indessen trieb uns Fluth gegen die Felsen. . . . Ich rief dem Könige der Caroliner, des Proh ich verlassen hatte. Er hörte mich; bei dem klaren Schein des Mondes sah er, daß ich in großer Gefahr sey, und in wenigen Augenblicken hörte ich neben mir sein starkes Athmen und das leichte Rauschen der Wellen, welche er mit seinen kräftigen Armen theilte. . . . Ich sehe ihn, er spricht mir Muth ein, und schwimmt um mich herum. Er reicht mir ein zerbrochenes Ruder hin, er ruft mir zu, es zu ergreifen, indem er es am andern Ende hält, und fordert mich mit Hand und Blick dazu auf; ich lasse den Chamorre fahren und ergreife den rettenden Stab, aber nicht ohne einige Schlücke bitteres Wasser zu trinken, und zehn Minuten nachher war ich in Sicherheit. Was meinen Retter betrifft, so lachte er wie ein Narr, spottete über meinen Schrecken, über mein Speien, und fand seine Handlung so natürlich, daß er nur mit Erstaunen und Widerstreben die kleinen Geschenke annahm, womit ich ihm meine Dankbarkeit bezeigen wollte."

Höflichkeitsbezeigungen.

Bei den Marianesen war ehedem keine Art von Begrüßungen bekannt, wie sie in Frankreich gebräuchlich sind, mit Ausnahme des Handkusses; auch berochen sie die Hand, statt sie zu küssen, und diese Höflichkeitsbezeigung hieß guhiguhi (riechen). Der eigentliche wechselseitige Kuß wurde durch das Wort tchumik bezeichnet, was eigentlich heißt: sich gegenseitig die Nase beriechen. Den nämlichen Gebrauch fanden wir bei den Carolinern, den Papua's und den Timoriern. Trat man in ein Haus, so sagte man bloß adjin djo (hier bin ich, und dazu gedacht, zu deinen Diensten), worauf der Herr des Hauses antwortete: atti hau? (willst du, daß ich Wasser über dich gieße? und dazu gedacht, um dir die Füße zu waschen): die besuchende Person erwiderte, wenn sie es zurückweisen wollte: ti guïladji (es ist nicht nöthig), und wenn sie es annehmen wollte: adjan (hier). Im leztern Falle holte je nach dem Range des Besuchenden der Wirth selbst in einer Kürbisflasche Wasser herbei, oder ließ es durch einen Diener herbeibringen, und der eine oder andere goß es außen an dem Eingang über die Füße des Neuangekommenen, der sie sich sofort selbst abrieb.

Begegnete man sich in der Straße, *) so beschränkte sich alles Ceremoniel darauf, die Fragen an einander zu richten: manu hau (wo gehst du hin?), guini meno hau (wo kommst du her?). War jedoch die angeredete Person von einem höhern oder wenigstens gleichen Range, und war sie beladen, so erforderte es der gute Ton, daß man ihr das Anerbieten machte, ihre Last zu tragen. Mit einem Niedrigern machte man weniger Umstände; und sogar mußte der leztere, um sich höflich zu zeigen, die hohe Person, welche ihm begegnete, einladen, einen Theil seiner Last zum Geschenke anzunehmen.

Zum Zeichen der Achtung oder Freundschaft lud ein Bewohner, wen

*) Le Gobien versichert, sie grüßen sich mit den Worten alti arinmo, das er mit „erlaube mir deine Füße zu küssen" übersezt. Er ist hier offenbar im Irrthume; der genannte Ausdruck, den man alti adingmo schreiben muß (wenigstens im Dialekte von Agagna) heißt wörtlich: Wasser über deine Füße gießen, und muß übersezt werden: willst du, daß ich, oder daß man Wasser über deine Füße gieße? Also paßt diese Redensart ganz gut auf den von mir angegebenen Gebrauch, und wäre durchaus nicht am Platze, wenn man sie auf der Straße oder anderswo, als in seinem Hause, gebrauchen wollte.

eine bekannte Person vor seiner Thüre vorübergehen sah, dieselbe einzutreten, und wartete ihr mit Betel oder irgend einer andern Erfrischung auf. Es war ein Zeichen großer Achtung, über dem Magen einer Person mit der Hand hinzufahren; die höchste Unhöflichkeit aber wäre es gewesen, in seiner Gegenwart auszuspucken, und man hütete sich aufs Sorgfältigste, sich dieß zu Schulden kommen zu lassen. Die Marianesen warfen nur selten ihren Speichel aus, oder thaten sie es mit der ängstlichsten Behutsamkeit. Auch vermieden sie es, dieses natürliche Bedürfniß neben dem Hause eines Andern, und selbst des Morgens, zu befriedigen; sie thun es, sagt Le Gobien, aus Gründen, welche ich nie habe genau erfahren können.

Ein Mangatchang hütete sich wohl, mit aufgerichtetem Haupte vor einem Edlen oder Matua vorüberzugehen; er bückte sich in diesem Falle so tief, daß er beinahe auf allen Vieren ging; wollte er mit ihm sprechen, so mußte er niederkauern. Ein Matua dagegen hätte geglaubt, sich herabzugeben, wenn er vor einem Manne von niedrigerm Stande gesessen wäre. Der Mangatchang dagegen durfte diese demüthigenden Ehrfurchtsbezeigungen gegen einen Atchaot nicht beobachten.

Nachdem die Ruhe endlich auf den Marianen ganz hergestellt war, haben die meisten Bewohner Guaham's spanische Sitten und Gewohnheiten angenommen. Wenn jezt eine jüngere Person in der Straße oder im Hause einem Höheren oder einem Verwandten begegnet, welchem sie Ehrfurcht schuldig ist, so läßt sie sich auf ein Knie nieder, und küßt die Hand, welche ihm jener mit Würde hinbietet.

Nach dem Angelus des Abends wünscht man zu Agagna den Personen, in deren Nähe man sich befindet, eine gute Nacht; und Dieß beobachten besonders die Kinder gewissenhaft gegen ihre Eltern, zu denen sie mit einer leichten Verneigung einfach sagen: Segnor oder Segnore, ohne buena noche (gute Nacht) beizufügen.

Verschiedene Klassen der Gesellschaft. Ihre Vorrechte und Beschäftigungen.

Wir wollen hier noch Einiges zur Ergänzung unserer Angaben über die gesellschaftlichen Verhältnisse der Einwohner untereinander beisetzen.

Die auf den Küsten wohnenden Matua's besaßen, wie bereits gesagt, das ausschließliche Vorrecht der Schifffahrt und der Meerfischerei; jedem von ihnen war zum Behufe der lezteren Beschäftigung eine gewisse Meeresfläche angewiesen, die er ohne Einwilligung der benachbarten Besitzer nicht überschreiten durfte: auch durften nur sie mit den benachbarten Inseln Handel treiben. Die Matua's im Innern legten sich auf den Landbau und den Fischfang in den Bächen; wollten sie im Meere fischen, so mußten sie ausdrücklich von denjenigen, denen ihr Wohnort den Genuß dieses Rechtes zu verbürgen schien, dazu ermächtigt seyn.

Bisweilen bewilligte man dem Atchaot oder Halbadeligen eine außerordentliche Vergünstigung, indem man ihn entweder am Ertrag der Fischerei oder des Landbaues Antheil nehmen ließ, ob ihm gleich der Herr, dem er diente, nur Nahrung schuldig war; aber man wollte durch solche Geschenke seinen Eifer anspornen, oder ihn für sein gutes Betragen belohnen.

Nicht so verhielt es sich mit dem Mangatchang, der sich selbst versorgen mußte, und keinen Anspruch auf eine Belohnung hatte. Die Art von

Verachtung, in welcher er lebte, gestattete ihm nicht, an gewissen Arbeit welche als ein Vorrecht der hohen Klassen angesehen wurden, Theil nehmen. Wurde seine Mitwirkung für nöthig erachtet, so mußte er herb kommen; man sah sie, wenn sie sich auf die Seite gesezt glaubten, sog schon ihre Herren anflehen, sie möchten sie verwenden, und sich erkundig ob sie denn so unglücklich gewesen wären, sein Mißfallen auf sich zu ziehen.

Die jetzigen Marianesen beschäftigen sich gerne mit dem Ackerbau u den Gewerben, und besonders mit der Branntweinbrennerei. *) Da Mangatchang an den Boden gefesselt war, so machte der Feldbau sei vorzüglichste Beschäftigung aus; auch mußte er bei Erbauung der gro Schoppen, unter welchen die Piroguen untergebracht wurden, bei Erbau und Herstellung der Wege, bei Lieferung der Lebensmittel während d Krieges, und bei Herbeischaffung der zum Häuserbau erforderlichen Mat rialien zur Zeit des Friedens mitwirken; im Allgemeinen hatte er die ni drigsten und beschwerlichsten Arbeiten zu verrichten.

Da ihm die Fischerei auf dem Meere verboten war, so war er a die Bäche beschränkt; und auch da durfte er bloß auf den Aal Jagd m chen, einen Fisch, welchen man im Schlamme fangen kann. Dieser vo treffliche Fisch wurde von den höheren Klassen verabscheut; eine Abneigun die man sich nicht erklären kann, **) aber, obgleich nicht mehr in de Grade, unter der neueren Bevölkerung zum Theil noch findet. Der Ma gatchang mußte die Aale Nachts bei Fackelschein mit der Hand fange nachdem er sie mit einem Stockschlage betäubt hatte; der Gebrauch des H mens, des Netzes und der Fischgabel war ihm strenge untersagt.

Die Weiber der Matua's und Atchaot's ließen sich niemals hera für sich oder ihre Familie Geräthschaften zu gebrauchen, welche ein Ma gatchang verfertigt hatte; lieber verfertigten sie selbst ihre Matten, Kinde wiegen, Körbe und ähnliche Gegenstände. Die Arbeiten dieser herabgewü digten und unterdrückten Wesen dienten nur den Fremden, welche s beherbergten, zum Gebrauche.

Auch die Zubereitung gewisser Speisen behielten sie sich vor, au Furcht, sie möchten von den unreinen Händen der Mangatchang's besude werden; nur das Kochen des Reises, der Wurzeln und einiger wenige anderen Nahrungsmittel war ihnen anvertraut.

Die gewöhnliche Beschäftigung der Weiber aus den niederen Klass war Ankertaue, Seile zum Takelwerk, grobes Werg zum Kalfatern, Matte verschiedener Art, Körbe, Säcke, Schachteln und andere Geflechte zu ve fertigen.

Alles Dieses hat sich nun ganz geändert. Die angeführten Vorrech bestehen nicht mehr.

Unter den Beschäftigungen nimmt der Fischfang eine wichtige Stel ein, der hauptsächlich dem Mag[illegible]hak gilt, einem kleinen Fische von vo trefflichem Geschmack, welchen die Marianeser in ungeheurer Menge ve zehren. Freycinet erzählt darüber: „Zu einer bestimmten Zeit komm der Magnahak unfehlbar an, und die Bewohner begeben sich in Masse a das Meeresufer, um sich einen Vorrath zu sammeln. ***) Unter den Fischende

*) S. Blatt 90 und 89.

**) Vielleicht eben weil der Aal im schlammigen Wasser, also einem schmutzigen, ekeln Elemen lebt. Anm. d. Uebers.

***) S. Blatt 66.

DIE MARIANNEN, GUAHAM



Siedérei.



Acker Bau

fanden sich die Leute, welche den Gouverneur Medinilla bewillkommt hatten, so wie mehrere hübsche Mädchen, die wir im Wasser bis um den Gürtel erblickten, und die, wie die andern, mit diesem köstlichen Fange beschäftigt waren. Sie hatten ihr Hemd abgenommen und es wie ein Tuch um den Hals geschlungen; ihr aufgehobener Rock bedeckte sie nicht weiter als ein Languti, und sie waren beinahe nackt; auch schienen sie, als sie aus dem Wasser kamen, in großer Verlegenheit zu seyn. Aber das Lächerlichste war, daß sie, als sie eiligst ihre Reize verhüllen wollten, ganz anders sich benahmen, als die keusche Venus, indem sie zuerst den Rücken bedeckten."

Ceremonien bei der Geburt.

Bei der Geburt eines Kindes brachten die Verwandten jeden Alters ein Kotnd Reis mit einem getrockneten Fisch darauf, um etwas zur Bewirthung der bei der Entbindung beschäftigten Personen beizutragen. Die Frauen, welche Calebassen mit Wasser herbeibrachten, waren allein von dieser Abgabe befreit. *)

Gehörte der neue Ankömmling einer Familie von hohem Range an, so zerrieb man den Reis sehr fein, und streute davon dem Vater auf den Weg, was ein Zeichen von Achtung war.

Den Kindern gab man Namen, die theils von den persönlichen Talenten und Eigenschaften der Väter, theils von einer Frucht, einer Pflanze hergenommen waren: z. B. gof-sipik (gewandter Fischer); taï-agnao (unerschrocken); taï-gualo (träge); faulos-gna (glücklicher Seemann); gof-tugtcha (gewandt im Lanzenwerfen); miangon (geduldig); nineti (erfindsam); massong song (der ein Dorf bevölkert hat); gof-higam (gewandt in Führung des Higam **); agad-gna ***) (geschickt im Zuhauen der Piroguen); ki-ighi (den man nicht übertreffen kann); matapang (zarte und weiche Kokosnuß, deren Milch aber noch nicht süß ist); puntan (reife Kokosnuß, welche anfängt, auf dem Baume zu vertrocknen); djoda oder tchod-a (Bananenbaum) u. s. w.

Leichenfeierlichkeiten und Trauergesänge.

Der Pater Le Gobien gibt uns interessante Nachweisungen über diesen Gegenstand:

„Es gibt," sagt er, „kein Volk, das beredter wäre, seinen Schmerz auszusprechen, und dabei ausdrucksvoller in Gesicht und Gebärden. Nichts ist trauriger, als ihre Beerdigungen; †) sie vergießen dabei Ströme von Thränen; sie brechen in ein Geschrei aus, welches das härteste Herz erweichen könnte; sie fasten lange und erschöpfen sich so sehr durch ihr Geschrei und ihre lange Enthaltsamkeit, daß man sie kaum mehr kennt. Ihre Trauer dauert 7 oder 8 Tage, und bisweilen noch länger; sie bemessen sie gewöhnlich nach der Neigung, welche sie für den Verstorbenen hatten, oder den Wohlthaten, welche sie von ihm empfingen. Diese ganze Zeit bringen sie

*) Einst galt es gewissermaßen für eine Schande, zu einem Kranken zu gehen, ohne ihm ein Kotnd Reis und einen getrockneten Fisch zu bringen.

**) Higam, ein Werkzeug zum Aushöhlen der Fahrzeuge, eine Art Hohlbeil.

***) Agad-gna, woraus das verdorbene Agagna gemacht wurde. Es ist der Name des Häuptlings, welcher die Stadt dieses Namens gegründet hat.

†) Die ganze Familie wohnt denselben bei.

mit Weinen und Trauergesängen hin. Sie halten Gastmähler am G… hügel des Verstorbenen; denn man errichtet immer ein Grabmal an … Orte, wo der Verstorbene beerdigt ist, oder wenigstens daneben. *) … bestreut es mit Blumen, mit Palmzweigen, Muscheln und Allem, … man Kostbares hat. Die Betrübniß der Mütter, welche ihre Kinder … loren haben, geht über alle Vorstellung; da sie nur darauf bedacht … ihren Schmerz zu unterhalten, so schneiden sie ihren Kindern einige Lo… ab, und bewahren diese sorgfältig auf; um den Hals tragen sie eine Sch… an welche sie so viele Knoten machen, als Nächte seit dem Tode … Kindes verflossen sind."

„Wenn die verstorbene Person," fügt Le Gobien bei, „dem ho… Adel angehört, so ist ihr Schmerz gränzenlos. Sie gerathen in eine … Wuth oder Verzweiflung; sie reißen ihre Bäume aus, verbrennen … Häuser, zertrümmern ihre Schiffe, zerreißen ihre Segel und hängen St… davon vor ihre Häuser. Sie bestreuen die Wege mit Palmzweigen … errichten Trauergerüste zu Ehren des Verstorbenen. Wenn der Verstorb… sich im Fischfange oder in den Waffen ausgezeichnet hat, was beides … werbe von Auszeichnung bei ihnen sind, so krönen sie sein Grabmal … Lanzen oder Rudern, um seine Tapferkeit oder seine Gewandtheit im Fi… fange anzuzeigen. Hat er sich in beidem ausgezeichnet, so verschlingt … Lanzen und Ruder ineinander, und errichtet ihm eine Art Trophäe.

„Dieß Alles geschieht unter Begleitung von Trauergesängen.

„„Es gibt kein Leben mehr für mich,"" drückte sich ein Sänger au… „„es bleibt mir nur Ueberdruß und Kummer; die Sonne, die mich beleb… ist erloschen; der Mond, der mich erhellte, ist verdunkelt; der Stern, d… mich leitete, ist verschwunden. Ich will mich in tiefe Nacht begrab… und in ein Meer von Thränen und Jammer versenken.""

„Kaum hatte er geendet, als der andere Sänger ausrief: „„Ach! i… habe Alles verloren! Nicht mehr sehen werde ich, was das Glück mein… Tage und die Freude meines Herzens ausmachte. Ach! die Stärke u… serer Krieger, die Ehre unseres Geschlechts, der Held unseres Volkes … nicht mehr! Er hat uns verlassen! Was soll aus uns werden! Für … Zukunft wird uns das Leben zur Last seyn.""

„Diese Wehklagen dauern den ganzen Tag und einen Theil der Nac… hindurch."

Merkwürdige Denkmale der Insel Tinian.

In dem Bericht über die im Jahr 1741 durch den englischen Admir… Georg Anson unternommene Reise um die Welt wird Folgendes erzähl…

„An verschiedenen Orten der Insel Tinian findet man Ruinen, wel… den deutlichen Beweis liefern, daß das Land sehr bevölkert gewesen se… muß. Diese Ruinen bestehen beinahe alle in zwei Reihen Säulen v… pyramidalischer Form, deren Basis ein Viereck ist. Die Säulen sind u… gefähr 6 Fuß von einander entfernt, und doppelt so weit gewöhnlich … Reihen; die Basis der Säulen hat ungefähr 5 Fuß im Gevierte, und i… Höhe beträgt gegen 13 Fuß; auf der Spitze jeder Säule ruht eine Hal… kugel, die platte Fläche nach Oben gekehrt; die Säulen und Halbkuge…

*) Die Beerdigung fand gewöhnlich ganz nahe an dem Hause statt, bisweilen sogar in dem Ha… selbst.

... Sand und zusammengekitteten Steinen, und mit Gips überzogen. *) ... dem Berichte, den unsere Gefangenen über diese Reste von Ge... uns machten, Glauben schenken, so muß die Insel sehr bevölkert ... seyn; denn, wie sie sagten, gehörten diese Säulen zu indischen ...; und die Sache scheint uns um so wahrscheinlicher zu seyn, als ... unter den Heiden mehrere Anstalten dieser Art findet. Wären aber diese Säulen nur Reste gewöhnlicher Häuser von Einwohnern, so muß ... Zahl dieser lezteren sehr groß gewesen seyn, da die ganze Insel mit ... Säulen beinahe besäet ist.“

Der Bericht, den diese Bewohner der Marianen an Anson machten, ... in Betrachtung gezogen zu werden. Die Hindu's, welche Java, ...atra, Bali kolonisirt und Denkmale auf diesen Inseln errichtet haben, ... nach unserer Angabe dieß auf Singhapur, Borneo, Celebes und ... Inseln des westlichen Oceaniens der Fall war, konnten sich sehr leicht auch bis auf die Marianen verbreiten.

Man hat oft an der Wahrhaftigkeit Anson's gezweifelt, weil Tinian ... reichen Vegetation, seiner Thiere und Einwohner beraubt ist, und weil Kapitän Byron diese Insel ebensosehr verschrieen hat, als sie Anson erhob; indessen sind wir weit entfernt, einen Verdacht gegen die Glaubwürdigkeit Anson's zu hegen, und wissen kein zuverlässigeres Mittel, ihn zu rechtfertigen, als wenn wir eine anziehende Stelle des Spaziergangs um die Welt von J. Arago über diesen Punkt anführen. „Zwei Tage nachher kamen wir auf Tinian an . . . Wo ist jene mächtige Vegetation? Wo sind jene kräftigen Palmbäume, jene buschigen Haine, jene schönen Lianen? Ich sehe immer einen reinen Himmel, aber das Ufer ist beinahe nackt. Einige hart beschädigte Kokosnußbäume lassen ihren welken Hauptschmuck noch in den Lüften spielen, und sie allein erheben ihr Haupt über die alten Pilaster, von Völkern erbaut, deren Andenken uns keine Ueberlieferung aufbewahrt hat. Siehe da auf dem Ufer längliche, polirte, bemalte Steine. — Alkade, was sind das für Steine? — Die Steine der Alten. — Und dieser so gut ausgekittete Brunnen? — Der Brunnen der Alten. — Und diese Pilaster, auf denen eine Halbkugel aus Stück ruht? — Die Pilaster der Alten. — Und diese lange Reihe von Säulen in zwei gleichlaufenden Linien? — Alles Dieß wurde von den Alten gebaut. — Wer war dieses Volk? Was ist aus ihm geworden? Ist es ausgewandert? Ist es untergegangen? — Ich weiß es nicht.

„Dieser Alkade gebietet über drei Töchter, vier Bedienten und einen Deputirten aus Agagna. Dieß ist die ganze Bevölkerung der Insel.

„Aber hat nun Anson die Welt belogen, indem er ein so magisches Gemälde von dieser Insel entwarf? . . . Nein der Admiral Anson hat ohne Zweifel die Wahrheit gesagt, **) denn das Land ist mit faulenden Stämmen und mit entwurzelten riesenhaften Bäumen übersäet. Ein glühender Wind hat die hundertjährigen Wälder dieses armen Landes verzehrt; ein Erdbeben, wie sie Sicilien erschüttern, wird diese außerordentlichen Säulenreihen, deren Bruchstücke ihr auf dem Sande zerschmettert liegen seht, umgestürzt, und vielleicht auch die ganze Bevölkerung der Insel verschlungen haben.

---

*) S. Blatt 85.

**) Er hat nur die Farben ein wenig zu stark aufgetragen.

Die Marianeserinnen hatten einst besondere Versammlungen, wo sich sehr geschmückt einfanden, und wo sonst Niemand Zutritt hatte. „zwölf oder dreizehn in einen Kreis vereinigt, singen sie," sagt Le Gobie „stehend und ohne sich zu bewegen die Lieder und Erzählungen ihrer Di ter so anmuthig und richtig, daß sie auch in Europa gefallen würd Der Zusammenklang ihrer Stimmen ist bewunderungswürdig und gibt ei noch so gut zusammengeübten Musik nichts nach. In den Händen hab sie kleine Muscheln, welche sie wie Castagnetten mit vieler Gewandth handhaben. Ueberraschend ist es aber, daß sie mit so ausdrucksvollen G bärden und so lebhafter Aktion ihre Stimmen unterstützen und ihren Gesa beleben, daß jeder Zuhörer dadurch ergözt wird."

Den Spaniern und besonders den Philippinern verdankt man die Ei führung der Hahnenkämpfe, gewisser Gesellschafts- *) und Hazardspiele, un besonders der Kartenspiele in diesem kleinen Archipel. Auf Agagna gi es ein besonderes Haus, das für die Zusammenkünfte derjenigen Persone welche ihr Glück den Karten anvertrauen wollen, bestimmt ist.

Pantomimisches Ballet des Kaisers Montezuma. — Wi hatten, sagt Freycinet, ein sehr angenehmes Schauspiel in der Ausfü rung von Tänzen, welche in Mexiko nicht gebräuchlich waren, und dere sämmtliche Figuren, wie man sagt, eine Anspielung auf die Geschichte di ses Landes sind. Die Schauspieler waren Schüler des Kollegiums vo Agagna; ihre seidenen, reich geschmückten Anzüge, welche sorgfältig erhalte sind, hatten die Jesuiten aus Neuspanien mitgebracht; diese Tänze, welch einige Aehnlichkeit mit unseren pantomimischen Balleten haben, wurden au einem durch Fackeln und mit Harz gefüllten Lampen erleuchteten Platz vor dem Palaste der Gouverneurs aufgeführt. **) Der Kaiser Montezum wird mit einer Krone auf dem Haupte, ein Fächer von Federn oder einen Palmzweig in der Hand vorgestellt und ist die Hauptperson des Ballets. ***) Ihn begleiten zwei reich gekleidete Pagen. Hernach kommen, die Stirn mit einem Diadem umwunden, und ebenfalls reich gekleidet, zwölf Tänzer unter welche sich der Kaiser bei bestimmten Tönen mischt; sie führen Märsche Bewegungen und Stellungen von unendlicher Mannigfaltigkeit aus.

Die Tänzer haben bald einen Fächer von Federn, bald eine oder zwe Castagnetten in der Hand.

Im zweiten Akt halten die zwölf Tänzer, je zwei und zwei, jede die Enden eines sehr großen, mit glänzender Seite besezten Halbreifes Sie führen verschiedene zierliche Figuren aus, entweder allein oder mit den Kaiser und seinen zwei Pagen, die ihrer Stellung einen malerischen Effek zu geben suchen; mit den Reifen bilden sie nach und nach Guirlanden Gewölbe u. s. w. Die zwei lezten Akte dieses Stücks, welches deren fün hat, bestehen hauptsächlich aus kriegerischen Tänzen. Possenreißer erheitern die Scene während der Zwischenakte und selbst während des Schauspiels durch Sprünge und tausend groteske Possen, welche das Gelächter de Kinder und des Pöbels erwecken. Sie sind lächerlich maskirt und gekleide und haben einen hölzernen Säbel in der Hand, womit sie rechts und links um sich hauen; ihre Maske, welche weiß ist, hat so ungeheure Dimensionen,

*) Dahin gehört das Tchuka, ein chinesisches Spiel, von dem wir aber nicht wissen, welchen Namen es auf Agagna führt.
**) Das Nachfolgende bis zur Uebersicht ist ein Auszug aus der Reise der Urani e.
***) S. Blatt 92.

die Nase bis zu dem Kinn Dessen, der sie trägt, herabreicht; die Augen unförmlich, ungleich und von unverhältnißmäßiger Größe. Man müßte die ganze Geschichte des unglücklichen Montezuma vergegenwärtigen, die Anspielungen zu begreifen, welche man in diesen verschiedenen Scenen zu finden behauptete, oder wovon man uns das Programm geliefert hat. Ohne den Ursprung, den man diesen Tänzen gibt, bestreiten zu wollen, finde ich in ihnen eine sehr sprechende Aehnlichkeit mit Dem, was man in der Provence las oulivettos (les olivettes) nennt, welche lange vor der Eroberung Mexiko's gebräuchlich waren. *)

Tanz des Palo Vestido y Desnudo. — Unter die merkwürdigsten Tänze der Marianesen gehört der, den man in Spanien el palo vestido y desnudo (den bekleideten und entkleideten Mast) nennt, und den die Provençalen unter dem Namen dei cordelos (der Brüder) kennen. Es wird ein Mast aufgepflanzt, auf dessen Spitze 8 oder 12 breite und lange, theils rothe, theils gelbe oder blaue Bänder an einem Ende befestigt werden; nach der Zahl der Tänzer sind die Farben mehr oder minder mannigfaltig. Jeder Tänzer hält das Ende eines dieser Bänder, und muß sich im Kreise herumdrehen, indem er abwechselnd hinter den sich stellt, der zu seiner Rechten sich befindet, und dann vor den Nachfolgenden; die Tänzer des geraden Reihens drehen sich nach der einen, die des ungeraden nach der andern Richtung. **) Durch diese Touren und Gegentouren um den Mast herum wird ein Netz oder eine Verschlingung gebildet, deren Anmuth in der Mannigfaltigkeit der Farben und in der Regelmäßigkeit der Zeichnung liegt. Um den Mast zu entkleiden, müssen sich die Tänzer zum Zweitenmale untereinander mischen, aber in entgegengesezter Richtung, und zwar so geschickt, daß sie die Bänder nicht verwirren. Gewöhnlich hat *jede Reihe ihren* Anführer. Dieser obgleich einfache Tanz scheint Anfangs sehr *verwickelt* zu seyn; denn bei der Menge von Bändern, welche sich links und rechts mit Blitzesschnelle kreuzen, hält es sehr schwer, die Verbindungen und den Gang desselben zu erkennen.

Als dieses Spiel zu Ende war, kamen dieselben Schüler, welche in den vorhergehenden Scenen aufgetreten waren, noch einmal; einige waren als Frauenzimmer gekleidet; nun führten sie mit vieler Gewandtheit europäische Tänze aus.

Sprache.

Ohne dem auf ganz Malaisien verbreiteten Malgaischen und dem Tagalischen, das man auf den Philippinen spricht, ***) ganz unähnlich zu seyn, hat das marianesische Idiom mit einer sanften und leichten Aussprache einen ihm eigenthümlichen Charakter. Doch herrschten einst sehr bedeutende Verschiedenheiten zwischen der Sprache der nordischen und der in der Nachbarschaft von Guaham gelegenen Inseln: Verschiedenheiten, welche selbst an einem Orte der Hauptinsel gegen den andern merklich hervortraten, und wovon man selbst vor einigen Jahren noch deutliche Spuren vorfand. Gegenwärtig ist selbst die Aussprache nicht überall gleich. Seit der Vereinigung der verschiedenen Völkerschaften auf Guaham im J. 1699

*) Nach dem Grafen von Villeneuve würde die Entstehung dieses Tanzes sich bis in die Zeit Julius Cäsar's hinaufdatiren. (Siehe Statistik des Departements der Rhonemündungen, Bd. III.)

**) Gewöhnlich sind die einen Mädchen, die andern Jünglinge.

***) Und wir fügen hinzu, mit einigen polynesischen Wörtern.

hat sich Alles vermischt, Menschen und Sprachen. Pater Murillo V-larde berichtet, daß die für die Dichtkunst eingenommenen Bewohner ihren Nationalgesängen geschichtliche Ueberlieferungen aufbewahrt hätt- die aber durch den fabelhaften Schleier, der sie umhüllt, sehr dunkel worden wären.

Eine wirklich merkwürdige Thatsache ist es, daß ein Volk, dess- Sprache an eigenen Wörtern zu Bezeichnung aller Modifikationen ein und desselben Gegenstandes außerordentlich reich ist, *) nur eine kleine A-zahl von Wörtern für die Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade besitzt, deren Verwechslung doch täglich Veranlassung gegeben ist.

Um die Urgroßmutter zu bezeichnen, muß man folgende lange Besch-bung machen:

I umassagua djan i lumilis
die, welche sich verheirathet hat mit Dem, welcher erzeugt hat
saïnan saïne-ta.
(die) Mutter unserer Mutter.

Das Wort guïla für Großmutter stammt offenbar von dem spanisch- Worte aguela, welches ebendieselbe Bedeutung hat; saïna, worunter m- Vater und Mutter zugleich versteht, bedeutet eigentlich Gebieter, Her- um bestimmter zu seyn, bedient man sich der Ausdrücke i lumilis (der welcher erzeugt hat), i fa magnago (die, welche geboren hat). Das nen- si nana ist eine Nachahmung des spanischen mama, mit der Beisilbe si, dem Ausdruck der Achtung und Ehrfurcht. Ebenso muß man unsere Aus-drücke Großtante oder Geschwisterkind des Vaters oder der Mutter um-schreiben; für Tante gebraucht man das spanische Wort Tia oder vielmeh- si tia. Schwester, so wie Bruder heißt tchilu; aber es gibt nur einen einzigen Ausdruck für Vetter, Base, Nichte und Neffe, nämlich tchilu dja hodjong (vom Bruder abstammend). Dagegen gibt es viele Wörter für die Bezeichnung der Kinder; so heißt haga Tochter, lahi Sohn oder Knabe der Vater, wenn er von seinem Sohne oder seiner Tochter spricht, wir- sagen ninis ho (mein Erzeugter), und die Mutter fanagnago ho (mein Geborene), wenn man sich so ausdrücken darf; ninis gna (legitimer Soh- oder Tochter, oder wörtlich: mein Erzeugter; bemerken wir hier, daß nini- Sohn oder Tochter nur in Beziehung auf den Vater bedeutet, was au- die Voraussetzung führt, wie es auch wirklich der Fall ist, daß ein Kin- in Beziehung zur Mutter immer legitim ist; ninis hegui, Bastard-Soh- oder Tochter); pinig saï (adoptirter Sohn oder Tochter); maga un-

*) Nehmen wir nur z. B. die Kokosnuß; 20 verschiedene Wörter dienen dazu, diese Frucht zu b-zeichnen, je nachdem sie diesen oder jenen Grad von Reife erlangt hat, diese oder jene Eige-schaft, diesen oder jenen Fehler besitzt. Hier die Liste davon: nidjuk oder nia bezeichnen zum- den Kokosnußbaum und die Kokosnuß im Allgemeinen; apluk, eine junge Kokosnuß, welc- Milch enthält, die aber noch nicht zu Sahne geworden ist; manha, eine zarte und süße Koko-nuß; dadik, dieselbe Frucht, wenn sie noch nicht ganz diesen Grad von Reife erlangt ha- masson, eine Kokosnuß, deren Reife weiter vorgerückt ist, als die manha, ohne indeß noch ga- zeitig zu seyn; kannom, eine noch weiche Kokosnuß, die bis auf ihre erste Schale gut zum Esse- ist; matopang, eine zarte und weiche Kokosnuß, wie die manha, deren Milch aber nicht süß i- gaso, eine ganz reife Kokosnuß; puntan, eine ganz reife Kokosnuß, die bereits auf dem Bau- zu vertrocknen anfängt; nagao, eine ganz vertrocknete Kokosnuß; banghang, eine Kokosnu- deren Sahne sich in dichtes Mark verwandelt hat; bubulung, eine ganz leere Kokosnuß, die ab- noch am Baum hängt; tchantchau eine vertrocknete Kokosnuß, in welcher man, wenn sie g-schüttelt wird, ein Geräusch vernimmt; bulen, eine innen verfaulte Kokosnuß; tchuhut, ein- kleine Kokosnuß; baba, eine durch einen alten entlaubten Kokosnußbaum, der auf dem Punkt- ist, keine Früchte mehr zu geben, erzeugte Nuß; diese letzteren gebraucht man gewöhnlich, we- sie klein sind, als Behälter für den Kalk, welchen man mit dem Betel vermischt; faba, ein- Kokosnuß, welche im Begriffe ist, zu keimen; tchehok, eine Kokosnuß, welche anfängt z- keimen; haigul, eine Kokosnuß, deren Blätter zu treiben anfangen.

...haga (der ältere der Familie, der älteste Sohn oder T... Bruder oder Schwester); sologgna (der jüngere oder der ...r); i sologgna inatuganan (der jüngere in Beziehung zu ...gnang (Halbschwester oder Bruder); madjana nga pagon ...). Es gibt kein Wort zur Bezeichnung von Enkel oder U... muß man Umschreibungen gebrauchen.

Kalender.

Wie die Chinesen *) berechneten einst die Marianesen die ...ilungen der Zeit nach Tagen (haani), Mondswandlungen od... ...) und Jahren (sakkan); wahrscheinlich gaben sie den ...men, wie es die Caroliner von Lamursek noch thun; jezt abe... ...nen gänzlich unbekannt. Was die Jahre betrifft, so bestan... 12 Mondswandlungen. Die Spanier versuchten bei ihrer Anku... ... dieser Perioden denen unserer Kalendermonate ähnlich zu n... ...einigung, die sich aber unmöglich streng durchführen läßt. ...ch die Namenliste, wie sie sich aus den Nachweisungen, d... ... verschiedenen Quellen geschöpft habe, ergibt;

1) Januar: Tumeguïni. Ein Wort, das „so, auf diese Art“
2) Februar: Maino.
3) März: Umataraf. Wörtlich: auf den Fang der Guatafis... wahrscheinlich ist Dieß die Zeit, in welcher man den so... Fisch fängt.
4) April: Lumuhu. Heißt: zurückkehren, einen neuen Versu... Soll man es von der Rückkehr des Jahres verstehen?
5) Mai: Magmamao.
6) Juni: Manahaf oder Tanafaf. Auf allen Vieren gehen, ... schleppen.
7) Juli: Semo.
8) August: Tenhos oder Tenos.
9) September: Lumamlam. „Wer schleudert die Blitze.“ — die Jahreszeit der Gewitter?
10) Oktober: Tagualu. **) Der Zeitpunkt, in welchem man besäen muß.
11) November: Samugsugn. Der Zeitpunkt, in welchem ma... ausbessert.

---

*) Das chinesische Jahr fängt mit der Konjunktion der Sonne und des Mondes, ...ten Grad des Wassermanns nächsten Neumonde an; dieser ist bei uns e... welches die Sonne gegen Ende des Januar trifft und in welchem sie beinahe d... ... Februar verweilt; mit diesem Zeitpunkte beginnt ihr Frühling. Der 15te Gr... bestimmt den Anfang des Sommers; der 15te Grad des Löwen den Anfang des ... der 15te Grad des Skorpions den des Winters.

Sie haben 12 Mondsmonate, worunter es kleine gibt, welche nur 29, und ... 30 Tage haben. Alle 5 Jahre haben sie Schaltmonate, um die Mondswandlu... Lauf der Sonne richtig zu stellen. Sie theilen, wie wir, die Wochen nach der ... Planeten, deren jedem sie vier Konstellationen zuschreiben, täglich eine, so daß ... von sieben zu sieben aufeinander gefolgt sind, wieder an die erste kommt.

Ihr Jahr beginnt mit dem dem Februar nächsten Neumonde, woher es kom... Zeichen der Fische für sie das erste ist, das des Widders das zweite und sofort. ...rechnen und einzuschalten gibt bei ihnen Jahre von 13 Monaten, welche von Zeit ...kehren. (Du Halde, Beschreibung von China, Bd. I.)

**) Dieser Mond oder Monat wird durch die angezeigten Autoritäten auf dreierlei ...tagualu, malgnahof und paguan, Namen, die unstreitig verschiedenen marian... angehören. Ich habe die Uebersetzung angenommen, die mir mit den Gebräuche... besten übereinzukommen schien.

12) December: Umadjanggan. Unstät, Heuler, Zeit der häufigen kleinen Regen.

13) . . . . . Umagahaf. Krebse fangen.

Die Durchsicht des Wörterbuchs belehrt uns, daß es den Marianern nicht ganz an astronomischen und nautischen Kenntnissen fehlt. Man findet dort wirklich die Namen einiger Sterne; aber sehr wahrscheinlich ist nur ein geringer Theil ihrer Kenntniß in dieser Hinsicht auf uns gekommen. Wir wollen deßhalb auch nicht länger bei diesem Gegenstande verweilen.

Uebersicht der Geschichte der Marianen.

Die Urgeschichte der Einwohner dieser Gruppe vor der Entdeckung ist eine Reihe mehr oder minder abgeschmackter Fabeln; erst mit der Erscheinung Magellan's auf diesen Inseln fängt sie an bestimmt zu werden.

Dieser erste Weltumsegler war auch der erste Entdecker der Marianen; nach einer langen und gefährlichen Fahrt erblickte er sie den 6. März 1521 und nannte sie zuerst Islas de Velas latinas, Insel der lateinischen Segel, hernach Islas de las ladronas, Räuberinseln, weil ihm die Eingebornen viele Gegenstände entwendet hatten: eine Untugend, die mit Ausnahme der Caroliner allen Völkern Polynesiens gemein ist. Loyosa besuchte den Archipel fünf Jahre später wieder, und Saavedra nahm am 6. Januar 1528 im Namen des Königs von Spanien einen Theil dieser Insel in Besitz, nachdem er 11 Eingeborne weggenommen hatte, mit denen er seine Schiffsmannschaft verstärkte. Im Jahr 1565 tödtete Legaspi, als er sich nach den Philippinen begab, dort 10 Insulaner. Cavendish näherte sich ihnen im Jahr 1588, und Mendana im Jahr 1592. Von Francisco Galli wurden sie im Jahr 1592 besucht, von Gemelli Carreri 1596. Olivier de Noort hielt dort an 1600, Maldonado 1601; der Holländer Spilberg 1616; andere Holländer 1635; Hurtado 1678; Quiroga 1648; der berühmte Dampier ankerte dort 1686 am 21. Mai; Wood-Rogers am 10. März 1710; Legentil de la Barbenais war der erste Franzose, der dort landete, 1716; 1721 machte Clipperton einige Angriffsversuche darauf; der Admiral Anson besuchte sie auf seiner Reise 1742; Wallis und Pages 1768. Der Kapitän Crozet, von Isle de France abgefertigt, hielt dort an 1772, und der berühmte Lapérouse 1786; der spanische Seemann Malaspina besuchte sie 1792. Später wurden sie von Kotzebue, Beechey, d'Urville und Anderen besucht.

Die Kolonisation dieser Gruppe hatte erst im Jahr 1688 Statt.

Der Pater Sanvitores, ein spanischer Jesuitenmissionär, welcher bei seiner Ueberfahrt von Acapulco *) nach Manilla dort anhielt, und die Einwohner gut, sanft und friedlich fand, interessirte sich für ihr Schicksal, und beschloß sie zu civilisiren, zur römisch-katholischen Religion zu bekehren und eine spanische Kolonie unter ihnen zu errichten. Der Gouverneur der Philippinen verwarf seine Plane; aber der Jesuit, anstatt zurückzutreten, wandte sich geradezu an den König von Spanien, der sie billigte. Der Pater Sanvitores, begleitet von den Patern Thomas Cardenioso, Luis de Medina, Pedro de Casanova, Luis de Morales und dem Bruder Lorenzo Bustillos, erschien im Jahr 1668 im Angesichte

*) Hafen auf der westlichen Küste von Mexiko.

[...] Gruppe, welche er zu Ehren von Maria Anna von Oesterreich, der [...]mahlin des Königs von Spanien, Philipps IV., die marianischen Inseln [...]: ein Name, der ihnen geblieben ist.

Kaum hatte das Schiff, welches die Missionäre an Bord hatte, vor [...] Anker geworfen, als 50 Piroguen unter dem Ruf Abok! Abok! [...]de! Freunde!) es umringten: auf einer dieser Piroguen befand sich [...] Spanier, der seit 30 Jahren auf diesen Inseln ansässig war und seinen [...]sleuten als Führer und Dolmetscher diente.

Sanvitores wurde von dem Oberhaupte Kipoha freundlich aufgenommen, bekehrte ihn zum Christenthum und erbaute eine Kirche zu [...]gagna, welches nachher der Hauptort der Mission und der Mittelpunkt [...] apostolischen Wirksamkeit wurde. Die Edlen des Landes verwarfen [...]lich eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete Religion; aber un[...]tet ihres Widerstandes und der Intriguen eines Chinesen, Namens Choco, machten die Missionäre viele Proselyten.

Zu Agagna wurde ein Seminar gegründet; im ersten Jahre ließen sich 20,000 Insulaner taufen. Ein großer Theil der Einwohner anderer Inseln wurde gleichfalls bekehrt durch die Predigten der Pater Lorenzo und Medina, besonders aber durch die ihres unermüdlichen Häuptlings. Choco erregte auf Guaham einen Aufstand. Die Spanier wurden in Agagna belagert. Nachdem es in dreizehn Tagen und Nächten wiederholt bestürmt worden war, machten sie einen entscheidenden Ausfall, der die Feinde in gänzliche Verwirrung brachte.

Der Sieg der Europäer führte einen Waffenstillstand herbei, welcher mehrmals verlezt wurde, bis Sanvitores durch einen Eingebornen, Namens Matapang, dessen Tochter er eben getauft hatte, ermordet wurde. Der Mörder brachte seinen Leichnam in eine Pirogue und versenkte ihn auf dem offenen Meere. Die Ermordung dieses gewandten und eifrigen Missionärs fand im Jahr 1672 Statt.

Die Spanier hatten später noch mehrere Male die Eingebornen zu bekämpfen.

Im Jahr 1680 kam Don Jose de Quiroga y Lozada, ein reicher Edelmann aus Galizien, in der Absicht auf Guaham an, das Werk des unglücklichen Missionärs fortzusetzen. Ihm verdankt man den ruhigen und unbestrittenen Besitz dieses kleinen Archipels. Um seinen Zweck zu erreichen, theilte er die Insel Guaham in Bezirke ein, und errichtete Vertheidigungspunkte gegen jede Art von theilweiser Empörung. Guaham unterwarf sich; aber Rota war der Zufluchtsort der Empörer geworden: da begab sich Quiroga auf diese Insel, und Alles kehrte zur Ordnung zurück.

Mittlerweile kam der Gouverneur Saravia an und war erstaunt über die Fortschritte der Einwohner und die weise Organisation des Don Jose. Er berief die vorzüglichsten Häuptlinge zu einer allgemeinen Versammlung und ließ sie dem König von Spanien und Indien den Eid der Treue leisten. Die Besiegten nahmen allmälig die Gewohnheiten der Sieger an. Sie kleideten sich, lernten den Mais bauen, Pagnotten daraus machen, und Fleisch essen. Man lehrte sie Baumwolle spinnen, Häute und Felle gerben, Steine behauen, Häuser bauen, Eisen schmieden, und in den Seminarien unterrichtete man die jüngsten Leute im Lesen, Schreiben, Singen und im Violin-, Flöten-, Baßgeigen- und Guitarre-Spiel. Die Frauen hielt man zu Haushaltungsgeschäften und häuslichen Tugenden an.

Indeß war Quiroga zur Eroberung der nördlichen Landschaften au gezogen; er unterwarf Saypan und die meisten benachbarten Insel Damian de Esplara landete damals auf Agagna, um Saravia der Statthalterschaft über die Marianengruppe zu ersetzen. Aber ein Häu ling, Namens Djoda, hatte den Plan gemacht, sein Land von dem Jo der Fremdlinge zu befreien. An einem Sonntage kam er an der Sp von 60 Eingebornen, lauter entschlossenen Leuten, welche er selbst gew hatte, in Agagna an, unter dem Vorwande, die Messe zu hören; sie ren wohl bewaffnet, hatten aber die Vorsicht gebraucht, ihre Waffen verbergen. Nach der Messe vertheilte Djoda seine Mitverschwornen verschiedene, zum Voraus bestimmte Plätze. Sie ermordeten die Sch wachen, und der Gouverneur, der auf dem Platze spazieren ging, so wie me rere Mönche fielen unter ihren Streichen. Schon drangen die Rasen in die Häuser ein und begannen die Stadt zu plündern; da that der T Djoda's, welcher von zwei Spaniern niedergemacht wurde, ihrem Wüthe Einhalt. Die Spanier hatten sich von ihrer Ueberraschung erholt un sezten sich zur Wehre; der Gouverneur starb nicht an seinen Wunden, un Quiroga, der triumphirend von den nordischen Inseln zurückkehrte, schl die Empörer zu Agagna und verfolgte sie ohne Unterlaß in die Wäld und Gebirge. Englische von Cowley befehligte Zollwächter, die gerad dazu gekommen waren, machten diejenigen nieder, welche dem Quiroga entkommen waren, und behandelten alle Eingeborenen, Unschuldige und Schuldige, mit jener ausgesuchten Grausamkeit, wie sie die ersten europäischen Seefahrer gegen die unglücklichen Wilden zu üben gewohnt waren.

Don Damian wurde von seinen Wunden geheilt, hatte aber mehrere Male gegen die Empörungen der spanischen Garnison und gegen eine von den Galeerensklaven zu Guaham angezettelte Verschwörung zu kämpfen. Ein gräßlicher Orkan verheerte den ganzen Archipel; die Einwohner flohen in die Gebirge, und bei ihrer Rückkehr fanden sie Guaham in Trümmern. Man mußte von Neuem anfangen zu arbeiten; den Boden frisch bestellen und von Neuem bauen, um leben zu können. Dieß Alles ereignete sich in den Jahren 1689 bis 1693. Während dieser Zeit sammelten die spanischen Waffen unter Quiroga neue Lorbeere, und endlich gewann er gegen die Eingebornen die Schlacht von Aguigan, in Folge deren der Frieden auf dem Archipel gänzlich hergestellt wurde. Ihrerseits hatten die Missionäre neue Gläubige gesammelt; im Jahr 1699 gab es weder Rebellen, noch Götzendiener mehr.

Von dieser Zeit an ist die Geschichte weiter nichts, als die Geschichte der Gouverneure *) und der Landungen von Seefahrern. Die lezteren haben wir bereits aufgezählt; führen wir nun auch die vorzüglichsten Gouverneure auf. Der berühmteste ist Don Mariano Tobias, dessen Verwaltung gerecht und aufgeklärt war. D. Juan Pimentel, ein harter und habsüchtiger Mann, mißbrauchte seine Gewalt zu Gründung eines Vermögens. D. Alexandro Parregno **) verwaltete die Gruppe mit Gewandtheit während des Einfalls der Franzosen in Spanien. D. Jose de Medinilla y Pnieda folgte ihm im Jahr 1812. Freycinet, Kotzebue

*) Ihre Verwaltung dauert 5 Jahre.

**) Wir besuchten sein Haus zu Manilla. Es ist eines der liebenswürdigsten in der Hauptstadt der Philippinen. Don Alexandro, der damals spanischer Oberst war, ist nun General.

...Urville sind einstimmig in dem Lobe seiner langen, wohlwollenden ...milden Verwaltung. Im Jahr 1821, der Zeit, in welcher die kon...elle Partei in Spanien herrschte, wurde er durch Ganga Herrera ..., der ein ehrenvolles Andenken auf dem Archipel zurückließ, weil er ...Einwohnern den auswärtigen Handel frei gegeben hatte. Auf den ...ppinen hörte ich von einigen Personen, er sey wegen eines Mordes ...t worden, den er an dem Kapitän eines englischen Wallfischfängers, ...ens Steven, begangen habe, der ihn beleidigt hatte; Andere ver...ten mich, es sey in Folge der Siege der Absolutisten geschehen. Me...illa kehrte auf seinen ehemaligen Posten zurück; aber er führte das ...opol und die Privilegien, die sein Vorgänger abgeschafft hatte, und ... den Marianesen natürlich verhaßt sind, wieder ein. Ihm folgte Don ...ncisco Lobo. Heutzutage haben nur einige Philippiner und Caroliner ...Handelsverkehr mit diesem Lande.

Archipel von Gaspar-Rico.

Wir gruppiren aufs Gerathewohl in einem Bündel, unter dem Namen Gaspar-Rico, alle wirklich vorhandenen oder zweifelhaften Inseln, welche einerseits im Süden unseres Micronesien und im Norden des großen Carolinen-Archipels, andererseits im Osten des Marianen-Archipels und im Westen der Ha-uai-Inseln liegen. Dieser Archipel begreift die Inseln Gaspar-Rico, die Inseln Gaspar, Ganges, Otros, Tarquin, Folger, Sebastian, Lobos, Quintano, Wake, Manhal, Jardin, Bulkan, die zweifelhaften Inseln Alcion, Cornwallis (Carmisaren oder Smith), Jassion u. s. w. Was die St. Bartholomäus-Insel betrifft, von der unser ehrenwerther und gelehrter Freund Balbi sagt, *daß sie eine sehr* bedeutende Ausdehnung habe, so wurde sie von dem Kapitän Lütke, der ein gewissenhafter Gelehrter und gewandter Seemann ist, vergeblich gesucht. Die Insel Colunas, die unter 28° 9' nördlicher Breite und 128° westlicher Länge liegt, existirt nicht mehr, und mehrere Kapitäne von Kauffahrern und Wallfischfängern versicherten uns, daß es sich mit der Insel Dexter ebenso verhalte.

Archipel der Ha-uai- oder Sandwich-Inseln.

Allgemeine Geographie.

Die Gruppe der Ha-uai-Inseln, eine der beträchtlichsten Polynesiens (des östlichen Oceaniens), wird von 11 Inseln gebildet, wovon 5 groß, 3 klein, und 3 bloße Felsenriffe sind. Sie stellt eine krumme, an mehreren Punkten unterbrochene Linie dar, deren Richtung von der Art ist, daß ihre convexe Seite gegen Nord-Nord-Ost schaut, und sich vom 19° bis 23° nördlicher Breite, und vom 157° bis 159° westlicher Länge erstreckt. Wir werden damit die Gruppe der Copper- oder Henderson-Inseln verbinden, welche näher bei den Ha-uai-Inseln ist, als bei der amerikanischen Küste.

Ha-uai, die nördlichste dieser Inseln, ist zugleich die beträchtlichste, und gibt dem Archipel ihren Namen. Ihre größte Länge von Norden nach Süden beträgt ungefähr 85 Meilen, ihre Breite von Osten nach Westen [illegible] Meilen. Sie hat beinahe 240 Meilen im Umfang. Ueberblickt man die Insel im Allgemeinen, so hat man einen Saum Landes vor sich, der

im Osten breiter ist, als in den übrigen Theilen, Gebirgsketten, die der Küste in Einer Richtung laufen, ihre Verzweigungen in das Innere verbreiten und größtentheils mit Vulkanen gekrönt sind. Die höchsten Berge dieses Systems, der Munakea, der erhabenste Punkt, gefähr 15,000 Fuß hoch, der Muna-Roa, beinahe ebenso hoch, und der Muna-Hua-Rarai, in ein Dreieck gestellt, umgränzen ein hohes Pla welches beinahe ganz wüste und unangebaut ist. Obgleich diese Berge hoch sind, so laufen sie doch gegen das Meer hin in sanfte Abhänge und bieten weder jene Unebenheiten, noch jene vielfache Zerklüftungen dar, den vulkanischen Boden charakterisiren.

Die Bevölkerung der Insel belauft sich nach englischen, amerikani und französischen Missionären auf 85,000 Menschen, welche in den Distrikten Kohala, Hamakua, Hiro, Puna, Ka-u, Kona und auf inneren Hochland Wai-Mea vertheilt sind.

Mawi, durch eine sehr niedere Landenge in zwei Theile getheilt, eine Länge von 38 Meilen; seine Breite aber ist, je nach dem man untersucht, sehr verschieden. Das südöstliche Ende steigt bis zu 25 Meile Die Bevölkerung, die beinahe einzig den nordwestlichen Theil einni beläuft sich auf 20,000 Seelen.

Im Südwesten Mawi's liegt die von ihm abhängige Insel Tah Rawe, welche 10 Meilen lang und 8 Meilen breit ist. Ein enger Ka von einer Lieue trennt sie von der vorhergehenden Insel. Sie ist und mit Gesträuch bedeckt, und dient nur einigen Fischern zum Asyle.

Im Westen Mawi's findet sich eine andere kleine Insel, Rana welche 15 Meilen lang und 10 Meilen breit ist. Der Boden, von Vulkan umgewühlt, hat weder Quellen noch Bäche. Einige Küstenstriche sind an gebaut, liefern aber den 2000 Bewohnern kaum ihre Bedürfnisse.

5 oder 6 Meilen nordwestlich von Mawi erhebt sich Moro-Kai nahe an 20 Meilen lang und höchstens 6 breit. Ihrer ganzen Läng nach durchstreicht sie ein Gebirgsgrat von Osten nach Westen, und läß den 3000 Einwohnern nur einen schmalen Saum zum Anbau übrig.

Geht man weiter gerade, west-nord-westwärts, auf 23 Meilen vo der vorigen Insel, so gelangt man nach Oahu, welches eine Länge vo 98 Meilen und eine Breite von 16 bis 17 Meilen hat. Diese Insel, di reichste und fruchtbarste der ganzen Gruppe, wird ihrer ganzen Länge nac von der südwestlichen Spitze bis zur Spitze Eoa im Südosten durch eine vulkanischen, sehr hohen Gebirgsgrat in zwei Theile geschieden. Der inner Theil, obgleich fruchtbar und von Bächen durchschnitten, ist wüste und un angebaut. Die Stadt Hono-Ruru, erbaut auf der Ebene Eva, welch bei einer Länge von 30 Meilen oft nur 9 oder 10 breit ist, faßt die gan Bevölkerung in sich. Der Hafen von Honoruru hat den besten Ankerpl des Archipels; er ist zu allen Jahrszeiten sicher, und gewöhnlich hal dort die Wallfischfänger an, welche diese Gegenden besuchen, und dere man dort oft zwanzig zählen kann. Die Versetzung der königlichen Resid in diese Stadt hat auch dazu beigetragen, die auf 20,000 Seelen gesch Bevölkerung heranzuziehen, so daß auf Hono-Ruru allein 12,000 Ein wohner kommen.

65 Meilen von Oahu, immer in der Richtung nach West-Nord-We erhebt sich Ta-uai, eine gebirgige, beinahe zirkelförmige Insel von reizen dem Anblick, aber weniger fruchtbar als Oahu. Die Einwohner habe

.. sanften und friedlichen Charakter und wohnen größtentheils an den .. ungen des Flusses Wai-Mea; sie werden durch ein mit 20 Kanonen ..tetes Fort geschüzt.

Die lezte Insel der Gruppe ist Niiha-u, im Westen von Ta-uai, ..n sie durch einen Kanal von 15 — 20 Meilen Breite getrennt ist. ..orden ist ein Inselchen durch Riffe von ihr getrennt und bildet ein ..sel derselben.

Ihrer isolirten Lage verdankten es diese Inseln, daß sie lange unab..ig blieben. Erst im Jahr 1824 brachte sie die Schlacht von Wai.. unter das Scepter von Rio-Rio. Der Bau der Ignamen ist ihnen ... Auch sind sie berühmt durch die Verfertigung von Matten, die bei ..r 4 Ellen Breite oft 18 und 20 Ellen Länge haben, mit den leb..en Farben gefärbt sind und auf der ganzen Gruppe zum Schmucke ..äuptlinge gesucht werden.

Vervollständigt wird die Gruppe durch die zwei Riffe Tahura und ..ehi-Manu, auf welchen zahllose Seevögel nisten.

Geologie und Naturgeschichte.

Die allgemeine Ansicht der Ha-uai-Inseln zeigt uns erloschene oder noch in Thätigkeit begriffene Vulkane, Lava, verkalkte Felsen, einiges aufgeschwemmte Land, und man kann sie als eine Kette von Vulkanen ansehen, die aus einer Korallenbank aufgestiegen sind. Die Berge, bestehend aus Lava und aus von Vulkanen ausgeworfenen Felsen, sind dürr und zeigen nur wenige Spuren von Vegetation; die Ebenen, aus verwitterter Lava und aufgeschwemmtem Lande bestehend, bilden einen Kreis um die Inseln und scheinen auf einer Grundlage von Korallen zu ruhen. Kohlensaurer Kalk und Kalkmassen, womit Muscheln und Korallen in jedem Zustande der Zersetzung vermischt sind, bilden diesen Boden. Die Dicke des aufgeschwemmten Landes wechselt von einigen Zollen bis zu 2 oder 3 Fuß. Das zweite Lager, aus vulkanischem Tuffstein gebildet, geht bis auf eine Tiefe von 12 — 15 Fuß hinab, und ruht auf einer festen Grundlage von Korallenkalk. Diese Lage, deren Härte, je tiefer man hinabgräbt, sich vermindert, wird sehr porös, und liefert in einer Tiefe von 12 oder 13 Fuß ein klares und sehr süßes Wasser, das sich nach dem Wechsel der Fluth richtet, und ohne Zweifel Seewasser ist, das aber beim Durchgang durch den Tuffstein sein Salz abgesezt hat.

In allen Gegenden, wo die verwitterte Lava einen zum Anbau geeigneten Boden darbietet, entwickelt sich eine reiche und üppige Vegetation. Die gewöhnlichen einheimischen Pflanzen wären der Taro (Arum esculentum), die süße Patate (convolvulus batatas), die in dem Lande Uava oder ..genannt wird; das Zuckerrohr, der Brodbaum, der Kokosnußbaum, ..ere Arten des Bananenbaumes, die Erdbeerstaude, der Himbeerstrauch .. eine Art Eugenia. Die Europäer und besonders Marini, Tamea..ea's Minister haben dort einheimisch gemacht: den Palmbaum von ..imala, die Indigopflanze, den Kaffebaum, die Wassermelone, die ..sen, den Melonenbaum, den Citronen- und Orangenbaum und den ..instock aus Asien, die dort nach Wunsch gediehen, so wie die prächti.. Blumen Edwarsia und Chrysophilla, die neuerlich von Taiti ein..racht wurden, und mehrere Küchenpflanzen Europa's, als Kohl, gelbe .. rothe Rüben, Zwiebel u. s. w.

Thal von Wai-Pio.

Das Dorf Wai-Pio ist in dem Thale desselben Namens, das e
der malerischsten der Erde ist, erbaut. Gebirge, welche gegen das M
hin offen und die Aussicht auf den Bach und die Wohnungen gesta
schließen es auf drei Seiten ein.

In diesem Thale neben Wai-Pio befindet sich Puho-Nua oder
Asyl des östlichen Theiles der Insel. Dieses Gebäude hat Charaktere
einem nicht so weit entfernten Alterthume. Zur Kriegszeit steckte man
jedem Eingange eine weiße Fahne auf, und wer bei der Verfolgung e
Schuldigen diese Gränzen überschritt, wurde mit dem Tode bestraft
dagegen dieses Asyl erreichen konnte, war von der Strafe frei.
Kriegsgefangene, Tempelschänder waren da in voller Sicherheit;
Religion beschützte sie mit ihrer mächtigen Aegide. In der Nähe
einem alten Pandanus erhebt sich die Kapelle, in welcher die Ge
Niroa's, eines Enkels von Umi, niedergelegt sind. Die Priester mach
sich diese Reliquien zu Nutze, und kein Insulaner durfte sie besuchen,
er wenigstens ein Schwein gegeben hatte. Der König selbst war die
Abgabe unterworfen, und Missionäre, welche sie im Jahr 1823 besuch
wollten, konnten nicht zugelassen werden. Man zeigte ihnen ein in St
grob ausgehauenes Bild eines Menschen. Dieß, sagte man ihnen, w
das Tii (Bild) Niroa's.

Ein Schauspiel unglaublicher Barbarei trug sich in eben diesem Tha
von Wai-Pio zu.

Wie die Insulaner erzählen, hatte der große König Umi sechs Köni
anderer Bezirke besiegt, und opferte die Kriegsgefangenen zur Siegesfe
Als mehrere Opfer gefallen waren, wollte er einhalten; aber die Stim
seines Gottes Kua-Poro ließ sich vernehmen und befahl ihm, fort zu tödten
„Immer . . . Immer . . .“ rief sie ihm unaufhörlich zu, und der Kö
opferte neue Gefangene. Indeß war von neunzig noch Einer übrig,
der König wünschte ihn zu begnadigen. Da ließ sich die Stimme sei
Gottes von Neuem vernehmen. Umi, von der Jugend und den Thrä
des Gefangenen gerührt, zauderte noch, als der Gott mit einer Don
stimme schrie: „Immer fortgemacht! . . .“ Ein Augenblick darauf —
der König stand allein mit dem Priester unter einem Haufen von Leichnam

So verwandelte abscheulicher Fanatismus ein sanftes und mensch
Volk in blutdürstige Tiger; so bedienten sich die Priester bald der Be
rung, bald der Furcht, um ihre Privatrache zu befriedigen und sich
die Könige zu erheben.

Im Hintergrunde der Baien, welche in das steile Gestade eindrin
findet man noch einige, meistens unbedeutende Dörfer: sie heißen K
Lena, Kolo-Aha, Kumo-Arii, Manie-Nie, Heala-Kaka und Naupea,
lezte Weiler begränzt auf dieser Seite den Bezirk Hama-Kua.

Bezirk von Hiro.

Der Bezirk Hiro, der im Norden an den vorhergehenden und
Süden an den Bezirk Ka-u gränzt, wird durch den Schneegipfel des Mo
Kea beherrscht. Hura, das Gränzdorf, in einem kleinen Hafen gel
Lupa-Hoi-Hoi, Weloka, Kamae und Opea, unbedeutende Dörfer, befind
sich auf der Küste sehr nahe beieinander.

.. in einem fruchtbaren Thale und in einer sehr romantischen Lage er- .. Wai-Akea im Hintergrunde der Bai gleichen Namens. Diese .. die größte, reichste und bevölkertste der Insel, liegt in einer Ebene, .. ganz von Häusern bedeckt ist, die von Kokosnuß- und Bananen- .., von Gärten und fruchtbaren Feldern mit Taros, Pataten und .. umgeben sind. Alles in diesem Thale zeugt von dem Wohl- .. seiner Bewohner; die Hütten sind zierlicher und geräumiger, die .. der Einwohner ausgesuchter und die Erzeugnisse reichlicher.

Es befindet sich in Wai-Akea die Niederlassung der protestantischen .. naire, eine Hilfsstation von Hono-ruru. Einige nach Landessitte am .. eines Süßwasserkanals, der mit dem Meere in Verbindung steht, er- .. und von Gärten voll Pandanus, Kokosnuß- und Mehlbäumen um- .. Hütten dienen diesen Geistlichen als Wohnung, Kirche und Schule. .. Schritte von ihrer Niederlassung befindet sich das Haus, welches der .. Byron bewohnt hatte; es ist eine Hütte, welche etwas größer, .. der Eingebornen und mit zwei Tischen, einigen Stühlen und einer .. bank ausgestattet ist. Daneben befindet sich eine andere Hütte, .. welcher seine Offiziere wohnten.

Bäche und stehende Wasser.

Drei Bäche durchschneiden die Ebene und bilden stehende Wasser, voll der trefflichsten Fische, welche sich von den Muscheln nähren, die man auf dem Grunde findet. Diese Seen sind immer mit Flügen von Enten und Kriechenten bedeckt. Der breiteste und reißendste dieser Bäche ist der Wai-Ruru, der von den steilen Höhen des Muna-Kea herabkommt. Er mündet .. einen tiefen Schlund ein, dessen geschwärzte und steil abschüssige Mauern mit einer verkrüppelten und ärmlichen Vegetation bedeckt sind. Von dieser .. aus stürzt sich der Bach mit Heftigkeit in zwei Wasserfällen, .. der eine 20, der andere nur 8 Fuß hoch ist, in ein geräumiges .. *) Eine der Lieblingsbelustigungen der Insulaner besteht darin, .. mit diesen Wasserfällen herabzustürzen. Eine Brücke von roher Arbeit .. die beiden Ufer des Wai-Ruru. Der Wai-Kea, von Kokosnuß- .. beschattet, entspringt mitten in der Lava und ergießt sich nach ei- .. schlichen Laufe von einigen Meilen in den Ocean. Der Wai-Rama .., wie der leztere, in einem vulkanischen Bette entspringend, fließt .. er, mit einem sanften Falle in den Ocean, und seine Ufer sind .. schönsten Bäumen dieses Archipels bedeckt.

Großer Vulkan Kiro-Ea.

..—30 Meilen von dem Dorfe Wai-Akea, mitten in einer gebirgigen .. Gegend, erhebt sich der Vulkan Kiro-Ea, eine der auffallend- .. Erscheinungen der Insel. **) Ein angenehmer und lieblicher Weg .. eine von Kokosnußbäumen, Bananen und Pandanus beschattete Ebene .. in ein Gehölz von Mehlbäumen, das, in allen Richtungen von Lianen .. Schmarozerpflanzen durchkreuzt, dem Reisenden nur einen schmalen und .. mit Lavastücken bedeckten Weg darbietet. Der Mehlbaum liefert .. Frucht, woraus eine bei der Tättowirung angewandte Farbe bereitet .. auch liefert er ein gutes Brennöl. Am Ende dieses Gehölzes kündigt

*) S. Blatt 111. **) S. Blatt 112.

schwarze und an mehreren Stellen wie Marmor glatte Lava die R
Vulkans an. Eine breite Abflußrinne, an deren Rändern einige
kalkte Bäume vegetiren, dient als Weg. Ein Strauch, welcher ein
und rothe Beere von fadem Geschmack und von der Größe einer Jo
beere trägt, dient zur Erfrischung des Reisenden. Keine Hütte ze
in der ganzen Umgegend, ausgenommen am Saum des Waldes,
einige arme Familien niedergelassen haben. Viele Rauchsäulen ver
die Nähe des Vulkans; sie werden länger und höher, je näher man
Ein steiler und mit Gesträuch und Gebüsch bedeckter Abhang von
150 Fuß Höhe führt in eine Schlucht von einer halben Meile Aus
die sich bis an eine zweite an 200 Fuß ausgetiefte Ebene erstreck
zweite Straße führt zu dem Krater, dessen Nähe sich durch ein
des dumpfes Rollen, durch blasse Feuersäulen und einen dichten
kündigt. Ein halbzirkelförmiger, abschüssiger Rand von beinahe
ben Meile begränzt diese beiden Vertiefungen.

Da erblickt man eines der erhabensten Schauspiele der Sch
da thront Pele, die furchtbare Göttin, die Mutter Ha-uai's, dur
gräßliche Stimme die ganze Insel erzittert. Eine Ebene von sie
acht Meilen Umfang, deren umgewühltes und wellenförmiges Terrain
sechszig konische Krater zeigt, wovon mehrere in beständiger Thätigke
Erdharz- und Schwefelberge, Spalten, deren Tiefe das Auge nicht
gründen wagt, Lava- und Aschenstücke: Das ist das Gemälde, we
einer Tiefe von mehr als 1300 Fuß ein Staunen erregendes Zeug
einer großen Erdumwälzung ablegt.

Die dunkle und schwarze Farbe des Abgrundes wird nur au
Gipfel und den Seiten von zwei oder drei Kratern durch gelbe oder
Schattirungen unterbrochen, welche von einigen Schwefelbächen her
Im östlichen Theile sind die Ränder des Abhanges mit Schwefel v
schönen Farbe belegt. Im Norden und Westen sind die abschüssigen
der des Kraters von einem dunklen Roth und stark verkalkt. Den
chen Theil bedeckt ganz ein dicker Rauch.

Die Vulkane haben gewöhnlich ihren Krater auf dem Gipfel
Bergkegels, und man muß hohe Berge ersteigen, um zu ihnen zu gel
Der des Kiro-Ea dagegen ist in einer bedeutenden Vertiefung, und
muß nach und nach zwei Terrassen hinabsteigen, bis man ihn zu
bekommt, was den Eindruck, den er macht, bedeutend erhöht. Der
Ea hatte ohne Zweifel ursprünglich dieselbe Beschaffenheit, wie a
Vulkane; sein Krater war auch auf der Spitze eines Bergkegels;
eine tiefe Aushöhlung gestattete den Stoffen den Ablauf, und daraus
stand eine Vertiefung, wie sie jezt ist. Die zwei Plateformen, welche
hinabsteigt, um zu ihm zu gelangen, beweisen es hinlänglich, daß er
so gebildet hat, und zeugen von zwei Zuständen des Vulkans. Eine
mehreren Stellen nur einige Fuß breite Lavamauer, von der aus ma
Tiefe des Abgrundes erforschen kann, beweist, daß die Lava, als sie
Flusse war, sich bis zu diesem Niveau erhob. Dieß ist die allgemein
sicht des Vulkans, wenn man ihn aus einiger Entfernung betra
Andere Schönheiten erwarten den kühnen Reisenden, der sich in
Schlünde wagt, und belohnen ihn reichlich für die Gefahr, verschlungen
werden, welcher er sich aussezt.

n beinahe senkrechter Abhang von mehr als 400 Schritten, mit ...ken besäet, die sich bei dem geringsten Stoß losmachen und rasselnd Abgrund stürzen, führt auf einen von Lava gebildeten Weg mit ...nfteren Abhange, der sich bis zu dem Punkte erstreckt, wo sie sich ...lich erhob. Eine glühende Lava, die eine Kruste von einigen ...bildet, unter welcher ein unterirdisches donnergleiches Rollen sich ...t, Risse, aus welchen Ströme von Rauch und glühenden Dämpfen ...n, ein verkalkter Boden, der unter den Füßen zittert und auf ...n nicht vorwärts gehen kann, ohne ihn mit langen Pfählen unter... haben, Das ist das Schauspiel, welches sich vor unsern Augen aufthut. ...ke, die sich von den Rändern des Kraters losmachen, stürzen mit ...äßlichen Geräusch hinab, und in einigen Jahren wird ohne Zweifel ...nze Rand zerstört seyn.

...gen die westliche Seite hin bietet eine breite Lücke, die einen min...ssen Abhang als an den anderen Punkten bildet, einen krummen ...r, welcher in die innere Fläche führt. Ein bedeutender Einsturz ...e Spalte erzeugt. Ueber Lavahaufen und Felsen, welche jeden Au... unter den Tritten des Reisenden hinabzustürzen drohen, gelangt ... den Grund eines schwarzen Schlundes mit Basaltwänden, von wo ... den Himmel nur durch eine zerrissene Oeffnung erblicken kann. ...Boden, durch einen noch halb flüssigen Lavabach gebildet, verbrennt ...e und wird von beständigen Erschütterungen in Bewegung gesezt. ...re Missionäre, der Kommandant Byron und mehrere französische ...offiziere stiegen auf diesem Wege hinab.

Ein neuer Weg von Lava, die noch glühender ist als diese, führt auch ... innere Fläche, und gestattet, daß man sich einem Vulkane nähert, ...och in Thätigkeit sich befindet. Lavabäche ergießen sich von dem Gipfel ... Kegels, der ungefähr 150 Fuß hoch ist, und bilden eine übereinander...te Masse, die von Löchern und Spalten ganz durchbrochen ist, wor... Feuer- und Schwefeldampfsäulen emporsteigen. In den Umgebungen ... Kegels ist der Boden so glühend, daß man die Hand nicht hinhalten ... Die Sohlen schützen die Füße kaum, und die zur Untersuchung des ... bestimmten langen Pfähle fangen an dem Ende, das in den Boden ...t, oft Feuer.

... einer ruhigen und gut erhellten Nacht zeigt sich der Vulkan vor...ch in seiner ganzen Pracht, in seiner gräßlichen Poesie. Feuerströme, ...iedlich und glatt, bald in Cascaden schäumend, fließen an den Ab... der Kegel hinab; Flammen züngeln aus den Spalten hervor, und ...ulen erheben sich bis zu den Wolken und krönen den Gipfel der ... das imposanteste Schauspiel, welches man nur immer erblicken ...

Die Insulaner, deren Leben unaufhörlich durch diese vulkanischen Er...ungen bedroht war, mußten sich nach Mitteln umsehen, die furcht... Wirkungen der Zerstörung zu beschwören, deren Opfer so viele Men... geworden waren, und da ihr Aberglaube sie in diesen natürlichen ...einungen das Walten einer feindseligen Gottheit erkennen ließ, so ...en sie durch Gebete und Opfer die Wirkungen ihres Zornes von sich ...enden suchen.

Dieser Vulkan Kiro-Ea, sagen die Eingeborenen, wurde von Pele ... den anderen Göttern der Vulkane auserseben als die für sie würdigste

Wohnung. Die Krater sind ihre Paläste; sie spielen dort das Kon
und ihre gewöhnlichste Unterhaltung besteht darin, daß sie in der glühen
Lava schwimmen und in den Feuerwirbeln unter der Donnermusik
Vulkans tanzen.

Die Ueberlieferung sezt den ersten Ausbruch des Vulkans in das Ch
(die große Nacht) hinauf, und bestätigt so die verschiedenen Umwandlun
welche er erfahren hat. Ursprünglich breitete er sich über die ganze I
aus; später ist er fortschreitend unter das Niveau der Ebene herabgesun
Die Entladungen erfolgten zum ersten Male unter der Regierung des
Ua, und die Eingebornen schreiben das sehr häufige Vorkommen der
am Ufer den unterirdischen Gängen zu, welche sich Pele in die Ge
gegraben habe.

Die Göttin bewilligt den Wanderern, welche die Nacht auf ihrem
biete zubringen wollen, nur 10 Fuß an den Rändern; der ganze üb
Theil des Gebietes ist tabu, d. h. verboten, und Pele würde die Kühn
welche es wagten, ihr ungehorsam zu seyn, unfehlbar bestrafen. G
um den Hauptkrater herum befinden sich kleine Kegel und vulkanische O
nungen von den verschiedensten Dimensionen und Gestalten. Neben die
klaffenden Schlünden, welche unaufhörlich Rauch und Asche ausstoßen,
den die durch die Kälte des Gebirges verdichteten und als Thau her
fallenden Dünste zwei Behälter mit reinem Wasser von vortreffliche
Geschmacke.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Gebirge sind ohne Zw
fel die Gänge, durch welche sich die Lava einen Weg in den Krater g
brochen hat. Sie sind im Allgemeinen 8—10 Fuß breit und eben so ho
und werden durch die Verhärtung der an der Oberfläche und den Seit
befindlichen Lava gebildet, während sie unten zu fließen fortfährt. Di
auf der Oberfläche befindliche Kruste ist mit ihren Wellenformen und sonst
gen Zufälligkeiten so gut erhalten, daß man glauben könnte, sie fließe no
Die innere Seite des Ganges bildet ein Gewölbe, an welches sich unt
allen Formen und unter den seltsamsten Gebilden unzählige Stalaktit
ansetzen, die über einem Boden hängen, der einem Krystallbache gleicht.

Einer der Gänge hat an den Rändern des großen Kraters sel
ein geräumiges Becken gegraben, dessen zerklüftete und eigenthümlich
Gestalt durch den Fall der Lavabäche, welche dort mehr als 100 Fuß h
herabstürzen, gebildet wird. Basaltblöcke von mehr als 10,000 Pfu
liegen hie und da zerstreut herum, und rühren augenscheinlich von früher
Ausbrüchen her. Der Kapitän Byron schäzt diese Seite des Krat
auf 3000 Fuß über der Meeresfläche.

Der schmale Fußpfad, der dorthin führt, ist mit beinahe ganz v
glaster und bröckeliger Lava von schwärzlicher oder Ziegel-Farbe bedec
An mehreren Orten bemerkt man eine große Menge durchsichtiger und se
zerbrechlicher Lavafäden von Olivenfarbe. Die Eingebornen geben ih
den Namen Rau oho o Pele, Haare der Pele. Diese dünnen Fäden h
ben bisweilen mehrere Zolle Länge, und man findet sie bis auf 7 Meil
vom großen Krater.

Kiro-Ea-Iti, ein erloschener Vulkan.

Eine ungefähr 150 Toisen breite Straße trennt den Kiro-Ea von de
Kiro-Ea-Iti, einem andern schon lange erloschenen Vulkane. Der Bod

Ebene, durch ein unterirdisches Feuer bearbeitet, ist so heiß, daß ...wohner ihr Fleisch dort hintragen und es kochen lassen, indem ...e in Farrnkrautblätter einwickeln und auf einige Stunden eingraben. ...geringer Entfernung von dem Berge befanden sich die Trümmer des ...ua-Roho, des alten, der Göttin Pele geweihten heïa-u (eines zu ...schenopfern bestimmten Tempels). Dieser Tempel zog aus allen Theilen ...Insel eine Menge Pilger herbei, welche ihre Opfergaben dahin brachten. ...e, Schweine, Fische und Früchte mußten in den Flammen gekocht ...den, welche aus den vulkanischen Rauchfängen herausschlugen; denn das ...n wäre verlezt worden, wenn man diese Opfergaben an einem andern ...gekocht hätte. Die Erhaltung dieses Tempels stand lange unter der ...tung des Kamaka-Ake-Akua, eines berühmten Propheten, der zur ...Tamea-Mea's lebte, und der Ruf seiner Heiligkeit trug Viel dazu ...die Gläubigen in seinen Tempel zu locken.

Von der Spitze des kleinen Kiro-Ea kann man auf Einmal im Osten ...unermeßlichen Ocean und in südwestlicher Richtung die imposante Masse ...Mauna-Roa überblicken. Ein 6 bis 7 Meilen breiter Wald schließt den Fuß des Berges ein, dessen mit Lava und Haufen von Felsstücken bedeckte Seiten die mannigfaltigsten Ansichten darbieten, während der Gipfel mit einer dichten Schneelage bedeckt ist.

Ein mit Kratern und Lavabächen, deren glatte und schlüpfrige Oberfläche sich wie ein gefrorner See darstellt, besäeter Weg führt in den Bezirk Kau, den nördlichsten der Insel. Hie und da zerstreute durch die Erkältung der Lava von früheren Ausbrüchen gebildete Höhlen sind der einzige Zufluchtsort, den man in dem Innern der Landschaft Kea-Puana findet, welche ganz von Einwohnern entblößt ist.

Geht man südwärts gegen Kapa-Pala, so wird das Land fruchtbarer; aber die trockene und dürre Gegend enthält keine Quelle. Die Einwohner helfen diesem Wassermangel durch ein sehr sinnreiches Mittel ab. Sie machen aus langen Pandanusblättern eine Art von Trichtern, deren Ende sie in auf den Boden gestellte Calebassen und Gefäße richten. So wird das Regenwasser gesammelt, und jede Nacht liefert der Thau so viel Wasser, als für die wenigen Familien erforderlich ist, welche in dieser Gegend sich niedergelassen haben, zufrieden in ihren Grotten leben, und deren einzige Beschäftigung die Verfertigung von Zeugen ist.

Der brennende Vulkan Puna-Hohoa.

In geringer Entfernung von dem Dorfe Kapa-Pala befindet sich der Vulkan Puna-Hohoa, minder berühmt, aber ebenso merkwürdig als der Kiro-Ea. Seine Umgebungen haben denselben Boden und dieselbe allgemeine ...tur, wie alle Vulkane. Ein mit Spalten und kleinen Kratern, welche unaufhörlich Rauchwolken ausstoßen, besäeter Boden führt an eine geräumige, ungefähr 500 Toisen im Durchmesser haltende und mehr als 50 Fuß tiefe Vertiefung. Hier befinden sich unendlich viele Oeffnungen, worunter vornehmlich zwei unaufhörlich mit großer Gewalt Felsstücke und Lava auswerfen. Während diese Spalten an einigen Orten nur einige Fuß breit sind, werden sie an anderen beträchtlich größer, und auf diesen Punkten besonders ist der Rauch viel stärker und dichter. Die zwei großen Spalten ...ten sich vor zwölf oder dreizehn Jahren. Die Erde spaltete sich damals ...Krachen, und auf eine plötzliche Erschütterung folgte die Vertiefung.

wie sie jezt ist. Oft warfen diese Spalten Flammen und glühende La aus. Der Boden der Umgegend ist so heiß, daß man es daselbst kau aushalten kann. Halbflüssige Lavabäche zeugen davon, daß der Vulkan n neu ist. Ich halte ihn für einen unterirdischen Ausfluß des Kiro-E vielleicht ist er bestimmt, an seine Stelle zu treten, wenn jener erlosch seyn wird.

In der Nähe befindet sich das gewerbsame Dorf Kapa-Pala. M rühmt es auf der ganzen Insel wegen der Feinheit und Dichtigkeit sei unter dem Namen Mamaki bekannten Zeuge. Die Umgebungen fruchtbar und gut angebaut. Eine halbe Tagereise von Kapa-Pala befi sich das Dorf Kaava-Na, und in der nämlichen Entfernung von die Maka-Uka, ein Weiler von einigen Hütten, von Landbauern bewohn

Pele, die Göttin der Vulkane, und der Häuptling Kahavari.

In der Nähe von Kula befindet sich ein Hügel, auf welchen sich ei in der Geschichte des Landes berühmte Sage bezieht. Dieser Hügel, d den Namen Bu-o-Kahavari erhielt, ist ein erloschener Krater von u gefähr 100 Fuß Höhe und gegen den östlichen Theil hin von einem breit Ausschnitt durchfurcht, der von dem Ergusse der Lava herrührt. Ein fruc bares Thal von ungefähr 3 bis 4 Meilen im Durchmesser und von zerriss nen und abschüssigen Bergen umgeben, ist ohne Zweifel das alte Bett de Vulkans. Mitten in diesem Thale nimmt ein See von salzigem Wasse Wai-a-Pele (Wasser der Pele) genannt, von ungefähr einer halbe Meile Umfang und 200 Fuß Tiefe, die Stelle des alten Kraters ein.

Die Legende, welche den Hügel Bu-o-Kahavari feiert, bezieht si auf den mächtigen Häuptling von Puna, Kahavari, der zur Zeit de Königs Kearii-Kukii lebte. An einem Festtage trieb dieser Häuptlin mit den besten Kämpfern des Bezirkes sein Lieblingsspiel horua. Ein Menge Einwohner waren von allen Seiten herbeigekommen, um Zeugen diese Wettstreites zu seyn, denn die Gewandtheit Kahavaris war bekann Dieses Horuaspiel, das viel Aehnlichkeit mit unsern russischen Rutschen i Paris hat, besteht darin, in einem Schlitten über den Abhang eines Be ges herabzufahren und so schnell als möglich unten anzukommen. De Schlitten, der bei diesem Spiele gebraucht wird und unter dem Name Papa bekannt ist, besteht hauptsächlich aus zwei sehr glatten Stücken Hol die 8 bis 10 Fuß lang und ungefähr 2 bis 3 Zoll dick sind. Diese zw Stücke, oder Läufer, welche denselben Dienst thun wie die Stahlplatten a den Schlittschuhen, werden durch eine Reihe von Querhölzern festgehalte und zwar so, daß ihre Entfernung von einander, welche vornen ungefä 2 Zoll beträgt, gegen Hinten zu bis auf 4 oder 5 Zoll steigt. Bei Läufer biegen sich gegen Vornen zu um, und laufen in eine Spitze au Auf beiden Seiten sind zwei Stangen angebracht, um als Stützpunkte z dienen; eine Querlatte dient dazu, den Körper des Kämpfers zu stütze um die Maschine in Gang zu bringen, schlägt dieser, während er auf de Schlitten ausgestreckt liegt und seine Füße auf das hintere Querholz, ein Hand aber auf eines der Seitengeländer sich stüzt, heftig auf den Stü punkt der andern Hand, welche er schnell auf das zweite Seitengeländ bringt, und fährt so hinab, indem er seine Nebenbuhler an Schnelligke zu übertreffen und seinen Stützpunkt festzuhalten sucht.

An diesem Tage nun war dem Horua ein Vorspiel vorangegangen, bestehend in Gesängen und Tänzen der versammelten Insulaner. Der Häuptling und sein Günstling wollten gerade hinabfahren, als plötzlich eine vom Kiro-Ea herabgestiegene Frau erscheint. Sie macht dem Häuptling den Vorschlag, mit ihr zu kämpfen. Die Ausforderung wird angenommen: die Unbekannte bleibt unterwegs stecken, und Kahavari, sich schnell hinabschwingend, ist bald über den Rücken des Berges hinunter und wird von der ihn umgebenden Menge gekrönt, während der Unglücklichen donnernder Ausruf, der dem Ruhme des Siegers gilt, in die Ohren dringt. Die hitzige Fremde, voll Verlangen sich Genugthuung zu verschaffen, sagt zu dem stolzen Häuptling: „Ich bitte dich, wieder anzufangen und mir deinen Schlitten zu leihen; der meinige ist schlecht gebaut.“ — Nein, gewiß nicht, antwortete Kahavari, der sie für eine gewöhnliche Frau hielt; kaum würde ich ihn meiner edlen Gemahlin leihen — und sein Fahrzeug fassend, glitt er schnell an den Fuß des Hügels hinab. Aber der Unvorsichtige hatte der mächtigen Pele, welche er in ihrer Verkleidung nicht erkannt hatte, Etwas abgeschlagen. Wüthend über diese Weigerung stampft die Göttin mit dem Fuße auf den Gipfel des Berges und spaltet ihn in zwei Theile. Plötzlich sprühen Feuer und Lava heraus, und der Häuptling erblickt, als er sich umwendet, die Göttin, wie sie herabstürzt, das Haupt in eine Rauchwolke gehüllt, Flammen aus dem Munde speiend, aus den Naslöchern Ströme von Erdharz und Feuerbäche, und vor sich her Blitze schleudernd. Schon ging sie auf Kahavari los und hatte ihn beinahe erreicht, als der Häuptling, seine Lanze ergreifend, einem seiner Freunde rief und nach dem Meere zu entwich; die Umstehenden aber, die nicht schnell genug entfliehen konnten, wurden von der Lava verschlungen. So viele Opfer konnten Pele aber nicht befriedigen. Die furchtbare Göttin wollte Kahavari verschlingen; aber der Häuptling, der allen Kräften aufbot, kam nach Bua-Kea, und warf seinen aus den Blättern des Ti *) verfertigten Mantel **) weg, um schneller laufen zu können. Von da eilte er in sein Haus, begegnete an der Thür seinem Lieblingsschweine, Aroi-Puaa, das er mit seiner Nase grüßte; hernach lief er zu Ku-Kii, seiner Mutter, die er gleichfalls nach Landessitte mit der Nase grüßte, verkündigte ihr ihren nahen Tod, so wie seiner Gattin Kanaka-Wahire, die ihn aufforderte, zu bleiben und mit ihr zu sterben; aber Kahavari, ohne weiter zu hören, hatte kaum noch Zeit, seinen beiden Söhnen, Papuru und Kahoe, Lebewohl zu sagen und ihren Verlust zu beklagen: denn schon war die Lava bis zu ihm herangedrungen. Ihren Lauf fortsetzend kamen Kahavari und sein Freund an eine tiefe Spalte, und ohne ihre breite Lanze, die ihnen als Brücke diente, wären sie verloren gewesen; die ungestüme Pele kam beinahe zu gleicher Zeit an, und sezte mit Einem Sprunge hinüber.

Indeß erkletterte Kahavari, um Zeit zu gewinnen, den Hügel Bu-Kahavari, wo er seine Schwester Koae fand. Er grüßte sie im Vorbeigehen, eilte an das Ufer und traf dort seinen Bruder, der seine Fischerpirogue vom Stapel hatte laufen lassen, um Pele'n zu entkommen und seine Familie zu retten. Kahavari und sein Gefährte sprangen mit ihnen

*) Das Ti in Ha-uai entspricht der dracoena oder Drachenblutpflanze, aus der Familie der Asparagineen und der Ordnung monogynia der Klasse hexandria. Der Baum hat den Wuchs wie eine Palme.

**) Diese Art Mantel heißt tui-rai.

hinein, und aus allen Kräften rudernd erreichten sie die hohe See. N
kam Pele schäumend und wüthend heran. Dampfend und unter gräßlic
Sausen warf sie sich in das Meer und schleuderte Felsen, welche glückli
weise das Fahrzeug nicht erreichten. Ein Ostwind erhob sich; und
pflanzte Kahavari mitten in der Pirogue seine breite mit einem F
lein geschmückte Lanze auf, welche als Mast und Segel zugleich die
und landete mit seinen Gefährten zu Mawi, wo sie die Nacht zubrach
Von da ging der Häuptling zuerst nach Ranai, dann nach Moro-
und endlich nach Oha-u, wo sein Vater und seine Schwester lebten. F
von dem Wüthen der Göttin floß da sein Leben sanft und friedlich da

Die Tradition hat die Erinnerung an den Ort bewahrt, wo der
kan in Thätigkeit war, und die Einwohner zeigen noch heute die Fe
welche Pele gegen die Pirogue Kahavari's schleuderte. Diese F
von dem Häuptling Puna's bezieht sich wahrscheinlich auf einen vulkanisch
Ausbruch, der sich in seinem Gebiete ereignete und wohl so heftig wa
daß die Lava sein ganzes Gebiet überzog. Der Bu-o-Kahavari ist
der That ein erloschener Krater von ungefähr 100 Fuß Höhe, mit eine
Ausschnitt auf einer seiner Seite, durch welchen die Lava abfloß.

Bezirk Puna.

Der Bezirk Puna, in welchem sich die Vulkane Kiro-Ea und Puna-Hoa befinden, hat eine sehr beschränkte Ausdehnung. Da er die östlichste Spitze der Insel einnimmt, so gränzt er im Norden an den Bezirk Kiro, und im Süden an den Bezirk Ka-u. Das ganze innere Gebiet, von Vulkanen verwüstet, ist dürr und unangebaut; aber das Meeresufer hat fruchtbare Ebenen und zahlreiche Dörfer. Das erste dieser Dörfer, das die nördliche Gränze des Bezirkes bildet, ist Kaa-u; es liegt in einem fruchtbaren und wohl bewässerten Thale. Geht man weiter gegen Süden, so findet man Wai-Aka, Heula, Kahu-Wai und endlich Kula, einen der angenehmsten Orte der Insel, unweit des Caps Kapoho, das die östlichste Spitze derselben bildet.

Wenn man das Cap Kapoho umschifft hat, so nimmt die Küste eine südwestliche Richtung bis zur südlichen Spitze der Insel, und es zeigen sich auf ihr nach einander die Dörfer Pua-Laa, Leaia-Laka, der Hauptort des Bezirks Puna; Ka-u-Ea, ein unbedeutender Ort, und weiterhin Kamaiti, in dessen Nähe sich ein berühmter dem Gotte Rono geweihter heïau befindet; Kohena, ein Fischerdorf; Keu-Ohana und Kai-Mu, ein von angebautem Lande umgebenes malerisches Dorf. Weiter südlich liegt auf einer kleinen Landspitze Kala-Pana mit einem Tempel, dem Kapihi, ein Priester Kua-Hairo's, ein berühmter Prophet und Freund Tamea-Mea's, vorstand; Kupa-Hua, ein hübscher von Pflanzungen umgebener Weiler; Pulana mit einem dem Kriegsgotte Tairi geweihten Tempel, in welchem man Menschen opferte. Komo-Moa ist das letzte Dorf, bei welchem sich angebautes Land befindet; weiterhin gewinnt das Land ein wüstes und wildes Aussehen. Endlich kommt Keara-Komo, auf einem beinahe beständig von vulkanischen Ausbrüchen bedrohten Boden erbaut. Dieses Dorf, eines der beträchtlichsten der Insel, bildet beinahe die nördliche Gränze des Bezirks Ka-u.

Bezirk Ka-u.

Im Bezirk Ka-u liegen auf der Küste die Dörfer Apua, Poha-rua, Kanalo und Hilea, sämmtlich unbedeutend und von Leuten be-wohnt, welche sich hauptsächlich vom Fischfange nähren. Im Innern, un-weit der Küste, befinden sich die Dörfer Kaara-Ra und Maka-Aka. Dieses Dorf besteht nur aus einigen Hütten, welche von armen, aber sehr gast-freundlichen Bauern bewohnt werden. Ein auf einem jähen Abhang hin-laufender Weg von 8 bis 10 Meilen trennt dieses Dorf von Puna-Ruu. Hernach kommt Koroa, das die besten Schleudersteine liefert, und der kleine Weiler Riole, dessen Steine nach der Meinung der Eingebornen die Eigenschaft haben, sich fortzupflanzen und sich in Gottheiten zu ver-wandeln, wie die Steine, welche Deukalion und Pyrrha nach der Sünd-fluth hinter sich warfen, sich in Männer und Frauen verwandelten.

In der unmittelbaren Umgebung von Riole befindet sich ein Hügel, neben dem der tapfere Ke-Ua ermordet wurde, von dem wir in der Ge-schichte Tamea-Mea's sprechen werden.

Einige Meilen südwestlich von Hilea bemerkt man Hono-Rapu, ein einiges von wohlhabenden Leuten bewohntes Dorf. Auf Lava erbaut ist dieser Ort von vulkanischem Boden umgeben, der die außerordentlichsten Erscheinungen darbietet. In mehreren Richtungen hat die Lava so un-regelmäßige Klumpen gebildet, daß die Einwohner, um über sie zu kommen, genöthigt sind, auf platten Steinen, welche je 3 Fuß von einander gelegt sind und als Stufen dienen, hinüber zu schreiten.

Verläßt man Hono-Rapu, so erblickt man einen sehr hohen und steilen Berg am Meeresufer, wo vor mehreren Jahren eine blutige Geschichte sich zutrug. Ein eifersüchtiger Ehemann stürzte seine Frau auf den Felsen hinab, der sich am Fuße des Berges befindet. Die Unglückliche blieb nicht auf der Stelle todt, und ihre schon brechenden Blicke auf ihren Gatten gerichtet, gab sie ihm die zärtlichsten Namen, betheuerte ihm ihre Unschuld und verzieh ihm ihren Tod. Der Ehemann, oben auf dem Berge unbe-weglich wie eine Bildsäule stehend, erkannte das Verbrechen, das er be-gangen hatte; allein es ließ sich nicht wieder gut machen, seine Frau verschied mit einem lezten Lebewohl. Der Felsen, wo sie ihren Tod ge-funden hatte, erhielt den Namen des Opfers Kavero-Hea; und wenn ein großes Unglück, ein Krieg, eine Hungersnoth, oder der Tod eines Häuptlings die Insel bedroht, so ertönt ein klägliches Geschrei durch die Stille der Nacht, und mehr als Ein Schiffer sah ihren Schatten über die Wellen schweben und hörte ihre sanfte Stimme ein schmerzliches Lebewohl aussprechen.

Der ganzen Küste entlang erheben sich zahlreiche von fruchtbaren und angebauten Feldern umgebene Dörfer. Die Einwohner belustigen sich mit zwei Arten von Spielen: Das Pahe besteht darin, einen abgestumpften, 4 bis 5 Fuß langen, 5 Zoll dicken und spitzzulaufenden Wurfspieß zu schleudern. Beim andern Spiel, das sie Maita oder Uramaita nennen, werden zwei Stäbe einige Zoll weit von einander in die Erde geschlagen. Die Spieler werfen aus einer Entfernung von 15 bis 20 Toisen Wurf-scheiben, Uru genannt, und die Geschicklichkeit besteht darin, die Wurfscheibe zwischen den Stäben, ohne sie zu berühren, durchzuwerfen. Dieses Spiel, eines der ältesten auf der Insel, wurde in den Gegenden, wo die Missionäre

zu gebieten haben, abgeschafft; aber die von der Aufsicht dieser Geistlichen freien Bezirke haben es beibehalten, und die Ausforderungen dazu gehen von Ort zu Ort, und sogar von Bezirk zu Bezirk. Man erzählt von mehreren Kampfspielen, wobei sich 6 bis 8000 Zuschauer von allen Theilen der Insel einfanden.

Im Bezirk Ka-u findet man noch das Dorf Papa-Pohaku, mitten in Obstgärten erbaut, und das Dorf Kalehu, beide im Innern, in einer gut angebauten und sehr angenehmen Gegend. Am Meeresufer auf der westlichen Küste der Landspitze, in welche der südliche Theil der Insel ausläuft, findet man Tai-Riti, auf einem vulkanischen Boden von neuer Formation erbaut; dann weiter gegen Norden die zwei Dörfer Kewa-Iti und Kaulana-Mauna. Dieses leztere liegt in einer mit Lava bedeckten und furchtbar umgewühlten Gegend. Es bildet die Gränze der Bezirke Ka-u und Kona.

Bezirk Kona.

Der Bezirk Kona, der bevölkertste und ausgedehnteste der Insel, nimmt die ganze westliche Küste ein. Der Boden ist an einigen Stellen sehr fruchtbar und an den Meeresküsten liegt ein angebauter Strich, auf welchem sich sehr viele Dörfer erheben. Das Erste, welches man erblickt, wenn man von Süden kommt, liegt in einer dürren Gegend, und die Bewohner müssen das Wasser 7 Meilen weit in dem Gebirge holen. Der Boden, auf dem dieses Dorf erbaut ist, besteht aus Asche und hie und da um einige Hügel von ungefähr 200 Fuß Höhe zerstreuten Schlacken. Unweit davon liegt der kleine Weiler Oma-Kaa, und 9 Meilen weiterhin der reichere und bevölkertere Weiler Kala-Hiti. Noch weiterhin erblickt man das Dorf Keakea mit einer sehr ansehnlichen Bevölkerung.

Höhle Kea-hai. — In der Nähe von Kea-Kea ist die Höhle Kea-hai, eine der größten Merkwürdigkeiten der Insel. Diese Höhle, deren Formation neu zu seyn scheint, rührt von einem Sturze der Lava her, welche von einem Felsen von mehr als 60 Fuß herabfiel, und bildete einen 4 bis 5 Toisen langen, 50 bis 60 Fuß hohen und 8 bis 10 Fuß breiten Saal. Das Innere der Höhle enthält Stalaktiten von den mannigfaltigsten und sonderbarsten Gestalten; mehrere von 2 bis 3 Fuß Länge hangen an der Wölbung und werfen auf die mannigfachste Art die Lichtstrahlen zurück. Der Grund der Farbe ist ein dunkler Purpur, durchzogen von Streifen und Platten vom glänzendsten Schwarz, das einem glasartigen Firniß ähnlich ist. Die in der Richtung des Kraters gelegene Seite hat eine senkrechte Wand, welche in den lebhaftesten Schattirungen glänzt, während die entgegengesezte Seite, die ihre Entstehung dem Einsturze der Lava verdankt, eine sehr unregelmäßige Form und eine düstere Färbung hat.

Vergessen wir nicht das Dorf Honono im Norden von Kea-Kea zwischen diesem Dorfe und Keara-Kekua zu erwähnen. Honono diente den königlichen Familien von Ha-uai mehrere Jahrhunderte lang als Residenz. Obgleich dieser Ort sehr zerfallen ist, so hat er doch grosses Interesse für den Reisenden, sowohl wegen seiner politischen und religiösen Wichtigkeit, als weil dort, wie auf keinem andern Punkte der Insel, die alten einheimischen gottesdienstlichen Gebräuche noch unverändert sich erhalten haben.

Rare-o-Keave, die Begräbnißstätte der Könige von Ha-uai. — In der unmittelbaren Umgebung von Honono, auf einer Lava-

e, welche sich sehr weit in das Meer hinein erstreckt, erhebt sich das e-o-Keave (Haus des Keave): es war Dieß Morai oder die Gruft Könige oder Prinzen von Ha-uai seit 6 oder 700 Jahren. Dieser pel, einst der berühmteste der Insel, verfällt jezt in Trümmer, und allen in seinem Bezirke errichteten Arbeiten steht allein noch die Kapelle, e gut erhalten ist und unterhalten wird. Ein strenges Tabu verbietet , es zu betreten; aber von der Thür aus erblickt man auf dem Boden ke von Matten und Zeugen, Reste von Kleidern und in allen Winkeln Gebäudes Büschel von menschlichen Gebeinen, welche sorgfältig gebleicht mit Schnüren von Kokoswolle zusammengebunden sind. Das Innere es Morai oder dieser Gruft ist mit hölzernen Statuen und Figuren gefüllt, die mit rothen Federn überkleidet sind; ihre Mundöffnungen sind unmäßig weit gespalten und mit Haifischzähnen besezt, ihre Augen von Perlmutter.

Sonst war dieses wohl unterhaltene und stark gebaute Morai von einem mit gut gefügten und 24 Fuß ins Gevierte haltenden Steinplatten gepflasterten Hofe umgeben. Das Dach war mit künstlich gefügten Ti-Blättern bedeckt, und eine enge Umzäunung schloß das ganze Gebäude ein. Der innere Hof war voll von grotesken Figuren und groben Bildnissen, welche die Schutzgottheiten des Platzes vorstellten. Alles an diesen rohen Statuen war nur grob ausgeführt und mißgestaltet. Ungeheure Köpfe mit borstigen Haaren ruhten auf unförmlichen Schultern; der Rücken war gebogen; die auf die Hüften gestüzten Hände und die gekrümmten Beine vervollständigten den lächerlichen Anblick des Ganzen. Die ganze Truppe ruhte auf Säulen oder Fußgestellen in Form eines Halbmondes, welche 2 Fuß hoch und 3 Fuß breit waren. Die Hauptgruppe, aus zwölf Personen bestehend, die in einem Halbkreise um die königlichen Grabmäler gestellt waren, befand sich ein südöstlicher Winkel der Umfriedigung. Außen an derselben war eine Menge Gottheiten derselben Gattung in derselben Weise aufgestellt. Im Mittelpunkte des Platzes bemerkte man den Hauptgott, von seinem Hofe umgeben. Alle Bildnisse waren mit den schönsten und aufs Zierlichste drapirten Stoffen bedeckt. Zu ihren Füßen lagen Stücke von Matten, von Stoffen, Blumen, Früchte aller Art, Geräthschaften und Muscheln umher, welche jeden Tag von den aus allen Theilen der Insel herbeiströmenden Gläubigen niedergelegt wurden. Den Grad dieser Gottheiten erkannte man an den zahlreicheren und besser ausgeführten Zügen, besonders gegen den Kopf hin; in der Größe aber war kein Unterschied.

Dieser Tempel wurde durch eine Familie besorgt, von welcher ein Mitglied den Kapitän Cook auf seiner Reise empfing. Dessen Enkel empfing den Kapitän Byron, Kommandanten der Fregatte Blonde, und erzählte ihm ein Abenteuer, das ihm in seiner Jugend begegnet war. Er kam einst, ermüdet, hungrig und ohne Etwas gefangen zu haben, nach Hause. Da erblickte er den Fisch und den Poi, den sein Vater dem Nui-Akua, oder großen Geiste, dargebracht hatte, und Dieß erregte seine Eßlust noch mehr. Ehe er es aber wagte, davon zu essen, wollte er sich überzeugen, ob es in der Macht der Götter stände, ihn daran zu hindern. Er ließ die Hand über ihre Augen gleiten; sie rührten sich nicht; er steckte ihnen den Finger in den Mund, und dieser blieb offen. Hierauf nahm er einen Mantel, verhüllte ihnen das Gesicht, und da sie unbeweglich blieben, so verzehrte er ohne Gewissensbisse und mit Wohlbehagen die den Unsterblichen

dargebrachten Opfer. Sein Vater, der dazu gekommen war, tadelte ih heftig. Er antwortete ihm aber, er habe die Götter gefragt, sie hätt ihn aber nicht gehört; er habe ihnen den Finger in den Mund geschob und sie hätten ihn nicht gebissen; daraus habe er geschlossen, sie seh Nichts, und sodann ohne Furcht zur Genüge gegessen. Der alte Prie sagte ihm nun in strengem Tone: „Mein Sohn, das Holz sieht und h freilich Nichts, aber der Geist, der oben ist, sieht und hört Alles, u bestraft die bösen Handlungen.“

In der Nähe dieses Morai ist ein Pahu-Tabu oder Puho-h ein berühmtes der Schutzgottheit des Platzes Keave geweihtes Asyl, n beträchtlicher, als das von Wai-Pio, das im Osten Ha-uais liegt; d es gab zwei Asyle auf der Insel, und noch mehrere auf der Gru Dieses Puho-hua bildet ein unregelmäßiges ungefähr 660 Fuß langes u 380 Fuß breites Parallelogramm. Mauern von 12 Fuß Höhe und 15 F Dicke umgeben es, ausgenommen auf der nordwestlichen an das Me stoßenden Seite, wo es nur durch eine leichte Umzäunung geschützt is Zahlreiche Statuen von Gottheiten krönen die Mauern. Der Platz ent hielt einst drei Tempel; zwei sind gänzlich zerstört; nur einer steht noch ist aber sehr zerfallen und bildet ein langes, aus Mauern von 120 Schu Länge, 60 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe bestehendes Viereck. Sie waren aus Lavaquadern erbaut, wovon einige 5 bis 6000 Pfund wiegen, und also außerordentliche Arbeit erfordert haben mußten, um sie herbeizuschaffen und mehrere Fuß hoch hinaufzuheben. Die Sage weist diesen Tempeln, welche durch Keave erbaut wurden, ein Alter von 250 Jahren an; di inneren Zierrathen und Statuen aber schreiben sich aus einer spätern Zeit her.

Sonst waren in den Ecken der Umzäunung die für die Priester un Flüchtlinge bestimmten Häuser. In Kriegszeiten flüchteten sich die Weiber und Kinder und Die, welche keine Waffen tragen konnten, in dieses Asy und verließen es erst nach Beendigung der Feindseligkeiten.

Einige Tage Aufenthalt in diesem Asyle waren hinreichend, Ueber tretungen der bürgerlichen Gesetze zu verwischen. Das Ende des Krieg machte auch dem Aufenthalt der Gefangenen ein Ende. Hatten die Flüch linge das Asyl einmal verlassen, so hatte Niemand eine Gewalt über sie welche Verbrechen auch an ihnen haften mochten.

Berühmtes Schlachtfeld. — Zwischen Kei und Honono liegt ein mit Lava bedeckte und in der Geschichte der Insel berühmte Ebene. Hie entriß Tamea-Mea nach einer achttägigen, wüthenden Schlacht da Scepter der Insel dem Kau-Ike-Uli, dem ältesten Sohn und Erb des Tarai-Opu. Der Tod dieses Prinzen war das Signal zu einer a gemeinen Verwirrung. Die Soldaten Tamea-Mea's durften ihre Fein nur verfolgen, von welchen ein Theil dem Meere zu floh, um sich in Piroguen zu werfen, während andere, unter welchen sich der berüh Karai-Moku befand, der nachher Minister Tamea-Mea's wurde, in Pahu-Tabu von Honono ihre Zuflucht suchten. Die Insulaner zeigen Reisenden noch die gebleichten Gebeine der Krieger Kau-Ike-Uli's, und Lavahügel bezeichnet die Stelle, wo dieser berühmte Häuptling getö wurde.

Merkwürdige Ortschaften. — Gegen Norden zu findet m Ke-Ara-Kekua, ein am Meeresufer erbautes Dorf, nahe bei Kaa



Ruinen eines Forts zu Hau' Rau.

Roa, das in einer Bai liegt, in welcher kleine Fahrzeuge Schutz finden. Ein Lavafelsen von dunkler Färbung beherrscht die Häuser und scheint sie mit einem nahen Einsturze zu bedrohen. Weiterhin bietet verwitterte Lava der Kultur fruchtbare Felder und Obstgärten, die von einem Waldsaume eingeschlossen und von einer Kette dürrer Berge beherrscht werden. In der Nähe Kaava-Roa's fiel im Jahr 1777 der berühmte Cook. Auf der Stelle, wo der Mord begangen wurde, errichtete Kapitän Byron im Jahr 1825 eine Säule mit einer Inschrift, welche dem Reisenden die nähern Umstände seines Todes berichtet.

Gegen die Mitte der westlichen Küste wird man Kai-Rua, die gewöhnliche Residenz des Gouverneurs der Insel, bemerken. Ein regelmäßiges, durch die Insulaner unter der Leitung europäischer Ingenieure errichtetes Fort beherrscht die Stadt und die Rhede. Der Boden, auf welchem sich das Dorf erhebt, ist von vulkanischen Ausbrüchen ganz umgewühlt und hat den großen Nachtheil, daß er gar kein frisches Wasser liefert. Dieses müssen die Einwohner aus vom Ufer sehr weit entfernten Morästen und Teichen herbeischaffen. Die gesunde Luft und der zum Anbau sehr geeignete fruchtbare Boden haben indeß doch eine große Anzahl Bewohner in diesen Ort gezogen.

Die Grotte Kai-Apea. — Die Umgegend ist mit natürlichen Höhlen wie besäet; von diesen ist die Höhle Kai-Apea in vielfacher Hinsicht merkwürdig. Eine enge Oeffnung führt in ihr Inneres; sie bietet Anfangs nur einen schmalen und gewundenen Gang dar, bald aber erweitert sich dieser Gang bis zu wahren Sälen, von welchen mehrere gegen 20 Fuß Länge haben. Bei dem ungewissen Lichte der Fackeln glaubt man an den Felswänden Gruppen von Statuen, Nischen und Säulenresten, alle Wunder der Baukunst zu erblicken; aber nirgends zeigt sich die zufällige Bildung eines Stalaktiten.

Salzwasser-See. — Hat man ungefähr 800 Schritte gemacht, so gelangt man plötzlich an einen Salzwasser-See, dessen Tiefe 50 bis 60 Fuß beträgt. Man bemerkt die Bewegung der Ebbe und Fluth an diesem See, der wahrscheinlich mit dem nur Eine Meile entfernten Meere in Verbindung steht.

Ruinen des Forts von Kai-Rua. — Ueberreste von 20 Fuß hohen und an der Basis 12 Schuh dicken Mauern, in gewissen Entfernungen mit breiten Schießscharten versehen, zeugen von dem Daseyn einer alten Befestigung von anscheinend großem Umfange. *) Eine Höhle diente in Kriegszeiten der Bevölkerung als Zufluchtsort, und die Citadelle war offenbar dazu bestimmt, die Eindringenden abzuwehren.

Merkwürdige natürliche Wasserkünste. — Auf der nördlichen Spitze der Bai von Kai-Rua erblickt man ein Vorgebirge, einen ungeheuren Lavadamm, dessen Bildung von einem Ausbruche des Muna-Hua-Raral herrührt, der vor 35 Jahren stattfand. Die Lava hat an mehreren Stellen Spalten, welche 15 bis 20 Toisen tief eindringen und in welche nun das Meerwasser hineinstürzt. So entstehen, indem es durch eine Menge Röhren hinausspritzt, Wasserfälle, Garben und Strahlen von den mannigfaltigsten Formen, die, wenn sie sich bis auf eine gewisse Höhe erhoben haben, zertheilt und schäumend auf den Felsen zurückfallen. Wenn der Westwind

---

*) S. Blatt 129.

den Ocean aufregt, bilden diese hydraulischen Erscheinungen das imposa teste Schauspiel.

Opfer, dem Vulkan Muna-Hua-Rarai durch den Köni Tamea-Mea dargebracht. — Der Ausbruch, dem dieses Vorgeb sein Daseyn verdankt, ist in den Jahrbüchern von Ha-uai berühmt du das Unheil, das er anrichtete. Nach einem gräßlichen Erdbeben spie d Vulkan Muna-Hua-Rarai plötzlich Fluthen von Lava und Erdharz au Der Strom kam den Berg herab, wuchs allmälig durch weitere La bäche an, und rückte mit unwiderstehlicher Heftigkeit vorwärts. Opfe Gebete und Beschwörungen ohne Zahl vermochten Nichts gegen die vo rückende Lava. Tausende von Schweinen wurden vergebens in den Feuerstro geworfen, der immer ungestümer und gräßlicher vorrückte, Bäume u Hütten zerstörte. Auf seinem Wege traf er auf mehrere Schluchten u auf eine ungeheure Masse von Felsen, die er losriß und mit sich fo schleppte.

Fortwährend floß die Lava, ungeachtet der Beschwörungen der Priester Gebete, Brandopfer, Alles vermochte nichts gegen ihn, als Tamea-Mea i Begleitung seiner ersten Beamten erschien. Er schnitt eine Locke seiner Haar welche tabu waren, ab, ging gerade auf den Vulkan los und warf s in die fließende Lava; zwei Tage nachher stand sie still; denn Tamea-Me war mächtiger als sie, und die Götter waren durch sein Opfer befriedigt Dieses Ereigniß, das man nur dem Zufall zuschreiben kann, trug vor nehmlich dazu bei, die Macht ihres Königs in der Meinung dieser kindi schen Insulaner zu befestigen; denn da sie überzeugt waren, er stehe i Verbindung mit den Göttern des Vulkans, die ihn beschützten, gewöhnte sie sich daran, ihn als ein übernatürliches Wesen anzusehen, und diese Glauben, den er ihnen zu benehmen sich wohl hütete, trug nicht wenig z den reißenden Fortschritten bei, welche die Ha-uaier unter seiner Leitun machten.

In diesem Bezirke findet man nur noch die sämmtlich unbedeutende und am Meeresufer erbauten Dörfer Ku-Iko, Lae-Mano und Kihoro.

Bezirk Kohala.

Der Bezirk Kohala nimmt die nördliche Spitze der Insel ein un gränzt an die Bezirke Kona und Hama-Kua, die wir bereits beschriebe haben. Das erste Dorf, welches man findet, wenn man den Bezirk Kon verlassen hat, ist Pu-Aho, ein kleiner, unbedeutender Ort; hernach Ko hai-Hai, das lange der bedeutendste Ort der Gruppe und mehrere Jahr die Lieblingsresidenz Tamea-Mea's war. Seit die königliche Residenz nac Hono-Ruru verlegt wurde, hat Kohai-Hai seine ganze Wichtigkeit ve loren, und ist jezt nur noch berühmt durch die große Menge Salz, welch einige Seen der Umgegend, ohne daß eine besondere Arbeit dabei nöthi wäre, in Folge der einfachen Verdunstung des in ihnen enthaltenen Sal wassers liefern.

Kahua, Pua-Iki und Hihiu, kleine nicht sehr bevölkerte Dörfe findet man auf der westlichen Küste, ehe man das Vorgebirge Upul erreicht. Neben diesem ist das Dorf Pa-u-Epu, an sich unbedeuten aber berühmt in den Jahrbüchern der Ha-uaier durch den berühmten Tem pel des Makini.

Tempel des Tairi. — Einige Meilen von Ka-ua trifft man, wenn man auf der östlichen Küste südwärts geht, Halva, das Geburtsland Tamea-Mea's, der ursprünglich nur diesen kleinen Erdwinkel und ein noch geringeres Eigenthum im Bezirke Ka-u besaß. Hier zeigt man einige von seiner Hand gepflanzte Bäume und einen Tempel, welcher Hare-o-Tairi, Haus des Tairi, heißt. Gegenwärtig ist dieser Tempel nur ein Haufen auf einem Felsen aufgethürmter Steine; aber zur Zeit des großen Tempels ruhte ein so strenges Tabu auf diesem Denkmale, daß mehrere Insulaner auf dem benachbarten Berge verbrannt wurden, nur weil sie die Steine des tabuirten Gebäudes berührt hatten.

Jugendjahre Tamea-Mea's des Großen. — Dieses Land gehört jezt dem Mio-Mivi, einem berühmten Krieger und Jugendgespielen Tamea-Mea's, der ihn später in allen seinen Kriegen mächtig unterstützt hatte. Dieser Häuptling erzählt mit Vergnügen die Züge von Herrlichkeit und Kühnheit, wodurch sich jener Mann in seinen ersten Jahren auszeichnete.

In Verbindung mit einigen jungen Leuten, die ihn zu ihrem Anführer gewählt hatten, und mit ihrer Hilfe führte er die unglaublichsten Unternehmungen aus. Ihm hatten die Gefilde von Halva den bewunderungswürdigen Anblick und die reichen Pflanzungen, die überall von dem Fleiße der Bewohner zeugten, zu danken. Tamea-Mea hatte aus seinen Besitzungen so viele Loose gemacht, als er Freunde hatte. Jeder bebaute den Theil, der ihm zugefallen war, und er selbst hatte das seinige, wie die Anderen. Die Verbesserungen, welche er in der Art der Kultur einführte, die vollkommene Ordnung und Eintracht, welche bei diesen von ihm selbst geleiteten Arbeiten herrschten, waren nur das Vorspiel zu noch bedeutenderen Arbeiten, wodurch er seine großen Plane vorbereitete. Mit Hilfe seiner Gefährten hatte er auf einem abschüssigen Felsen einen Weg oder einen sanften Abhang von 100 Fuß Breite gegraben, auf welchem sie ihre Fischerboote ins Wasser ließen. Unweit dieses Weges hatten sie es versucht, einen Felsen zu durchgraben, um Wasser daraus hervorspringen zu lassen, und bereits mehrere Lavalager durchbohrt, als sie genöthigt waren, eine Arbeit, die schon mehrere Wochen gedauert hatte, aufzugeben.

Das lezte Dorf, das man auf dieser Seite des Bezirkes Kohala trifft, ist Hono-Kea, das die südliche Gränze desselben bildet, indem sie ihn vom Bezirke Kama-Kua trennt.

Die Insel Oahu.

Oahu, nach Ha-uai die wichtigste Insel der Gruppe, wurde von den ersten europäischen Seefahrern, welche dort landeten, der Garten derselben genannt. Der erste Anblick rechtfertigt diese glänzende Benennung nicht. Felsen, abschüssige Klippen, Lavablöcke, überall auf der Küste die Spuren einer heftigen Umwälzung, überall vulkanische Spuren; aber eine genauere Untersuchung, eine vollständigere Besichtigung auch des Innern erklärt es, wie von langen Reisen ermüdete Seeleute, die den Anblick des Landes lange hatten entbehren müssen, aus dieser Insel eine köstliche Oase gemacht haben. In der That ist man — ich habe es oft erfahren — wenn man Ruhe nach dem Sturme findet, wenn Gärten, eine kräftige Vegetation, Wasser, Hügel, eine schöne belebte Natur an die Stelle des Verdecks

und der imposanten, aber einförmigen Ansicht des Oceans getreten si vorzüglich zum Optimismus aufgelegt.

Hauptstadt. — Hono-Ruru, die Hauptstadt der Insel, ist Hintergrund einer Bai, auf der westlichen Küste erbaut. *) Einige unre mäßig vertheilte und von Lauben und dichtem Gehölz durchschnittene Hä gruppen, das ist die allgemeine Ansicht des Hafens, welcher der Mittel des Handels und von den Europäern am meisten besucht ist. Zuerst uns ein von europäischen Ingenieuren erbautes Fort in die Augen; der Spitze des Hafendamms erbaut und gut bewaffnet kann es die selbst gegen ziemlich bedeutende Streitkräfte vertheidigen. Ganz nahe erheben sich ein langes steinernes Gebäude, das als Hauptmagazin di und ein Arsenal mit einer Schiffswerfte, auf welchem sich beständig Bau und in der Ausbesserung begriffene Fahrzeuge befinden. Nicht davon ist das Hotel de la Blonde, ein artiges, hölzernes Gebäude, jezt dem Gouverneur der Insel als Wohnung dient, und das für Kapitän Byron während seines Aufenthaltes auf der Insel als Woh errichtet wurde. Karai-Moku ließ dieses Hotel auf europäische Weise grünen Läden, Pavillon und Belvedere erbauen. Später errichtete auch eine christliche Kapelle. Hierauf kommen mehrere Wohnungen, we dem englischen Konsul und mehreren englischen und amerikanischen Ka leuten gehören. Eines der Hauptgebäude endlich ist die Wohnung Missionäre, **) welche die Insulaner zur christlichen Religion bekehrt ha und deren Macht der des wahren Herrschers gleichkommt, wo nicht be tender als diese ist. Weiter vorwärts befindet sich ihre Kirche, zu kl um die Masse der Zuhörer zu fassen; rechts ihr großer und geräumi Lehrsaal, und links ihre Buchdruckerei, wo eine große Anzahl Insul damit beschäftigt ist, eine sehr bedeutende Menge Andachtsbücher zu dru

Beschaffenheit des Bodens. — Geht man von der Unterfu der Stadt auf das Innere der Insel über, so findet man ein Terrain Bergen durchschnitten, welche größtentheils, wie die auf Ha-uai, dürr was man offenbar vulkanischen Ausbrüchen zuschreiben muß. In den T lern, wo die Lava in einem Zustande vorgerückter Zersetzung ist (hier solche Stellen häufiger, als auf der Hauptinsel der Gruppe), bedeckt reiche Vegetation den Boden; und nach einem langen Gange durch dü Bergschluchten wird der Reisende angenehm überrascht, wenn seine erm ten Augen auf fruchtbaren und mit Grün geschmückten Feldern ruhen.

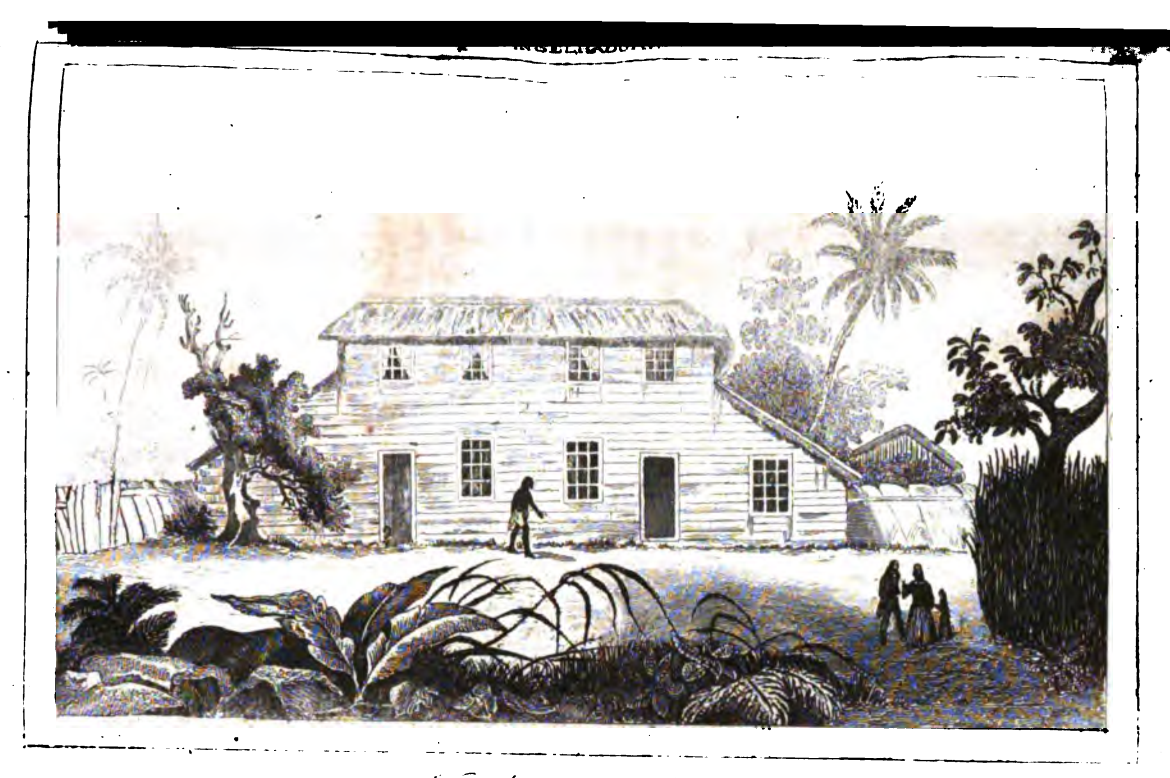
Der Salzsee von Hono-Ruru und der Weinberg Marini — Eine der Hauptmerkwürdigkeiten der Insel ist ein Salzsee, einige Mei len von Hono-Ruru; aber der beschwerliche Weg und die abschüssigen Ber über welche man steigen muß, verdoppeln beinahe die Entfernung. D Weg, welcher dahin führt, ist schön, und auf mehreren Punkten desselben man eine sehr merkwürdige Aussicht. Unweit der Stadt ist der Weinb Marini's, eines reichen Kaufmanns der Insel. Eine Hecke von Bau wollen- und Rosenstauden umgibt dieses Gut, welches einige Stückfäß Wein ertragen kann. Blühende, reife und in jedem Zustande des Wac thums begriffene Ananaspflanzen sind im ganzen Weinberg vertheilt, un vermehren den Ertrag desselben auch noch durch ihr Erzeugniß.

---

*) S. Blatt 127. **) S. Blatt 124.



Niederlassung der Missionarii



[illegible]

Die Begierde, sich in Allem zu versuchen, eine Eigenthümlichkeit im Charakter der Insulaner, wird sie ohne Zweifel veranlassen, das Beispiel Marini's nachzuahmen. Man darf dann hoffen, daß die Weinberge von Oahu den Bedarf der Gruppe liefern werden, und, wenn ihr Beispiel auf den andern Inseln nachgeahmt wird, von hier aus auch die in diesen Strichen kreuzenden Fahrzeuge versehen können. Ueber diese Vermuthung wird man sich nicht verwundern, wenn man den reißenden Gang betrachtet, den alle Industriezweige seit vierzig Jahren bei diesem Volke nahmen. Cook hatte Wilde gefunden, und die Europäer, welche auf die Berichte der ersten Reisenden hin auf diesen Inseln ankamen, und mit unerfahrnen Leuten umgehen zu müssen meinten, fanden so zuverlässige, gewandte und feine Leute, als sie selbst waren.

Der Bach von Hono-Ruru. — Unweit der Stadt ist ein Bach, der sich weiter oben in zwei Arme theilt, über welchen man immer waten, bisweilen auch trocknen Fußes kommen kann, und welchen die Einwohner mit dem Namen eines Flusses beehrt haben. Uebrigens ist dieser Bach von Hono-Ruru eines der beträchtlichsten fließenden Wasser der Gruppe. Aus der großen Menge Berge und ihrer Höhe könnte man zu schließen geneigt seyn, sie werden die Wolken an sich ziehen und vielen Flüssen ihre Entstehung geben; allein neben dem, daß der Himmel sehr rein und das Klima sehr gemäßigt ist, gibt es zwischen den zahlreichen Spalten der Berge und dem Meere unterirdische Wege, durch welche die Gewässer ablaufen.

Die weiteren Bemerkungen über die Insel Oahu, über die Bai Whymea und die Häfen Hono-Ruru, Wimoma und andere Orte, entnehmen wir dem Berichte des Kapitän P. Corney, zweitem Kapitän eines Handelsschiffes:

„In Oahu blieben wir bis zum 17. März 1818, als wir von Tamea-Mea den Befehl erhielten, nach der Insel Atui uns zu begeben, und dort eine Ladung Sandelholz einzunehmen. Am folgenden Morgen warfen wir auf der Rhede von Whymea Anker. Eine Meile von dem Dorfe sahen wir die englische Flagge auf einem sehr schönen Fort wehen, welches mit dreißig Feuerschlünden bewaffnet ist. Dieses Fort wurde von den Russen erbaut; aber sie waren genöthigt, Fort und Land zu verlassen, in Folge von Streitigkeiten, welche sie mit den Eingebornen gehabt hatten. Tamui, König von Atui, hatte seine Residenz in diesem Fort aufgeschlagen; er unterhielt dort 150 Mann, ungerechnet eine Anzahl Weißer, welche die Stücke bedienten.

„Die Häuptlinge, welche uns begleiteten, begaben sich ans Land und wurden von Tamui sehr gut aufgenommen. Am folgenden Morgen brachten uns ungefähr 500 indische Canot's unsere erste Ladung Sandelholz, die wir auf der Insel Oahu absezten. Unsere zweite Ladung nahmen wir in der Bai Whymea ein und sezten sie im Hafen von Honoruru ab. Endlich nachdem am 4. Mai 1818 die Bedingungen unseres Kaufes erfüllt waren, hißten wir die Flagge Tamea-Mea's auf, welche wir mit sieben Kanonenschüssen begrüßten; und nachdem wir die Colombia Karai-Moka zur Verfügung gestellt hatten, begaben wir uns ans Land in die Häuser, die man für uns eingerichtet hatte.

Sie waren die schönsten und bestgelegenen des ganzen Dorfes; man hatte sie vor dem Hafen aufgerichtet. Jedes derselben war durch die ganze Bevölkerung des Ortes erbaut und ausgerüstet und in drei Tagen beendigt

worden. Sie bestanden aus zwei Schlaf- und zwei Speisezimmern, von eines für die Frauen bestimmt war. Die zwei Schlafzimmer das Speisezimmer der Frauen war mit einer ein Viereck von 150 bildenden Umzäunung umgeben. Das Speisezimmer der Männer war in diese Umzäunung eingeschlossen, hatte aber seine besondere Umzäun und eine Thür, welche in das Schlafzimmer führte. Bei der Erbau eines Hauses geht man in diesem Lande folgendermaßen zu Werke: schlägt man, je 3 Fuß von einander entfernt, Säulen von 8 Fuß in den Boden, welche in eine Gabel auslaufen; in diese Gabeln legt wagerecht schöne, ganz gerade Stangen. Die Sparren laufen unten in eine Gabel aus und ruhen auf den Gabeln der senkrechten Säulen; oberen Spitzen der Sparren kreuzen sich oberhalb des Giebels, der wäh des Baues durch provisorische Stützen gehalten wird. Man bindet Sparren mit dem Giebel fest; hernach errichtet man einen zweiten Gi über den sich kreuzenden Spitzen der Sparren, und befestigt das G stark; dieses Dach deckt man mit Zweigen oder Rohr, welche die St des Lattenwerkes vertreten, und endlich mit einer Schichte Kräuter Blätter.

„Unser Schlafzimmer wurde durch zwei Fenster erhellt. Im In war der Boden fest geschlagen worden; bestreut war er mit Rohr, wel mit einer groben Matte bedeckt war, auf welche man andere künstli gearbeitete Matten gelegt hatte. An einem Ende des Gebäudes war großes Bett, das mit trockenen Kräutern ausgestopft und mit Matten deckt war; auf jeder Seite befand sich eine Art ebenso ausgestopfter bedeckter Sofa's, welche durch einen kleinen Verschlag verborgen war Vor dem Hause hatte man ein Rairi oder Ueberdach errichtet, das Zweigen des Cacaobaumes bedeckt war, und auch sein Sofa hatte. Morgen war der Vorplatz unserer Wohnung mit frisch abgeschnittenem Ro bestreut. Tamea-Mea hatte uns einen Mann beigegeben, der darüber chen sollte, daß es uns an Nichts fehle; überdieß hatten wir des Nach Wächter um unsere Häuser, um uns gleich anzuzeigen, wenn etwa Brand ausgebrochen wäre.

„Oahu, die bedeutendste der Sandwich-Inseln, ist vornehmlich we der Sicherheit ihrer Häfen und ihres guten Wassers zu schätzen. Kultur hat einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht; man findet Gemüse und Früchte aller Art im Ueberfluß. Das Land ist mit Rindv Pferden, Ziegen, Schweinen, Schafen u. s. w. wohl versehen. Gewöhnl halten die Fahrzeuge zuerst bei Ha-uai an, um von Tamea-Mea die laubniß einzuholen, vor Oahu Anker zu werfen. Diese Insel hat drei treffliche Häfen auf der Nordküste zwischen dem Diamantgebirge. Mitt in einem dicken Gehölz von Cacao- und Brodbäumen bemerkt man Dorf Waituti; es liegt in einer unermeßlichen Ebene, die mit größt Sorgfalt angebaut wird, und den prächtigsten Anblick darbietet; die Berg die es umgeben, sind mit Waldungen bekränzt. Eine Viertelmeile vo Ufer erhebt sich ein Korallenriff, das heftige Brandungen verursacht. Dies Dorf war einst die Residenz des Königs, der es erst seit einigen Jahre verlassen hat, um auf Ha-uai, wo er geboren ist, zu wohnen. Ungefä 4 Meilen westlich von Waituti sieht man das Dorf und den Hafen Hono ruru: es ist der bedeutendste und bevölkertste Punkt der Insel. Man er kennt den Hafen leicht an dem tiefen Thale, in welchem er liegt, und

...m gewöhnlich der Nordost mit Heftigkeit weht. Die Insel ist an ... Stelle nur 5 Lieues breit. Die Fahrzeuge können sich am Ufer vor ...legen, wo sie eben so gut geschützt sind, als in den besten künstlichen ...becken. Eine schöne zirkelförmige, im Südosten errichtete und mit sechszig ...stünden bewaffnete Batterie beschützt den Hafen und das Dorf. ...fort nimmt ungefähr 12 Morgen Land ein; die Verschanzungen sind ...einen bekleidet; sie sind 18 Fuß hoch, am oberen Theile ebenso dick, ihre Basis aber 30 Fuß breit; sie sind aus gut zusammengekittetem Thone, ... und Rasen errichtet. Die Schießscharten bestehen aus dem nämlichen ...terial, sind aber nicht mit Steinen bekleidet. Das Magazin befin... sich unter der Erde. In der Mitte weht die Flagge der Sandwich-... Ha-uai-Inseln mit soviel rothen und blauen Streifen, als es Inseln ... Rings herum sind die Wohnungen der Offiziere des Platzes angebracht. ...Dorf hat beinahe 300 regelmäßig erbaute Häuser; die der Häuptlinge ... größer und mit einer Umzäunung umgeben. Jede Familie hat drei ...ser; eines ist das Schlafgemach, das zweite das Speisezimmer der Männer, und das dritte das Speisezimmer der Frauen. Das Dorf ist ... der von Nordwest nach Südost sich erstreckenden Bergkette durch köst... Gehölze von Cacao-, Brod- und Wunderbäumen getrennt. Der Bo... ist in viereckige Felder eingetheilt, wo der Taro wächst, und die mit Zuckerrohr und Mais eingefaßt sind. Die Insel enthält überdieß sehr viele Seen, in welchen man Muscheln und kleine Fische, welche die Einwohner ... nennen, fängt. Gegen den nordwestlichen Theil des Hafens fließt ein Bach zu, auf welchem die Schaluppen 2 Meilen weit hinauffahren können, und wo die Fahrzeuge Wasser holen.

„Drei Meilen westlich von Honoruru findet man einen andern Hafen, der leichter zugänglich ist, und vielleicht vorzuziehen wäre, wo es aber an ...em Wasser fehlt. Deßwegen ist er wenig besucht und man sieht auf der Küste nur wenige Bauern- und Fischerhäuser.

„Ungefähr 6 Meilen westlich von Honoruru findet man einen dritten Hafen, der unter dem Namen Wy-Moma bekannt ist. Die Bai, welche am Eingang nur eine halbe Meile breit ist, erweitert sich 5 Lieues nördlich, und ihre größte Breite beträgt ungefähr 4 Meilen; in der Mitte derselben befindet sich eine Insel von 2 Meilen im Umfang, welche einem Spanier Maning *) gehört, der seit mehreren Jahren im Lande ansässig ... Im Hintergrund der Bai ist ein vortreffliches fließendes Wasser, welches sich in das Meer ergießt; eine Menge Taucher sind hier beständig mit der Perlenfischerei beschäftigt. Zur Erleichterung ihrer Arbeit beschenkten ... Tamea-Mea mit einem Austernbohrer. Jenseits der Bai Barber gegen ... liegen die Bai und das Dorf Y-Eni, und etwas weiterhin gegen ...west das Dorf Y-rua. Die Bai und das Dorf Whymea befinden sich ... westlichen Ende der Insel. Auf der nordöstlichen Küste sind zwei große ...er, aber kein Hafen.

„Die kleine Insel, welche mitten in der Bai von Wy-Moma liegt, ... von einer einzigen Familie bewohnt, welche aus einem Mann, einer ..., drei Kindern und zwei Dienstboten Maning's besteht; wir brachten ... volle Tage bei ihnen zu. Der Mann erzählte uns ein Abenteuer, ... ihm zu Anfang seines Aufenthaltes auf der Insel begegnet sey. In

*) Ich glaube, daß Corney „Marini" sagen sollte.

Nacht wurde er durch eine Stimme aufgeweckt, welche ihn bei sei
n rief und aufforderte, auf Das, was sie ihm sagen würde,
im zu achten. Wie groß aber war sein Schrecken, als er die
, und das schwarzblaue Gespenst des Königs Pereorani vor sich
Erscheinung befahl ihm bei Todesstrafe, in ein mitten auf der
liches unterirdisches Gewölbe zu gehen, daselbst die Gebeine des
zu holen und sie gegen die Mißhandlung eines gewissen Häuptl
us Tereacu, sicher zu stellen, der auf die Insel kommen und sich
bemächtigen wolle, um sie zu Pfeilspitzen zu gebrauchen.
hner der Ha-uai-Inseln schreiben den menschlichen Knochen eine
ber Gewalt zu, und gebrauchen keine andere zu Pfeilspitzen.
den Tage besuchte nach der Vorhersagung des Gespenstes Tereacu
ie Insel; der Indianer sagte ihm, sie gehöre einem weißen von Ta
beschützten Manne, und er rathe ihm, sein Eigenthum zu ac
u kehrte sich nicht daran und nahm mehrere Bündel Knochen
öhle; fand aber weder die des Königs Pereorani, noch die and
linge. In der folgenden Nacht kamen der König und die ande
linge, um dem Ha-uaier zu danken und ihm anzukündigen, daß
sam von dem weißen Manne belohnt werden und er einst ein
Glück machen werde. Maning, ebenso abergläubisch als sein Päch
erte mich, daß er in dem Lande von mehreren Erscheinungen ähnl
abe sprechen hören.

Nachdem wir das Gut eingesehen hatten, machten wir uns
en Weg, um den Rest der Insel zu besuchen. Auf diesem Aus
kte ich, daß die meisten Felsenspalten mit sorgfältig in Stücke
wickelten menschlichen Gebeinen angefüllt waren. Die Bewohner
uns sehr viel Aufmerksamkeit, und brachten uns gebratene Schwei
und Porvée, wie wir es wünschten. Bei Zubereitung ihrer Lebe
beobachten sie ein Verfahren, das ihnen einen vortrefflichen Geschm
sie umwickeln dieselben mit Bananenblättern, legen sie in ein in
gegrabenes Loch und bringen sie durch darauf gedeckte glühende Ste
Kochen. Porvée ist nichts Anderes als auf diese Art gekochtes Ta
ernach auf einem großen Steine gestampft und während des Stampf
o viel Wasser vermischt wird, als erforderlich ist, um ihm die Di
der Stärke zu geben. In diesem teigartigen Zustande bewahrt
inen oder zwei Monate in Calebassen auf. Das Hauptgericht
s besteht in rohen Fischen, welche man in Porvée eintaucht;
an sie ohne andere Zuthat als Salzwasser. Die Einwohner lie
lanzen sehr, und essen sie mit Salz; sie kochen weder die Seekre
die Krabben, noch irgend eine andere Art kleiner Fische; Hundefle
ür die köstlichste Speise, was wohl seyn kann, da die Hunde
zennahrung bekommen."

Malerisches Thal der Kokosnußbäume. Salzsee.

An die Taropflanzungen stößt eine trockene und nackte Ebene, die
inen Schutz darbietet, als einiges verkrüppeltes Gesträuch. Ein
und leicht ansteigender Weg von ungefähr 2 Meilen Länge führt
Ort, wo das jäh abschüssige Terrain ein reiches mit Kokosnußbäu
tes und von mehreren Bächen bewässertes Thal beherrscht. Ein
Abhang gehauener Weg führt in ein lachendes und fruchtbares T

Thal der Kokosnußbäume ist eine zweite Limagne mitten in den ma- … und vulkanischen Bergen der Auvergne. Blöcke verkalkter Lava … schwärzte Granitfelsen zeugen von dem frühern Daseyn eines Vul- … weit dieses Landstriches, und auf jeder Seite des Weges bilden … Kuppen und Basaltwände, die alle Erscheinungen einer Umwäl- …gen, mit dem Grün der Felder den abstechendsten Kontrast. Am … dieses Thales erhebt sich ein neuer Abhang, der noch schwerer zu … ist, als der erste, und an dessen Fuße sich ein Salzsee befindet; … auf eine Plateform, von wo aus das Auge eines der schönsten …ilde überschaut. Vor uns entrollt sich der ganze unter dem Winde … Theil der Insel, bald reich an Vegetation und Kultur, bald alpen- und steinig; hier mit Kokosnußbäumen und Feldern bedeckt, dort mit … und Lava durchfurcht; einerseits die Natur belebt und lebend, ande- … todt und sterbend; Ueberfluß und Mangel auf Einmal; Leben und … reichen sich, so zu sagen, die Hand. Dieses große und prächtige Ge- … hat auf der einen Seite steile Berge, auf der andern den unermeß- … Ocean zum Rahmen; den erhabenen und geheimnißvollen Ocean, der … Klippen an der Küste eine schaumweiße Einfassung, weiterhin aber das …le Blau eines tiefen Meeres zeigt.

Von Weitem scheint der Salzsee, welcher an das Thal der Kokosnuß- … stößt, ein gefrorner See zu seyn, dessen Krystallisationen unter allen … die Sonnenstrahlen zurückwerfen. Er hat ungefähr 2 Meilen im Umfang, aber sein Wasser ist im Allgemeinen nicht sehr tief. Die Ufer … der Grund sind mit zahlreichen Salzkrusten bedeckt, welche sich an Steine, Pflanzen und an alle auf dem Grunde und der Oberfläche befind- … Körper anhängen. Wie in den Salinen der mittäglichen Departemens Frankreichs würde die einfache Verdunstung, welche schnell und leicht vor sich ginge, eine große Menge Salz liefern, wovon man besonders auf dem …lichen Ufer die schönsten würfelförmigen Krystallisationen findet.

Thal Ua.

Eine köstliche Lage hat auch das Thal Ua. Dieses Thal ist eine Terrasse … Grunde einer von Bergen eingeschlossenen Schlucht, deren Abhang hier … hinläuft. Auf drei Seiten begegnet das Auge Bergen; aber auf … Seite von Honoruru erlaubt eine enge Oeffnung, die Stadt, den Hafen … die Gebäude an der Rhede zu übersehen. Ein beständiger Schatten … die Frische und befördert die Vegetation, welche überall schön und … ist. Von der Höhe der Berge, zwischen welchen das Thal einen … bildet, und die 1000 Fuß weit über dasselbe hereinhangen, genießt … ein ebenso schönes und an Abwechslungen reiches Schauspiel, als der … ist, den das Thal der Kokosnußbäume darbietet.

He-ia-u oder zu Menschenopfern bestimmter Tempel.

Südöstlich von Honoruru bei der Diamantspitze befindet sich die Bai …-Titi, an sich unbedeutend, aber berühmt durch die Ruinen eines Heiau, … berühmtesten der ganzen Insel, der in der Nähe der Bai liegt. Dieser …pel, wovon nur noch Mauerwände vorhanden sind, wurde mitten in … Gehölze erbaut, welches den Fuß des Diamantkaps bedeckt. Der … und ernste Anblick der Lava und einiges verkrüppelte und ärmliche …hölz paßt ganz zu der düsteren Majestät des Gebäudes. Der Tempel

war ungefähr 20 Toisen lang und 10 breit, und es stehen nur noch Mauerwände, deren Höhe 6 Fuß und deren Dicke 3 Fuß beträgt. Steine, von dunkler Färbung, waren regelmäßig an einander gere Gegen Westen befand sich der Haupteingang des Tempels, zu welchem auf drei breiten in regelmäßigen Zwischenräumen errichteten Stufen gela Ungefähr vor 30 Jahren wurden einmal in diesem Tempel zehn Mens geopfert, damit die Götter der Königin Keopu-Olani Genesung sche möchten; sie entsagte später ihrer Religion, trat zum Christenthum und wurde eine der kräftigsten Stützen der Missionäre, vermuthlich in Absicht, das unschuldige Blut abzuwaschen, welches sie hatte vergie lassen. Als der Tempel noch stand, erhoben sich Kapellen und Altäre mehreren Punkten seiner Umzäunung; später aber wurde Alles zer und man sieht auf dem Boden nur noch Ueberreste von Kokosnüssen menschlichen Gebeinen, deren Daseyn die ursprüngliche Bestimmung Tempels und die schändlichen Opfer anklagt, welche fanatische Priester im Namen ihrer Götter darbrachten.

Von den Stufen dieses Tempels herab entrollt sich vor den Aug des Reisenden ein prächtiges Panorama. Auf der nördlichen Seite e deckt man Honoruru mit seiner belebten Rhede, seinen Hütten, sei Kokosnußbäumen, seinem belebten Hafen und als Kontrast die Bai W Titi mit ihren schweigenden Gefilden; hernach, wie ein Amphitheater Rasensitzen die düsteren Abhänge, welche den Salzsee umgeben, und en die große Gebirgskette, welche den Vorhang des nördlichen Theiles d Insel bildet. Im Osten nimmt die Ansicht einen andern Charakter a An die belebte Natur und die bebauten Ebenen reihen sich die rauhen u wilden Schönheiten eines verkalkten und von Vegetation entblößten Bode an. Vor unsern Augen stellt sich das Diamantcap mit seinen weiten Riss und das düstere und seltsame Gebirge, das diese Seite begränzt. Bei Anblick dieser wilden Schönheiten ergreift dem Beschauer ein religiöses G fühl; und die Erinnerung an die Opfer, welche in diesem gräßlichen B zirke geschlachtet wurden, flößt ihm einen geheimnißvollen Schauer ein dessen man nur schwer sich erwehren kann.

Thal huu-Anu, Wasserfälle und Lusthaus Boki's.

Das Thal huu-Anu ist schön und sehr fruchtbar. Hat man es ver lassen, so betritt man die Gebirgsregion, eine beinahe auf jedem Schrit von Bächen und Schluchten durchschnittene Gegend. Der steinige und un ebene, oft beinahe ungangbare Weg ist mehrere Meilen lang. Je weite man vorrückt, um so mehr entfaltet sich die Landschaft und gewinnt a Ausdehnung. Im Rücken bleibt das Thal von Honoruru mit seinen Pflan zungen und der Stadt, welche den Hintergrund des Gemäldes bildet. Ei weites Flachfeld mitten unter diesen Schluchten und Abhängen ist das Schlachtfeld, wo der große Tamea-Mea in einem lezten und glänzende Siege Tai-Anu, den tapfersten und furchtbarsten seiner Gegner, schlug Vierzig Jahre sind seitdem verflossen, und das Andenken an diesen Sie ist noch berühmt in den Jahrbüchern des Archipels, und wird eine der schönsten Waffenthaten bleiben, welche den Namen des Peter *) von Hawai verherrlichen.

*) Wir hab... ...n bereits mit Peter I. von Rußland verglichen.

Einige Meilen weiter hin in einer angebauten Gegend, welche die mit Wohlgerüchen erfüllt, mitten in einem kleinen von Baummauern, und Obstpflanzungen durchschnittenen und von Bächen, welche bald rauschend über ihr steiniges Bett rollen, bald plötzlich durch zufällige hungen des Terrains aufgehalten, in Wasserfällen herabstürzen, und einen Staubregen verbreiten, erhebt sich das Lusthaus Boki's, des halters der Insel.

Der romantische Pik Pari.

Hat man das Thal Huu-Anu verlassen, so führt ein beinahe ungang-rer Weg von 3 bis 4 Meilen durch eine Reihe von Schluchten, Eng-en und Gestrüppe zu dem bekannten romantischen Pik Pari, berühmt seine Lage und prächtige Aussicht, besonders aber durch die Erinne-g an die lezte Schlacht, welche Tamea-Mea und seinen Nachkommen Krone sicherte. In diese von allen Seiten eingeengten Bergschluchten die Luft kaum eindringen und bewegt die Blätter der Bäume nur ; auch würden die Reisenden unfehlbar die Opfer ihrer Sicherheit werden, wenn sie nicht von der außerordentlichen Erscheinung, die sie er-wartet, vorher unterrichtet wären. Bei einer Krümmung des Weges ver-nimmt man, wenn man um die Ecke eines Felsens geht, plötzlich einen fürchterlichen Lärm; ein stürmischer Windstoß trifft den Reisenden mit solcher Heftigkeit, daß er unfehlbar umgeworfen würde, wenn er nicht die Vor-sicht beobachtete, sich an einem der Steinblöcke zu halten, welche an dem Wege liegen. Einige Schritte weiter und man gelangt auf ein luftiges Belvedere, das man den Pik Pari nennt. Hier aber faßt den Wanderer plötzlich ein Schreckgefühl, das er kaum bemeistern kann, wenn sein Auge in einer Tiefe von 1000 Fuß den Abgrund erblickt, der von steilen Mauern eingeschlossen ist und von Felszacken starrt. Und während nun das Auge mit Schrecken die Entfernung mißt, welche den Pik von dem Thale trennt, das sich grünend und fruchtbar am Fuß der Berge hinzieht, wird man in den ersten Eindrücken gestört durch Wirbel von dürrem Laub, von Staub und Steinen, die von der Gewalt des Sturmes aufgewühlt, von allen Seiten sich erheben, während Sturm-, Fregattvögel und Phaëtone, *) diese geflügelten Räuber, unter kläglichem und verwirrtem Geschrei, das die Sturmgötter selbst auszustoßen scheinen, in dem Sturme spielen.

Diese Anfangs so fürchterliche Scene hat jedoch auch ihre Schönheiten, ihre Pracht und ihren Reichthum, und der Schrecken löst sich bald in Be-wunderung auf, wenn man von dieser ungeheuren Höhe herab eine frucht-bare, mit Kokosnußbäumen und Pflanzungen jeder Art, mit volkreichen, hie und dort zerstreuten Dörfern bedeckten Ebenen, weiterhin das Ufer mit feinem Sande, dann den Hafen von Honoruru, endlich die Inselchen, die Brandungen und Riffe, welche der Ocean mit seinem grauen Bande umgibt, staunend überschaut.

Auf diesem schroffen Grat des Pari, auf diesem Adlerhorste wurde auch einer der außerordentlichsten Züge von Muth und Hingebung, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, ausgeführt. In dem furchtbaren Kampfe, wo das Heer Tamea-Mea's, nachdem es das Heer des lezten

*) Diese Vögel, welche Fische und bisweilen den Menschen, und sogar die Speisen an einem Tische angreifen, scheinen die zweiten Harpyen der Aeneide zu seyn.

Königs von Oahu geschlagen hatte, sich zur Verfolgung desselben anschick bewerkstelligte Tai-Anu, nachdem er lange mit nur dreihundert Mann d Andringen des siegreichen Heeres Stand gehalten hatte, seinen Rückzug der Richtung von Pari, langte auf der Spitze des Berges an und stür sich, da ihm keine Aussicht auf Rettung mehr blieb, sammt seinen dr hundert Spartiaten, lieber in den Abgrund, als daß er sich dem Sie ergeben hätte. Diese Niederlage sicherte, wie schon bemerkt, dem Tam Mea, der seitdem keine Nebenbuhler mehr hatte, den Besitz aller Ha-u Inseln.

Götterlehre und religiöse Ueberlieferungen.

Seit 1820 wurde die christliche Religion die herrschende und wird o Zweifel bald die einzige auf Ha-uai seyn. Die ersten Reisenden, wel diesen Archipel besuchten, sprachen bestimmt von der Macht der Pries und den außerordentlichen Vorrechten, welche ihre Kaste genoß; aber kein bis auf Freycinet hatte so gut die Theorie dieser Götterlehre, die kein obersten Gott unter den Gottheiten zuläßt, festgestellt. Alle bekannten R ligionen haben zur Außenseite eine Art von Polytheismus, wie er weh in anderen Welttheilen, noch bei den Taitiern, wo sich eine Theokrat offenbart, etwas Aehnliches hat. Der gelehrte Seemann sagt über diese Gegenstand:

„Die Eigenschaften der Gottheit bilden ebensoviel verschiedene Götte oder besondere Geister, denen die Macht gegeben war, Gutes und Böse je nach dem Verdienste eines Jeden auszutheilen. Ihr gewöhnlicher Au enthaltsort wird in die Götzenbilder oder in den Leib gewisser Thiere ve sezt. Eine unwandelbare Hierarchie unterwirft den mächtigsten Götter diejenigen, welche nur eine geringere Gewalt haben. Die Seelen de Könige, Helden, gewisser Priester bilden eine Legion von Unter- un Schutzgottheiten, die einander, je nach dem Range, den sie auf der Erd einnahmen, ebenfalls untergeordnet sind. Böse Geister, welche dem Men schen zu schaden suchen, sind der Gegenstand von Beschwörungen un Exorcismen. Priester, Zauberer, Wahrsager, Opfergaben, Menschenopfer Verehrung der Todten, Sühnefeierlichkeiten u. drgl., endlich die Errich tung von Zufluchtsstätten, Dieß macht das Ganze des äußeren Gottes dienstes aus." — Auch die Seelenwanderung fand ihre Anhänger im Ha-uai Archipel, denn ebenderselbe Reisende sagt noch: „Gewisse Insulaner, welch die Haifische anbeten, werfen die Körper todtgeborner Kinder nebst gewisse Opfergaben ins Meer, indem sie hoffen, die Seele des Verstorbenen, welch in die des Haifischs übergehe, werde einst ein mächtiger Beschützer de ganzen Familie werden. Priester wachen über alle diese Opfergaben vo den Tempeln der Götter, und kündigen mit großem Geschrei den Ver wandten den Augenblick an, wo die Wanderung vor sich gehen soll."

„Gottheiten," fährt Freycinet fort, „beherrschen die Erscheinunge am Himmel und in der Natur. Einige standen den Jahreszeiten, ander dem Regen, den Winden, Meereswellen vor, und diese lezteren waren de Gegenstand eines besondern Kultus von Seiten der Seeleute, der bei Todes strafe für unverletzlich galt. Der Gott Tiha wurde zu Mawi angebetet. Die Fischer von Ha-uai brachten ihre Opfer den Meergöttern Rae-Apua und Kane-Apua, während die Bewohner der Insel Morokai auf jedem Vorgebirge ihrer Insel dem Gott Moho-Aru (dem Könige der Eidechsen)

der unter der Gestalt eines Haifisches angebetet wurde, Tempel errichtet hatten. Auf Heiau wurden bei der Ankunft gewisser Wanderfische dem ähnlichen Gott die Erstlinge des Fischfanges dargebracht. Zwei mächtige Gottheiten waren Kaono-Hiokala und Kua-Pairo, deren Geschäft es war, die Geister der Könige bei ihrem Austritt aus dem Körper in Empfang zu nehmen, sie in gewisse Theile des Himmels zu führen, woher sie dieselben wieder zurückführten, wenn es nöthig war, ihre Abkömmlinge zu überwachen und zu berathen. Auch hatten die Ha-uaier die größte Achtung vor den Manen ihrer Könige und Häuptlinge.

„Einer der scheußlichsten Götter des Archipels, Karai-Pahoa, war der Gegenstand eines besondern Kultus von Seiten der Bewohner der Insel Morokai. Dieses Götzenbild, das beim Tode Tamea-Mea's zerbrochen und unter die vornehmsten Häuptlinge der Insel vertheilt wurde, war aus so giftigem Holze gemacht, daß Wasser, welches man darin einschloß, in Kurzem tödtlich wurde. Eine andere dieser leztern ähnliche Statue blieb auf Morokai, und man erzählt sich von ihr folgende seltsame Geschichte: Unter der Regierung des großen Koma-Naua, eines ehemaligen Königs von Morokai, lebte auf der Insel ein gewisser Kanca-Kama, ein Mensch, welcher der Leidenschaft des Spieles gänzlich ergeben war. Einst war er im Maita-Spiel so unglücklich, daß er alle Partieen verlor und sich seiner ganzen Habe beraubt sah. Es blieb ihm nur noch ein Schwein, das seinem Lieblingsgotte geweiht war und das er nicht aufs Spiel zu setzen wagte. In der folgenden Nacht nun erschien ihm sein Gott im Traume und befahl ihm, am folgenden Tage an einen Ort, den er ihm bezeichnen würde, zu gehen und dort um sein Schwein zu spielen. Kanca-Kama begab sich wirklich dahin; aber das Spiel hatte sich gänzlich gewendet, und er gewann nicht nur Das, was er am vorigen Tage verloren hatte, wieder, sondern auch noch alles Geld seiner Gegner. Hierauf beeilte er sich, einen großen Theil seines Reichthums seinem Schutzgotte darzubringen. — In der folgenden Nacht erschien ihm der Gott wieder und befahl ihm, zum Könige zu gehen und ihm zu sagen, daß sich im Walde an einer gewissen Stelle eine Baumgruppe befinde, und daß er, wenn er aus dem Stamme desjenigen Baumes, der ihm bezeichnet werden würde, eine Statue machen lassen wollte, er gerne darin wohnen und Kanca-Kama zum Priester nehmen würde. Der König willigte ein, gab dem Boten Holzhauer mit und erlaubte ihm, den Baum, der ihm anständig wäre, fällen zu lassen. Als sie in der Nähe Karu-Akai's ankamen, erblickten sie die Baumgruppe, wo Tane und andere Götter wohnten, die den Holzhauern die Arbeit, welche sie zu verrichten hätten, anwiesen. Aber kaum hatten sie die ersten Streiche geführt, als einige vom Stamme losgerissene Späne mehrere Arbeiter berührten und sie plötzlich tödteten. Dieser Tod jagte den anderen einen solchen Schreck ein, daß sie mit Zurücklassung ihrer Beile flohen; allein es gelang Kanca-Kama, sie zurückzubringen, und er bewog sie, fortzumachen, indem er ihnen den ganzen Leib mit Blättern der Dracäna bedeckte, und nur Ein Auge frei ließ. Auch bedienten sie sich des Pahoa's anstatt der Beile; weßhalb der Gott Karai-Pahoa, d. h. mit dem Pahoa gemacht, genannt wurde."

Jeder Familie und jedem Familiengliede war eine besondere Gottheit beigegeben. Pele, die Göttin der Vulkane, und Tairi, der Kriegsgott, beschützten Tamea-Mea; zu Mawi betete man Keoro-Eva an.

Die Erscheinung vulkanischer Götter auf dem Archipel schreibt sich v
Kai-Aka-hinarii (Meer des Kahinarii) oder der Sündfluth Ha-nai's h
Die königliche Familie wohnte Anfangs zu Kiro-Ea; aber sie machte h
fige Ausflüge auf der Insel, und ihrer Erscheinung auf den hohen Ge
gen gingen Donnerschläge und Erdbeben voran. Diese Ausbrüche tra
vornehmlich dann ein, wenn religiöse Gebote verlezt worden waren,
Darbringung von Schweinen war das einzige Mittel, die Geißel zu
schwören. Manchmal verschlang Pele auf einem einzigen Ausfluge z
hundert Schweine. Die ganze Insel, die diesen Göttern zinsbar w
unterhielt ihre Heiau's oder Tempel, und ernährte die zu ihrem Die
bestimmten Priester. Die Opfer wurden in den Krater geworfen, um
nem Ausbruche vorzubeugen; strömte aber die Lava heraus, so wurden
in diese geworfen.

Die Familie dieser Götter kam von Taiti, einem fernen Lande.
bestand aus: Kamoho-arii (König des Dampfes); Ta-poha-i-ta
ora (Ausbruch am Orte des Lebens); Te-ua-te-po (Regen der Nach
Tane-hetiri (männlicher Donner); Te-o-ahi-tama-tawa (Gott d
feuerspeienden Krieges), alle Brüder und zwei von ihnen mißgestaltet,
Vulkan. Hernach kamen die Schwestern: Pele, die älteste und furchtbar
Ma-kore-wa-wahi-waa (mit funkelnden Augen, und die Piroguen z
trümmernd); Hiata-mawahi-lani (den Himmel zerreißend und
Wolken fassend). Hernach kamen mit dem Geschlechtsmerkmal Hiat
noho-lani (den Himmel bewohnend und die Wolken fassend); Taara
Mata (welche die Augen unaufhörlich bewegt); Noi-te-pori-a-Pe
(den Busen Pele's küssend); Ta-bu-ena-ena (entflammter Berg); Terei
(mit Kränzen gekrönt). Opio (die junge) kam zulezt.

Pele hatte ihren getreuen Verehrern mehr als Einen wichtigen Dienst geleistet. Tamea-Mea führte Krieg gegen Ke-Ua, der ohne Zweifel ein Tabu verlezt hatte. Um ihn zu bestrafen, wählte die Göttin eine Nacht, in welcher dieser Häuptling seine Truppe neben seinem Palaste sich lagern ließ. Ein Erdbeben erschütterte plötzlich den Berg, der Vulkan warf ungeheure Felsen aus, welche viele Krieger zerschmetterten, während Lavaströme die Fliehenden erreichten. Achtzig der tapfersten Krieger verloren bei diesem Ausbruche das Leben, und ihr Anführer konnte sich ungeachtet seiner Tapferkeit lange nicht mehr gegen Tamea-Mea halten, für den sich die Göttin auf so glänzende Weise erklärt hatte.

Es wurden zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht, diese fürchterlichen Götter von der Insel zu vertreiben; sie blieben aber immer erfolglos. Einst indeß sollte Pele von Tama-Puaa, einem riesenhaften Ungeheuer, halb Mensch halb Schwein, besiegt werden. Diese Art von Minotaurus war von Oahu nach Ha-uai gekommen, ging in den Palast Pele's, und machte ihr den Vorschlag, ihn zu ihrem Liebhaber anzunehmen; aber die Göttin gab ihm eine zornige Antwort und außer anderen Schimpfnamen auch den eines Schweinesohns. Erbittert über ihre Weigerung, stürzte sich Tama-Puaa auf die Göttin, und es gelang ihm, nachdem er die Gewässer des Oceans zu Hilfe gerufen hatte, den Vulkan zu erlöschen. Aber die Brüder und Schwestern Pele's, welche sich mit ihr verbunden hatten, tranken alles Wasser, womit sie überschwemmt wurden, und alle ihre Feuer sammelnd traten sie schäumend aus dem Krater, und, ihr Feind zur Flucht

mächtigt, wurde von Felsen erdrückt und in dem Meere ersäuft, wohin er sich geflüchtet hatte.

Das Tabu oder religiöse Verbot auf Ha-uai.

Die mächtigste und ausgedehnteste religiöse Institution, die auch den übrigen Theilen Polynesiens gemein ist, ist das Tabu, das ein vollständiges, strenges Verbot, eine Sache anzurühren oder anzusehen, bedeutet. Das Tabu ist die geheiligte Sache, die den Göttern gehört, und den Menschen nicht angeht; das Tabu ist die Institution, die man nicht verletzen kann, ohne mit dem Tode bestraft zu werden, wenn nicht der Schuldige unter den Priestern und Häuptlingen mächtige Freunde hat. Die Schuldigen wurden geopfert, von den Priestern erwürgt oder erschlagen, oder in dem Bezirke des Heiau verbrannt.

Das Tabu war allgemein oder bezog es sich nur auf gewisse Personen und Gegenstände, dauernd oder nur für einige Zeit; so waren die Götter, die für den Dienst aller Götter oder nur einer einzelnen Gottheit bestimmten Priester, die Tempel, die Person und selbst der Name des Königs, so wie seine Familie, alle Gegenstände, deren diese bevorrechteten Personen sich bedienten, so wie gewisse Orte, z. B. die, wo der König und seine Familie badeten, beständig tabu. Die der Gottheit geweihten Thiere waren tabu für die Weiber; ebenso waren es für sie gewisse besondere Nahrungsmittel, und die, welche für den Tisch der Männer bestimmt waren. Sie aßen abgesondert und weit von ihnen entfernt. Kaum entwöhnt nahm der Knabe den Namen seines Vaters an, aß mit ihm, und die Mutter konnte unter keinem Vorwande seine Nahrungsmittel berühren, noch an demselben Orte speisen. Gewisse festgesezte Zeichen, welche man unu unu nannte, zeigten dem Volke an, daß eine gewisse Sache tabu war. So bedeutete eine durch das Ohr eines Schweines gezogene Schnur, daß es tabu war; ein am Meeresufer eingeschlagener Pfahl, an welchem ein Büschel Blätter oder ein Stück weißen Zeugs hing, verbot, an diesem Theile des Ufers Fische zu fangen. Um anzuzeigen, daß ein Baum tabu war, band man ein Kokosnußblatt um denselben. Wurde ein Ort mit dem Tabu belegt, so wurde das Volk zuvor benachrichtigt, und ein Abgesandter der Priester machte des Abends die Runde und befahl dem Volke, alle Feuer auszulöschen, das Innere des Landes für die Götter und das Ufer für den König frei zu lassen.

Die Dauer des Tabu, das nach Zeit und Umständen verschieden war, betrug vor Tamea-Mea gewöhnlich vierzig Tage; aber er reducirte es auf zehn, später auf fünf Tage, und Rio-Rio, sein Nachfolger, schaffte es ganz ab. Ein Tabu von mehreren Monaten ruhte oft auf gewissen Thieren in außerordentlichen Fällen, z. B. beim Tod eines Häuptlings, bei einer großen Feierlichkeit, einer Kriegsunternehmung. Tabu waren innerhalb einer bestimmten Zeit eine Meerenge, eine gewisse Fläche des Meeres. Die Tradition erzählt, daß zur Zeit Umi's ein Tabu von dreißig Jahren, und ein anderes von fünf Jahren auf die Bäume gelegt wurde.

Einige periodische Feste erforderten große Vorbereitungen und gaben zu seltsamen und oft grausamen Gebräuchen Veranlassung. Das wichtigste war das Neujahrsfest. Da machte ein Priester die Runde durch die ganze Insel, indem er in der rechten Hand den Götzen Keku-Aroa trug, mit der linken aber zum Vortheil des Gottes Alles ergriff, was ihm in die

Hände kam. Bonitten zu fangen war sechs Monate lang verboten. jedem Neumond feierte man ein Fest, das drei Tage und zwei Nächte dauerte; bei den andern Mondswandlungen dauerte es nur zwei Tage Eine Nacht. Innerhalb dieser Zeit durften die Männer sich weder dem Fischfange noch mit einer andern Arbeit beschäftigen; die Spiele, wie der Umgang mit den Weibern, war ihnen untersagt.

Unter gewissen Umständen war das Tabu so strenge, daß in dem La auf dem es ruhte, die Einwohner nicht aus den Häusern gehen, kein F anzünden, sogar ihren Schweinen einen Maulkorb anlegen und den Hüh die Augen verbinden mußten, damit sie nicht schreien sollten; denn da der Tabu verlezt worden, und der beleidigte Gott wollte Blut haben. Völker mußten sich vor den Häuptlingen niederwerfen, welche selbst so tabu waren, daß sie die Nahrung nicht mit ihren Händen berühren sogar sich nicht einmal in den Schatten legen durften, um sich gegen Sonne zu schützen; bei gewöhnlichen Feierlichkeiten genügte es indeß die Männer, sich aller Arbeit zu enthalten und den Gebeten im Heiau zuwohnen. Wenn es bei wichtigen Vorfällen an Schlachtopfern mang so unterließen es die Priester an einigen Orten absichtlich, das Tabu zukündigen; und die Unglücklichen, welche die Gesetze übertraten, von chen sie Nichts wußten, fielen unter dem heiligen Messer. Ein and mächtiges Mittel, sich Einfluß zu verschaffen, war für die Priester Glaube, den sie dem Volke eingeflößt hatten, daß Krankheiten eine Fol von Zauberei seyen. Um sie zu heilen, waren Entzauberungen unerläßlic und sie selbst gaben sich für Zauberer aus. Vermöge ihrer Wissensch war es genug für sie, Etwas, was der Person, der sie sich entledig wollten, angehörte, in den Händen zu haben, und wenige Worte reich hin, sie dem Tode zu weihen. Die Haare und der Speichel waren geeignetsten zu dieser Art von Exorcismus; auch wurde Tamea-Mea imm von einem Diener begleitet, dessen Geschäft es war, den Speichel des K nigs in einem Gefäße zu sammeln, da derselbe ohne diese Vorsicht leic einem übelwollenden Zauberer in die Hände hätte fallen können.

Hier einige nähere Erläuterungen von großem Interesse über gewi Anwendungen des Tabu auf Ha-uai, welche wir dem Kapitän Kotzeb verdanken:

Ungefähr eine Woche nach unserer Ankunft starb ein Häuptling, N mens Tereacu, plötzlich. Sogleich verbot man den Eingebornen, das Uf zu verlassen. Sie schienen alle den tiefsten Schmerz zu empfinden; sie ir ten im Zustande völliger Nacktheit umher, stießen ein klägliches Geschr aus, schnitten sich die Haare ab, brachen sich die Zähne aus und machte sich mit der glühenden Rinde eines Baumes Brandwunden auf den Körper.

Die Priester versammelten sich in dem Hause des Verstorbenen un beschrieben einen weiten Kreis um dasselbe, indem sie Stäbe in die Er schlugen, an welchen oben kleine weiße Fähnchen befestigt waren. Obglei um diesen Kreis herum mehrere Tausend Indianer sich befanden, so wag es doch keiner von ihnen, die Gränzen desselben zu überschreiten. Di Priester zündeten ein großes Feuer an, warfen das Herz des Verstorbene in dasselbe, und beteten mit Inbrunst, während es brannte; hernach sam melten sie die Asche in eine Calebasse, welche sie an einer Stange aufhängte und mit einem prächtigen Federngewebe bedeckten; darauf nahmen zwe Hikani's (Räthe) die Stange auf ihre Schultern und liefen dem Meer

..., indem sie aus vollem Halse schrieen: hoho! hoho! was so viel heißt als: werft euch nieder! Die Eingebornen, an denen sie vorbeikamen, streckten sich auf den Boden nieder und warfen ihre Kleider ab. Als die Hikani's bis um den Gürtel ins Meer gegangen waren, warfen sie die in der Kalebasse enthaltene Asche hinein. Mit der Leber und den Eingeweiden des Verstorbenen wiederholte man dieselben Ceremonien. Bei Sonnenuntergang wurden alle Arbeiten eingestellt, und ein Mann lief durch das Dorf und rief aus, daß Jeder, der nach acht Uhr sein Haus verlassen, dort Feuer oder Licht unterhalten oder rauchen würde, mit dem Tode bestraft werden sollte. Dieser Befehl wurde nicht nur auf die Weißen ausgedehnt, die auf der Insel wohnten, sondern auch auf die Fahrzeuge, die im Hafen waren. Man verbot sogar, Hunde, Schweine und Geflügel herumlaufen zu lassen, um jede Art von Lärm zu vermeiden; und die Fahrzeuge durften am folgenden Morgen ihre Glocke nicht schlagen lassen.

Jedoch wurde bei Sonnenaufgang das Tabu für die Schiffe aufgehoben, für das Land dauerte es aber noch fort. Die Priester übergaben nach Herausnahme der Knochen den Leichnam des Häuptlings den Flammen, und ließen die Asche davon in das Meer werfen. Hierauf reinigten sie die Knochen sorgfältig, sammelten sie, und brachten sie in ein großes Canot, das nach Ha-uai abgefertigt wurde. Sechs Stunden nach der Abreise dieses Canot's wurde das Tabu gänzlich aufgehoben, und Alles kehrte zur gewohnten Ordnung zurück. Das sind die Begräbnißfeierlichkeiten bei allen Personen von Auszeichnung. Individuen aus den anderen Klassen beerdigt man ganz einfach. Ist das Fleisch durch Fäulniß zerstört, so graben die Verwandten die Knochen aus, reinigen sie mit Sorgfalt, umhüllen sie mit einem Zeuge und legen sie in Calebassen oder Kürbisflaschen, welche sie in ihren Häusern aufhängen.

Bei einer andern Gelegenheit kam Tamea-Mea mit seinen Hakini's und Weibern an Bord. Eine Menge Canot's bedeckte das Meer; in kurzer Zeit waren mehr als achtzig versammelt, deren jedes drei bis zehn Menschen trug, ungerechnet einige hundert Menschen, Weiber und Kinder, welche, ohne sich von den Haifischen beunruhigen zu lassen, um das Fahrzeug her schwammen. Unser Verdeck war bald mit Menschen bedeckt. Der Kapitän Robson, ein wenig erschrocken, so viele Insulaner an Bord zu sehen, bat den König, sie fortzuschicken. Der König nahm eine Pike, sprach einige Worte, und augenblicklich war das Schiff geleert. Derselbe bewog uns hierauf, eine weiße Flagge aufzustecken, was in diesem Lande ein Zeichen des Verbots ist, und befahl zweien seiner Hikani's oder Beamten, an Bord zu bleiben, und darüber zu wachen, daß wir von den Eingebornen nicht bestohlen würden. Tamea-Mea speiste an Bord und blieb den ganzen Tag über da mit seinen Frauen und vornehmsten Beamten; aber da es ihnen verboten ist, Seevorräthe zu berühren, so ließen sie alle ihre Bedürfnisse vom Lande kommen. Wir bemerkten mit Verwunderung, daß die verschiedenen Gefäße und Geräthschaften, deren sich der König bedient hatte, auf seinen Befehl sorgfältig wieder ans Land zurückgeschickt wurden.

Endlich kam einmal einer der vornehmsten Priester an Bord, und dieser stolze Mann weigerte sich in mein Zimmer hinabzugehen, weil Niemand über seinem Haupte laufen sollte. Bei solchen religiösen Institutionen, welche den Priester so hoch über das Volk stellten; bei solchen schweren und peinlichen Frömmigkeitsübungen, welche mit jeder Handlung seines Privatlebens

banden, mußte die Macht dieser heiligen Marktschreier sehr
nd war es auch wirklich. Anfänglich beschränkte sich wahrschei
bu bloß auf einige Gegenstände des Kultus; aber die Priester
), welchen Nutzen sie aus einem über unwissende und leichtgläu
en so mächtigen Mittel ziehen könnten: das Institut mußte sich
eise sehr schnell ausdehnen, die Könige verbanden sich mit den
Dienern ihrer Götter und beschützten sie, um von ihnen beschü
So wurden sie einig; und so schlossen, wie in so manchen
Gesellschaften, Priester und Könige einen gottlosen Bund, um d
iche Volk unter dem Joche der Unwissenheit, der Tyrannei und
ubens zu halten.

Abschaffung des Tabu und des Götzendienstes.

ımea-Mea, dieser philosophische König, von welchem in der ne
ite Ha-uai's oft die Rede seyn wird, gab der unnatürlichen I
des Tabu den ersten Stoß, indem er sich selbst zum Oberhaupt
n erklärte, und den barbarischen Gebrauch abschaffte, auf den
er Götter alle Kriegsgefangene und die Eingebornen zu schla
das Unglück hatten, bei einer Sonnen- oder Mondesfinsterni
he eines tabuirten Ortes angetroffen zu werden. An die Stelle
igen Institutionen sezte er billigere, und schuf ein gerechtes
iches, religiöses und bürgerliches Gesetzbuch. So bereitete er
jer auf die Abschaffung eines barbarischen Gottesdienstes vor,
hn, Rio-Rio, vollendete ein so gut begonnenes Werk.
ideß widerstand Tamea-Mea immer den dringenden Aufforderu
ue's und der Missionäre, seine Religion abzuschwören. „
n," sagte er zu den Missionären, die in ihn drangen, sich ta
n, „kann besser seyn als die meinige; allein, wenn ich sie annäh
te ich meine Völker nicht mehr regieren." Dieser große König
wohl, daß, wenn er gegen so viele Vorurtheile, welche schon
er Zeit im Schwange gingen, anstoßen würde, Priester, Fana
rgeizige aller Art sich gegen ihn erheben würden. Ohne Zw
sein aufrichtiger Wunsch, einer Religion zu entsagen, welch
zte, aber er mußte durch allmälige Verbesserungen die Gemü
entscheidenden Schlag vorbereiten.
e endliche und gänzliche Abschaffung des Götzendienstes war,
merkt, das Werk Rio-Rio's, des Sohnes und Nachfolgers Ta
Um das zu Stande zu bringen, versammelte der Fürst die
n Häuptlinge des Volkes, und in einer Art von Kongreß, der e
dauerte, und wo es zu lebhaften Erörterungen kam, beschloß
haffung und sandte Abgeordnete an Kep-Puo-Lani, die Mu
nigs, die durch Geburt über ihm stand, um von ihr die
ing auszuwirken. „Aber," sagte die alte Königin, „was haben
ter, die ihr zerstören wollt, Uebels gethan?" — Sie haben
Böses gethan, antworteten die Häuptlinge; aber was haben sie
s erwiesen? Fordern die Priester nicht Menschenopfer für
ienst? Haben wir nicht kleinliche und beschwerliche Andachtsü
Und haben uns denn je die Götter den Sieg über unsere Fe
n? — Auf diese Rede erklärte die Königin, sie gebe ihre Zustimmu
dem nämlichen Tage erfuhr das Volk, daß die Morai's und Hei

mehr heilig seyen. Die Orte, wo die Gebeine der Häuptlinge nieder- waren, waren die einzigen religiösen Denkmale, welche man beibehielt, einige alte Priester wurden zu Aufsehern über dieselben ernannt.

Die Abschaffung des Tabu, dieses alten Symbols der Unverletzlichkeit, ...te mehr Gewandtheit von Rio-Rio. Er wandte sich zuerst an den ...priester, Kekua-Oka-Lani, dem Tamea-Mea die Leitung des Gottes- ...es übertragen hatte, und war so glücklich, ihn auf seine Seite zu be- ...n. Um diese Neuerung vollständig auszuführen, wurde das Tabu, auf den Frauen ruhte, zuerst abgeschafft. Der König wartete einen ...n Festtag ab, wo die Eingebornen in Masse zu dem königlichen Palaste ...en, um dem königlichen Festmahle beizuwohnen. Als die Matten geord- ...n und die für die Männer bestimmten Gerichte auf eine, die der Frauen ...gen auf eine andere Matte gelegt waren, kam der König herbei, wählte ... seinen Gerichten einige für die Frauen verbotene Speisen aus, setzte unter sie, aß davon und gab ihnen auch davon zu essen. Sogleich ... das Volk einen Schrei des Abscheu's aus und rief: „Tabu! Tabu!“ ... Rio-Rio kehrte sich nicht daran und aß fort. Die vom Volke unter- ...chteten Priester eilten aus dem Morai herbei, und stellten sich Anfangs ... aufgebracht. „Das ist,“ sagten sie, „wirklich eine offenbare Verletzung des Tabu; aber warum rächen sich die beleidigten Götter nicht selbst? Haben wir ein Recht, eine Handlung zu bestrafen, welche sie zulassen? Sie sind also unmächtige oder falsche Götter. Kommt, Einwohner von Ha-uai! (rief der Oberpriester aus) laßt uns einen unbequemen, thörichten und barbarischen Dienst abschaffen!“ Sodann ergriff er eine Fackel und steckte den Haupt-Morai selbst in Brand. Die anderen Städte der Insel und des Archipels ahmten das Beispiel nach, und das Tabu war seitdem nur noch in der Erinnerung vorhanden.

So wurde dieser fluchwürdige Gebrauch abgeschafft, der so lange auf einem sanften und menschlichen Volke gelastet hatte. Darauf haben die Insulaner die ihnen von den protestantischen Missionären gebrachte neue Religion allgemein angenommen. Diese Religion fordert von ihnen weder eine beständige Achtsamkeit auf Alles, was sie thun, noch Menschenopfer, und einem barbarischen Tabu ließ sie ein sanfteres folgen, das Verbot der Vielweiberei und des Arbeitens am Sonntage.

Zum Schlusse unseres Berichtes über diese gräßliche Institution wollen wir noch bemerken, daß das Wort Tabu unserer Meinung nach von dem arabischen Worte Taubû oder Taubun, Versöhnung oder Reue, herkommt. Man findet es im IX. Kapitel des Koran. Wir haben schon bemerkt, daß das Tabu zum Theil auf den Carolinen unter dem Namen Penaut, auf den Radak-Inseln unter dem Namen Emo, auf der Insel Buk unter dem Namen Tabui, auf Ombai unter dem Namen Pamale bestand; auch besteht es zu Celebes und an anderen Orten, so wie, nur freilich in andrer Art, in Hindostan, China und anderen asiatischen Ländern. Auf die Sunda-Inseln und vornehmlich nach Borneo kann es durch die Hindu's gebracht worden seyn, welche diese große Insel kolonisirt haben, und wir glauben, daß es die Bugi's von Borneo nach Celebes und von da auf die Carolinen und die anderen Inseln Polynesiens brachten und dort einheimisch machten, wo es bei der Unwissenheit der Wilden einen gräßlichen Charakter annahm. Auch besteht es auf einigen Inseln Melanesiens. Ueberdieß haben die

Araber, Chinesen, Japaneser, und vielleicht auch die Hindu's, die in verschiedenen Abtheilungen Oceaniens begriffenen Inseln zum Theil be[...]

Sechs amerikanische Missionäre unternahmen es, die neue Rel[...] zu lehren. Rio-Rio rühmte die Wirksamkeit des „Pule“ und des „[...]pala“; und nachdem Keo-Puo-Lani, die Mutter des Königs, und [...]peo-Lani, die Gemahlin Naike's, des Häuptlings von Kai-Rua, ö[...]lich ihre alte Religion abgeschworen hatten und zu der neuen übergetr[...] waren, riß ihr Beispiel eine Menge Insulaner hin, sich auch taufe[...] lassen, und so wurde die christliche Religion Landesreligion.

Jüngst wurden die katholischen Missionäre, Franzosen, durch den [...]fluß der protestantischen Missionäre vertrieben. Aber der Bischof von [...]polis, ein Franzose, den wir kürzlich in Paris sahen, nahm sich vor, [...] bald als möglich mit dem Titel eines Generalvikars von Oceanien in [...] Archipel von Ha uai abzugehen, und er hoffte, in diesem fünften [...]theile zahlreiche Proselyten zu machen.

Die protestantischen Missionäre aus England und Amerika haben [...] Völkern des Orients, Oceaniens und Amerika's oft das Joch der An[...]telei und den armseligen Glauben eines eifersüchtigen und trotzigen [...]tanismus auferlegt. Was die katholischen Missionäre betrifft, so wu[...] sie mit ebensoviel Unrecht als Erbitterung angegriffen. Gewiß haben [...] auch Fehler begangen, denn sie waren nicht unfehlbar; aber ihnen verd[...]ken wir geschichtliche Urkunden und wissenschaftliche Untersuchungen v[...] größerem Werthe, als die fragmentarischen Schriften der protestantischen Missionäre enthalten, auch predigten sie den Völkern des Morgenlande[s] ein vernünftigeres und milderes Christenthum, als jene.

Die Religion der englischen und amerikanischen Missionäre auf Ha-ua[i] scheint, wie in England und den vereinigten Staaten, ganz in der strenge[n] Beobachtung des Sonntags zu bestehen, welche bis zu der albernsten Härt[e] gesteigert ist. So ist auf den Taiti-Inseln, und vornehmlich im Ha-uai Archipel, wo diese Menschen sich zu Gesetzgebern aufgeworfen haben, jed[e] Belustigung am Sonntage verboten; noch mehr, alle Einwohner werden genöthigt, zweimal des Tags in die Kirche zu gehen; endlich wurde ihnen sogar Spazierengehen oder Reiten verboten, und dieses Verbot auf die Fremden ausgedehnt; Denjenigen, welche sich diesen Geboten nicht unterziehen wollten, wurden ihre Pferde mit Beschlag belegt und bedeutende Geldstrafen angesezt. Das Lächerliche dieser religiösen Tyrannei wird so weit getrieben, daß der Gebrauch jeder warmen Speise verboten ist, weil das Anzünden von Feuer eine Arbeit wäre. Der arme Ha-uaier, dessen Speisen keine große Mannigfaltigkeit darbieten, findet dieses Gesetz sehr hart, weil er nicht wie seine Herrscher, die Missionäre, Speisesäle hat, wo man sich durch alle möglichen Leckerbissen für den harten Fastendienst entschädigen kann.

Darf man dem Dr. Meyen glauben, so sind diese Herren weit entfernt, die Lehre der christlichen Gleichheit und Demuth auszuüben. „Als wir,“ sagt er, „auf das Haus des Obersten der Missionäre, Bingham, zugingen, an den wir Empfehlungsschreiben hatten, waren wir Zeugen eines Schauspiels, das die Missionäre sogleich tief in unserer Achtung herabsezte. Wir sahen zwei Frauen von Missionären, welche sich in einem offenen Wagen von Eingebornen spazieren fahren ließen.“

Diese Schüler Jesu und seiner Apostel scheinen auf Ha-uai nicht in heiligen Fußstapfen ihrer so menschenfreundlichen und milden Lehrer zu wandeln. Sie haben die Gastfreundschaft, die Fröhlichkeit und Freude verbannt, und an deren Stelle eine düstere und ernste Religion gesezt, welche die Eingebornen weniger begreifen, als den prächtigen und imposanten Gottesdienst der römisch-katholischen Religion. Sie besitzen alle weltliche und geistliche Gewalt im Ha-uai-Archipel, und der gegenwärtige König ist gänzlich abhängig von ihnen. Ihre Häuser sind prächtig, und selbst das Rathhaus der königlichen Familie ist elend gegen diese prächtigen Gebäude aus behauenen Steinen. Das Innere entspricht dem Aeußern; man sieht da schöne Tapeten, prächtige Piano's, und überhaupt die reichste Ausstattung. Und doch kamen die Missionäre ganz arm auf diese Inseln, und verschafften sich all diesen Luxus mit dem Gelde der Völker, denen sie Gesittung gebracht hatten. Ganz dieselben Mißbräuche von Seite dieser Herren — ausgenommen etwa, daß sie sich nicht von den Eingebornen wie von Lastthieren ziehen ließen — sahen wir in den verschiedenen Ländern Indiens, auf Ceylon und in Malaisien. Die Thatsache aber, welche uns Meyen berichtet, wurde uns von Ha-uaiern bestätigt, welche wir zu Wampu bei Canton in China sahen. Indessen muß man gestehen, daß diese Missionäre sich eifrig mit dem Unterricht dieser Völker beschäftigen. Die Schulen von Ha-uai zählen schon mehr als 20,000 Zöglinge.

Regierung.

Wir haben schon die wichtigsten Reformen bezeichnet, welche von Tamea-Mea und seinem Sohne Rio-Rio in der Gesetzgebung und besonders in den religiösen Angelegenheiten eingeführt wurden. Jezt haben wir noch die Regierungsform zu untersuchen.

Zur Zeit der Entdeckung war die königliche Würde erblich; ebenso verhielt es sich mit den großen priesterlichen, bürgerlichen und militärischen Würden, die jedoch der Kontrolle des Königs unterworfen waren. An der Spitze der Regierung standen nicht ausschließlich Männer; denn man erwähnt mehrerer Frauen, welche sogar mit Glanz regierten. Die Gewalt der Regenten war unumschränkt; nur ein Rath von Häuptlingen hatte auf sie einigen Einfluß, der aber doch in der Wirklichkeit dem monarchischen Willen unterworfen war. Der Monarch konnte einen Menschen von unbekannter Herkunft nach Willkür adeln oder einen Würdeträger absetzen. Beim Tode der Familienhäupter ging ihr Eigenthum an die Domänen des Königs über, der nach Gutdünken darüber verfügte, es aber beinahe immer der Familie ließ; und diese Gewohnheit, welche Tamea-Mea beinahe immer beobachtete, gilt jezt allgemein und wird als Staatsgesetz geachtet.

Der gelehrte Ellis, einer der achtbarsten protestantischen Missionäre, theilt die Bevölkerung von Ha-uai folgendermaßen in vier Klassen ein: 1) der König und die königliche Familie, wozu man den ersten Minister oder Regenten rechnen muß; 2) die Statthalter der verschiedenen Inseln und der sechs großen Bezirke von Ha-uai, so wie einige mächtige Häuptlinge, die alle von ehemaligen Fürsten oder Königen, von Tarai-Opu, Tahi-Teri, Tepori-Orio-Rani und Ta-Eo abstammen; 3) die Pächter der Bezirke und Dörfer, welche entweder Sklaven zu Arbeitern haben, oder sie wieder an freie Besitzer in Afterpacht geben, eine aus ehmaligen Häuptlingen

und geringeren Priestern bestehende Klasse; 4) der Rest der Bevölker kleine Eigenthümer, Kaufleute, Handwerker, Fischer u. s. w.

Eine neuere Eintheilung der Bevölkerung ist folgende: 1) die Ari Oberhäupter der Inseln oder Bezirke, deren oberstes Haupt der K selbst ist unter dem Namen Arlitabu; 2) die Kana-kira's, niedere Hä linge, bürgerliche und militärische Beamte, Priester, Eigenthümer u. s. 3) endlich die Hanakae oder Tanata's, oder die niederste Volkskl d. h. alle Diejenigen, welche nur von ihrer Händearbeit leben. Merkw dig ist, daß diese Eintheilung der der Arii's, Raatira's und Taata's Tonga, der Egui's, Matabule's und Tua's auf Tongatabu, der Ari Rangatira's und Tangata's Neuseelands entspricht.

Die Arii's hatten Recht zu sprechen und die Urtheile vollstrecken lassen. Mord, Aufruhr und Diebstahl an königlichem Eigenthum wu mit dem Tode bestraft. Die nämliche Strafe stand auf Verletzung des Ta aber in der lezten Zeit des Bestehens dieses Instituts konnte der Schul sein Leben abkaufen. Ein auf dem Ehebruche mit der Frau eines Hä lings betretener Mann wurde zur Verfügung desselben gestellt, der i die Augen ausstechen und ihn sogar tödten konnte. Die großen Verbre wurden mit der Keule erschlagen oder erwürgt; geringere Vergehen bestra man mit Stockstreichen.

Die Steuern werden durch die Oberhäupter der Bezirke eingezog Gewisse Ländereien, Aina-ku-pono genannt, sind jedoch seit undenklich Zeit davon befreit; und diese Freiheiten gehen nie verloren, selbst wen der König unrechtmäßigen Besitzern dieselben entziehen würde. Eine diese Lande eigenthümliche Steuer ist die, welche jeder Insulaner bezahlen mu wenn der König oder ein Arii ein Haus bauen läßt, um dasselbe betret zu dürfen.

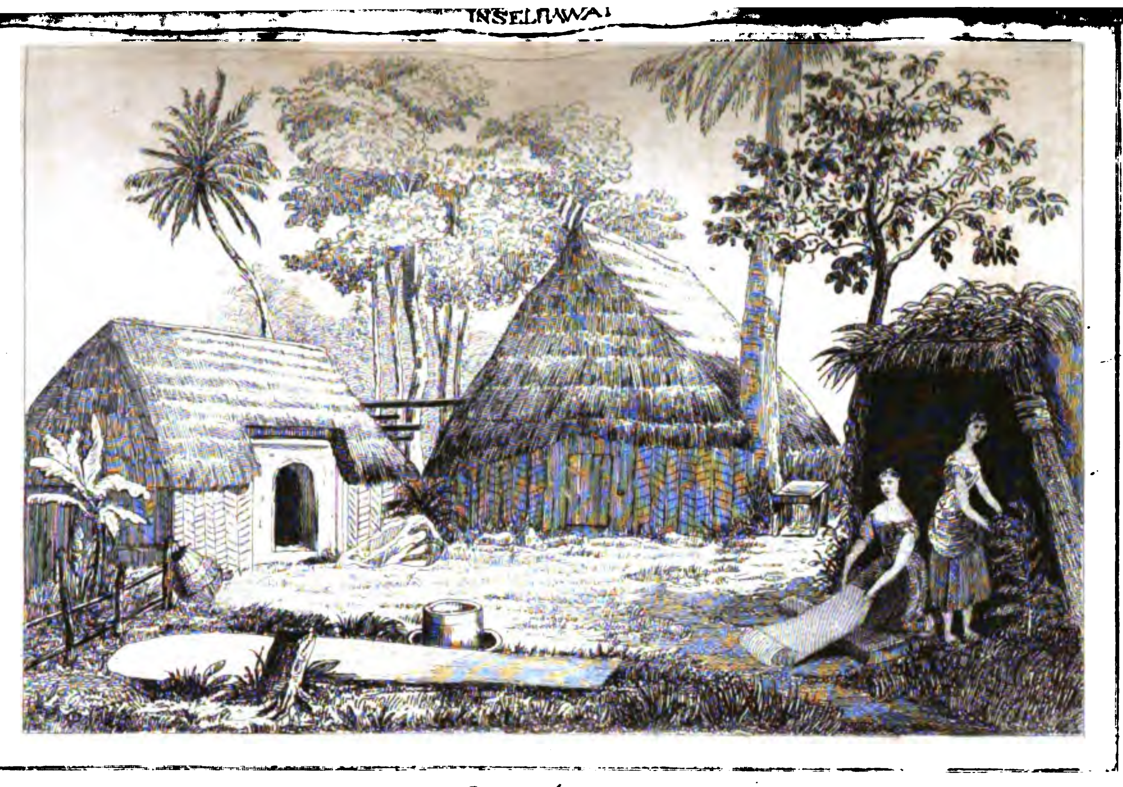
Vor der Ankunft der Europäer auf dieser Insel wurden die Steue in Naturalien entrichtet, d. h. in Hühnern, Schweinen, Hunden, Netz Piroguen und anderen Gegenständen; jezt dürfen die Grundbesitzer eine g wisse Summe spanischer Piaster oder eine Quantität Sandelholz liefern.

Gewerbsfleiß.

Der Gewerbsfleiß der Eingebornen beschränkte sich ursprünglich a eine kleine Anzahl von Arbeitern. Der in mehreren Strichen der Ins sehr fruchtbare Boden erzeugte den Taro, die Banane, die Igname un die Patate im Ueberfluß. Das einzige damals bekannte Ackerwerkzeug w der Noho, eine Art hölzerner Spatel von 6 Fuß Länge, welche den Spa ersezte. Später, als die Civilisation neue Bedürfnisse mitbrachte, liefer sie die Mittel, sie zu befriedigen, und unsere Ackerwerkzeuge wurden ei heimisch auf Ha-uai, so wie mehrere Pflanzen und Thiere Europa's, Asie und Amerika's.

Die Baukunst beschränkte sich auf die Erbauung von Wohnungen Piroguen. Die Hütten, gewöhnlich in Gruppen von 2 bis 300, unregelmäßig oder in gerade Linien gestellt, waren immer von gl laufenden Wegen durchschnitten. Ein großes Gemach, dessen Länge 12 — 60 Fuß, und dessen Breite von 8 — 40 Fuß wechselte, mit ei Thür an jedem Ende, und einem Fenster auf den Seiten, mit einem Balken getragenen und mit Pandanus-, Zuckerrohr- oder Kokosnußba Blättern bedeckten Dache, mit einer Mauer ohne Kalk auf der Meeresse

INSELHAWAI



Wohnung

und steinernen Platten an feuchten Orten, daraus bestanden die gewöhnlichen Wohnungen. Die Häuptlinge und die Familien von gewissem Range hatten drei Hütten, deren eine als Küche, die zweite als Speisesaal und die dritte im Hintergrunde als Schlafzimmer diente. Bisweilen umgab eine Umzäunung von Pallisaden diese Hütten, und innerhalb derselben ließen die Häuptlinge auch wohl Wohnungen für ihre Diener errichten.

Im Fischfang, Ackerbau und in Verfertigung von Waffen haben sich die Insulaner besonders seit der Ankunft der Europäer sehr vervollkommnet. Damit geben sich allein die Männer ab. Die Beschäftigung der Frauen besteht in Verfertigung von Matten, welche entweder glatt sind oder Zeichnungen tragen, nach der für das Weben angenommenen Verfahrungsart. Die gröbsten Matten gebrauchte man zu Segeln für die Piroguen, andere zu Tapeten, und endlich zu Mänteln, Schachteln und Fahnen. Ueberdieß verfertigen die Frauen aus den Blättern des Drachenbaums Körbchen, Fächer, Hüte von der feinsten Arbeit, und jene kostbaren Federmäntel, womit die Häuptlinge bei großen Festen geschmückt erscheinen. Die Verfertigung der Zeuge ist die wichtigste unter den weiblichen Arbeiten, und erfordert eine vielseitige, sehr verwickelte Behandlungsart. Das langweiligste Geschäft besteht darin, die Rinde des Papiermaulbeerbaumes zu Fasern zu machen. Zu dem Ende nimmt man die Rinde ab, und weicht sie längere oder kürzere Zeit ins Wasser ein; dann wird das Innere der Rinde in Bänder getrennt, auf einem schief liegenden Brett gleichförmig ausgebreitet und mit abgerundeten oder kantigen Klöpfeln geschlagen, je nachdem man dem Stoffe einen Grad von Feinheit geben will. So zubereitet wird dieser vegetabilische Faden auf Hurden einem starken Luftzuge ausgesetzt, wo er, indem er zugleich trocknet, eine sehr schöne Bleiche bekommt. Soll er gefärbt werden, so taucht man ihn in Pflanzensäfte, die aus gewissen Vegetabilien gewonnen werden; die Schattirungen trägt man mit einem Firniß von lebhafterem Glanze auf. In diesem Zustande kann man ihn zur Verfertigung feiner Stoffe gebrauchen.

Marine und Schiffahrt.

Der König besizt eine Fregatte und eine Brigg, welche auf europäische Art erbaut, zugerichtet, bewaffnet und ausgerüstet sind. — Die einheimische Marine besteht aus Handels- und Kriegspiroguen. — Diese Piroguen sind doppelt oder einfach, sehr lang und meistens so schmal, daß eine gewisse Geschicklichkeit dazu gehört, sich auf ihnen so zu halten, um ihr Umschlagen zu verhüten. Zuweilen drängen sich die Eingebornen zu zwanzig und dreißig in ein solches Fahrzeug, das vier Europäer unfehlbar umwerfen würden. Uebrigens hat es auch nicht Viel zu bedeuten, wenn dieser Fall eintritt; Jeder schwimmt auf seiner Seite, und man hebt sich wieder in die Pirogue. Die einfachsten Piroguen sind im Allgemeinen 24 Fuß lang und 18 bis 20 Zoll breit, und laufen an beiden Enden im Winkel in sehr gut angebrachte Schweber aus. Ein Baumstamm in der Dicke von 1 bis 2 Zollen und nach der Länge des Fahrzeuges ausgehöhlt, bildet den Boden; die Borde werden durch drei künstlich zusammengestoßene Bretter von einem Zoll Dicke gebildet. Die Eingebornen fahren bald mit einem dreieckigen, an einem kleinen Mast angebrachten Segel, bald mit Rudern; gewöhnlich bedienen sie sich der Pagayen, d. h. der Ruder, der Segel nur bei einem sehr günstigen Winde.

Die doppelten Piroguen haben eine Länge von 60 bis 80 Fuß u eine sehr beträchtliche Breite. Ein Raum im Mittelpunkte ist für die R senden und Waaren bestimmt, und die Ruderbänke befinden sich außerha

Die Bewohner des Archipels sind sehr gute, tapfere, treue und m tere Seeleute. Sie sind vortreffliche Schwimmer; aber man hat ihre G schicklichkeit in diesem Punkte oft übertrieben; sie können nicht weiter 7 Meilen vom Lande weg schwimmen; auch sah man keinen, der mehr 11 Klafter tief untertauchte; wenn sie in dieser Tiefe ankommen, dri ihnen das Blut aus Nase und Augen; übrigens sind sie im Tauchen se gewandt. „Das Kupfer unseres Schiffes,“ sagt Choris, „war unter de Kiele zerfressen; ein Insulaner tauchte unter, untersuchte den Schade stattete Bericht darüber ab, tauchte mit einem Hammer, einem St Kupfer und Nägeln von Neuem unter, und besserte Alles mit groß Pünktlichkeit aus.“

Oft schiffen sich Insulaner auf amerikanischen Schiffen ein, welche na Canton oder an die nordwestliche Küste Amerika's gehen. Bei ihrer Rü kehr erzählen sie mit vielem Vergnügen ihren Landsleuten ihre Abenteu und übertreiben, wie es auch bisweilen bei civilisirten Menschen der Fa ist, Das, was sie auf ihren Reisen gesehen haben.

Sie haben eine gewisse Anzahl kleiner Fahrzeuge, welche mit dene anderer Inseln beständig im Verkehre stehen. Im Jahr 1821 ging ei Schiff von 180 Tonnen mit einer Ladung Sandelholz, Rothholz und Koko nüssen von Oahu nach Port-Jackson in Australien unter Segel, und kam nachdem es seine ganze Ladung gegen gesalzene Mundvorräthe, Feuerwaff und Messerschmiedewaaren ausgetauscht hatte, glücklich zurück. Die Man schaft bestand ganz aus Eingebornen, und das Kommando hatte ein gebo ner Franzose Rives, der nämliche, welcher den verstorbenen König in de Eigenschaft eines Sekretärs und Dolmetschers nach England begleitete.

Rives hatte schon seit 16 Jahren auf der Insel gewohnt, und spr das Ha-uaische sehr geläufig. Er kehrte zu ihnen zurück und versicher mehreren französischen Kapitänen, daß diejenigen seiner Landsleute, welc sich entschließen könnten, die Insel in Handels- oder anderen Angelege heiten zu besuchen, auf alle mögliche Weise aufgemuntert werden würden.

Die Bewohner des Archipels sind im Allgemeinen gesprächig und theilend, und wenn man bedenkt, daß mehr als 100 000 seiner Einwoh mit den Erzeugnissen Europa's und mit den Gewohnheiten einer civilisir Welt gegenwärtig vertraut sind oder es in Kurzem seyn werden, so sich wohl annehmen, daß sie einst einen großen Theil ihrer Erzeug gegen die unsrigen werden austauschen wollen, und daß sich ein schön Feld für Handelsunternehmungen zwischen Frankreich und Ha-uai erö dürfte.

Die Ha-uaier treiben Fischfang; der Fang der großen Makrelen, niten und Delphine ist sehr sinnreich. Sie bedienen sich auch einer Heidekraut, welches die Eigenschaft hat, die Fische krank zu machen, sie auf die Oberfläche des Wassers zu bringen, wo man sie sehr l fängt. Sie verwandeln diese Pflanze in Pulver und tauchen mitten u den Felsen unter, um es in die Nähe der Fische zu bringen. Fische, w man auf diese Art fängt, werden sogleich geöffnet und ausgenommen.

Alte Sitten und neuer Charakter.

Diese Insulaner sind von Natur sanft, edel, gastfreundlich, tapfer und gesprächig. Mittheilender als die Bewohner von Tonga sind sie ernster, als die von Taiti. Ehe sie mit den Europäern in Verbindung traten, lebten sie in gutem Einverständniß miteinander, und die Männer behandelten die Frauen mit Sanftmuth, ein sicheres Zeichen, daß ein gewisser Grad von Civilisation vorhanden ist. Der Vater und die Mutter hatten das Recht über Leben und Tod ihrer Familie, und machten sehr oft davon Gebrauch, besonders gegen diejenigen ihrer Kinder, welche von der Natur stiefmütterlich behandelt worden waren; auch war die Bevölkerung, welche übrig blieb, kräftig und stark.

Wenn ein Kind geboren wurde, wusch man es mit Meerwasser, und ließ es hernach auf einer Matte sich frei bewegen. Taufe und Beschneidung waren unbekannt; Cook führt im Gegentheil eine der leztern entgegengesezte Operation an, welche man an neugebornen Kindern verrichtete. Die Erziehung, welche sich beinahe ganz auf die Entwicklung der körperlichen Kräfte beschränkte, bestand ganz in körperlichen und kriegerischen Uebungen.

Die Polygamie war im Allgemeinen erlaubt; indeß war sie, so wie im ganzen übrigen Polynesien, nur bei den Häuptlingen zu finden. Die Heirathsceremonie war sehr einfach. War die Heirath unter den Eltern verabredet, so warf der künftige Gatte in Gegenwart beider Familien ein Stück Zeug auf seine Verlobte; und nach dem Gastmahle führte er sie in die Hütte, welche sie bewohnen sollte. Die, welche schon eine Frau hatten, beobachteten selbst diese einfache Formalität nicht.

Die Häuptlinge wählten gewöhnlich ihre Frauen aus ihrer Familie. Die Söhne folgten ihren Vätern, heiratheten oft ihre Witwen, und Nichts war häufiger als eine Heirath zwischen Bruder und Schwester.

Kriegerische Gebräuche.

Die kriegerischen Gebräuche in der ursprünglichen Reinheit dieser Völker sind mannigfaltig und von großem Interesse. Da sie von Feinden umgeben, genöthigt, sich immer zum Angriff und zur Vertheidigung bereit zu halten, in kriegerischen Uebungen erzogen waren, so ist ihre Geschichte nichts als eine lange Erzählung von Angriffen, Ueberfällen, Landungen und Gefechten. Fühlte sich ein Theil durch eigene Kraft oder die Schwäche seines Gegners stark genug, so fand sich immer ein Vorwand zum Angriffe. Man kannte keine stehenden Truppen auf diesen Inseln. Von Kindheit an in Handhabung der Lanze und des Wurfspießes geübt, erwarben die Hawaier in diesen Uebungen eine erstaunliche Gewandtheit, und selten fehlten die Schleuderer ihr Ziel auf 25 Toisen. Ihre Stärke war so groß als ihre Gewandtheit, und ihre Muskelkraft außerordentlich. Die Angriffswaffen waren der Wurfspieß, die Schleuder, die Keule und der Dolch. Den Schild kannten sie nicht; statt dessen diente ihnen der Wurfspieß, und mit dem Stiele parirten sie mit bewunderungswürdiger Behendigkeit die Streiche ihrer Gegner und sogar Schleudersteine. Die Kleidung der Soldaten war ganz einfach der Maro, eine Art Gürtel. Die Anführer trugen Helme und Mäntel, leztere mit gelben und rothen Federn besezt, welche rautenförmig mit vieler Kunst geordnet waren. Der König

allein hatte das Recht, einen Mantel von gelben Federn zu tragen. Die Helme waren von griechischer Form mit verschiedenfarbigen Büschen. Berühmte Krieger und Häuptlinge zweiten Ranges trugen nur eine Schärpe von bunten Federn. Außer dem Federmantel trugen die Häuptlinge als weitere Auszeichnung einen an einer Haarschnur hangenden Ringkragen, Parawa genannt.

Fragen über Krieg und Frieden wurden in einer allgemeinen Versammlung der Häuptlinge und Krieger berathen. Da wurden die Gründe zur Rache, die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Züge erwogen, und mehr als einmal gaben diese Erörterungen Veranlassung zu feurigen Reden voll roher, aber hinreißender Beredsamkeit. Ellis führt die Abschiedsworte eines ins Lager gehenden Kriegers am Vorabende einer Schlacht an: „Unsere Reihen," sagt er, „sind wie die Felsen im Ocean, unbeweglich, gegen den Andrang der Wellen; jeder Krieger ist wie ein Igel, den Niemand zu berühren wagt. Wenn die Truppe des Königs vorrückt, wird sie sich vor ihren Feinden erheben, wie ein großer Brodbaum neben dem niedrigsten Kraute. In der Schlacht wird der Krieger fest stehen, wie der Palmbaum mit tiefen Wurzeln, und wird über den feindlichen Häuptern schweben, wie der Palmbaum über den gekrümmten Rosensträuchen. Bei unsern nächtlichen Angriffen wird der Glanz unserer Fackeln sie überraschen, wie das Feuer der Sterne, und unser Geschrei wird sie niederwerfen, wie das Rollen des Donners." — War der Krieg beschlossen, so versammelten sich die Priester und Krieger in dem Tempel, und es wurden Opfer dahin gebracht. In gewöhnlichen Fällen genügten Hühner und Schweine; aber bei dringenden Gefahren und entfernten Kriegen mußte Menschenblut fließen. Die in den lezten Kriegen gemachten Gefangenen und in ihrer Ermanglung die in den Gefängnissen aufbewahrten Verbrecher wurden nun zu den Opferpriestern gebracht. Sie wurden in den Heiau geführt und an den Fuß des Altares geschleppt, wo ein Keulenschlag ihren Schädel zerschmetterte, so daß das Gehirn oft die Henker und Umstehenden besprüzte. Zehn, zwanzig Menschen wurden bisweilen geopfert, und zugleich eine große Anzahl Thiere; sodann wurde den aufgehäuften Leichnamen der Bauch geöffnet, damit die Priester in den zuckenden Eingeweiden den Willen der Götter lesen und ihre Orakel verkündigen konnten. Je nachdem die Antwort ausfiel, wurde der Krieg aufgeschoben oder beschlossen.

In diesem leztern Falle beriethen sich die Priester und Krieger gemeinschaftlich und trafen Anordnungen über die erforderliche Anzahl von Kriegern, über die Zeit, in welcher sie berufen werden sollten, und den Weg, welchen sie einzuschlagen hätten. Jeder Krieger mußte seine Waffen, seine Lebensmittel und sogar die zur Beleuchtung nöthigen Nüsse mitbringen.

Den Oberbefehl führte der König oder ein von ihm bezeichneter Häuptling. Jeder Häuptling befehligte die Krieger, welche seine Vasallen waren. Sollten alle Krieger zu den Waffen greifen, so durchliefen Boten, Rere genannt, die ganze Insel, und ihre Behendigkeit war so groß, daß sie sich ihres Auftrages in acht bis neun Tagen entledigten, ungeachtet der vielen Halte, welche sie machen mußten, und der Umwege, wozu die steilen Abhänge der Küste an vielen Stellen nöthigten. Da Tapferkeit bei diesen jungen Völkern als eine Haupttugend galt, so fehlten bei dem Aufrufe nur wenige kräftige Insulaner. Uebrigens war ein Beamter, Uruoki genannt, damit beauftragt, über die Zögernden zu wachen, und, wenn er deren traf,

spaltete er ihnen das Ohr oder schnitt es ihnen ganz weg, und hängte ihnen so einen unverwüstlichen Schandfleck an. Endlich führte man sie mit einem Strick um den Leib in das Lager.

Greise, Weiber und Heerden führte man eiligst an einen steilen und beinahe unzugänglichen Ort, und gab ihnen eine Anzahl Krieger zur Wache. War man am allgemeinen Sammelplatze angekommen, so errichtete man an einem Orte, der leicht zu vertheidigen war, ein fliegendes Lager, und erbaute Hütten vom Ti oder Kokosnußbaum.

Priester trugen an der Spitze des Heeres die Statue des Kriegsgottes, des gräßlichen Tairi. Die Wahrsager wurden von Neuem befragt und brachten die Antwort der Götter, nachdem sie die Wolken und die Eingeweide der Schlachtopfer beschaut hatten. Der König redete das Heer an, ein jeder Häuptling ermuthigte seine Krieger, dann bereitete man sich zum Kampfe vor.

Heer.

Das in Schlachtordnung gestellte Heer war in das Centrum und die Flügel abgetheilt, die so gestellt waren, daß, wenn die Schlachtordnung erschüttert war, sie die Form eines Halbmondes annahm. Die Schleuderer und Lanzenträger standen in der ersten Linie. Der Kampf begann selten mit einem allgemeinen Schlagen. Nachdem sie sich einige Zeit beobachtet und einander gegenseitig Hinterhalte gelegt hatten, trat oft ein Krieger aus den Reihen und forderte einen Gegner aus dem feindlichen Lager in die Schranken. Es entsprach einer dem Aufrufe, und im Angesicht beider Heere, deren jedes seinerseits für seinen Kämpfer Gelübde that und ihn mit seinem Geschrei ermuthigte, entspann sich ein gräßlicher, wüthender Kampf, der nur mit dem Tode eines der Kämpen endigte. Da entwickelten die Kämpfer alle Kraft und Behendigkeit, die ihnen die von einer ganz gymnastischen Erziehung unterstützte Natur hatte verleihen können: Finten, verstellte Fluchten, heftige Angriffe und Hiebe, die ebenso schnell parirt, als geführt wurden. Jede Bewegung, jeder Schrei eines Kriegers erweckte Hoffnung oder Schrecken in seinem Lager, und bald in diesem, bald in jenem Zittern und Gebrüll; denn von dem Ausgang des Kampfes hing oft das Schicksal der Schlacht ab. Sehr oft traten auf einigen Punkten der Linie einzelne Kämpfer einander gegenüber, und hatten diese Duelle mehrere Tage lang fortgedauert, ohne daß der eine oder andere Theil einen ansehnlichen Vortheil errungen hatte, so erschien ein Friedensbote mit einem Palm- oder Kokosnußzweig in der Hand. Nun versammelten sich die Häuptlinge; ward das Ende des Krieges beschlossen, so begab man sich in den Tempel, wo man ein Milchschwein opferte, dessen Blut die Erde benezte; hernach flochten die Häuptlinge in Gegenwart beider Heere einen Kranz aus der wohlriechenden Pflanze Mairi; der Kranz wurde im Tempel niedergelegt, und Tänze, Gastmähler und Feierlichkeiten, wobei beide Heere vereinigt waren, beschlossen das Fest und besiegelten die Wiederversöhnung.

Wenn nach den einzelnen Kämpfen oder beim ersten Zusammentreffen die Schlacht allgemein wurde, dann entspann sich ein wüthendes Handgemenge und erstreckte sich bald über die ganze Linie. Die Reserve, welche sehr geschont wurde und aus den auserlesensten Kriegern bestand, erschien gewöhnlich, um den Sieg zu entscheiden. Manchmal zogen sich beide Heere

ohne entscheidenden Erfolg zurück; ein anderes Mal blieb der Sieg meh
Tage unentschieden; aber meistens blieb eine Partei Meister des Schl
feldes, und die Besiegten flohen mit Zurücklassung ihrer Waffen, die e
in der Richtung des Puho-Nua oder Asyls, andere in den Vari oder
Verschanzung, andere in das Gebirge; aber die Sieger verfolgten sie h
auf dem Fuße, und wen sie erreichten, führten sie als Gefangenen in
Lager zurück. Da stand das Leben und die Freiheit der Gefangenen g
lich zur Verfügung der Häuptlinge und des Königs. War dieser als
bekannt, so suchten sich die Gefangenen ihm in den Weg zu stellen
warfen sich ihm zu Füßen. Ein Zeichen, ein Wort, der Eintritt in
Palast genügte zu ihrer Rettung. Wenn der König sagte: „Aufgesch
so war dem Gefangenen das Leben geschenkt; Sklave aber wurde er
blieb in dem Tempel, um im Nothfall als Schlachtopfer zu dienen, w
er sagte: „das Gesicht gegen den Boden"; oder schwieg er gar, so wu
das Todesurtheil sogleich an ihm vollzogen.

Nach einer Schlacht beerdigten die Sieger nur die Ihrigen, und lieſ
die Leichname der Feinde unbeerdigt liegen. Die Beute wurde unter d
Sieger nach Maßgabe ihres Ranges vertheilt; und Gefangene, Weiber u
Kinder wurden Sklaven und mußten für ihre neuen Herren arbeiten.

So waren die kriegerischen Gebräuche und Einrichtungen der Bewoh
Ha-uai's beschaffen, als sie zum Erstenmale von europäischen Seefahrer
besucht wurden; heut zu Tage würde man auf den Inseln Polynesiens d
Wilden Cook's vergeblich suchen. Kaum würde man im Innern der grö
ßeren und weniger besuchten Inseln Orte finden, wohin unsere Civilisatio
noch nicht gedrungen ist, und wo die Bedürfnisse, die sie im Gefolge ha
noch unbekannt sind. Kan-Ike-Uli, der gegenwärtige König, hat ein
Garde von Eingebornen in englischer Uniform, und andere Truppen, nac
oder mit dem Maro bekleidet, sind auf europäische Art exercirt, und habe
statt der Schleuder und Lanze eine Flinte mit Bajonnet. Die Städte wu
den befestigt und mit Kanonen versehen, und mehrere Kriegs-Goeletten
deren Mannschaft aus Eingebornen besteht, und meistens von englische
oder amerikanischen Seeleuten befehligt wird, kreuzen im Archipel.

Todtendienst.

Nirgends ist der Todtendienst heiliger als auf Ha-uai; nirgends sin
die Zeichen des Schmerzens und der Trauer lärmender und übertriebener
Aber besonders bei dem Tode eines Königs offenbart sich der öffentlich
Schmerz auf eine für Europäer unglaubliche Weise. Außerordentliche Tätto
wirungen, Verstümmelungen, Fasten, Gebete, Opfer, Nichts wird gespart
Bisweilen verbinden sich mit diesen Zeichen des Schmerzens Gesänge z
Ehren des Landes.

Hier folgt das von Ellis, einem gelehrten englischen Missionär un
aufbewahrte Klaglied, wie es auf dem Grabmale Kiai-Moku's, des Stat
halters von Mawi, durch eine seiner Frauen abgesungen wurde:

Gestorben ist mein Herr und Freund;
Mein Freund zur Zeit des Hungers;
Mein Freund zur Zeit der Trockenheit;
Mein Freund am Tag der Armuth;
Mein Freund im Regen und im Wind;
Mein Freund in Sonnenhitze;
Mein Freund in Bergeskälte;



Morai des Königs

Mein Freund im wilden Sturme;
Mein Freund bei stiller Witterung;
Mein Freund auf den acht Meeren!
Ach! Ach! fort ist mein treuester Freund,
Und wird nicht wieder kehren.

Die Missionäre berichten uns über die Feierlichkeiten beim Begräbnisse Tamea-Mea's, welcher am 8. Mai 1819 starb. Die Nachricht von diesem Tode, auf den man jedoch seit geraumer Zeit gefaßt war, verbreitete sich wie ein elektrischer Schlag, und bedeckte die Insel mit einem Trauerschleier. Ohne daß es nöthig gewesen wäre, die Trauer anzuordnen, beeilte sich ein Jeder, seinen Antheil am allgemeinen Schmerze zu bethätigen. Es war ein allgemeines Jammern und Seufzen, das nur durch Erzählungen von Zügen aus dem Leben ihres verstorbenen Königs unterbrochen wurde. Männer und Weiber rissen sich die Haare aus und wälzten sich auf dem Boden. Viele, die einander begegneten, schämten sich, nicht genug Beweise ihrer Betrübniß zu geben, und zerfleischten sich das Gesicht; und Alle wollten, um die Zeichen ihres Schmerzens zu verewigen, sich einige Zähne ausreißen. Nicht zufrieden, sich die Zunge tättowiren zu lassen, was in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, ließen sich die Meisten nachstehende Inschrift in englischer Sprache auf den Arm eingraben: „Unser großer und guter König, Tamea-Mea, starb am 8. Mai 1819." Mehrere Insulaner trieben den Fanatismus so weit, daß sie ihre Häuser und Möbel verbrannten. Aus allen Theilen der Insel waren die Bewohner in die Nähe der Hauptstadt gekommen; und zu Towai-Hai und Kai-Kua, Dörfern der Umgegend, blieb das Volk drei Tage und drei Nächte auf dem öffentlichen Platze, ohne zu ruhen oder Nahrung zu sich zu nehmen, einzig damit beschäftigt, Zeugniß von seinem tiefen Schmerze abzulegen.

Ebendieselbe Trauer, welche dem Hinscheiden Tamea-Mea's folgte, *wiederholte* sich mit allen Nebenumständen bei dem Tode seiner Witwe Keo-Puo-Lani, der Mutter Rio-Rio's und Kau-Ike-Uli's, der Gemahlin des Königs und der Mutter zweier Könige. Keine menschliche Sprache vermöchte diesen öffentlichen Schmerz zu beschreiben: ein Bericht Stewart's vermag nur eine annähernde Vorstellung davon zu gewähren. Es begab sich zu Mawi, der damaligen Residenz Keo-Puo-Lani's. „Die Bewohner der Insel, deren Zahl über 5000 beträgt, stürzten zu der Wohnung der Verstorbenen, heulend, seufzend, die Hände vor Verzweiflung ringend und die seltsamsten und ausdrucksvollsten Stellungen annehmend. Und nicht bloß das Volk bezeugte seine Trauer auf diese Art, sondern auch die Häuptlinge, die Herren vom Hofe und sogar Kua-Kini, einer der mächtigsten von ihnen. Jede dieser Klagen hatte ihre eigenthümliche Stellung und Ausdruck. *) Die Frauen mit fliegenden Haaren, mit gegen den Himmel ausgestreckten Armen, mit offenem Munde und geschlossenen Augen, schienen um eine Katastrophe zu bitten, welche den Unglückstag denkwürdig machen sollte; die Männer kreuzten ihre Hände hinter dem Kopfe und schienen tief in Schmerz versunken zu seyn. Hier warf man sich mit dem Gesichte gegen den Boden und wälzte sich im Sande; dort fiel man auf die Kniee und stellte sich, als habe man epileptische Anfälle. Manche rissen sich Hände voll Haare aus, und schienen sich den Kopf kahl machen

*) S. Blatt 18.

zu wollen. Alle verdoppelten ihre Gebärden und außerordentlichen Trauerbezeigungen, indem sie schrieen: Auwe! Auwe! dieses Wort in einem schnellenden und langsamen Tone aussprachen, und die lezte Silbe hinauszogen, um es ausdrucksvoller und schmerzlicher zu machen. In Gruppen oder einzeln, laufend oder stille stehend hielt dieses trauernde Inselvolk mit allen seinen so verschiedenen, so gräßlichen, so charakteristischen Stellungen in einer allgemeinen Pantomime die Leichenrede seiner Königin, und bildete das seltsamste, aber auch rührendste Gemälde, das man sich vorstellen kann. Als man sie fragte, was sie für einen Grund hätten, ihren Schmerz auf eine so übertriebene Art an den Tag zu legen, antworteten sie, es wäre noch viel zu wenig, und die Zeichen ihres Schmerzens würden bei ihnen ewig sichtbar seyn."

Nirgends, in keinem Lande waren die Zeichen des Schmerzens so aufrichtig und einmüthig, und wohl darum, weil die Ha-uaier in Tamea-Mea nicht bloß einen König beweinten, den Waffengewalt, List oder der Zufall der Geburt über sie gestellt hatte, sondern einen Vater und Beschützer, der sie beständig auf dem Wege der Verbesserung vorwärts geführt und sich mit ihrem Wohle beschäftigt hatte; in der Königin aber beweinten sie Die, welche sich die Zuneigung des Vaters des Vaterlandes erworben hatte.

Gastmähler, Unterhaltung und Gesänge.

Ein Volk, das so einfache Sitten hatte und in einem so milden und gemäßigten Klima lebte, aß auch wenig. Die Brodfrucht, der Taro, Pataten, Jgnamen, Bananen, bisweilen frische oder gesalzene Fische waren die Hauptgerichte der täglichen drei Mahlzeiten, deren eine Morgens, die zweite Mittags und die dritte bei Sonnenuntergang eingenommen wurde. Einige Calebassen für das Wasser, einige hölzerne Gefäße, welche die Stelle der Näpfe und Tassen vertraten, waren die Geräthe der Küche. Die Gäste kauerten sich um die Matte nieder, auf welcher die Speisen standen, und aßen nach Belieben mit den Fingern. Zu diesen Speisen kamen bei Häuptlingen gebratene Schweine oder Hunde; beim Anfang der Mahlzeit tranken diese einige Schlücke Kava, der dem Volke, das nur Wasser trank, strenge verboten war. Früher speisten, wie schon bemerkt, die Frauen besonders; aber das Tabu verbot ihnen nicht, wie auf Taiti, die Hütte der Männer.

Die Frauen hatten für Zubereitung der Speisen zu sorgen. Aus der Arumswurzel, welche Taro heißt, geknetet und im Ofen gekocht wird, machten sie das Poe, das die Stelle unseres Brodes vertritt. Zermalmte man diese Wurzel ohne Wasser und ließ sie kochen, so erhielt man einen festen Teig, der an der Sonne getrocknet sich mehrere Monate lang hielt; wird sie zu Brei gerührt und einer zwölf- bis fünfzehnstündigen Gährung ausgesezt, so bekommt sie einen säuerlichen Geschmack und wird sehr angenehm. Die Fische aß man roh, indem man sie in Salzwasser oder nur in Meerwasser eintauchte. Die in Erdöfen gekochten Speisen bekamen einen vortrefflichen Geschmack, was die Mannschaft der Schiffe Cook's bewog, dieselbe Methode zu befolgen, wobei sie sich gut befand.

Wenn sich auf Ha-uai die Bewohner mit einander unterhalten, so legen sie sich platt auf den Bauch um eine Matte her. Es ist gebräuchlich, daß man, wenn ein Verwandter oder Freund von einer Reise oder von einem Zuge zurückkommt, anfängt zu weinen und zu schreien, während

einander tröstet und umarmt. Empfängt eine Familie den Besuch eines Gastes von Auszeichnung, so feiert man seine Ankunft mit einem improvisirten Liede. Hier die Uebersetzung eines solchen Gedichtes nach Ellis:

Kame Mawi's, Sohn Para's,
Wie euch feiern?
O Mawi! Weib, berühmt auf Hovna,
Weib, gewandt im Ackerbau!
Laßt uns den Fischer verheirathen
Mit dem Weibe, das den Acker baut.
Glücklich das Land, das ihnen angehören wird!
Wenn der Mann ein Fischer ist,
Und die Frau den Acker baut,
So gibt es Lebensmittel genug für Greise und Jünglinge,
So wie für unsere geliebten Krieger.
Man denkt an das Leben des Freundes,
Man baut für Tui-te-Lani.
Die mächtigen Wälder von Tapa-Pala wurden verbrannt,
Der Abhang selbst wurde verzehrt;
Das Land Tua-Ehu war wüste.
Der Vogel sezte sich auf die Felsen von Ohara-Hara.
Acht Monate, acht Tage lang,
Waren die Landbauern außer Athem,
Müde vom Kräuterbau,
Erliegend unter der Sonne;
Um sich blickten sie mit Besorgniß.
Durch den Wind, durch den regenschweren Sturm
Wurde der Sand auf Hoina geworfen;
Ganz roth wurden die Augen davon.
O Ta-uai! o Ta-uai! sey geliebt!
Land inmitten des Meeres,
Das friedlich ruht im Schoße der Wellen,
Und sein Antlitz angenehmen Winden zukehrt.
Der Wind hatte geröthet die Augen
Der Menschen, deren Haut tättowirt ist.
Der Sand von Ta-u ist zu Poho-Tuoa,
Die Lava zu Ohia-Ota-Lani.
Das Meer war der Weg, auf dem man kam
Zur sandigen Küste Taimu's;
Im Innern, durch den Berggipfel,
War der Fußpfad verborgen.
Kiro-Ea war verborgen durch den Sturm.
Pele residirt zu Kiro-Ea
Im Vulkan und nährt sich immer von Flammen.

Gymnastische Spiele und Tänze.

Die meisten Spiele dieser Insulaner bestanden in gymnastischen Uebungen, worin sie eine erstaunliche Kraft und Gewandtheit entwickelten. Sie kannten die Schaukel, das Fünfkugelspiel, ein in Indien und Europa bekanntes Spiel, welches darin besteht, immer fünf Kugeln in der Luft zu erhalten, welche von dem Spieler bald aufgefaßt, bald fortgeworfen werden, und so eine Art Garbe bilden, die fortwährend über seinem Haupte in Bewegung ist. Auch hatten sie ein anderes Spiel, das mit dem der alten griechischen Gymnasien Aehnlichkeit hatte und darin bestand, sich so lange als möglich mit einem Fuße auf einem runden und vollkommen glatten Steine zu erhalten. Aber das Lieblingsspiel der jungen Leute, ein Spiel, an dem die Ha-uaierinnen häufig Antheil nehmen, ist das Wettrennen, wobei häufig Wetten gemacht werden, und das ihnen Gelegenheit gibt, all ihre Kraft und Gewandtheit zu entwickeln. Der zu durchrennende Raum ist Anfangs sehr beschränkt; aber die Rennbahn erweitert sich bald, indem die Gegner, welche später als die übrigen angekommen sind, sich zurückziehen, und endlich wird bei einem lezten Versuche der Sieger, in Schweis gebadet und athemlos, ausgerufen und gewinnt die Einlagen.

Eine andere Uebung ist das Schwimmen, wobei sich Männer und Frauen gleichsehr auszeichnen. In Stürmen, mitten in der wüthendsten Brandung, sieht man sie, ein Brett vor sich her stoßend, mit diesem einfachen Hilfsmittel der Wuth der Wogen trotzen, und mehrere Meilen weit im Meere fortschwimmen, oft ganze Minuten unter der Brandung der

Wogen verschwinden, aber plötzlich auf einer andern Seite wieder au
tauchen und immer fortschwimmen. Karai-Mocu und Tai-Una, berühm
Häuptlinge, zeigten gern ihre Gewandtheit in dieser Kunst. Ein ge
gewöhnliches Spiel dieser Insulaner hatte viel Aehnlichkeit mit unse
Damenspiel, und bestand in einem Damenbrett mit 238 Feldern in sieb
zehn Reihen, auf welchem man kleine Steine hin- und herrückte.
Hauptbelustigungen auf den Ha-uai-Inseln sind aber ohne Zweifel
Schauspiele, bestehend in einer Art Pantomimen oder in Tänzen, die hau
sächlich von Frauen ausgeführt wurden, und woran sogar die Frauen
Häuptlinge Theil nahmen. *) Diese Spiele werden im Takte ausgefü
und von Musikern des Landes geleitet, welche oft nicht die uninteressante
Spieler des Stückes sind. Die Missionäre und Reisenden haben uns
mehreren solchen Festen Beschreibungen mitgetheilt.

Die Tänze oder Hura's begannen mit weichen Stellungen und la
samen und zierlichen Bewegungen, welche allmälig an Schnelligkeit zun
men, und am Ende wurden die Stellungen so seltsam und die Bewegun
so schnell, daß der Zuschauer ihnen kaum mit dem Auge folgen kon
Der beste Tänzer war der, welcher es am längsten aushalten kon
Cook spricht von einem Tänzer, welcher ein Halsband von Meergras un
mit Hundszähnen besezte Arm- und Fußbänder trug. **) In der rechte
Hand hatte er eine große mit Steinen gefüllte Calebasse, und in der linke
einen Stock, womit er darauf schlug. Er führte nach Art der italienische
Possenreißer groteske Tänze aus. Ellis sah einen jungen Mann, welcher
allein einen Tanz ausführte, den der Ton einer Calebasse, die er in der
Luft hin- und herbewegte, und das Geschrei der Umstehenden, welche National
lieder sangen, begleitete. Ein anderes Mal wohnte er einem Tanze bei,
den zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von 9 bis 10 Jahren, aus
führten, welche unter Begleitung von fünf Musikern, die ihre Tam
Tams schlugen, sehr schwierige Touren machten, während sie das Lob de
Krieger von Ha-uai besangen. ***)

Die ergötzlichsten Spiele waren diejenigen, welche man zu Ehre
Vancouvers aufführte. Dieser berühmte Seemann gibt einen lang
Bericht über die Scheinkämpfe, die Tänze und Spiele aller Art, wom
man ihn bei seiner zweiten Reise belästigte. Es war, wie wir sehen wer
den, im Jahr 1793, ein Jahr nach der Ermordung seines Lieutenant
Hergerst, da Vancouver in der Bai von Ke-Ara-Kekua, der Residen
des Königs Tamea-Mea, ankerte. Ohne Zweifel ließ dieser Herrscher z
Wiederherstellung des guten Einverständnisses zwischen den Europäern un
Eingebornen alle auf Ha-uai gebräuchlichen Festlichkeiten und Schauspi
veranstalten. Vancouver bewunderte vornehmlich das Schauspiel ein
Scheinkampfes, wo er Gelegenheit hatte, die erstaunliche Kraft und un
meine Gewandtheit der Krieger des Ha-uai-Archipels zu bewundern. Ve
suchen wir es, diesen merkwürdigen Bericht nach unserer Art wieder z
geben:

Kriegerische Schauspiele.

Zwei Kriegerschaaren, jede 150 Mann stark und mit stumpfen Lanzen
bewaffnet, stellten sich unter Anführung ihrer Häuptlinge auf dem nördliche

*) S. Blatt 119. **) S. Blatt 123. ***) S. Blatt 120.



Tanz der Kinder

Theile der Küste außen an dem Morai in Schlachtordnung. Die zur Rechten sollten das Heer Tamea-Mea's, die zur Linken die Truppen der Könige Tahi-Teri und Ta-Eo, seiner Feinde, vorstellen. In einem wirklichen Kampfe hätten Schleuderer die Spitze der Flügel einnehmen sollen; da sie fehlten, mußte man sich dieselben hinzu denken.

Auf ein verabredetes Signal rückten beide Scharen von selbst vor; als nachdem sie auf die Schußweite eines Wurfspießes sich einander genähert hatten, traten auf beiden Seiten die Anführer vor ihre Krieger, hielten eine feurige Anrede an sie und begleiteten jedes Wort mit den ausdrucksvollsten Gebärden; hernach wurden von beiden Seiten Ausforderungen und Drohungen gewechselt, sodann auf ein anderes Signal von beiden Heeren ein Hagel von Wurfspießen abgeschickt, wovon jedoch der größte Theil mit lautem Geschrei auf den Lanzeneisen abprallte. Dieses Vorspiel des Kampfes, bei welchem die Gegner beider Parteien eine Probe von erstaunlicher Gewandtheit im Werfen und Pariren ablegten, war indeß nur der Anfang des Gefechtes. Von beiden Seiten geschahen nun Ausforderungen und mit Blitzesschnelle traten Krieger hervor, die sogleich der Zielpunkt der Wurfspieße ihrer Gegner wurden; aber sie parirten dieselben mit solcher Gewandtheit, daß sie oft mehrere auf sie geschleuderte Wurfspieße in der Luft auffingen, und sie wieder auf die Feinde warfen, während sie sich zugleich gegen neue, die angeflogen kamen, schüzten.

Insbesondere erregte Tamea-Mea durch seine Unerschrockenheit die Bewunderung der Begleiter Vancouvers. Er hatte sich einen Augenblick unter die Kämpfenden gemischt. Sobald die Krieger Tahi-Teri's ihn im ersten Gliede erblickten, waren alle Angriffe gegen den großen König gerichtet. Im Augenblick flogen sechs Wurfspieße auf Einmal gegen seinen Kopf und seine Brust. Mit einer Hand faßte er drei auf, die er sogleich wieder auf den Feind warf, wich einem vierten durch eine rasche Bewegung aus, und zerbrach die beiden andern mit dem Eisen seiner Lanze in der Luft. Indeß ließen die Feinde fortwährend einen Hagel von Wurfspießen auf ihn regnen, und ungeachtet seiner außerordentlichen Gewandtheit wäre er ohne Zweifel getroffen worden, als durch eine rasche Bewegung seine Truppen einen lebendigen Schild um ihn bildeten; sogleich rückte diese dichte und von Eisen starrende Masse auf den Mittelpunkt des Feindes los, durchbrach jenen, verfolgte diese und errang den Sieg. Tamea-Mea hatte keine Wunde erhalten.

In den lezten Augenblicken des Kampfes hatten die Engländer einen Punkt bemerkt, wo man sich mit unglaublicher Heftigkeit schlug, einen wahren Zweikampf auf Leben und Tod in diesem so erbitterten Gefechte. Es handelte sich darum, einander den Leichnam des ersten Kriegers, der zu Boden geworfen worden war, streitig zu machen. Dieser Krieger war von der Partei Tahi-Teri's, und der Kampf dauerte lange fort, ohne daß ein Theil einen wirklichen Vortheil errungen hätte. In den Schlachten dieser Insulaner wird der erste Gefangene im Morai geopfert; daher verdoppeln sich die Anstrengungen von beiden Seiten; sehr oft wird dieser Punkt der Hauptpunkt des Gefechtes und der Schauplatz eines wüthenden Handgemenges. Endlich wurde das Heer Tahi-Teri's und Ta-Eo's durchbrochen; nun wurden die Verwundeten, oder vielmehr die Krieger, welche die Rolle derselben spielten und während des Gefechtes, braun und blau geschlagen, zu Boden geworfen worden waren, von den Siegern ergriffen,

welche sie an den Fersen faßten, und ziemlich weit weg von dem Schlachtfelde über den Sand hin schleppten. Schon mit Quetschungen bedeckt ließen sich diese Insulaner, um nicht aus ihrer Rolle zu fallen, mitten über Gras und Steine hinschleppen, ohne einen Laut von sich zu geben oder sich zu bewegen. Endlich nahm die Komödie ein Ende, und die handelnden Personen in diesem unglaublichen Schauspiele erhoben sich, mit Staub, Koth und Blut bedeckt, lustig und behend, schüttelten sich ab und wuschen sich im Meere.

Allein dieser heftige Kampf, wo so viel Kraft und Gewandtheit entwickelt wurde, war nur das Vorspiel eines lebhaftern, worin die Angriffe besser kombinirt und die Evolutionen künstlicher angeordnet waren. Die Häuptlinge hatten sich noch nicht gezeigt; nur die gewöhnlichen Krieger hatten figurirt. Die ersteren rückten nun vor in Begleitung von Kriegern, die mit spitzigen 16 bis 20 Fuß langen Lanzen, Polulu geheißen, bewaffnet waren, und führten mehrere Bewegungen auf dem Schlachtfelde aus, während ihre Vorgänger nach morgenländischer Weise auf dem Boden saßen, und mit Unterhandlungen beschäftigt waren.

Als sie sich einander bis auf 12 oder 15 Toisen genähert hatten, standen beide Scharen von selbst still. Der Häuptling, welcher den König Ta-Eo vorstellte, nahm zuerst das Wort, und hielt eine Anrede nach Art der Helden in der Ilias; darauf kam die Reihe an andere Krieger, von denen jeder seine Meinung sagte; oft wurde die Erörterung sehr heftig, und während dieser Zeit beobachteten beide Parteien einander unaufhörlich, wie wenn sie irgend einen Hinterhalt oder freiwilligen Angriff befürchtet hätten. Bei Friedensvorschlägen senkten die Wachen des Lagers die Spitze ihrer Lanzen; bei heftigen Unterredungen erhoben sie dieselben in gleicher Höhe. Die Meinung der Häuptlinge, welche für den Krieg gestimmt hatten, drang durch. Von beiden Seiten erhoben sich die Krieger, und ordneten ihre Phalangen. Dieses Mal waren Schleuderer und Armbrustschützen auf die Flügel gestellt und eröffneten die Schlacht. Indeß führten die Truppen Scheinbewegungen aus, in der Absicht, vortheilhafte Stellungen auszuwählen und das feindliche Heer zu beherrschen. Endlich kam es nach diesen Bewegungen und einigen Scheinangriffen zum Handgemenge zwischen beiden Heeren.

In diesem Archipel bilden die Häuptlinge eine besondere Klasse, und sind an Kraft und Einsicht den Kriegern aus der Volksklasse überlegen. Mehrere sind 6 Fuß hoch und mit großer Stärke begabt; überdieß zielt ihre gymnastische Erziehung dahin, diese Stärke noch mehr zu entwickeln; auch zeigten sie auf beiden Seiten eine Gewandtheit und Kraft, über welche die Engländer erstaunt waren, selbst nachdem sie dem vorhergehenden Kampfe beigewohnt hatten. Um jeden Fuß breit Boden wurde gestritten; jede Schlachtlinie schien eine eherne Mauer zu seyn, aber eine Mauer, welche unaufhörlich Streiche entsandte, aus welcher sich unaufhörlich ein Hagel von Geschossen ergoß, der unmächtig an der entgegengesezten Mauer abprallte.

Der Sieg blieb einige Zeit unentschieden; aber die Partei Tamea-Mea's sollte Sieger seyn. Der linke Flügel des Königs Tahi-Teri wankte einen Augenblick und gab dem Heere Tamea-Mea's Zeit, alle seine Streitkräfte auf diesem Punkt zu vereinigen. Nun brach es mit furchtbarem Geschrei auf den linken Flügel los. Von diesem Augenblick an sah man nur Sieger,

die Besiegte verfolgten. Mehrere davon fielen an der Küste, unter ihnen die Könige Tahi-Teri und Ta-Eo. Die Uebrigen gewannen trotz der heftigen Verfolgung das Innere. Die besiegten Könige aber wurden, wie sie sich auch wehrten, vor Tamea-Mea geführt, der sie in den Morai zu bringen befahl, um geopfert zu werden. Dem Befehle ihres Häuptlings zufolge bemächtigten sich die Krieger darauf der Gefangenen; aber anstatt sie zu erschlagen, führte man sie mit allen Ehren, die ihrem Range gebührten, zu einem großen Gastmahle, welches das Fest beschloß und wobei sich Sieger und Besiegte, ihre Streitigkeiten und die kaum gelieferte Schlacht vergessend, einer kindischen Freude überließen und sich über das ihren neuen Gästen gegebene Schauspiel beglückwünschten.

So beschaffen waren die Spiele dieser liebenswürdigen Naturkinder, als sie von den ersten Europäern besucht wurden. Seitdem sind große Umwandlungen vorgegangen. Unsere Civilisation hat die Nationalphysiognomie der Ha-uaier, der Taitier, der Tonga's und anderer, welche Cook und Bougainville Wilde nannten, sehr verändert; bald werden die Reisenden, wenn sie die Berichte der Seefahrer aus dem vorigen Jahrhundert lesen, sie für Fabeln halten wollen.

Kleidung und Schmuck.

Die Kleidung der Bewohner von Ha-uai hat in den lezten Zeiten manche Veränderungen erlitten, besonders aber, wie wir bereits gesehen haben, die Uniform des Heeres. Bei der Ankunft Cook's war der einfache Maro *) das einzige Kleidungsstück der Männer aus dem Volke und der untergeordneten Häuptlinge. Das der Frauen bestand in einem Stück Zeug, das nach dem Geschmack und der Phantasie einer jeden drapirt war, und bald den Kopf bedeckte und über den Busen herfiel, bald nur einfach den Leib umschlang. Die vornehmsten Häuptlinge allein hatten das Recht, einen Mantel oder eine Matte zu tragen, welche aus Stoffen des Landes verfertigt und auf der Schulter mit Haken befestigt wurden. Bei Festlichkeiten und an Schlachttagen bekleideten sie sich mit dem Federnmantel. Beide Geschlechter gingen gewöhnlich barfuß. Wenn sie bei ihren Wettrennen lange auf Korallen gehen mußten, beobachteten sie die Vorsicht, ihre Füße mit Sandalen von Kokoswolle zu schützen. Die Häuptlinge allein trugen Helme im Kriege; sonst aber hatten sie überall statt des Kopfputzes, wie die übrigen Einwohner, nur ihr Haar, das sie auf verschiedene Weise behandelten. Die Einen trugen es lang und ohne besondere Anordnung; Andere ließen es in Flechten herabfallen; Andere endlich behielten von ihrem Haare nur einen vier Finger breiten Riemen bei, der von der Stirne bis zum Hinterkopfe herablief und einem Helmbusche gleichsah; das Uebrige war weggeschoren.

So war der Kopfschmuck der Männer beschaffen; die Frauen dagegen wandten, wie bei uns, besonders viel Sorgfalt auf diesen Theil ihres Schmuckes. Die Frauen der Häuptlinge trugen oft künstlich geordnete Blumensträuße in den Haaren. Manche flochten Federn von verschiedenen Farben darein, bald gelbe, bald rothe, sogar schwarze, und steckten Pandanusfrüchte darunter, was sehr gut ließ. Sehr viele färbten einen Streif im Haaren zunächst dem Gesichte in einer Breite von zwei Fingern weiß.

*) Der Maro ist ein Gürtel zur Bedeckung der Hüften. Er erinnert an das Languti der Schwarzen.

Andere schoren die Haare am Hinterkopfe ab und ließen die vom vordern Theil darüber hinabfallen, wie die Taitierinnen; sehr viele endlich zogen alle Haare auf dem Wirbel zusammen, und schlangen sie so um einander herum, daß sie eine phrygische Mütze vorstellten.

Auf Ha-uai, so wie auf den anderen Inseln Polynesiens, trugen Männer und Frauen Arm- und Halsbänder verschiedener Art, entweder von Hundszähnen oder Muscheln oder Blumen. Statt der Ringe trugen die Frauen an ihren Fingern kleine Figürchen von Holz, welche Schildkröten vorstellten. King spricht von einem Federnschmucke mit rothem Grunde und gelb und schwarz eingefaßt. Dieser Schmuck, welcher in der Landessprache Rai heißt, und den man am Halse und in den Haaren trägt, sieht ganz einer platten und zirkelförmigen Krause gleich, so enggeschlossen und vollkommen glatt sind die Federn.

Kapitän Cook spricht von einer andern Art von Schmuck, der bei diesen Völkern unsere Theatermasken vorstellt. Es ist dieß eine hübsch gearbeitete Calebasse, mit kleinen grünen Zweigen umflochten und oben besezt; an dem innern Theile, der das Kinn vorstellt, hat sie ein Stück schwarzen Zeuges, welches den Bart vorstellen soll. In der Mitte ist ein Loch für die Nase und zwei andere für die Augen angebracht. Einmal kamen Insulaner, das Gesicht mit dieser Maske bedeckt, auf einer doppelten Pirogue an Bord, und führten die seltsamsten Bewegungen aus. Wahrscheinlich bedienten sie sich dieser Masken bei ihren Saturnalien; indeß scheint dieser Gebrauch abgekommen zu seyn. *)

Gegenwärtig haben Volk und Häuptlinge die europäischen Kleider sehr gerne; einige Häuptlinge bekleiden sich damit, aber nur wenn sie einen Besuch auf den angekommenen Schiffen machen. Taimotu, der Bruder der Königin Kahumanu, war beinahe immer englisch gekleidet. Die Frauen, wie überhaupt die Polynesierinnen, lieben sehr Halsbänder von blauem Glase.

Tättowirung. — Genuß des Ava. — Heilverfahren.

Die Tättowirung, welche im übrigen Polynesien so allgemein üblich ist, war es auf Ha-uai in der Regel nur bei den Kriegern, denen sie zum Schmuck diente; die meisten Einwohner aber trugen zahlreiche und meistens sehr complicirte Zeichen von Tättowirungen an sich, welche sie sich beim Tode von Häuptlingen oder Personen aus ihrer Familie gemacht hatten, wie z. B. beim Tode Keo-Puo-Lani's, der Gattin Tamea-Mea's und der Mutter der beiden Könige Rio-Rio und Ko-Ike-Uli.

Da die Vornehmen ohne Ausnahme sehr fett sind, so trinken sie Kava oder Ava, um mager zu werden, und beobachten zugleich eine strenge Diät; und wirklich verliert sich ihre Beleibtheit zusehends, die Haut bekommt Runzeln, schuppt sich ab und erneuert sich. Viele alte Häuptlinge trinken das Kava zum Vergnügen; sie magern ab, und ihre Augen werden roth; der Genuß dieses Giftes gibt ihnen das Ansehn von halbbetrunkenen Menschen. In den Reisebeschreibungen Cook's wird die ekelhafte Zubereitungsart dieses Giftes geschildert, welches in den Hauptarchipeln des großen Oceans genossen wird, und dessen Mißbrauch überall gefährliche Wirkungen hervorbringt. Man glaubte ihm zum Theil die zahlreichen

*) S. Blatt 118.

Krankheiten zuschreiben zu müssen, von welchen die Insulaner befallen werden.

Von einem merkwürdigen Heilverfahren berichtet Choris: „Ich sah zu Wahu,“ sagt er, „einen Engländer, welchen die Gicht gänzlich gelähmt hatte; er konnte weder sitzen, noch gehen. Ein alter Insulaner unternahm seine Heilung: er ließ ihn zuerst die strengste Diät beobachten; dann rieb er ihn alle Tage vom Gürtel bis zur Spitze der Füße mit den Händen, und sezte dieß so lange fort, bis der Kranke eingeschlafen war. In sechs Wochen war er völlig hergestellt, wie er uns selbst sagte, als wir ihn zu Wahu wieder sahen.“ Das von diesem Insulaner beobachtete Verfahren erinnert an das gewöhnliche Verfahren beim Magnetismus.

Sprache und Litteratur.

Die Sprache von Ha-uai scheint uns ein Dialekt der allgemeinen hawai-polynesischen Sprache zu seyn, wie wir bereits bewiesen zu haben glauben. Sie ist sanft und harmonisch, und nähert sich dem Malayischen in den Wurzelformen; während es in der Aussprache die meiste Aehnlichkeit mit dem Italienischen hat. Während es anderen polynesischen Dialekten, was Worte, Konstruktion und Grammatik betrifft, so ganz ähnlich ist, daß sich ein allgemeines System der Schreibart und Orthographie auf sie anwenden läßt, so unterscheidet sie sich doch von dem taitischen Dialekte dadurch, daß sie besser artikulirt ist, und von dem neuseeländischen, daß sie weniger Kehllaute hat. Alle Silben und Wörter endigen sich daher auf Vokale. Die meisten Wörter sind zweisilbig, und nur einige dreisilbig, jedoch mit Ausnahme der zusammengesezten Wörter.

Bis zum Jahr 1822 war die Schrift auf Ha-uai, so wie auf den anderen Inseln Polynesiens, unbekannt. Indessen spricht der Missionär Ellis von auf Lava gezeichneten Charakteren, welche die größte Aehnlichkeit mit mexicanischen und peruvianischen Hieroglyphen hatten. Diese Zeichen scheinen irgend einen Umstand bei einer Reise anzudeuten. Ein Halbzirkel mit einem Punkt in der Mitte konnte bedeuten, daß ein Mann die Hälfte der Insel bereist hatte; ein ganzer Zirkel mit einem Punkte in der Mitte zeigte an, daß er sie ganz bereist hatte. Endlich bezeichneten mehrere über einander gestellte Zirkel vielleicht ebensoviele fremde Reisende, als es Zeichen oder Punkte waren.

In dem von den amerikanischen Missionären angenommenen grammatischen Systeme genügen siebenzehn Buchstaben: fünf Vokale, a, e, i, o, u, und zwölf Konsonanten, b, d, h, k, l, m, n, p, r, t, v, w, um alle Laute der Sprache von Ha-uai zu bezeichnen. Die Missionäre glauben sogar, man könnte, ohne daß es der Aussprache Eintrag thun würde, die fünf Buchstaben b, d, r, t, v, weglassen.

Wie wir bereits bemerkt haben, wurde im Jahr 1822 das erste ha-uaische Buch gedruckt. Es war der Versuch einer Sprachlehre, wobei man den schon für die Sprachen von Taiti und Neuseeland angenommenen Grundsätzen folgte. Seitdem haben die Fortschritte der Buchdruckerkunst eine solche Ausdehnung gewonnen, daß zehn Jahre nachher, im Jahr 1832, innerhalb sechs Monaten 166,000 Exemplare die Presse verlassen hatten. Unter diesen Werken waren am meisten verbreitet: die biblische Geschichte, die Anfangsgründe der Arithmetik, das tägliche Brod, mehrere Bücher des alten und neuen Testaments, eine Abhandlung über die Ehe, geographische

Abhandlungen, sämmtlich in großer Anzahl abgezogen und verbreitet. M
spricht man davon, neue Werke über die Geschichte, Geographie, Gram
tik u. s. w. herauszugeben, und besonders einen Kalender zu grün
Innerhalb zehn Jahren war das in einem neuen Lande, wo die Missio
Alles selbst hatten schaffen müssen, eine ungeheure Arbeit.

Die alten Bewohner bedienten sich der Decimalrechnung; sie zäh
nach Nächten und nicht nach Tagen, um die Abtheilungen eines Mo
zu schätzen; und jeder Mond, sowie jede Mondnacht, hatte einen besond
Namen. Zwölf Monde bildeten ein Jahr; die wahren Zeitabschnitte a
berechnete man nach den Jahrszeiten.

Theatralische Darstellungen.

Da den Ha-uaiern die Kunst, den Gedanken festzuhalten, gänz
unbekannt war, so war ihre Litteratur rein mündlich und beschränkte
auf einige mehr oder minder fabelhafte Geschichten, auf einige Gedich
welche der Missionär Ellis mit Fleiß gesammelt hat, und auf ein
Theaterstücke. In diesem lezten Zweige der Litteratur hatten diese In
laner eine Stufe von Vollkommenheit erstiegen, die man sich in Euro
kaum vorstellen würde. Das Drama, meistens ernst und feierlich, zei
eine solche Verkettung der Handlung, daß sich das Interesse immer steige
mußte. Sie hatten wohl gefühlt, daß man, um den aufmerksamen Zu
hörer zu fesseln, das Interesse steigern müsse, damit man bei Lösung de
Knotens ihn in Begeisterung versetze. In Stücken dieser Art unterstüzten die Schauspieler das Verdienst des Drama's auf bewunderungswürdige Weise, und man konnte auf der Scene vollendete Schauspielerinnen erkennen, welche nur durch lange und ernste Studien es auf diesen Grad von Vollkommenheit gebracht haben konnten. Die ersten Künstlerinnen erregten besonders durch die Gewandtheit in ihrer Action, die Anmuth ihrer Bewegungen und die bewunderungswürdige Harmonie in allen Stellungen, worin das größte Verdienst der Darstellung besteht, den Enthusiasmus der Zuschauer im höchsten Grade. Wahrscheinlich gab es eine Art von Conservatorien, wo die Schauspieler sich in der Action und Declamation ausbildeten, und diese Wahrscheinlichkeit wurde für die zu diesen Festen eingeladenen Engländer und Franzosen zur Gewißheit, da sie auf der Scene junge Schauspielerinnen sahen, bei welchen der Unterschied zwischen ihnen und den seit langer Zeit geübten Schauspielerinnen ganz auffallend hervortrat.

Auf seiner lezten Reise, welche Vancouver im Jahr 1794 nach Ha-uai machte, um es im Namen Englands in Besitz zu nehmen, gab Tamea-Mea den Engländern mehrere heroische Darstellungen. Wir werden die interessantesten Partien daraus durchgehen, theils, indem wir sie übersetzen, theils und öfter, indem wir eine freie Nachahmung des Textes Vancouver's geben.

Das erste Schauspiel wurde unter freiem Himmel gegeben. Eine Frau von angenehmer Gesichtsbildung war die einzige, welche in diesem Stücke auftrat. Kopf und Hals der Schauspielerin waren von vielfarbigen wallenden Federn beschattet; Schultern und Busen waren nackt und sehr schön. Um den Gürtel waren mehrere Stücke Zeug gerollt, die mit Anmuth bis auf die Kniee herabfielen. Halbstiefeln schlossen sich enge um den untern Theil des Beines an, wurden um die Waden weiter und waren





Das Innere v einem Hause
eines Häuptlings.

über den Knieen befestigt. Ein Maschennetz, woran Hundszähne hingen, bildete diesen Theil der Kleidung.* Auch trug sie Armbänder von Hundszähnen, welche sehr künstlich mit einander verbunden und symmetrisch gereiht waren. Die Zuschauer, welche einen Halbkreis bildeten, beklatschten die Schauspielerin, als sie auftrat, mit großem Lärm, sie nahm es so auf, daß man wohl sah, sie sey daran gewöhnt. Das Orchester bestand aus zwei Musikern, deren jeder eine leere, oben offene und unten spitz zulaufende Calebasse in der Hand hatte; mit diesem Instrument schlugen sie bald auf den Boden, bald hoben sie es in die Höhe, um es mit Händen und Ellbogen, wie eine Mohrentrommel, zu schlagen. Diese verschiedenen Bewegungen machten die Begleitung zu ihren Gesängen aus, und ihre leidenschaftlichen Gebärden zeugten deutlich von dem lebhaften Interesse, das sie an dem Gelingen des Stückes nahmen. Uebrigens hatte die Musik ihrer Instrumente nichts Mildes, und stand im Einklang mit den Bewegungen der Schauspielerin, welche, je nachdem es ihre Rolle erforderte, bald vor-, bald zurücktrat. Der Vortrag war Anfangs ernst und feierlich; dann wurde sie aber allmälig lebhafter, ihre Stimme bekam mehr Ausdruck und erreichte bald den höchsten Grad von Begeisterung. Nun regten ihre stark betonte Deklamation, ihre herrlichen Stellungen, ihre ausdrucksvollen und leidenschaftlichen Gebärden die Menge auf, welche ihr Spiel wüthend beklatschte. Obgleich Vancouver und die Seinigen von den Worten, welche sie aussprach, Nichts verstanden, so wurden sie von dem Feuer ihrer Aktion und von dem Accent ihrer Stimme doch lebhaft bewegt. Das Volk aber, das je nach der Wendung, welche das Drama nahm, bald ruhig war, bald außer sich kam, hatte die Rolle Puku's vollkommen begriffen.

Auf dieses von einer einzigen Schauspielerin aufgeführte Stück folgte ein anderes von erhabenerer Art, an welchem die Frauen der vornehmsten Häuptlinge Antheil nahmen.

Der Schauplatz war ein viereckiger, von Häusern eingeschlossener Raum. Viertausend Zuschauer in Gruppen aufeinander gedrängt, erwarteten mit Ungeduld den Anfang des Stückes, welches wegen der dazu nöthigen Vorbereitungen um eine Stunde verzögert worden war. Das Orchester, bestehend aus fünf Musikern, welche in der einen Hand ein Stück polirten Holzes in Gestalt einer Lanze, in der andern aber einen Stab hielten, womit sie auf das erste schlugen, begann die Ouverture. Die Melodieen wechselten nach der Bewegung, dem Maß und der Verschiedenheit der Töne, die sich nach dem Punkte richteten, wo man das Instrument anschlug. Kaum hatte das Orchester seine Ouverture geendigt, als das Geschrei und Klatschen der Menge das Auftreten der Schauspieler ankündigten, worauf sich die Musiker in den Hintergrund der Umzäunung zurückzogen.

Die Kleidung der meisten Schauspielerinnen glich sehr viel dem Anzuge Puku's; nur hatten sie meistens reichere Stoffe und viel mehr Schmuck an sich. Um den Hals und die Schultern trugen sie Halsbänder von Blättern des Drachenblutbaumes, und um die Beine und den unteren Theil ihrer Röcke Guirlanden von geflochtenen Lianen, welche die Stelle des Netzes und der Hundszähne der ersten Schauspielerin vertraten.

Das in vier Akte getheilte Stück war eine Mischung von Gesängen und Recitativen, und zu Ehren einer Prinzessin, Namens Karai-Kuli-Niao, verfaßt worden, welche 60 Meilen vom Schauplatz gefangen gehalten wurde. Damit die Zuschauer innigern Antheil an dem Unglück dieser

Prinzessin nehmen möchten, mußten Männer und Frauen auf einen Augenblick den Schmuck wegnehmen, den sie auf der Brust trugen, so oft der Name der Heldin ausgesprochen wurde. Nur die handelnden Schauspielerinnen waren von dieser Ceremonie befreit, wahrscheinlich weil es die Aufführung verzögert hätte.

Die Schauspielerinnen, sieben an der Zahl, stellten sich in eine Linie vor die durch die Damen von Rang und die Häuptlinge eingenommenen Plätze. Die erste Schauspielerin, deren anmuthige Züge durch eine um ihren Kopf künstlich geflochtene Guirlande noch erhöht wurden, war die Gemahlin einer Art Kanzlers, und die Geliebte Tamea-Meas gewesen. Neben ihr war die gefangene Tochter des Königs Tahi-Teri; in der Mitte sodann stand als die dem Range und der Geburt nach höchste Kaai-Mahamu, die jüngere Schwester der Königin. Um sie waren die übrigen Schauspielerinnen gruppirt, deren Name und Stellung weniger hoch waren.

Die drei ersten Akte waren eine Reihe von Gesängen und Recitativen, in welchen die Schauspielerinnen das größte Talent entwickelten; aber im vierten Akte verwandelte sich der Ernst und das Gemessene des Drama's plötzlich in eine solche Ausgelassenheit, daß die Europäer ein Aergerniß daran nahmen. Und doch wurde dieses Finale am meisten beklatscht. Die Engländer konnten nur nach den Gebärden urtheilen, diesen zufolge aber auch die Worte nehmen, die ohne Zweifel der Pantomime Nichts nachgaben.

Von dieser Art war das Schauspiel auf Ha-uai. Da es auf diesem Punkte der Vervollkommnung stand, mußte es wohl einen sehr frühen Ursprung gehabt haben, und es ist sehr zu bedauern, daß die Ueberlieferungen keine Nachricht über diesen Punkt geben.

In einem Schauspiele, das der Regent Enemo Vancouvern gab, konnte dieser gelehrte Seemann den Unterschied beurtheilen, der zwischen dem Theater auf Ha-uai und Kai-Kua Statt fand. Das in drei Akte getheilte Stück wurde von drei Gruppen aufgeführt, deren jede aus ungefähr 200 Frauen bestand, welche in einer halb liegenden, halb sitzenden Stellung, ungeachtet ihrer seltsamen Lage, eine Menge Bewegungen ausführten, so daß das Auge ihnen kaum folgen und sie unterscheiden konnte. Bei allen ihren Bewegungen, welche sie mit bewunderungswürdiger Harmonie ausführten, schienen sie einem Manne zu folgen, welcher einige Schritte vor sie gestellt war. Die Kontraste waren auf eine zur Hervorbringung des Effektes vortheilhaft berechnete Art zusammengestellt. Auf lebhafte und schnelle Bewegungen folgte plötzlich eine gänzliche Unbeweglichkeit; dann fielen sie nieder, wie wenn sie todt wären, wälzten sich auf dem Boden in ihren Kleidern, und schienen darin begraben zu seyn. Alle diese Bewegungen wurden von melodischen Gesängen begleitet, und dieses sowohl seltsame als gräßliche Schauspiel versezte Vancouvern und seine Offiziers in große Bewunderung. Vom Anfang bis zum Ende des Stücks, welches zwei Stunden dauerte, wurde der strengste Anstand beobachtet.

Geschichte der Ha-uai-Inseln.

Der Ursprung der Ha-uai'schen Rasse, gefeiert, wie bei allen Völkern, in rein traditionellen Geschichtserzählungen, in Nationalerinnerungen, fortgesezt durch Volksgesänge, die mehr das Siegel des Wunderbaren als der

Wahrscheinlichkeit an sich tragen, ist der Gegenstand verschiedener Berichte, die die Aufmerksamkeit des nachdenkenden Beobachters nur um des Interesse's willen fesseln können, das er für das Volk hat, bei welchem sie im Gange sind, und über dessen Charakter und Sitten sie Aufschluß geben. Aus diesem Gesichtspunkte aus scheinen uns die Ha-uai'schen Traditionen allerdings Aufmerksamkeit zu verdienen.

Einigen Priestern zufolge war der erste Bewohner Ha-uais göttlichen Ursprungs; er stammte von Haumea, einer wohlthätigen Gottheit weiblichen Geschlechtes, ab. Nach Anderen war Akea, ein göttlicher Mittler zwischen den Göttern und Menschen, der Vater der Bevölkerung und der Ahnherr der Könige. Die wahrscheinlichste Meinung aber, wenn man sie von dem Wunderbaren entkleidet, womit sie umhüllt ist, ist die, daß die ersten Bewohner in einer Pirogue von Taiti, d. h. von ferne, kamen. Die Tradition sezt noch Folgendes hinzu: in den fernsten Zeiten, als der Ocean Alles bedeckte, schoß ein ungeheurer Vogel auf die Gewässer nieder und legte dort ein Ey, das ohne Zweifel von der Sonne befruchtet wurde, und aus dem Ha-uai hervorkam. Bald kamen in einer Pirogue von Taiti ein Mann, eine Frau, ein Schwein, Hühner und ein Hund. Nach einem einstimmigen Berichte ließen sie sich auf der östlichen Küste der Insel nieder, und befreundeten sich mit den Göttern und Geistern, welche die Felsspitzen und Gebirge, die man die Ha-uai-Inseln heißt, damals allein bewohnten. Nach den Ueberlieferungen von Oahu überschwemmte eine Sündfluth diese Inselgruppe mit Ausnahme einer trocken gebliebenen Bergspitze, welche man Muna-Kea nennt. Dahin konnten sich einige Individuen retten, und diese Reste einer ertrunkenen Bevölkerung wurden der Stamm der gegenwärtigen. Ein Priester von Ha-uai, Kama-Pii-Kai, kolonisirte Taiti. Unter der Regierung Kahu Kapu's wurde der berühmte Tempel Makini's von einem Kauna oder fremden Priester, Namens Paao, erbaut, der dort seinen Dienst einführte. Dieser Priester war ein weißer Mann und kam aus fernen Gegenden mit zwei Göttern, einem großen und einem kleinen, welche sogleich unter die Götter der Insel aufgenommen und im Tempel Makini's angebetet wurden. Dieser Priester heilte unter anderen Wundern, die er verrichtete, durch seine Gebete eines der Kinder Kahu-Kapu's. Opiri folgte seinem Vater Paao und diente dem Könige als Dolmetscher, als Weiße zum Zweitenmale auf die Insel kamen.

Neben diesem Tempel wohnte der Tradition zufolge der Bruder Kana's, ein Riese, der von Insel zu Insel reiste, indem er auf dem Meere lief. Oft stand er mit einem Fuße auf Oahu und mit dem andern auf Ha-uai. Unter anderen außerordentlichen Thaten, welche man ihm zuschreibt, erzählen die Insulaner sehr oft folgende: „Einst hatten die Ha-uaier den König von Taiti beleidigt, welcher zur Strafe ihnen die Sonne entzog. Erschrocken über die Finsterniß, welche die Insel bedeckte, riefen sie den Bruder Kana's an und baten ihn, sich nach Taiti zu begeben, wo Kaho-Arii, der Herr der Sonne, wohnte. Der Riese zog seine starken Stiefeln an, suchte Kahoa-Arii auf und wirkte es bei ihm aus, daß die Sonne den Ha-uaiern zurückgegeben würde, und um für die Zukunft einem ähnlichen Unglück vorzubeugen, befestigte er dieses Gestirn am Himmel, wo es seitdem unbeweglich stehen blieb.“ Kann man nicht in diesen Allegorieen eine wahre Geschichte erkennen? Dieser Mann, der über das Meer geht, dieses über den Inseln befestigte Licht, zeugen alle diese Fabeln nicht von

dem Daseyn einer gewissen, ziemlich alten Civilisation, und von einer unvordenklichen Bekanntschaft mit der Schifffahrt?

Ueberdieß dienen andere Sagen zur Bekräftigung der lezteren, und beweisen es klar, daß die Bewohner von Ha-uai zu verschiedenen Zeiten Reisen nach Nau-hira und Tahu-Ata machten (Orte, welche offenbar nichts Anderes sind, als Nukahiva und Tao-Wati). Eine dieser Traditionen, welche man die Reise Kama-Pii-Kai's nannte, erzählt, der Gott Kane-Nui-Akea, dessen Tempel dieser Priester bediente, sey ihm erschienen und habe ihm befohlen, sich nach Taiti zu begeben, dessen Lage er ihm andeutete. Kama-Pii-Kai schiffte sich, gehorsam gegen die Befehle seines Gottes, mit vielen Gefährten auf vier doppelten Piroguen ein und war fünfzehn Jahre abwesend. Bei seiner Rückkehr machte Kama-Pii-Kai seinen Landsleuten eine reizende Schilderung von dem Lande, das er besucht hatte und das er Haupo-Kama nannte. Er sprach von einer Gegend, One-Beau-Ena genannt, die mit Muscheln und Früchten bedeckt sey und von einer schönen Menschenrasse bewohnt werde; die meiste Aufmerksamkeit zog aber eine Quelle auf sich, Wai-Ora-Roa (Wasser des langen Lebens) genannt, welche die Kraft hatte, zu verjüngen und Wunden jeder Art zu vernarben.

Kama-Pii-Kai machte noch drei neue Reisen, jedesmal in Begleitung von sehr vielen Neugierigen, welche besonders durch den Wunsch herbeigezogen wurden, in den wunderbaren Wassern der polynesischen Juvenca zu baden. Der Priester unternahm eine vierte Reise, von welcher er aber nicht mehr zurückkam, und man vermuthete deßhalb, er sey auf dem Meere umgekommen, oder habe sich auf Taiti niedergelassen.

Aus allen diesen Volkstraditionen kann man schließen, daß Eingeborne in sehr fernen Zeiten die Reise von Ha-uai auf die östlichen Carolinen, nach Nukahiva und Taiti, machten. Wahrscheinlich bestand ein regelmäßiger Verkehr zwischen diesen Inseln, welche vielleicht nicht ein Festland bildeten, sondern eine Inselkette, deren Zusammenhang durch irgend eine große Fluth unterbrochen wurde. Wie dem auch seyn mag, die große Aehnlichkeit der Sitten und Vorstellungen, und sogar der Sprachen, die, wenn sie gleich durch die Vereinzelung, durch die Unterbrechung des Verkehrs und so viele andere Umstände einige Veränderungen erlitten haben, doch Ein Gepräge tragen, macht unsere Meinung sehr wahrscheinlich.

Eine gewisse Anzahl dieser Insulaner, erkennbar an ihrer helleren Hautfarbe, an ihren braunen und gelockten Haaren, an dem Charakter ihrer Gesichtsbildung, rühmt sich von sieben Fremden abzustammen, welche von Europa durch die Bai von Ke-Ava-Kekua auf diese Insel kamen, und nachdem sie, von den Eingebornen aufs Freundschaftlichste aufgenommen, eingeborne Frauen geheirathet hatten, sich im Lande niederließen und es einige Zeit beherrschten.

Die Ha-uai-Gruppe, die Sandwich-Inseln Cooks können nichts Anderes seyn, als die Freundschafts- oder Garten-Inseln, welche im Jahr 1542 von Haetan, einem spanischen Kapitän, entdeckt wurden, wie dieß auch der berühmte Laperouse behauptete, so identisch scheinen uns die Züge zu seyn, mit welchen die Berichte dieser Seemänner die Inseln schildern, welche diese verschiedenen Benennungen tragen. Wahrscheinlich gehörten die sieben Fremden, von denen wir eben gesprochen haben, zur Schiffsmannschaft Haetan's. Der Reisebericht des spanischen Seefahrers und die Chronologie von Ha-uai sind so einstimmig, daß sich der Beweis

daß hieraus ergibt. Wahrscheinlich lebte nach dem für die Dauer der Regierungen allgemein angenommenen Zeitraum Kahu Kapu 200 Jahre vor Tarai-Opu, dessen sechster Vorfahr er in gerader Linie war, und diese Epoche würde vollkommen mit der zusammentreffen, welche Hactan festgesetzt hat.

Zur Zeit der Ankunft Cook's hatte jede Insel ihren Arii-rahi oder obersten Häuptling, und mehrere untergeordnete Häuptlinge, welche Arii's oder Fürsten der Bezirke hießen; alle aber schienen dem königlichen Geschlechte unterworfen zu seyn, welches auf Ha-uai regiert, und von welchem King, ein Gefährte Cook's, auf die mündlichen Angaben der Priester hin folgende genealogische Tafel entwarf, welche wir hier wiedergeben wollen:

Purahu-Au-Kai-Kaia, König von Ha-uai, hatte einen Sohn, Namens Niru-Akua, welcher drei Söhne besaß, von denen der älteste, sein Nachfolger, Kahavi hieß. Kahavi hinterließ nur Einen Sohn, Kaia-Mamao. Dieser hatte zwei Söhne, Tarai-Opu und Kakua; Tarai-Opu, welcher die Witwe Mea-Mea's, Königs von Mawi, geheirathet hatte, bekam von ihr einen Sohn Tiwaro, welcher seine Halbschwester Noaho heirathete, diese Verbindung erregte ehrgeizige Ansprüche in Tarai-Opu, und er forderte zu Gunsten seines Sohnes den Besitz Mawi's und der umliegenden Inseln. Aber er fand einen mächtigen Gegner an Tahi-Teri, einem Bruder des verstorbenen Königs von Mawi, welcher, von einer mächtigen Partei unterstützt, ihm offenen Widerstand leistete.

Dieß war der Stand der Dinge, als Cook in der Bai von Wai-Mea landete. Möchte unsere Feder so wenig als möglich das Interesse schwächen, welches sich an die Hauptumstände des Aufenthaltes dieses großen Seefahrers unter den Ha-uaiern knüpft, den Ha-uaiern, die ihn, nachdem sie ihn wie einen Gott aufgenommen und geehrt hatten, endlich wie einen Hund ermordeten und verstümmelten!

Ein Häuptling, Namens Rono-Akua, durch den Aberglauben seiner Landsleute vergöttert, hatte, indem er sich eine freiwillige Verbannung auferlegte, in prophetischem Tone angekündigt, er würde einst auf einer schwimmenden Insel, welche Kokosnußbäume, Schweine und Hunde trage, zurückkommen; und alljährlich war Rono, welchen man wie einen Schutzgott erwartete, der Gegenstand eines allgemeinen Festes, das wenigstens die Wirkung hatte, daß das Andenken an sein Versprechen erhalten wurde, und bei welchem man Spiele feierte, die den griechischen ganz ähnlich waren; Ringen, Wettrennen, Kämpfe mit der Faust und dem Wurfspieße waren, wie einst zu Pisa und Olympia, öffentliche Spiele, bei welchen man den Siegern feierlich Preise zuerkannte. So feierte man alljährlich die Erwartung Rono's, und diese Stimmung der Gemüther erklärt den außerordentlichen Empfang, welcher Cook bei seiner dritten Reise um die Welt zu Theil wurde. Als er auf dem Archipel landete, hielt man seine Schiffe für schwimmende Inseln und ihn selbst für den so lange erwarteten Gott. Es war am 18. Januar 1778, als er in der Bai Wai-Mea Anker warf. Beim Anblick der großen Schiffe wurden die Eingebornen von einer mit Schrecken vermischten Bewunderung ergriffen, nahten sich nur äußerst vorsichtig mit ihren Piroguen und stiegen nur in sehr kleiner Anzahl auf das Verdeck, wo sie Alles, was sie sahen, in ein schwer zu beschreibendes Erstaunen versezte. Indeß machte sie die Freundlichkeit des Kapitäns und

seiner Gefährten bald muthiger, beide Theile bekamen volles Vertrauen zu einander, und ein Tauschhandel begann zwischen den Insulanern und Engländern. Cook besuchte die Inseln Ta-uai, Muhau, die Klippe Tahura, und sah von ferne im Vorbeisegeln die Insel Oahu; er gab ihnen den Namen Sandwich-Inseln. Sodann steuerte er auf die nordwestliche Küste Amerika's los.

Im folgenden Jahre aber wollte Cook die Untersuchung des Archipels vervollständigen. Am 17. Januar 1779 erschien er wieder dort und ankerte in der Bai von Ke-Ara-Kekua, auf der westlichen Küste von Ha-uai. Die Bewohner waren erstaunt bei dem Anblick der zwei großen Schiffe, und kaum war der berühmte Seemann an's Land gestiegen, als er der Gegenstand einer einmüthigen Verehrung wurde. Ka-u, der Oberste der Priesterzunft, und sein Sohn, One-Ea, der Priester des Gottes Rono, erschienen vor ihm, und an das alte Orakel erinnernd, erklärten sie sogleich, es sey Rono selbst, der in der Mitte der Hawiier erscheine, um sein Versprechen zu erfüllen. Da wurde Cook von dem ganzen Volke als Gott anerkannt; es warf sich vor ihm nieder und nannte ihn unter beständigem Zurufe den großen, den mächtigen Rono. In den Tempeln sah man Nichts als Opfer ihm zu Ehren. Er selbst, dem die fabelhafte Legende von Rono unbekannt war, und der die Sprache der Insulaner nicht verstand, ahnte kaum, was diese unerhörten Vorgänge zu bedeuten hätten, und beinahe ohne sein Wissen, aber mit dem besten Anstand von der Welt ließ er sich, um keine Unzufriedenheit zu erregen, vergöttern, indem er seltsame und oft unbequeme Ceremonien, deren Bedeutung er nicht begriff, mit sich vornehmen ließ. Man führte ihn in den Tempel, welcher Hare no o Rono (Haus Rono's) hieß, und sezte ihn dort unter das Bildniß des Gottes, ein mißgestaltetes und riesenhaftes Götzenbild von ebenso gräßlichem als seltsamem Aussehen. Da umwickelten ihm die Priester den Arm mit einem langen Streifen rothen Zeuges, und forderten einen Offizier aus seinem Gefolge auf, ihm den Arm in die Höhe zu halten. Nun trat einer der Priester, umgeben von zwölf bis auf den Gürtel vollkommen nackten Priestern vor, nahm aus den Händen eines seiner Begleiter ein kleines Schwein, richtete ein langes und feierliches Gebet an Rono, erdrosselte hierauf das Thier und ließ es sogleich kochen. Nun sezte man, unter beständigem eifrigem Gebet und ceremoniellen Vorkehrungen, Cook Fleisch und Kokosnüsse vor, auch Becher, gefüllt mit jenem gegohrenen Tranke, den die Bewohner Polynesiens so sehr lieben und den sie Kava nennen. Obgleich der Priester, als leztes Zeichen seiner Verehrung, sich die Mühe nahm, mit eigener Hand die Opferspeisen zum Munde des vorgeblichen Gottes zu führen, so machte Cook doch eine Gebärde des Abscheu's und wies die Opfergabe hartnäckig, aber doch sanft zurück; denn bei einer einleitenden Ceremonie hatte man ihn genöthigt, stinkendes Schweinefleisch zu essen. Da es für den Priester Koaka nun eine Ehrensache wurde, den Widerstand des großen Rono durch Gefälligkeiten jeder Art zu besiegen, so trat er vor, kaute selbst die ersten Stücke und bot sie ihm hierauf dar. Einer solchen dringenden Einladung vermochte Cook nicht zu widerstehen.

Die wohlwollenden Gesinnungen der Priester und Insulaner beschränkten sich indeß nicht auf nutzlose Ehrenbezeigungen. Die ganze Schiffsmannschaft wurde mit Lebensmitteln überhäuft, die ihnen weit willkommner waren, als eitler Weihrauch. Bis dahin waren die Schaluppen



Cook wird beschenkt

zurückgeblieben, die guten Hawiier schickten Piroguen, mit Schweinen, Kokosnüssen, Früchten und Gemüsen beladen, an Bord, lauter uneigennützige Gaben von diesen Menschen, die überglücklich waren, daß der göttliche Rono sie anzunehmen geruhte.

Der Arii-rahi oder Beherrscher der Insel, welcher bei der Ankunft Cook's gerade auf einem Kriegszuge abwesend war, hatte kaum davon Nachricht erhalten, als er sich beeilte, ihm seine Huldigung darzubringen und ihm Geschenke anzubieten, wie man sie Göttern darbringt. Zu dem Ende schiffte sich an dem für die Ceremonie festgesezten Tage der Arii-rahi, dessen Name Tarii-Opu war, gegen Mittag auf einer großen Pirogue ein, welcher zwei andere mit Lebensmitteln beladene folgten, und steuerte dem englischen Schiffe zu. Die beiden jüngeren Söhne dieses Monarchen, sein Neffe, der nachher unter dem Namen Tamea-Mea berühmt geworden ist, und die vornehmsten Beamten des Arii-rahi, mit ihren Helmen geschmückt, mit ihren reichsten Mänteln angethan und mit Piken und Dolchen bewaffnet, befanden sich im ersten Fahrzeuge; im folgenden aber die Priester mit ihren Götzenbildern, die mit rothen Stoffen, wie bei großen Feierlichkeiten, prächtig gekleidet waren. Diese Götzen waren eine Art Gliedermänner aus Weiden, von riesiger Größe, und mit bunten Federn geschmückt; ihre Augen waren dunkelfarbige Nüsse mit Perlmutter besezt, die Kinnladen mit zwei Reihen Hundszähnen besezt; alle ihre Züge boten einen grotesken und wilden Anblick dar. An der Spitze der Priester stand der ehrwürdige Kahu. Die dritte Barke, welche der Priesterzunft folgte, war mit Gemüsen, Schweinen und andern Erzeugnissen der Insel angefüllt. Nationale und religiöse Gesänge begleiteten den Zug vom Ufer bis an das Bord der Schiffe, und die Luft ertönte von der Hymne, welche das Leben und Unglück Rono's feierte und die Hoffnung seiner Rückkehr aussprach. Hier die Uebersetzung davon:

1) Rono-Akua von Hawaii wohnte in alten Zeiten mit seiner Gattin zu Ke-Ara-Kekua.
2) Kaiki-Bani-Ari-Opuna hieß die Göttin, seine Geliebte. Ein steiler Felsen war ihre Wohnung.
3) Ein Mann stieg auf den Gipfel des Felsens und sprach dort zur Gattin Rono's folgende Worte:
4) „O Kaiki-Bani-Ari-Opuna! Dein Liebhaber grüßt Dich; geruhe ihn beizubehalten; entferne den Gatten, denn jener wird Dir immer treu bleiben.“
5) Da Rono diese hinterlistige Rede hörte, tödtete er seine Frau in einem Anfall von Wuth.
6) Voll Verzweiflung über diese grausame That, trug er ihren entseelten Körper in einen Morak, und weinte lange um sie.
7) Von Wahnsinn befallen durchrannte er sodann Hawaii, und schlug sich mit allen Menschen, welche ihm begegneten.
8) Und das erstaunte Volk sagte: „ist Rono ein Narr geworden?“ und Rono antwortete: „Ja ich bin ein Narr geworden um ihretwillen, um ihrer großen Liebe willen.“
9) Nachdem Rono Spiele zur Todesfeier seiner heißgeliebten Gattin angeordnet hatte, schiffte er sich auf einer dreieckigen Pirogue ein, und segelte fernen Ländern zu.

10) Aber ehe Rono abreiste, weissagte er Folgendes: „ich werde einst wiederkehren auf einer schwimmenden Insel, welche Kokosnußbäume, Schweine und Hunde tragen wird.“

Als die Piroguen bei den Schiffen angekommen waren, umschifften sie dieselben; aber anstatt aufs Verdeck zu steigen, lud der König durch verständliches Zeichen den englischen Kapitän ein, auf dem Ufer mit ihm zusammenzutreffen. Die Engländer nahmen den Vorschlag an und schlugen in der Eile ein großes Zelt auf. Da erhob sich der König, während Alles um ihn her schwieg, und trat gegen Cook vor, der an dem Ende des Audienzsaales saß, legte seinen eigenen Mantel um dessen Schultern, schmückte ihn mit einem Federnhelm, gab ihm einen Fächer in die Hand und breitete zu seinen Füßen mehrere Mäntel von sehr hohem Werthe aus. Während so der König seine reichen Geschenke prunken ließ, legten die Offiziere seines Gefolges zu den Füßen des Kapitäns andere Gaben nieder, bestehend in Schweinen, Zuckerrohr, Kokosnüssen und Brodfrüchten. Die Audienz schloß mit einem Austausch der Namen zwischen Cook und Tarai-Opu, was eine sehr feierliche und wichtige Formalität auf den Inseln Polynesiens ist. Auch die Priester brachten Rono ihre Huldigung dar mit einer beträchtlichen Anzahl Schweine und Körben voll Bananen, Pataten, Gemüsen und Früchten. Cook erwiderte alle diese Gefälligkeiten mit Geschenken, die beinahe den gleichen Werth wie die empfangenen hatten. Nicht einen Augenblick wurde das gute Einverständniß während des Aufenthaltes der Engländer auf der Insel gestört, und Europäer und Eingeborne kamen aufs Beste mit einander aus.

Indeß zeigte der Beherrscher von Ha-uai am Ende einige Unruhe wegen der Menge Lebensmittel, welche das Land den fremden Schiffen lieferte. „Diese Leute,“ sagte sich Tarai-Opu, „kommen aus einem Lande, wo sie Hungers sterben; in Kurzem werden sie mein Königreich aushungern.“ Auch empfand er die lebhafteste Freude, als er hörte, daß ihre Abreise auf den 4. Februar bestimmt sey; er verdoppelte seine Gefälligkeiten und sandte Piroguen über Piroguen, mit Lebensmitteln beladen. Aber die Priester wollten Cook-Rono, oder wenigstens King, einen Offizier, welchen sie für seinen Sohn hielten, bei sich behalten. Mit der tiefsten Trauer sahen sie die Decouverte und Resolution ihren neuen Gott wegtragen.

Die Engländer hatten also bei den Ha-uaiern eine freie und edle Gastfreundschaft gefunden, als, nachdem sie die Untersuchung der Gruppe beinahe beendigt hatten, ein Windstoß eines ihrer Schiffe beschädigte. Um die Beschädigungen auszubessern, erschienen sie wieder auf der Rhede von Ke-Ara-Kekua am 11. Februar 1779. Sie errichteten Zelte, Werkstädten und Schmieden neben dem Morai, dem zum Gottesdienste und Begräbnissen bestimmten Platze. Die Gesinnungen der Eingebornen schienen sich nicht geändert zu haben; der König selbst bereitete Rono-Cook den nämlichen Empfang. Nach Verlauf von zwei Tagen aber schienen an die Stelle der Achtung und Dienstfertigkeit Mißtrauen und Kälte getreten zu seyn. Der Hang zum Diebstahle war bei den Wilden erwacht; alle Gegenstände von Eisen reizten ihre Begierde. Am 13. entspann sich ein Streit zwischen ihnen und den Europäern, welchen noch die Gegenwart Cooks schlichtete. In demselben Augenblicke aber feuerten die Matrosen der Decouverte auf einige unbesonnene Plünderer. Diese traurigen Vorspiele

Mißverständnisse führten zu Thätlichkeiten von Seiten der Engländer einen Häuptling Paria, der sie mit Wohlthaten überhäuft hatte. Eingebornen stürzten sich wüthend auf die Angreifer, und wäre nicht selbst dazwischen getreten, so wären die Engländer sämmtlich niedergemacht worden.

Der Handel war beigelegt worden; da aber gegen Abend einige Eingeborne um die Zelte der Fremden herumschlichen, so wurde auf sie geschossen. Am Morgen des 14. bemerkte man, daß die Schaluppe der Decouverte gestohlen worden war.

Auf diese Nachricht beging Cook, der von Natur herrisch, hart, jähzornig und äußerst hartnäckig war, die Unklugheit, oder, wir möchten sagen, die Ungerechtigkeit, auf zwei Piroguen, welche in dem Hafen schifften, mit Kugeln feuern zu lassen. Kühn und unbeugsam beschloß er, den König und die vornehmsten Arlis gefangen zu nehmen, und sie als Geiseln zu behalten, bis die Schaluppe wieder ausgeliefert worden wäre. Indessen hätte Cook wissen sollen, daß die Insulaner, wenn sie das Eigenthumsrecht verletzten, nur einen leichten Fehler zu begehen glaubten, besonders in Rücksicht auf Fremde. Dieses Benehmen sollte den unglücklichen und leichtgläubigen Ha-uaiern die Augen öffnen; es war eines gerechten und wohlthätigen Gottes durchaus nicht würdig. Rono-Cook war nur noch der Gott des Schreckens und der Rache, oder vielmehr ein tollkühner, undankbarer, leidenschaftlicher Mann. Am 14. Morgens 8 Uhr schiffte er sich, nachdem er an Bord seine Befehle gegeben hatte, begleitet von neun Soldaten und Seeleuten, unter Anführung eines Offiziers, in einem Bote ein und stieg bei Kaava-Roa ans Land. Er ging gerade auf die Wohnung des alten Königs los, welcher noch schlief, und deutete ihm den Befehl an, ihm zu folgen. Der schwache Herrscher, weit entfernt, Widerstand zu leisten, ließ seine zwei jungen Söhne aufsuchen und lieferte sich mit ihnen an Cook aus; der englische Kapitän wurde auf seinem ganzen Wege mit Zeichen der Ehrfurcht empfangen. Schon waren die Söhne Tarai-Opu's eingeschifft, als seine Favoritin Kanua ans Ufer eilte, und den König beschwor, diesen Fremden nicht zu folgen. Der Haufe vergrößerte sich und sah diesem Auftritte zu, ohne ihn zu verstehen. Bleich und bestürzt saß der alte König auf dem Sande und wagte keine Partei zu ergreifen. „Krieg! Krieg!" schrie ein herbeigeeilter Insulaner; „die Fremden haben den Kampf angefangen; sie haben gestern einen der Anführer unsrer Piroguen getödtet." Auf diese Worte schwang ein Theil des Volkes den Pahoa, Andere bewaffneten sich mit Steinen.

Das in Schlachtordnung aufgestellte englische Peloton schickte sich zum Kampfe an. Ein Eingeborner bedrohte Cook mit seiner Lanze; der Kapitän aber, der mit einer Doppelflinte bewaffnet war, kam dem Ha-uaier zuvor, und streckte ihn todt zu seinen Füßen nieder. Auf dieses Signal gaben die Engländer Feuer. Die Engländer, welche Zeugen dieses beklagenswerthen Vorfalles waren, versichern, Cook habe dem Feuern ein Ende machen wollen, sein Kommando sey aber nicht gehört worden, auch habe er umsonst versucht, die Insulaner anzureden. Er bekam einen Pahoaschlag in den Rücken, während ein Lanzenstich ihm den Bauch durchbohrte, und fiel todt ins Wasser. So elend starb dieser große Seemann, der so viel für die Wissenschaft gethan hatte, und ihr noch manchen wichtigen Dienst hätte leisten können. Das Handgemenge wurde allgemein; die

Eisenringe ein; als aber Feuerwaffen auf den Markt kamen, wurden
Insulaner, überrascht von der großen Ueberlegenheit, welche ihnen
Geschosse über diejenigen gaben, welche keine hatten, so begierig darn
daß sie mehrere Male den Diebstahl nicht scheuten, um sich solche zu
schaffen, was zu beklagenswerthen Auftritten zwischen ihnen und den E
sten Veranlassung gab.

Ein amerikanischer Kapitän, Namens Metcalf, hatte zwei Fahrz
für den Pelzhandel ausgerüstet; das eine war die schöne Amerikan
eine Goelette unter dem Kommando seines Sohnes und des Schiff
Isaac Davis mit 5 Matrosen; das andere Fahrzeug, unter seinem eige
Kommando, war die Brigg Eleonore von 10 Kanonen mit einer Bem
nung von 10 Amerikanern und 40 Chinesen unter der Leitung des Sch
fers Young, welcher bereits in dem Archipel überwintert hatte. Im Febr
1790 ankerten die beiden Fahrzeuge vor Mawi. Während ihres dortig
Aufenthaltes trug sich nachstehender trauriger Vorfall zu.

Ein Matrose, welcher die hinten an der Brigg angebundene Schaluy
bewachte, wurde während der Nacht mit derselben weggenommen, und
folgenden Morgen brachte man Metcalf die abgefleischten Reste des u
glücklichen Matrosen. Der Kapitän, welcher Lebensmittel nöthig hat
stellte sich, als ob er Alles vergessen habe; als er aber seine Lebensmit
eingenommen hatte, wollte er den Insulanern ein blutiges Lebewohl sag
Als sie eines Tages ohne Mißtrauen herbeigekommen waren, um Leben
mittel an Bord zu verkaufen, ließ er alle Piroguen in einer Linie
aufstellen, richtete sein sämmtliches mit Kartätschen geladenes Geschütz d
auf, kommandirte Feuer, und mehr als 100 Unglückliche, die ohne Mi
trauen in ihren Fahrzeugen sich befanden, wurden die Opfer dieses schä
lichen Verrathes. So wollte man diese Völker civilisiren! So lehrte m
sie Gerechtigkeit! Man schmeichelte ihnen, wenn man ihrer bedurfte, u
sie feige zu erwürgen! Glücklicherweise hat sich unsere Flagge auf die
Inseln nicht mit solchen Greuelthaten befleckt. Auf der Stelle segelte M
calf nach Ha-uai, wo er glaubte, sein Verbrechen sey noch nicht bekan
Bestärkt wurde er noch in diesem Glauben durch die freundliche Aufnah
welche er dort fand. Am 18. März aber war der Häuptling eines
zirkes, Namens Tamea-Muta, mit einigen der Seinigen an die Goel
gekommen, unter dem Vorwande, dem jungen Kapitän Geschenke zu m
chen, und hatte das Verdeck kaum bestiegen, als er sich auf den jung
Metcalf warf und ihn, so wie den Schiffer Davis, ins Meer stürzte. D
erste ertrank augenblicklich; dem Schiffer aber, der ein guter Schwimm
war, gelang es, sich an Bord einer Pirogue zu flüchten. Zu gleicher Z
wurde der Schiffer Young auf Befehl Tamea-Mea's am Lande bewacht.

So grausam der Kommandant der schönen Amerikanerin zu Ma
war, so feige war er zu Ha-uai; er verließ schnell sein Begleitschiff,
man ihm gerade zurückgeben wollte, segelte ab und ließ sich nicht wie
sehen.

Die beiden Amerikaner, die ans Land geführt worden waren, macht
sich darauf gefaßt, die Metzelei von Mawi mit ihrem Leben zu büß
Tamea-Mea's Urtheil aber fiel anders aus. Da er wohl sah, daß sie
beginnenden Civilisation seiner Staaten wichtige Dienste leisten könnt
erklärte er sie feierlich für seine Gefangenen; um ihnen aber ihre Gefang
schaft zu versüßen, ließ er ihnen zwei schöne Hütten neben seinem Pala

...en, überhäufte sie mit Geschenken und gestattete ihnen, in seinem Reiche ... die Frauen, die ihnen am besten gefielen, auszuwählen. So wurden ... auf der Insel ansäßig und mußten für einander haften; sie unterrichteten die Bewohner in der Schiffsbaukunst, in dem was sie von der Schrei... wußten, und machten eine Menge auf dem Archipel bisher unbekannter Künste und Gewerbe dort einheimisch. Bei ihren Zöglingen fanden ... einen bewunderungswürdigen Scharfsinn, und der König, welcher seine ...ungen auf Civilisation über alle Erwartungen verwirklicht sah, fürch... mehr als je, diese beiden Männer zu verlieren, die er, um sie an sich ...sseln, mit neuen Wohlthaten überhäufte. Kamen Fahrzeuge an, so ... sie die Dolmetscher, und besorgten im Interesse Ha-uai's die An..., welche sie für die zweckmäßigsten hielten. Auch Deserteure von ...n und amerikanischen Schiffen ließen sich auf der Insel nieder, und ... bei verschiedenen Häuptlingen in Dienste. In dieser Zeit gab es ... Hofe Ha-uai's zwei Parteien. Das Haupt der einen war Tai-Ana, ... sich unter den Tapfern Ha-uai's den Ruhm großen Muthes erworben .... Ehrgeizig, gewaltthätig und heftig, aber tapfer, kühn und von ungemeiner Thätigkeit war er der Ansicht, nur durch Gewalt und Krieg könne ... Civilisation herbeigeführt werden. Beredt und gewandt hatte er seine ... Brüder Roma-Taha und Tamea-Mutu auf seine Seite gebracht. Wahrscheinlich hatte dieser leztere auf seinen Antrieb sich der schönen Ame...rikanerin bemächtigt. Der König Tamea-Mea hatte verlangt, man solle ... zurückgeben; und wenn er Young als Gefangenen zurückbehielt, so geschah es, um eine Geisel zu haben und Genugthuung für das Gemetzel ... Mawi zu erhalten. Der ehrgeizige Häuptling, welcher schon lange von ... Eroberung des Archipels träumte, sah kein anderes Mittel für das Gelingen seines Planes, als Kriegsfahrzeuge und Feuerwaffen; auch hatte ... während des Aufenthaltes der Eleonore den Winter über den Plan ge..., sich dieser Brigg zu bemächtigen, und den nämlichen Plan hatte er ...sicht auf die Princesse royale, ein von den Spaniern den Engländern ...nommenes Fahrzeug. An der Spitze der andern Partei stand der Kö... und mehrere ausgezeichnete Häuptlinge, z. B. Kiau-Moku, Kara... und Karai-Mamahu. Dieser König, so wenig bekannt unter uns, ... hochgeschätzt von den Seefahrern, die mit ihm in Verkehr getreten ..., sollte für die Ha-uai-Inseln Das werden, was Peter der Große ...land war. Tapfer und beredt, wie Tai-Ana, hatte er mehr als ... Häuptling, die hervorstechenden Eigenschaften eines Gesetzgebers. Ge... standhaft hatte er wohl begriffen, daß er sich die unverbrüchliche ... seiner Unterthanen nur dadurch erwerben könne, wenn er statt der ... Güte anwende. Als tiefer Politiker sah er ein, daß man, wenn ...ungen Eingang und Anklang finden sollten, statt des Betrugs und ...bls Gerechtigkeit und Redlichkeit üben müsse. Auch wich er nie ...sen Grundsätzen ab und widersezte sich fortwährend den tollkühnen ... der Gegenpartei.

Die Parteien waren so klar gezeichnet, und die Civilisation nahm im...mehr zu, als im Jahr 1792 der Engländer Vancouver, der einen ...n Einfluß auf diese Inseln ausüben sollte, in der Bai von Ke...kua Anker warf. Er wurde von den zwei Generalen Tamea-Mea's, ... und Kiau-Moku, besucht, und wenige Tage nachher warf er an ...üste von Oahu Anker, wo er Tahi-Teri, den König des Landes, mit

oßen Vorbereitungen zu Abtreibung eines Angriffes der Krieger von
ai beschäftigt fand. Schon lange sah dieser Herrscher mit Besorgniß
achsende Macht Tamea-Mea's, und hatte die Inseln Mawi und
ai auf seine Seite gezogen. Von dieser Insel segelte Vancouver
ach Tauai ab, welches damals von Enemo regiert wurde, der wä
r Minderjährigkeit des sehr geistreichen, damals zwölf Jahre alten,
n Taumu-Arii zum Regenten ernannt worden war. Aber ehe er
rließ, bezeichnete ein blutiger Vorfall die Reise des englischen Se
s. Während der Daedalus, ein mit Lebensmitteln für die Expedition bela
ad von dem Lieutenant Hergerst kommandirtes Fahrzeug Wai-Mea a
nsel Oahu vor Anker lag, führte ein Mißverständniß, dessen Veranlassung
cht genau kennt, einen Streit zwischen den englischen Matrosen und
n Insulanern herbei. Es kam zu einem Handgemenge, und der Lieu
ergerst, so wie der Astronom Hooch, die sich auf dem Kampf
fanden, wurden niedergemacht. Einige Tage nachher, als die Of
s Daedalus die Leichname ihrer Landsleute zurückforderten, antwo
an ihnen, die Gebeine seyen unter die Häuptlinge vertheilt worden,
r diese Sitte bereits oben bei Cooks Tod aufgeführt haben.

Eine traurige Beobachtung drängte sich Vancouvern und D
f, welche die ersten Reisen auf diese Inseln mitgemacht hatten: es
Unfruchtbarkeit und Verwüstung, die sich über dieses Land verb
tte, das sie einst so blühend gefunden hatten. Da, wo sich einst
nde Dörfer erhoben, wachsen Dorngesträuche und Moos, welche sich
den Trümmern von Häusern hinzogen. Die Gärten, die Felder wa
angebaut geblieben; und da, wo die Seefahrer auf ihrer ersten R
stfreundliche Insulaner getroffen hatten, fanden sie nichts als Brach
d Wüsten. Man sah, daß Rache geübt worden war, daß der erb
d unbarmherzige Krieg gewüthet hatte. Auch erhob sich von allen
igen, welche Vancouver auf seiner Reise im Jahr 1779 gekannt
r Einer über so vielen Trümmern, und dieser Häuptling, der sein
hn als großer Mann begann, war Tamea-Mea.

Ein Jahr nachher, im Jahr 1793, erschien Vancouver wied
sen Strichen. Er besuchte zuerst To-Wai-Hai, hernach Kai-Ru
dlich am 22. Januar warf er Anker in der Bai von Ke-Ara-
ährend dieses seines öfteren Aufenthaltes hatte er Gelegenheit, sich
n guten Willen der Insulaner gegen ihn zu überzeugen. Das le
b Tamea-Mea das erste Beispiel eines edlen Vertrauens. Frei,
g und aufgeklärt besuchte er ohne Bedeckung und nur in Begle
nes Schwiegervaters Karai-Mahamu, seines neunjährigen Sohnes
iger Offiziere seines Hofes den englischen Kommandanten. Beide
chten einander schöne Geschenke, und Vertrauen trat von nun a
Stelle des Mißtrauens und der Besorgniß vor einem Ueberfalle, w
dem Verkehr der Europäer und Insulaner vorgeherrscht hatten. Ta
ea hatte schon den ganzen Vortheil begriffen, der für seine Unterth
s dem Verkehre mit den Europäern erwachsen mußte. Indem e
-uaiern das Beispiel des Vertrauens und des Edelmuthes in A
f die lezteren gab, wußte er, daß sie sich beeilen würden, ihn nach
n, und daß dieses junge und geistreiche Volk, in die Fortschritte
vilisation eingeweiht, mit Enthusiasmus europäische Ideen ergreifen

so reif finden lassen würde für die Reformen, mit welchen er bereits ...ging.

Nach dem Besuche des civilisirenden Fürsten empfing Vancouver ... andern, und zwar von Tai-Ana und Tamea-Motu. Diese beiden ...n, welche die Hauptstützen der königlichen Macht waren, aber den ... Mann beneideten, bedauerten es, mit so viel Eifer an seiner Er...g gearbeitet zu haben. Was sie am meisten beleidigte, war die Er...g des Engländers Young, welcher der innigste Vertraute des Königs ...den war. Er übertreibe, sagten sie, den Engländern die Macht ...a-Mea's, welcher allein mit den Gunstbezeigungen der Europäer be... werde, während die anderen Häuptlinge, auch Menschen von Gefühl ... guter Gesinnung, ganz auf die Seite gesezt würden. Vancouver ...e ihnen, um sie zu trösten, einige werthvolle Geschenke; aber damals ...e vorher, was später eintrat; den Sturz der Häuptlinge und die ...herrschaft Tamea-Mea's.

Um die Versöhnung vollkommen zu machen, gab der König seinen ...n Schauspiele und Feste, und die vornehmsten Häuptlinge beeilten ... ihm nachzuahmen. Vancouver wollte auch seinerseits mit Gefällig... nicht im Rückstande bleiben und ließ an Bord ein Feuerwerk ab... Ein so neues, so außerordentliches Schauspiel sezte die kindischen ...änder Anfangs in Schrecken, daß sie sich eiligst auf die Flucht bege... wollten; bald aber machte der Schrecken der Bewunderung Raum, und ... Rakete wurde mit dem Geschrei der Verwunderung und mit dem leb... ...ten Klatschen begrüßt.

Indessen nahm das Vertrauen Tamea-Mea's zu dem englischen See... täglich einen innigern Charakter an. Oft fragte er ihn um Rath ... Verbesserungen, welche er gerade in seinen Staaten einführen wollte, ... über den Weg, den er dabei einschlagen sollte. Vancouver, der ... Vertrauen im Interesse der Civilisation nicht unbenuzt lassen wollte, ...te es, Frieden zu stiften zwischen dem Könige von Ha-uai und den ... von Tauai und Oahu.

Der erste schien an dem Vorschlage Geschmack zu finden, wenigstens ...ligte er ihn nicht; aber seinen Weg hatte er sich schon vorgezeichnet. ... gränzenloser Ehrgeiz ließ seinen Planen tausend und aber tausend ...ordnete Rücksichten des Ehrgeizes dienen; der ganze Archipel reichte ... hin, ihn zu befriedigen, und wirklich muß man gestehen, daß kein ...ling der Herrschaft so würdig war, als Tamea-Mea.

Von Ke-Ara-Kekua schlug Vancouver den Weg nach Mawi an, ...ankerte dort am folgenden Tage, 12. März, auf der Rhede von La... Dort traf er den König Tahi-Teri, einen durch den Mißbrauch ... Kava siech gewordenen Greisen, der jedoch viel Heiterkeit besaß, und ... sanfte, einnehmende Gesichtsbildung hatte. Da Vancouver ihn auf...te, die Mörder des Lieutenant Hergerst zu bestrafen, antwortete er, ... Mord sey nicht von seinen Unterthanen begangen worden, sondern ... einer Bande Abenteurer, welche sich auf der Küste umhertrieben; übri... sey das Blut mit Blut gebüßt worden; drei Mörder, deren man sich ...ächtigt habe, seyen auf seinen Befehl hingerichtet worden, und man ... weitere Nachsuchungen angestellt, um sich der anderen zu versichern. ... einer solchen Rechtfertigung konnte Vancouver Nichts weiter for..., und mußte sich damit zufrieden geben; einige Tage nachher aber

begab er sich nach Oahu in die Bai von Wai-Titi, wo der Mord beg gen worden war, und forderte eine neue Rache. Auf den Befehl T Taburai's, des Statthalters dieser Insel, der in einem Alter von 33 J ren schon alle Zeichen der Hinfälligkeit an sich trug, und wie ein Kind Bord getragen wurde, wurden neue Nachforschungen angestellt. Sie f ten zur Entdeckung dreier Schuldigen, welche in eine Schaluppe neben Schiffe gebracht und vor den Augen der englischen Schiffsmannschaft ihren eigenen Häuptlingen niedergeschossen wurden.

Vancouver hatte nun, ehe er Mawi verließ, den Wunsch geäu mit den beiden verbündeten Königen über ihr Verhältniß mit Tamea-M zu sprechen. Am Tage nach seiner ersten Unterredung mit Tai-Teri fuhr er die Ankunft Ta-Eo's, des Königs von Tauai, welcher be richtigt worden war. Vancouver lernte in diesem Häuptlinge, we 50 Jahre alt, aber noch sehr lebhaft war, einen gesprächigen, höflichen äußerst reiselustigen Mann kennen. Nachdem sich beide Theile einige tigkeiten gesagt hatten, theilte ihnen Vancouver seine Unterredung Tamea-Mea und die Grundlagen einer Uebereinkunft mit, die er aufst zu müssen geglaubt, und die jener nicht zurückgewiesen habe; er fügte bei, daß er in seiner Eigenschaft als Fremder, und besonders als Gast Königen, denen er nur Rühmliches nachsagen könne, geglaubt habe, sei Vermittelung anbieten zu müssen, wobei er Nichts als den Frieden un die Wiederaussöhnung der Parteien beabsichtige. Nachdem ihn die beide Könige aufmerksam angehört hatten, antworteten sie, sie wären auf die Bedingungen bereit, die Waffen niederzulegen, sie kennen aber die Pla Tamea-Mea's, und könnten der Aufrichtigkeit seiner Worte nicht traue „denn,“ sagten sie, „Tamea-Mea ist ehrgeizig und kann keinen Nebenbuhl dulden; hast Du Dich von diesen Küsten entfernt, so wird er bald an Spitze seiner Krieger erscheinen. Wolltest Du jedoch zum Könige zurü kehren und die ganze Sache ins Reine bringen, so würde er sich viell dazu verstehen, sich ruhig zu verhalten; im andern Falle aber wird er s durch das Wort, das er Dir gegeben, nicht für gebunden halten.“ — D beiden Könige hatten richtig geahnt, und die Sendung Vancouvers ve zögerte den Krieg nur um einige Tage.

Vancouver hatte seine Instruktion und konnte keine Zeit auf einen diplomatischen Kreuzzuge verlieren. Er schlug es aus, und nach lange Berathungen kam man überein, daß ein Häuptling, Namens Ma welcher das Vertrauen beider Könige genoß, sich mit einem Briefe englischen Kommandanten an Tamea-Mea nach To-Wai-Hai begeben soll

Von Oahu segelte Vancouver nach Tauai, wo er von dem Re ten Enemo und dem jungen Prinzen Taumu-Arii aufs Edelmüthigste genommen wurde. Auf der Ueberfahrt war er einer prächtigen, aus ein einzigen Fichtenstamme erbauten Pirogue begegnet, welche, nachdem wahrscheinlich auf die Küste des westlichen Amerika's geworfen worden auf Tauai gestrandet war. Der Abgesandte Enemo's, den sie trug, sol dem König die Nachricht von einer großen, vor ihrem Ausbruche erstickt Verschwörung überbringen. Ihr folgten einige kleinere Piroguen, auf we chen sich die Leichname der Häuptlinge und einige gefesselte Verschwör befanden, welche öffentlich hingerichtet werden sollten.

Vancouver sezte seine Fahrt nach der nordwestlichen Küste Ame rika's fort.

Nach Verfluß einiger Monate erschien er im Januar 1794 wieder ... im Osten der Insel gelegenen Bai von Wai-Akea. Als geschickter ... und gewandter Politiker wollte er die Anerkennung der englischen ...schaft über diese Insel und die Stiftung einer Handelsniederlassung ...de bringen. Vancouver hatte die zwei englischen Seeleute, ... Tamea-Mea's Räthe waren, auf seine Seite gebracht und ihnen ...während seines lezten Aufenthaltes einige Eröffnungen gemacht: auch ... als er ankam, Alles bereit zur Belehnung. Der König besuchte ihn ...Bord und verstand sich dazu, mit ihm die Ueberfahrt von Wai-Akea ... Ke-Ara-Kekua zu machen.

Von da begaben sie sich nach Kaava-Rua, wo die Belehnung am ...bruar 1794 Statt fand. Die Hauptabsicht Vancouvers war, mit die... ...ächtigen und civilisirenden Fürsten ein Bündniß zum Vortheil seines ...landes zu schließen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Tamea-Mea ... Einsicht besitze, um zu glauben, er sey durch ein leeres Ceremoniell ...en, wenigstens nicht, daß er die geheime Absicht habe, den Schuz ... Europäer und ihre Hülfe gegen seine Nebenbuhler sich zu verschaffen. ...ncouver ließ die lächerliche Ceremonie nur aufführen, um den Na... ...stolz zu befriedigen und der Admiralität in London Genüge zu thun. ...ige Geschenke mußten die lezten Bedenklichkeiten des Königs beseitigen, ... in einer feierlichen Audienz, in Gegenwart der Ha-uai'schen Häupt... ... und englischen Offiziere, erkannte der König, vielleicht ohne die Be... ... der von den Dolmetschern gebrauchten Worte zu verstehen, sich ... die Einigen als Unterthanen des Königs von England an.

So sehen wir denn die Engländer ihren Einfluß auch auf die Inseln des stillen Meeres begründen, zu deren Herren sie sich machten und auf welchen sie ihre zum Welthandel nothwendigen Niederlagen errichten. Und ... haben sie sich auf der ganzen Erde überall in den Besitz von Stationen ..., auf welchen sie ihre Lebensmittel einnehmen. Ihre zahlreichen Ko... ... und Niederlagen sind so gewählt, daß sie ihnen die Ausbeutung ... Striche gestatten. Wirklich dienen die Inseln Jersey und Guernsey ... Kanal dazu, in Frankreich durch den Schleichhandel die Differenz der ... zu saldiren. In der Nordsee befindet sich in ihrer Gewalt gegen... von den Mündungen der Elbe und Weser die Insel Helgoland, ein ... ihre Lage und Befestigungen wichtiger militärischer Posten, und eine ... Niederlage für den Schleichhandel mit Deutschland; Malta und ... verbinden England mit der Levante und sichern sein Uebergewicht ...kehr mit den Ländern des mittelländischen Meeres, dessen Schlüssel ...tar ist: und durch diese unbezwingliche Feste verbreitet es seine ...te nach Spanien und der Berberei. Die Insel Ormus und Keschmi ... die Besitznahme von Buschir sichern ihm den Handel im persischen ...busen und in den Ländern, welche von den sich darein ergießen... Flüssen bespült werden. Socotora ist eine herrliche Besitzung für ...liche Küste Afrika's und den Eingang in das rothe Meer und ...dien; Pulo-Pinang beherrscht die Meerenge von Malakka; Singa... ... den Weg von Indien nach China und in das westliche und nörd... Malaisien; die Inseln Melville und Bathurst werden es ihm möglich ..., die Spezereien der Molukken den Holländern streitig zu machen ... in den Mittelpunkt Malaisiens einzudringen; während das Cap der guten Hoffnung, Isle de France und die Sechellen ihm die Oberherrschaft

im indischen Ocean, und St. Helena seine Fahrten nach Brasilien und se nen Weg nach Indien sichern. Sein Eindringen in Guinea und das In nere von Afrika, Jamaica, und ein großer Theil der kleinen Antillen leichtern ihm den politischen und Handels-Verkehr mit verschiedenen The Amerika's. Will man endlich die Bedeutung Englands recht erkennen, darf man nicht vergessen, daß die Gesammtheit der brittischen Besitzu mit Einschluß Dessen, was in den 5 Welttheilen sein Eigenthum ist, ei Flächenraum von 4,470,000 Quadratmeilen einnimmt, und eine Bevölker von 150 Millionen Seelen enthält, d. h. die größte Bevölkerung nach chinesischen Reichen.

Doch wieder zur Geschichte des Ha-uai-Archipels. — Das mit Tam Mea geschlossene Bündniß gab Vancouvern das Recht, in den politi Streitigkeiten einzuschreiten. Er forschte nach dem Erfolg der Unterha lung Martiers, des Abgeordneten Tahi-Teri's, und erfuhr, daß di Gesandte für einen Spion angesehen und mit Flintenschüssen fortge worden sey. Von nun an konnte Vancouver an den Planen Ta Mea's nicht mehr zweifeln. Sein Interesse für Erhaltung des Friede wich der Politik, und er ließ den König seine Vergrößerungsplane ausfü ren. Denn was war der Zweck Großbrittaniens? einen politischen u Handels-Einfluß auf diesen Inseln zu gewinnen: und die Beraubung benachbarten Könige zu Gunsten des verbündeten Königs, der alle Ma in Einer Hand vereinigte, mußte seinen Einfluß steigern; auch bot Van couver die Hände zu diesem Zwecke, indem er seine Schiffszimmerleut ans Land schickte, welche mit Hülfe der Schiffer Young und Davis ei schönes Fahrzeug mit einem Verdecke erbauten, dessen Kiel 36 Fuß lan war, und das den Namen Britannia erhielt. Die Bemannung wurde au Europäern gebildet, welche während des Anhaltens ihrer Schiffe desert waren, und deren Zahl auf Ha-uai bereits 11 betrug, theils Engländ theils Franzosen und Amerikaner, ungerechnet Die, welche sich auf und Tauai niedergelassen hatten.

Am 13. März 1794 reiste Vancouver von Ha-uai ab und besu Mawi, Moro-Kai und Tauai. Auf dieser leztern Insel wurde er dem Fürsten Enemo empfangen, welcher, von einigen Europäern un stüzt, die Fahne des Aufruhrs erhoben und sich für unabhängig erkl hatte, um mit seinem Souverän zu unterhandeln. Er wollte Vancouve einen nicht minder glänzenden Empfang bereiten, als Tamea-Mea, ordnete sogleich Tänze und Feste an, um die Ankunft seiner Gäste zu feie

Nach einem kurzen Aufenthalt zu Niihau verließ Vancouver diese genden am 14. März 1794, und überbrachte der Admiralität das vet, wodurch England die Oberherrlichkeit über Ha-uai zugesichert und Tamea-Mea sich zu seinem Vasallen erklärt hatte, vornehmlich zahlreiche wissenschaftliche Entdeckungen und nützliche Beobachtungen, die während seines Aufenthaltes auf den Inseln dieses Archipels gemacht ha

Sobald Vancouver den Archipel verlassen hatte, beeilte sich Tam Mea, die Feindseligkeiten wieder zu beginnen, und sandte seinen Gene Tai-Ana auf die Inseln; aber dieser, anstatt gegen die Feinde zu hand verband sich mit ihnen, und Tamea-Mea bekam einen neuen gefährlich Gegner, als die anderen waren. Indeß wurde er dadurch nicht ent thigt, zog an der Spitze eines neuen Heeres aus, und hatte bald alle nachbarten Inseln von Feinden gereinigt und seine Herrschaft befestigt.

Während seiner Abwesenheit hatte der Bruder Tai-Ana's eine Empörung angestiftet; aber die Rückkehr Tamea-Mea's reichte hin, sie zu dämpfen, und seitdem wurde beschlossen, daß alle Häuptlinge dem Heere in den Krieg folgen sollten; und um diesen Befehl sogleich in Ausführung zu bringen, führte er alle seine Streitkräfte nach Oahu, und ernannte den tapfern Karai-Moku zu seinem General-Lieutenant. Wenige Tage nach seiner Landung stieß Tamea-Mea in einer zwischen Nono-Kuru und dem Flusse Eva gelegenen Ebene auf das feindliche Heer. Die Schlacht fiel zum Nachtheile der Empörer aus, und Ta-Eo, König von Tauai und Nihau, blieb auf dem Schlachtfelde. Tai-Teri und Tai-Ana sammelten die Trümmer ihres Heeres in dem Thale Anu-Anu bei dem Pik Pari. Tamea-Mea ließ nicht auf sich warten, und bald entspann sich ein neuer Kampf, noch erbitterter, als der erste, auf allen Punkten. Der König Tahi-Teri wurde gleich zu Anfang des Gefechtes getödtet, und Tai-Ana zog sich, nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, mit 300 Tapfern auf den Gipfel des Pari zurück, wo ihn Tamea-Mea einschloß; da stürzte sich der neue Leonidas, da ihm keine Hoffnung mehr blieb, und er seine Niederlage nicht überleben wollte, lieber von den Felsen herab, als daß er sich ergab, und seine 300 Gefährten folgten ihm. Diese unbezähmbaren Männer, diese Helden, mit ehernem Herzen waren eines besseren Looses würdig.

Nach diesem lezten Siege hatte Tamea-Mea keine Feinde mehr; denn Tamu-Arii, das Oberhaupt der beiden Inseln Tauai und Niihau, der das Schicksal seiner königlichen Nachbarn fürchtete, unterwarf sich eiligst; auch wechselte von diesem Augenblicke an der große Mann seine Rolle. Da er keine Nebenbuhler mehr hatte, verwandte er allen Eifer auf die Civilisation, und da er den Vortheil der Verbindung, welche der Tauschhandel einleitete, wohl begriff, bemühte er sich um Beförderung des Verkehrs und gab selbst das Beispiel der Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, ohne welche kein Verkehr in die Länge denkbar ist. Entzückt über die ersten Versuche mit der Goelette Britannia ließ er neue Fahrzeuge nach dem nämlichen Modell erbauen, oder kaufte solche. Handelsfahrzeuge brachten ihm Kanonen, Flinten und Munition, und nach einem im Jahr 1804 aufgenommenen Verzeichnisse der Streitkräfte von Ha-uai waren 21 mit Steinböllern bewaffnete Fahrzeuge von der Stärke der Britannia vorhanden, welche beinahe alle von Europäern kommandirt wurden. Das Arsenal enthielt 600 Flinten, 8 vierpfündige, 5 dreipfündige, 1 sechspfündige Kanone, 6 Mörser und 40 Steinböller. Auch lernten die Insulaner den Werth des Geldes und der Waaren kennen, und um Waffen und Glaswaaren zu erhalten, brachten sie Sandelholz von den Gebirgen im Innern, und ließen sich regelmäßig zum Holzfällen gebrauchen.

Gerecht und mit tiefem Scharfblicke begabt, that Tamea-Mea selbst die ersten Schritte in der Civilisation. Er begnügte sich nicht, seinen Unterthanen anzugeben, was geschehen müsse, sondern er gab ihnen selbst das Beispiel; statt ihnen in der Reform zu folgen, ging er ihnen voran. Da er eine unumschränkte Macht besaß, so hätte er befehlen können; aber er fing es besser an, er suchte zu überzeugen, und im Laufe weniger Jahre machten seine Völker unermeßliche Fortschritte gemacht. Er wurde ohne Zweifel durch die Umstände gut unterstüzt; aber er wußte sie immer zu benutzen und oft hervorzurufen, wie dieß der Fall war bei dem Schiffer Young, dem ersten und vielleicht nützlichsten Werkzeug der Civilisation auf

diesen Inseln. Die edelmüthige Aufnahme und die den ersten Europäern welche sich auf diesen Inseln niederließen, zu Theil gewordene Auszeichnung bewog noch mehrere, dort ihren Aufenthalt zu wählen, und das Volk, das sich allmälig an den Gang einer andern Civilisation gewöhnte, fühlte neue Bedürfnisse und bemühte sich fortwährend um ihre Befriedigung.

Alle Reisenden, welche ihn besuchten, sind einstimmig im Lobe seiner weisen Verwaltung und seiner Rechtlichkeit, welche beim Verkehr mit ihm fortwährend vorherrschte. Die, welche sein inneres Leben zu beobachten Gelegenheit hatten, rühmen seine seltene Einsicht, seine Charakterfestigkeit, seine Sanftmuth und seinen Edelmuth. Unter anderen Zügen aus seinem Leben erwähnt Turnbull folgenden, der sowohl seiner Güte gegen Andere als seiner Strenge gegen sich selbst Ehre macht: Tamea-Mea hatte sich seit einiger Zeit dem Genusse starker Branntweine ergeben, und wenn er zu viel getrunken hatte, verwandelte sich die Güte, welche man an ihm gewohnt war, und sein einnehmendes Wesen in Heftigkeit und Bosheit. Mehr als einmal hatten sich seine Minister Young und Davis über ihn zu beklagen; entschlossen, den König zu warnen, begaben sie sich zu ihm und erklärten ihm, es sey ihr fester Entschluß, ihn zu verlassen, wenn er sich fortwährend berausche. Erschrocken über diese Erklärung, und seiner Schuld sich bewußt, fragte sie Tamea-Mea, ob er jemals die ihnen schuldige Achtung aus den Augen gesezt, und ob er sie nicht immer als seine besten Freunde und vertrautesten Räthe betrachtet habe. Die beiden Minister antworteten ihm, daß sie allerdings die beste Aufnahme bei ihm gefunden hätten, daß er aber nicht mehr der nämliche Mensch sey, wenn er Branntwein getrunken habe, und sie genöthigt seyen, abzureisen, um den Tode durch seine Hand zu entgehen, wenn er betrunken sey. Tamea-Mea versprach ihnen, nüchtern zu werden, und von diesem Tage an bestimmte er zu seinem täglichen Genuß ein bestimmtes Maß Rhum, das er nie überschritt.

Als Beweis für die große Anhänglichkeit und gränzenlose Aufopferung seiner Unterthanen führt Turnbull noch folgenden Zug aus den ersten Jahren seiner Regierung an, als seine Marine noch im Entstehen war. Er bat den Kapitän eines Handelsschiffes, welches auf der Rhede vor Anker lag, ihm einen seiner Ambose abzutreten. Dieser ließ einen herbeibringen, und indem er ihn bei einer Tiefe von 15 Faden ins Meer fallen ließ, sagte er: „Wenn Du ihn holen lässest, so gehört er Dein." Tamea-Mea, statt böse zu werden, nahm das Anerbieten an und ließ seine Unterthanen herbeirufen. Am folgenden Tage begaben sich mehrere Piroguen an den bezeichneten Ort, und zum großen Erstaunen der Matrosen ließen sich 40 Taucher abwechslungsweise auf den Grund des Meeres hinab. Nach unglaublichen Anstrengungen gelang es ihnen, die ungeheure Eisenmasse bis an das mehr als eine Meile entfernte Ufer zu schleppen.

Eifrig bemüht, seine Verbindungen fester zu knüpfen und sie noch weiter auszudehnen, übersandte Tamea-Mea durch die Fregatte Cornwallis dem König Georg III. einen prächtigen Kriegsmantel und viele andere werthvolle Geschenke. Als Erwiderung beschloß die Admiralität, ihm einen schönen Schooner zu senden, der zu Port-Jackson erbaut, im Jahr 18.. angekündigt wurde, aber erst im Jahr 1822, also lange nach dem Tode Tamea-Mea's auf Ha-uai ankam. Durch diese gegenseitige Achtungsbezeugungen und Gefälligkeiten erhielt der König sein ganzes Leben hindurch das Bündniß mit Großbrittanien.

Erst im Jahr 1816 ließ auch die russische Regierung ihre Flagge mit einigen Einfluß in diesem Archipel erscheinen. Am 24. November dieses Jahres ankerte die von Kotzebue kommandirte Brigg Rurick auf der Rhede von Kai-Kua, vor Ke-Ara-Kekua, wo damals Tamea-Mea wohnte. Der erste Gedanke Tamea-Mea's war, sich in Vertheidigungsstand zu setzen; als er aber von dem Kommandanten erfuhr, daß der Zweck seiner Reise ein geographischer und wissenschaftlicher sey, nahm der König ein anderes Benehmen gegen ihn an. Er empfing ihn in einer besondern Audienz, und hatte die Güte, ihm frische Lebensmittel anzubieten, die er für seine Mannschaft nöthig hatte. Endlich beschwerte er sich bei ihm über ein Komplott, das ein gewisser Scheffer im Jahr 1804 mit Beihülfe einiger Offiziere des Kolonialschiffes Petropaulofski auf Tauai angezettelt hatte. Er fragte ihn, ob es mit Einwilligung des Kaisers Alexanders geschehen sey, daß diese Russen, welche von der amerikanischen Station Sitka gekommen waren und sehr höflich behandelt worden seyen, Aufruhr auf diesen Inseln hätten stiften wollen. Kotzebue tadelte die Aufführung des Arztes Scheffer und der anderen Russen, welche sich zu ihm gesellt hatten, und die gegebenen Erklärungen befriedigten den König so vollkommen, daß er den Kapitän der Königin Kaahu-Manu und seinem Sohne Rio-Rio vorstellte, mit welchem er damals die Krone theilte, nachdem er ihm das Vorrecht des Tabu ertheilt hatte. Dieser junge Prinz, der das von seinem Vater begonnene Werk der Civilisation fortsezte und den religiösen Institutionen dieser Inseln, und besonders dem gräßlichen Tabu, den ersten Stoß gab, lebte damals in einem Zustande von Betäubung, welcher nicht ahnen ließ, was später aus ihm werden sollte. Schwerfällig und dumm nahm er keinen Antheil an den Regierungsgeschäften, und schlief oft auf einer Matte ausgestreckt, während sein erlauchter Vater Audienz gab.

Der König ließ den russischen Offizieren ein Gastmahl bereiten, ohne jedoch selbst Theil daran zu nehmen. Als sie gespeist hatten, führte er sie in seinen Familien-Morak, auf den er besonders Viel hielt, und wo er seine Gebete verrichtete. Sogleich lief er zu seinem Hauptgötzen, schloß ihn in seine Arme, und sagte: „Hier sind die Götter Tamea-Mea's. Sind die Götter der Europäer besser? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß unsere Religion nie eine schlechte Handlung befiehlt.“ Nach diesen Worten trat er in seine Kapelle, wo er gewisse Ceremonien verrichtete, dann sezte er sich vor seinen Gästen an die Tafel, indem er sagte: da er die Europäer habe essen sehen, so sey es billig, daß nun auch sie ihn sein Gastmahl einnehmen sehen. Tamea-Mea bediente sich damals noch keines europäischen Geschirres. Er aß mit den Fingern, und sagte seinen Zuschauern, er wolle der Landessitte nicht entsagen. Sein Gastmahl bestand aus Ignamen, gesottenem Fisch und einem sehr seltenen gebratenen Vogel, der nur auf die königliche Tafel kommt. Die Tafel war bald beendigt.

Tamea-Mea hatte in seiner Jugend kühne und wilde Züge. An Schlachttagen erschien er geschmückt mit einem Federnhelm und bewaffnet mit einem Säbel, einer Flinte und einem Wurfspieße, den er gleich beim Anfange des Gefechtes auf den Feind schleuderte. Man rühmte seine ungemeine Stärke und seine unglaubliche Gewandtheit. Er fing während des Kampfes die auf ihn gerichteten Wurfspiese auf und verfehlte selten sein Ziel. Damals aber war er schon alt. Er war fett; seine Runzeln, seine bedeckte Stirne, seine kleinen verzerrten Augen und seine dicken Lippen

gaben ihm ein gemeines und nicht sehr einnehmendes Aussehen. Dem Maler der Expedition, Choris, wollte es nur auf die Versicherung Kotzebue's, daß dieses Porträt dem Kaiser von Rußland zugestellt werden sollte, der ihm für seine Gefälligkeit Dank wissen würde, auf einige Zeit sitzen. So lange sich Choris auf Ha-uai aufhielt, war er immer von Insulanern in Menge belagert, welche das Porträt sehen wollten und über die vollkommene Aehnlichkeit, welche es mit dem König hatte, erstaunt waren.

Von Ha-uai segelte Kotzebue nach Oahu, wo er Karai-Moku traf, welcher der Statthalter Tamea-Mea's war und beim Anblick der russischen Flagge Anfangs in Furcht gerieth; als er aber von der Bestimmung des Kapitäns hörte, beeilte er sich, ihm alle für sein Geschwader nöthigen Vorräthe zu liefern.

Tamea-Mea setzte sein Civilisationswerk fort. Aus allen Welttheilen strömten französische, englische, spanische und amerikanische Abenteurer, wie zu einem Jägerrechte, herbei, und sahen mit Erstaunen, daß die Insulaner schon an Geschäfte gewöhnt und so listig waren, als sie. Die kleine Stadt Honoruru, wegen ihrer sichern Rhede die besuchteste, war voll von Kaufbuden, welche besonders von Engländern und Amerikanern gehalten wurden. Zur nämlichen Zeit waren mehrere Pflanzen südlicher Zonen, die Gemüse Europa's, die Fruchtbäume Andalusiens durch den Spanier Morini in Oahu einheimisch gemacht worden; das Rindvieh, aus Asien und Amerika eingeführt, vermehrte sich und wurde zur Arbeit verwendet. Europäische Militäre hatten zu gleicher Zeit die Vertheidigung der Insel organisirt, mit Kanonen und Haubizen bewaffnete Forts auf den bedrohtesten Punkten errichtet und die Truppen discipliniert. Die Milizen von Ha-uai und Oahu führten europäische Manöver aus. Auch die Marine hatte eine gewisse Bedeutung bekommen. Mit Landeserzeugnissen befrachtete Fahrzeuge wurden auf die Märkte von China geschickt und brachten Waaren aus dem himmlischen Reiche zurück. Alle diese Arbeiten, diese erste Anlage zur Civilisation waren das Werk Tamea-Mea's und seiner dreißigjährigen Bemühungen. Ohne Zweifel hat kein Volk so schnelle und leichte Fortschritte in der Civilisation gemacht, als das Volk von Ha-uai, welches in so kurzer Zeit einen wichtigen Schritt gethan hat, der gewöhnlich eine Arbeit von Jahrhunderten und Ströme von Blut kostet.

Bald sollte der Archipel seinen Bildner verlieren. Am 8. Mai 1819 starb Tamea-Mea. Während des ganzen Monates, als seine Krankheit dauerte, waren alle Augen auf ihn gerichtet. Zu jeder Stunde des Tages wurden Eilboten nach allen Richtungen ausgesandt und mußten seinen Unterthanen Berichte über den Gang seiner Krankheit überbringen. Priester, Wahrsager eilten von allen Seiten herbei, um die Götter zu beschwören, aber Alles sollte vergeblich seyn. Schon am ersten Tage seiner Krankheit fühlte Tamea-Mea seinen Zustand, ließ seinen Sohn zu sich rufen, und sagte ihm: „Rio-Rio, ich hinterlasse Dir ein Land, das Deinem Ehrgeize genügen kann; Du wirst es erhalten, wenn Du weise bist; Du wirst es verlieren, wenn Du nach Vergrößerung trachtest. Die Häuptlinge, welche mich umgaben, werden Dir treu bleiben unter der Bedingung, daß Du gerecht seyn wirst. Mein Sohn, eile nicht, einen von den Fremden begangenen Fehler zu rächen; leide sogar einen zweiten; züchtige erst beim dritten. Lebe wohl; überbringe Deiner Mutter und meinen Frauen meine Wünsche.“



Taufe am Bord der französischen Corvette Urania

„Ich zeichnete ihn mit seiner Gemahlin, und die vornehmsten Häuptlinge, welche zu seinen Füßen lagen, so wie die Garden in Federmänteln und mit bloßen Säbeln, welche zu seiner Vertheidigung bereit zu seyn schienen. Wir beschenkten ihre Majestäten mit einem Madras-Shawl und schönen Ohrringen, mußten aber mit Bedauern bemerken, daß sie unsere Geschenke, ohne sich zu freuen, und ohne den mindesten Werth darauf zu legen, hinnahmen."

Die Gemahlin Rio-Rio's war, sagt man, seine eigene Schwester, eine zierliche hübsche Dame mit kindischen und einfachen Manieren. Der Maler berichtet uns, man habe diese Manieren für Aufmunterungen halten können. Ihre Größe, welche 5 Fuß 6 Zoll betrug, benahm der Harmonie und Anmuth ihrer Formen nichts. Von den vier Gemahlinnen des Königs war Ka-Oun (so hieß sie) seine Favoritin.

Während dieses Aufenthaltes verlangte der erste Minister des Königs, Karai-Moku, mit dem Beinamen Pitt, da er erfahren hatte, daß ein Geistlicher an Bord sey, getauft zu werden. Dieser Minister war ein hochgewachsener Mann mit einem durchdringenden und ausdrucksvollen Blicke. Sein Uebertritt zur römisch-katholischen Religion schien mehr eine Folge von Berechnung als Ueberzeugung zu seyn, und wenige Tage nachher wurde seinem Bruder, dem Gouverneur Boki, dieselbe Vergünstigung zu Theil.

Jacques Arago gibt folgende Erzählung von der Tauffeierlichkeit:

„Die Taufhandlung wurde auf der Urania verrichtet; der König wollte derselben beiwohnen, und die Königin Mutter begleitete ihn. Das Boot des Kommandanten unter den Befehlen Jeannerets mußte alle Glieder der königlichen Familie an Bord bringen. Ich war am Lande, und da ich eine Zeichnung von dieser Scene entwerfen wollte, so entschloß ich mich, auf der doppelten Pirogue, welche der König für sich hatte herrichten lassen, mich einzuschiffen. Der König verlangte einigen Aufschub, um sich anzukleiden, und hatte so wenig Artigkeit gegen die Damen, daß er über eine halbe Stunde auf sich warten ließ. Seine beiden liebsten Gemahlinnen hatten sich bereits eingeschifft. Ehe er das Boot bestieg, ließ er sich entkleiden, um sich unter einem Zelte oder Sonnenschirme in Schatten stellen zu können. Sein Anzug war nicht glänzend: er trug eine kurze blaue, mit Tressen besezte Jacke, enge grüne Beinkleider und einen schwarzen Strohhut, und schonte seine Staatskleider. Er schiffte sich zulezt ein, und wir bemerkten, daß er beim Einsteigen in das Boot seine Nase heftig gegen die Nase der Königin Mutter anstieß, und daß beide einige Thränen vergoßen.

„Sein Fahrzeug eröffnete den Zug; unmittelbar darauf folgte das unsrige, und hinter uns kamen noch zwei doppelte und vier einfache Pirogen mit Personen von Rang.

„Der König wurde mit 11 Kanonenschüssen begrüßt. Er stieg in die Batterie hinab, um das Feuern mit anzusehen. Der Altar war gerüstet. Der Täufling, Pitt oder Karai-Moku, war schon seit mehr als zwei Stunden an Bord; der Abbé Quelen, unser vortrefflicher Geistlicher, verrichtete Alles ganz einfach, da er sich seinen Zuhörern doch nicht verständlich machen konnte. Unser Kommandant und sein Sekretär Gabert waren Taufpathen, ihr Bedienter machte den Sacristan. Man bot den Prinzessinnen, welche sich größtentheils auf dem Boden lagerten, Stühle an. Mehrere

der anwesenden Ha-uai'schen Beamten fragten uns, wie viel man ihrem Minister Glieder oder Zähne ausreiße, und nur mit Mühe konnten wir ihnen begreiflich machen, daß Dieß unserer Religion zuwider wäre*).

„Während der Feierlichkeit verlangte der König eine Pfeife und rauchte. Die Königinnen waren erstaunt über den glänzenden Anzug des Priesters und die Schönheit des Bildes der heiligen Jungfrau, welches auf dem Altare stand. Jede wollte es küssen. Von Zeit zu Zeit verlangten sie zu trinken, was man ihnen nicht abzuschlagen wagte; hierauf besuchten sie das Schiff und stiegen bis in unsere Kammern hinab, wo sie uns über unsere Schlafstätten ein Kompliment machten, die sie sehr nett und bequem fanden.“

Wenige Tage nach dieser Feierlichkeit ankerte die Corvette vor Mawi, hernach vor Oahu, und überall zeigten sich die Eingebornen billig und gefällig, mit Ausnahme eines einzigen, Namens Kiai, welcher von dem König mit der Verproviantirung beauftragt war und die Franzosen betrog.

Schwer war es, das von Tamea-Mea hinterlassene Scepter zu führen; noch schwerer aber mußte es einem Prinzen wie Rio-Rio werden, dessen Trägheit bekannt war. Indeß zeigte er sich, nachdem er das wichtige Geschäft des Herrschers übernommen hatte, als ein ganz anderer Mensch. Seine erste Regierungshandlung zeugte von einer Energie, deren man ihn nicht fähig gehalten hätte. Tomu-Arii, Häuptling von Tauai, glaubte, beim Tode Tamea-Mea's habe die Stunde der Befreiung für ihn geschlagen, und weigerte sich, seinen Nachfolger anzuerkennen. Als Rio-Rio davon benachrichtigt wurde, ließ er sogleich zwei oder drei ihm ergebene Offiziere rufen, warf sich mit ihnen in eine Schaluppe, und ungeachtet des hohen Meeres und eines Sturmes, der sich erhoben hatte, landete er auf Tauai und ging gerade zu Tomu-Arii, der überrascht von diesem Besuche nichts zu seiner Rechtfertigung zu sagen wußte, und Unterwerfung und Gehorsam für die Zukunft versprach. Diese That war entscheidend. Man sah, daß Tamea-Mea's Blut in den Adern seines Nachfolgers floß.

Der Vater war der politische und gesellschaftliche Reformator Ha-uai's gewesen, der Sohn sollte der religiöse Reformator desselben werden. Die zweite Handlung seiner Regierung war die vollständige Abschaffung des Tabu. Schon Tamea-Mea hatte dieser gräßlichen Institution die ersten Stöße gegeben, aber hielt sich noch nicht für stark genug, sie gänzlich abzuschaffen. Er bereitete seine Unterthanen auf diese Veränderung vor, und Rio-Rio führte den entscheidenden Schlag. Das einzige ernstliche Hinderniß, auf das er stieß, kam von Kekua-Oka-Lani, dem Oberpriester und Statthalter von Oahu. Dieser listige Prinz hatte sich immer geweigert, an den Konferenzen Theil zu nehmen, welche deßhalb Statt gefunden hatten, und als die Vernichtung der Götzen beschlossen war, nahm er das Bild Tairi's des Kriegsgottes, in die Hand und brachte einige Fanatiker auf seine Seite. Von Oahu begab er sich nach Ha-uai, vergrößerte sein Heer durch einen Haufen Unzufriedener und sah sich bald in den Stand gesetzt, dem Heere des Königs die Spitze zu bieten. Die Schlacht war gräßlich. Die Empörer, unter der Anführung Kekua-Oka-Lani's und seiner Gemahlin, welche beständig an seiner Seite kämpfte, entwickelten alle Kraft der Verzweiflung

*) S. Blatt 126.

und des Fanatismus; aber ihre Wuth vermochte nichts gegen die Tapferkeit und die weisen Anordnungen des Ministers Karai-Moku, des würdigen Freundes Tamea-Mea's. Das Haupt der Empörer fiel in der Schlacht, und neben ihm fand auch seine treue Gemahlin den Tod. Vergeblich versuchte das Heer der Götzen sich zu sammeln; umsonst kämpften sie mit unerschütterlichem Muth für ihre Sache: sie fielen alle bis auf den lezten Mann. Von diesem Tage an war der Dienst der blutdürstigen Götter zerstört, und der berühmte Tairi, diese Oriflamme des Ha-uai-Archipels, fiel in die Gewalt des Siegers, der ihn einige Jahre nachher dem Kapitän Byron schenkte. Die Morai's und Heiau's waren nicht mehr heilig. Man behielt nur die Orte bei, wo die Gebeine der Häuptlinge niedergelegt waren, und übergab die Aufsicht darüber einigen Priestern.

Die christliche Religion trat nun auf diesen Inseln an die Stelle des Götzendienstes. Die Mutter des Königs, Keo-Puo-Lani, und Kapeo-Lani, die Frau des Häuptlings Kai-Rua, traten zur christlichen Religion über, und ihrem Beispiele folgte ein großer Theil des Volkes. Die englischen Missionäre, welche das Christenthum gepredigt hatten, bewogen den König, eine Reise nach London zu machen. Rio-Rio schiffte sich am 27. November 1823 ein, und übergab die Regierung dem mächtigen Minister Karai-Moku. Das Handelsschiff, der Adler, wurde für die Ueberfahrt gemiethet, und sein Gefolge bestand aus Kamea-Moru, seiner Lieblingsgemahlin, aus Boki, dem Gouverneur von Oahu, einigen Offizieren und dem Franzosen Rives, welcher als Dolmetscher dienen sollte.

Das Schiff ankerte vor Portsmouth am 31. Mai 1824; von da begab sich Rio-Rio nach London, starb aber kurze Zeit darauf, so wie auch seine Gemahlin, ehe sie dem König Georg IV. hatten vorgestellt werden können. Man empfing die Häuptlinge in einer besondern Audienz; sie wurden schmeichelhaft aufgenommen und erhielten Geschenke, welche sie hoch erfreuten; auch versprach man ihnen ein Fahrzeug, welches sie mit den sterblichen Resten des Königs und der Königin nach Ha-uai überführen sollte.

Die Corvette la Blonde, unter dem Befehle des Kapitäns Byron, erhielt den Auftrag, die Gesandtschaft zu ihrer Bestimmung zurückzuführen, und am 4. Mai ankerte sie in der Rhede von Lahaina; von da begab sie sich nach Nono-Ruru, welches die königliche Residenz und der Mittelpunkt der Handelsgeschäfte geworden war. Mehr als vierzehn Tage dauerten die Feierlichkeiten beim Leichenbegängniß des Königs, beim Empfang der Häuptlinge und des Kapitäns Byron; aber in diesen Feierlichkeiten und Festen sah man nichts mehr von den ehmaligen Landessitten; die europäische Civilisation hatte schon tiefe Wurzeln geschlagen. Die Reste des Königs wurden in eine reformirte Kirche gebracht und von da aus in ein christliches Grab niedergelegt, anstatt in den Morai seiner Vorfahren.

Im Laufe des Dezembers 1824 erschien Kapitän Kotzebue wieder auf Oahu. Karai-Moku, der Gouverneur der Insel, empfing ihn als einen alten Bekannten und bewilligte ihm eine besondere Audienz in Gegenwart der Königin Kaahu-Manu und einer der Witwen des großen Tamea-Mea, Noma-Hana. Die königliche Witwe, welche 5 Fuß groß war und Schultern hatte, so breit als ein Athlete, verliebte sich plötzlich in Kotzebue und schrieb ihm am nächsten Morgen folgenden Brief:

„Ich grüße Dich, Russe; ich liebe Dich von ganzem Herzen, und mehr, als mich selbst. Auch fühlte ich, als ich Dich in meinem Lande sah, eine Freude, die meine arme Sprache Dir nicht beschreiben kann. Du wirst hier Alles verändert finden. Als Tamea-Mea noch lebte, war das Land reich und blühend; aber seit seinem Tode stürzt Alles in Trümmer. Der junge König ist zu London. Kaahu-Manu und Karai-Moku sind auf einige Tage abwesend, und Chino, der ihr Stellvertreter ist, hat zu wenig Macht über das Volk, um Dich würdig empfangen zu können. Er kann Dir nicht so viel Schweine, Pataten und Taro verschaffen, als Du bedürftest. Wie sehr bedaure ich es, daß meine Güter auf der Insel Mawi so fern vom Meere sind. Wären sie näher, so würdest Du jeden Tag mit Schweinen umgeben seyn. Sobald Karai-Moku und Kaahu-Manu zurückkehren werden, sollen alle Deine Bedürfnisse befriedigt werden. Der Bruder des Königs kommt mit uns; aber er ist noch ein Kind ohne Erfahrung, das Gutes und Böses nicht zu unterscheiden weiß.

„Ich bitte Dich, Deinen Kaiser in meinem Namen zu umarmen. Sage ihm, ich würde es selbst thun; aber das weite Meer trennt uns. Vergiß nicht, der ganzen Nation meine Grüße zu melden. Weil ich eine Christin bin, Du ein Christ bist, wirst Du mein Schreiben entschuldigen. Der Hunger nöthigt mich, meinen Brief zu beschließen. Ich wünsche, Du möchtest den Kopf Deines Schweines mit Appetit speisen. Ich bin mit königlicher Standhaftigkeit und ewiger Liebe

Deine Noma-Hana.

Die Nachricht vom Tode Rio-Rio's ermuthigte einige Ehrgeizige. Der Nachfolger Tamu-Arii's erhob die Fahne des Aufruhrs, und Karai-Moku sah sich genöthigt, ihn zu bekämpfen. Am 6. Juni 1825 wurde Kau-Ike-Uli, der jüngere Bruder Rio-Rio's, ein Kind von 10 Jahren, welches der amerikanische Missionär Bingham erzogen hatte, zum König ausgerufen und die Regentschaft während seiner Minderjährigkeit dem Karai-Moku anvertraut. Der erste Akt der Regentschaft war die Bestättigung der von Tamea-Mea festgesezten Ankergebühren zu 10 Sous die Tonne von einem Schiffe, das nur anhalten, und 3 Franken von dem, welches Handelsgeschäfte treiben wollte. Kurze Zeit nachher starb Karai-Moku in einem Alter von 70 Jahren an der Wassersucht. Er war nach Tamea-Mea der größte Mann des Archipels. An seine Stelle trat Boki. Eigentlich aber regierte wirklich Kua-Kini, der Bruder der Königin Kaahu-Manu, dessen Tochter im Jahr 1830 mit dem neuen König vermählt wurde. Ihm folgte der junge, von dem Missionär Bingham erzogene König Kau-Ike-Uli in einem Alter von 19 bis 20 Jahren. Als unter seiner Regierung die auf Ha-uai und Oahu ansässigen Europäer und Amerikaner sich wegen einer Kuh, die einen Augenblick in einem Garten, welcher einem Fremden gehörte, geweidet hatte, über das Gesetz stellen wollten, gab der Regentschaftsrath eine ebenso feste als billige und gemäßigte Entscheidung. Hier folgt das Aktenstück, aus welchem wir sowohl den Geist der Bevölkerung und Regierung, als die einfachen und originellen Formen der ha-uai'schen Kanzlei erkennen können.

„Kau-Ike-Uli, der König, Kaahu-Manu, die Regentin*); Boki,

*) S. Blatt 111.

Statthalter von Oahu; Adams Kua-Kini, Statthalter von Hawaii; Manuia, Kekua-Noa, Hinau, Aika-Maka, Paki, Kinau, John Li, James Kahuhu.

Oahu, im Oktober 1829.

„Ich gebe hier meine Entscheidung für Euch. Wir entsprechen der Aufforderung der englischen Residenten; Wir gewähren den Schutz der Gesetze: das ist der Zweck Eurer Bitte.

„Darum folgt hier meine Proklamation, welche ich Euch, so wie allen Fremden, bekannt mache. Die Gesetze meines Landes verbieten den Mord, den Diebstahl, den Ehbruch, die Unzucht, den Verkauf starker Branntweine in den Brennereien, die Belustigungen am Sonntage, die Prellerei und die Hazardspiele an Sonntagen und anderen Tagen.

„Wenn Einer diese Gesetze verlezt, so wird er gestraft. Fremde und Einheimische werden auf gleiche Weise behandelt: wer diese Gesetze verletzen wird, soll gestraft werden.

„Die christliche Ehe schickt sich für Männer und Frauen. Nur, wenn eine Frau einen Mann als ihren einzigen Gatten betrachtet, und wenn der Mann die Frau als seine einzige Gattin betrachtet, sind sie recht verheirathet; wenn aber beide Theile nicht verheirathet sind, und sie einander nicht als Mann und Frau betrachten, sollen sie auf der Stelle getrennt werden.

„Hier folgt nun noch unsere Entscheidung, die ich Euch hiemit bekannt mache. Wir haben Eure Bosheit seither mit angesehen. Ihr unterrichtetet Uns nicht, daß Eure Gärten und Umzäunungen tabu (heilig, unverletzlich) seyen, bis zu dem Augenblicke, wo unser Vieh in Eure Pflanzungen ging; dann habt Ihr es sogleich getödtet. Wir aber haben Euch von dem Tabu unserer Pflanzungen lange vorher unterrichtet, auch haben Wir Euch aufgefordert, Euer Vieh davon abzuhalten. Wir haben nun gehört, daß Euer Vieh auf Unser angebautes Land ging und es verheerte; aus diesem Grunde wurde euch einiges Vieh getödtet.

„Nun will ich Euch das Mittel angeben, wodurch ihr Euch hättet Gerechtigkeit verschaffen sollen. Habt Ihr einen Menschen für schuldig gehalten, so hättet Ihr ihn nicht sogleich bestrafen sollen; Ihr hättet vielmehr Unsere Entscheidung abwarten sollen; wenn Wir ihn schuldig befunden hätten, so würden Wir Euch Entschädigung zuerkannt haben. Aber nein, Ihr habt ihn grausam und sogleich mißhandelt. Dieses Verbrechen haben zwei von Euch begangen. Indeß wollen Wir Euch erinnern, daß die Verwundung eines Menschen ein größeres Uebel ist, als die eines Thieres, dieweil der Mensch das Haupt aller Thiere ist.

„Dieß theilen Wir Euch Allen mit, Väter der Länder, aus welchen die Winde kommen; habt Mitleid mit einer Nation kleiner, sehr schwacher und junger Kinder, deren Geist noch in der Finsterniß lebt; helft Uns Gutes thun, und beobachtet mit Uns Das, was das größte Gut unseres Landes ausmachen muß.

„Was den Tod der Kuh betrifft, so wurde sie getödtet, weil sie das zum Schutze der Pflanzung errichtete Tabu verlezt hatte. Der Ort war durch einen von dem Eigenthümer errichteten Zaun gesichert. Da er sein Eigenthum so umzäunt hatte, so war es nur noch die Schuldigkeit der Herren des Viehs, welche von dem Wächter der Pflanzung gewarnt worden waren, das Vieh jeden Abend nach Hause zu führen. Er sagte es

ihnen; aber sie beachteten es nicht, und ließen das Vieh die Nacht hindurch ledig laufen. Nun dachte der Eigenthümer des Gutes darauf, sich schadlos zu halten, denn mehrere Thiere waren schon von ihm angetroffen worden, und ihre Herren hatten ihm keine Entschädigung bezahlt; darum beschloß der Besitzer des Feldes, eines der Thiere, welche es verwüsteten, zu tödten. Denn es war festgesetzt worden, daß wenn ein Thier eine Umzäunung durchbrechen und die Erndte verheeren würde, es weggenommen und dem Eigenthümer der Erndte zuerkannt werden solle. Mehrere wurden ergriffen, sodann zurückgefordert, und endlich zurückgegeben; das ist mehreremale der Fall gewesen. Warum seyd Ihr nun so schnell in Eurem Zorne? Die Kuh wurde innerhalb der Umzäunung selbst angetroffen, hernach hat sie dieselbe verlassen. Warum erwähnt also Eure Erklärung nur, die Kuh sey schändlicher Weise auf dem Gebiet der Gemeinde getödtet worden? Die Kuh wäre nicht getödtet worden, wenn man sie nur auf der gemeinen Weide hätte weiden lassen; alle Diejenigen, welche auf der Pflanzung arbeiteten, sagten uns, sie sey innerhalb der Umzäunung selbst gefunden worden.

Unterzeichnet: Kau-Ike-Uli."

Aus diesem Aktenstücke ersieht man die Richtung, und ich möchte beinahe sagen, einen Regierungsakt der Missionäre. Der junge König läßt das Beste hoffen; groß, gut gewachsen, mit einem offenen Gesichte, unparteiisch, edel, erinnert er glücklicher Weise an seinen Großvater Tamea-Mea, und wird ohne Zweifel ein großer König werden, wenn seine ersten Schritte gut geleitet werden *). Er hat Kini, eine Nichte der Königin Kahu-Manu geheirathet; seine Schwester Nahi-Nahina ist schön und geistreich *).

Die Washington-Gruppe.

Wir wollen unter dieser Benennung, die an den Namen der Hauptinsel und den Namen des großen Gründers der vereinigten Staaten von Nordamerika erinnert, die kleinen Inseln Washington, Palmyra, Amerika, Noel (die Weihnachts-Insel Christmas), die Insel Fanning, welche einst bewohnt war, Jarvis, die von dem Kapitän Walker im Jahr 1814 gesehenen Inseln, die zweifelhafte Insel Broke, und einige andere zusammenfassen. Der Hauptort dieser niedrigen Inseln wäre die, welche den Namen Washington empfangen hat, und beinahe den Mittelpunkt der Gruppe bildet. Unsere Leser wollen diese Washington-Gruppe und Insel nicht mit den Uahonga- oder Washington-Inseln verwechseln, welche einen Theil des Nukahiva-Archipels ausmachen, der von den Franzosen Marchand-, nach dem Kapitän dieses Namens, von den Spaniern Mendana-, von den Amerikanern Washington-Archipel genannt wird, und dem wir nach unserer Methode seinen wahren Namen, den ihm die Eingebornen beilegen, den Namen Nukahiva-Archipel geben werden.

Unsere Washington-Gruppe liegt im Süden des Ha-wai-Archipels, im Osten der Karolinen, und im Norden unseres Roggewein-Archipels, den wir später beschreiben werden. Im Osten wird er durch eine unermeßliche Meeresfläche begränzt. Wir sprechen nur davon, weil wir im Ein

*) S. Blatt 125.

haben, die Beschreibung aller Theile Oceaniens vollständig zu geben; aber wir können diese Inseln nur benennen und klassificiren, und ihre Lage angeben, denn es sind meistens unbedeutende, beinahe sämmtlich wüste Punkte, und Alles, was man von ihnen anführen kann, ist ein trockenes und kurzes Namensverzeichniß.

Die Smith-Inseln wurden im Jahr 1807 durch Johnson, den Kapitän der englischen Fregatte Cornwallis, entdeckt, und im Jahr 1815 von dem französischen Kapitän Dayot, dem Kommandanten des spanischen Schiffes Hernaudy, wieder gesehen. Sie sind eine Gruppe unbewohnter Inselchen, von Korallen gebildet und mit einer spärlichen Vegetation bedeckt. Sie haben ungefähr 9 Meilen im Umfang von Nordwest nach Südwest und liegen unter 16° 53′ nördlicher Breite und unter 171° 52′ westlicher Länge.

Die Insel Palmyra wurde zum Erstenmale von dem Amerikaner Fenning am 14. Juni 1798 gesehen und einige Jahre nachher von dem Kapitän Mackay wieder gefunden. Es ist eine niedrige Insel von drei Lieue's Ausdehnung, hat im Innern zwei kleine Lagunen, und außen Klippen, wovon eine im Westen drei Lieue's weit in das Meer sich erstreckt. Im Norden ist ein Ankerplatz von 18 Faden Tiefe. Ihren Namen erhielt sie von dem Kapitän der Palmyra Sawle, welcher sie im Jahr 1802 wieder sah. Diese wüste Insel liegt unter 5° 50′ nördlicher Breite und 164° 45′ westlicher Länge. Vier oder fünf Meilen weiter nördlich liegt eine gefährliche Klippe, die ebenfalls von Kapitän Fanning entdeckt und besichtigt wurde. Sie hat die Form eines Halbmondes und erstreckt sich auf sechs Lieues von Norden nach Süden.

Die Insel Washington, das New-Year auf den Karten von Arrowsmith, wurde auch von Fanning entdeckt. Es ist ein hohes und mit Grün bedecktes Land, aber wüste und von Klippen starrend. Sie liegt unter 4° 45′ nördlicher Breite und 162° 28′ westlicher Länge. — Die Fanning-Gruppe wird von drei bewaldeten Inselchen gebildet, die von Klippen umgeben sind, innerhalb welcher ein guter Ankerplatz liegt. Jede der zwei nördlichen Inselchen hat 9, das östliche 6 Meilen Länge. Wahrscheinlich ist sie die von einigen Schiffern Amerika genannte Insel. Als Fanning landete, fand er die Insel wüste und mit Seevögeln bedeckt, welche so zutraulich waren, daß sie sich mit den Händen fangen ließen. Mackay, der dort auf dem Caretschildkröten- und Tripang-Fange war, fand dort regelmäßig behauene Steine, und in einem zwei Fuß tiefen Graben eine gemauerte Höhle, angefüllt mit Asche, einigen menschlichen Gebeinen, Werkzeugen von Stein, Muscheln und Knochen, Lanzen, Pfeilen und verschiedenen Zierrathen. Auch der Franzose Goerant hielt im Jahr 1828 dort an, und traf 25 mit dem Tripang-Fange beschäftigte Fahrzeuge. Sie liegt unter 3° 48′ nördlicher Breite und 161° 25′ westlicher Länge.

Die Weihnachts- oder Christmas-Insel wurde im Dezember 1777 von Cook entdeckt. Er brachte mehrere Tage auf dem Ankerplatze zu, und versah sich dort mit Schildkröten und Fischen. Die Insel ist niedrig, bewaldet, wüste, hat ungefähr 15 Meilen im Umfang und einen ziemlich guten Ankerplatz. Die westliche Küste ist so ausgeschweift, daß die Insel einen Halbmond bildet. Man findet dort Fische und Schildkröten. Sie liegt unter 1° 59′ nördlicher Breite und 159° 50′ westlicher Länge.

Arrowsmith versichert, die Insel Jarvis sey von einem Kapitän

Brown entdeckt, und im Jahr 1822 von einem Kapitän Lock wiederg sehen worden. Er sezt sie unter 0° 30′ südlicher Breite und 162° 4 westlicher Länge. Dumont d'Urville glaubt, die Insel Broke, d auf der amerikanischen Liste in geringer Entfernung südöstlich von der Jn sel Jarvis liege, sey keine andere, als die Insel Jarvis selbst.

Der große Archipel der Carolinen.

Wir sagten, Indien sey das Kreuz für die Geographen, welche Asie beschreiben müssen, wie es Deutschland für Diejenigen ist, welche Europ beschreiben. Mit noch mehr Recht können wir den großen Archipel de Carolinen das Kreuz der Geographen des unermeßlichen Oceans nennen Er besteht aus ungefähr 50 Gruppen, wovon mehrere nicht bestimmt sind die meisten seiner unzähligen Inseln wurden noch nicht besucht; es ist als sehr schwer, Licht über dieses Chaos von Ungewißheiten und Widersprüche zu verbreiten.

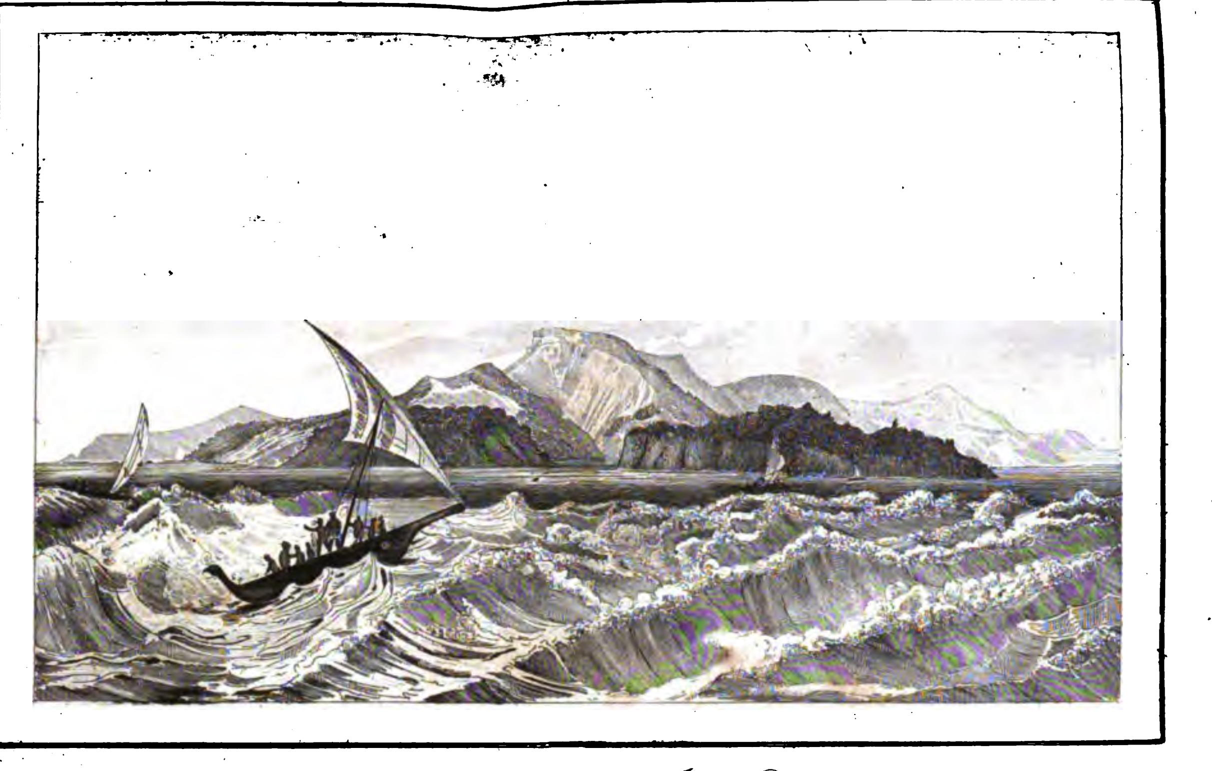
Die Reise eines gelehrten russischen Seemannes, des Kapitän Lütke, hat große Klarheit über diese Gruppen verbreitet, deren er 26 untersucht hat. Die Expedition der gelehrten Seemänner Duperrey und d'Urville hatte die Dunkelheit, die auf ihnen ruht, bereits erhellt; abe es sind noch viele Lücken auszufüllen. Bei diesem Stand der Dinge wer den wir alle Mühe aufwenden, diese interessanten Gegenden mit der größt möglichen Genauigkeit zu ordnen.

Unser großer Carolinen-Archipel wird im Westen aus der Gruppe der Peliu-Inseln, den gefährlichen Matroseninseln, der Märtyrerinsel, Saave dra, Sonsorol oder St. André, aus den Inseln Anna, Mariera, Lord North u. s. w., die wir als seine Anhängsel betrachten, und aus den Free will-, oder Queden- oder St. David-Inseln sammt der Nevil-Insel bestehen, welche wir als ein Anhängsel der Freewill-Gruppe betrachten. Die eigentlichen Carolinen werden natürlich einen Theil dieses unermeßlichen Archipels ausmachen, und wir werden außerdem darunter begreifen die Ralik- oder Radak-Gruppe, welche bei den meisten Geographen Marshall- oder Mulgrave-Gruppe heißt, und endlich den Gilbert-Archipel. Mehrere gewichtige Gründe haben uns bestimmt, troz der Ansicht des gelehrten Chamisso die Marianen nicht darunter aufzunehmen.

Demnach wird sich dieser große Archipel von der Insel Bigar, der lezten nördlichen Insel der Radak-Kette unter 12° nördlicher Breite, bis zu den Lugunor-Inseln unter dem 3° südlicher Breite, und von der Sonsorol-Insel unter dem 129° östlicher Länge bis zur östlichsten der Mulgrave-Inseln unter dem 170° östlicher Länge erstrecken; die Carolinen werden also, nach unserer Eintheilung eine Ausdehnung von 225 Lieue's von Norden nach Süden, gerade durch den Aequator hindurch, und von 1025 Lieue's von Westen nach Osten haben.

Nachdem wir die Länder dieses großen Archipels gruppirt haben, werden wir die berühmten oder Hauptinseln weitläufiger beschreiben, wie Corror, dessen Hauptstadt Peliu durch den Aufenthalt Wilsons in gewisser Art klassisch geworden ist, Garast oder vielmehr Gast, Lamursek, Lugunor, Ulla, Satawal oder Satauan, Hoguleu, Ualan, Aur, Otdia, Puynipet und einige andere. Was die minder wichtigen und bedeutenden Inseln betrifft,

Ansicht von Peliou.



Ansicht von der Insel Peliou.

CAROLINEN INSELN (AUSTRALIEN.)



Wohnung.

so werden wir bloß ihre Lage und die Völkerstämme angeben, von welchen sie bewohnt werden.

Beginnen wir die Beschreibung und Geschichte der Carolinen mit den westlichen Inseln.

Pelin-Gruppe.

Die Gruppe der Pelin- oder Palaos- oder Panlog-Inseln *) bildet den westlichen Theil des Carolinen-Archipels. Sie wurden von den Spaniern entdeckt. Die beträchtlichsten davon sind:

Babelthuap. Sie erstreckt sich auf 9 Meilen von Norden nach Süden, und hat einen sehr hohen Berg, von welchem man die Aussicht auf alle Inseln der Gruppe hat. Seine Hauptbezirke, wovon jeder einen Rupak oder Häuptling hat, sind Emalagui, Artingall und Emerings. Der Bezirk von Artingall machte sich berühmt durch seine Kriege mit dem Rupak der folgenden Insel:

Corror. Diese kleine Insel, welche sich nur auf sechs Meilen von Osten nach Westen erstreckt, besteht aus kleinen Inselchen, die sehr nahe beieinander liegen. Ihr Hauptort ist Pelin, dessen tapferer Rupak Abba-Thule, sammt seinem liebenswürdigen Sohne Libu, eine wichtige Stelle in der Geschichte dieses Landes einnehmen wird.

Urukthapel, Errokong und Urulong, welches durch den Schiffbruch der Antilope berühmt ist, sind nur Inselchen.

Peleliu, das sich auf 8 Meilen von Nordost nach Südsüdwest erstreckt, ist ziemlich fruchtbar und hat ein reizendes Aussehen. Es ist von Inselchen umgeben.

Die kleine Insel Angur. Im Jahr 1801 blieb der spanische Kapitän Ibargoitia einige Tage dort, und fand die Bewohner sanft, gutmüthig und edel.

Die Matrosen- oder Reyes-Inseln, die von Saavedra und Villalobos besucht wurden, stehen unter verschiedenen Häuptlingen. Es ist sehr gefährlich ihnen nahe zu kommen.

Die zwei kleinen Sonsorol- oder St. André-Inseln wurden im Jahr 1710 von Padilla entdeckt. Sie werden von den Bewohnern Pelin's besucht. Die gegen Mittag ist die größte; sie wird von der andern, welche die Eingebornen Kodokopui nennen, durch einen ungefähr zwei Meilen breiten Kanal unter dem 5° 20′ nördlicher Breite und 129° 54′ östlicher Länge getrennt.

Endlich die Inseln Mortz, Kyangle und Lord-North, welche bisher unbekannt waren, und über welche wir am Schlusse der Beschreibung der Pelin-Inseln einige ganz neue Nachrichten geben werden.

In den Lettres édifiantes liest man Folgendes über einen von zwei spanischen Missionären, die sich auf dem von Padilla befehligten Schiffe Santa Trinidad eingeschifft hatten, gemachten Versuch, den Bewohnern von Sonsorol das Evangelium zu predigen. Der Bericht ist von Joseph Somera, einem Offiziere der Santa-Trinidad.

„Nach fünfzehntägiger Fahrt von den Philippinen her entdeckten wir

*) Ich möchte sie Bell-Inseln nennen, den Bewohnern zufolge, die ihnen diesen Namen gaben, wenn ich nicht gegen das immer schwer aufzuhebende Herkommen zu kämpfen hätte; so aber werde ich sie fortwährend Pelin-Inseln nennen.

so werden wir bloß ihre Lage und die Völkerstämme angeben, von welchen sie bewohnt werden.

Beginnen wir die Beschreibung und Geschichte der Carolinen mit den westlichen Inseln.

Peliu-Gruppe.

Die Gruppe der Peliu- oder Palaos- oder Panlog-Inseln *) bildet den westlichen Theil des Carolinen-Archipels. Sie wurden von den Spaniern entdeckt. Die beträchtlichsten davon sind:

Babelthuap. Sie erstreckt sich auf 9 Meilen von Norden nach Süden, und hat einen sehr hohen Berg, von welchem man die Aussicht auf alle Inseln der Gruppe hat. Seine Hauptbezirke, wovon jeder einen Rupak oder Häuptling hat, sind Emalagui, Artingall und Emerings. Der Bezirk von Artingall machte sich berühmt durch seine Kriege mit dem Rupak der folgenden Insel:

Corror. Diese kleine Insel, welche sich nur auf sechs Meilen von Osten nach Westen erstreckt, besteht aus kleinen Inselchen, die sehr nahe beieinander liegen. Ihr Hauptort ist Peliu, dessen tapferer Rupak Abba-Thule, sammt seinem liebenswürdigen Sohne Libu, eine wichtige Stelle in der Geschichte dieses Landes einnehmen wird.

Urukthapel, Errokong und Urulong, welches durch den Schiffbruch der Antilope berühmt ist, sind nur Inselchen.

Peleliu, das sich auf 8 Meilen von Nordost nach Südsüdwest erstreckt, ist ziemlich fruchtbar und hat ein reizendes Aussehen. Es ist von Inselchen umgeben.

Die kleine Insel Angur. Im Jahr 1801 blieb der spanische Kapitän Ibargoitta einige Tage dort, und fand die Bewohner sanft, gutmüthig und edel.

Die Matrosen- oder Reyes-Inseln, die von Saavedra und Villalobos besucht wurden, stehen unter verschiedenen Häuptlingen. Es ist sehr gefährlich ihnen nahe zu kommen.

Die zwei kleinen Sonsorol- oder St. André-Inseln wurden im Jahr 1710 von Padilla entdeckt. Sie werden von den Bewohnern Peliu's besucht. Die gegen Mittag ist die größte; sie wird von der andern, welche die Eingebornen Kodokopui nennen, durch einen ungefähr zwei Meilen breiten Kanal unter dem 5° 20′ nördlicher Breite und 129° 54′ östlicher Länge getrennt.

Endlich die Inseln Mortz, Kyangle und Lord-North, welche bisher unbekannt waren, und über welche wir am Schlusse der Beschreibung der Peliu-Inseln einige ganz neue Nachrichten geben werden.

In den Lettres édifiantes liest man Folgendes über einen von zwei spanischen Missionären, die sich auf dem von Padilla befehligten Schiffe Santa Trinidad eingeschifft hatten, gemachten Versuch, den Bewohnern von Sonsorol das Evangelium zu predigen. Der Bericht ist von Joseph Somera, einem Offiziere der Santa-Trinidad.

„Nach fünfzehntägiger Fahrt von den Philippinen her entdeckten wir

*) Ich möchte sie Peli-Inseln nennen, den Bewohnern zufolge, die ihnen diesen Namen gaben, wenn ich nicht gegen das immer schwer aufzuhebende Herkommen zu kämpfen hätte; so aber werde ich sie fortwährend Peliu-Inseln nennen.

am 30. Novbr. 1710 Land in Nordwest: es waren zwei Inseln, welche die auf unserem Schiffe befindlichen Pater Dubaron und Cortil nach dem Feiertage St. Andreas-Inseln nannten. Als wir näher kamen, erblickten wir ein Fahrzeug, das auf uns zukam, und in welchem sich Insulaner befanden, die von Weitem schrieen: Mapia! Mapia! (gute Leute!) Ein Palaos (Bewohner von Peliu), der zu Manila getauft worden war, und den wir mit uns genommen hatten, zeigte sich ihnen und sprach mit ihnen. Sogleich kamen sie an Bord und sagten uns, diese Inseln heißen Sonsorol (auf der Charte von Cantova Sonrol, auf der von Serrano Sarol), und sie gehören zu den Palaos-Inseln. Sie schienen große Freude an uns zu haben, und bezeigten sie durch Händeküsse und Umarmungen.

„Diese Insulaner sind gut gewachsen und haben einen starken Körperbau; sie sind, mit Ausnahme eines Stücks Matte, womit sie ihre Geschlechtstheile bedecken, ganz nackt; ihre Haare sind beinahe kraus; sie haben wenig Bart. Um sich gegen den Regen zu schützen, werfen sie einen kleinen Mantel von Patatenfasern über die Schultern, und tragen auf dem Kopfe eine Art Mattenhut, der mit Federn von ganz grünen Vögeln besezt ist. Sie waren sehr verwundert über das Tabakrauchen unserer Matrosen. Eisen schienen sie hoch zu schätzen; sie betrachteten es mit gierigen Augen, und baten uns unaufhörlich darum. Nachmittags kamen zwei andere Barken je mit acht Mann zu uns. Als sie sich dem Schiffe näherten, fingen sie an zu singen, indem sie mit den Händen auf ihren Schenkeln den Takt dazu schlugen. An Bord gekommen, maßen sie die Länge unseres Schiffes, in der Meinung, es sey aus einem einzigen Stücke Holz gemacht; Andere zählten die Menschen, welche an Bord waren. Sie brachten uns einige Kokosnüsse, trockene Fische und Kräuter. Ihre Schiffe sind sehr gut gebaut und haben lateinische Segel; eine Seite des Schiffes ist durch ein Gegengewicht gestüzt, so daß es nicht umschlagen kann. Wir fragten sie, nach welcher Himmelsgegend ihre Hauptinsel, welche Panlog heiße, liege: sie zeigten nach Nordnordost; auch sagten sie, gegen Süden seyen noch zwei Inseln; die eine heißt Mariera, die andere Pulo, auf Serrano's Charte Muries und Falia.

„Ich schickte die Schaluppe mit dem Senkblei aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Eine Viertelmeile von der Insel wurde sie von einem Boot voll Insulaner bestiegen: einer sah einen Sabel, ergriff ihn, betrachtete ihn aufmerksam, warf sich ins Meer und nahm ihn mit sich fort. Mein Steuermann konnte keinen Ankerplatz finden; der Grund war felsig und überall sehr tief. Nach seiner Zurückkunft schickte ich einen andern Mann aus, um einen Ankerplatz zu suchen: er fuhr ganz an dem Lande hin und fand überall, wie der erste, tiefen Felsengrund, also keine Stelle, wo man den Anker hätte auswerfen können. Ich segelte gegen die Strömung, welche reißend gegen Südost ging; da aber widriger Wind eintrat, so lenkten wir auf die offene See ein. Nun stiegen die an unser Schiff gekommenen Insulaner in ihre Boote, um zurückzukehren. Die beiden Missionäre wollten einen von ihnen zum Bleiben vermögen, konnten ihn aber nicht dazu bewegen: sie unterhielten sich mit ihm über Religion, und ließen ihn den Namen Jesus und Maria aussprechen, was er in einem sehr inbrünstigen Tone that. Man befragte ihn über die Größe der Insel und die Zahl ihrer Bewohner; er antwortete, die Insel habe zwei und

eine halbe Meile im Umfang und könne 800 Bewohner haben, welche von Kokosnüssen, Fischen und Kräutern leben.

„Ich maß um Mittag die Sonnenhöhe, und fand mich unter 5° 16' nördlicher Breite, und die Abweichung 6' nordöstlich; die Strömung führte uns reißend gegen Südost ins offene Meer. Ich konnte das Land erst am 4. Dezember wieder gewinnen; wir befanden uns an der Mündung eines Fahrwassers zwischen zwei Inseln. Ich schickte die Schaluppe aus, um einen guten Ankergrund zu suchen, aber überall war tiefer Felsengrund, und es war unmöglich, den Anker auszuwerfen. Die Pater Dubaron und Cortil entschloßen sich, ans Land zu gehen und ein Kreuz aufzupflanzen. Padilla und ich stellte ihnen die Gefahr vor, welcher sie sich aussetzen würden, was sie von den Insulanern zu befürchten hätten, deren Gesinnung ja nicht bekannt sey, und die Verlegenheit, in der sie sich befänden, wenn die Strömungen das Schiff so weit auf das offene Meer reißen würden, daß man sich dem Lande nicht nähern könnte, um sie wieder einzunehmen oder ihnen zu Hilfe zu kommen. Sie ließen diese Vernunftgründe nicht gelten, und bestiegen die Schaluppe mit dem Bootsmann, der Fahne der Landungstruppen, dem Palaos als Dolmetscher und dessen Frau und Kindern. Nach ihrer Abfahrt hielten wir uns den ganzen Tag mit günstigem Winde unter Segel; gegen Abend aber war er uns zuwider, und die Strömung warf uns ins offene Meer. Bis 9 Uhr Vormittags bemühten wir uns aufs Aeußerste, uns dem Lande zu nähern, aber vergeblich; im Gegentheil entfernten wir uns immer mehr; ich befand mich unter 5° 28' nördlicher Breite. Wir hielten Rath, was nun zu thun wäre: Padilla, ein Jesuitenbruder, der Steuermann und ich, wir waren alle der Meinung, die Hauptinsel Panloz aufzusuchen, welche von der, die wir verließen, ungefähr 50 Lieue's entfernt ist.

„Sobald Padilla Panlog besichtigt hatte, kehrte er auf die Sonsorol-Inseln zurück, um sich von dem Schicksale der Missionäre zu unterrichten. Nachdem wir drei Tage lang um die Gruppe herum gekreuzt hatten, ohne daß sich eine Pirogue gezeigt hätte, zwang uns ein heftiger Wind, uns zu entfernen. Im folgenden Jahre reiste auch Pater Serrano ab, um dem Pater Dubaron und Cortil zu Hülfe zu kommen; aber am dritten Tage der Fahrt zerschmetterte ein heftiger Sturmwind sein Schiff; nur zwei Indianer und ein Spanier entkamen aus diesem traurigen Schiffbruche, und brachten die Nachricht davon nach Manila. Später griff ein spanisches Schiff, das neben den Palaos vorbeikam, die Insulaner an, und führte einige von ihnen gefangen in jene Hauptstadt der Philippinen. „„Da,““ sagt Pater Carier, von dem diese lezten Nachrichten sind, „„fragte man sie durch Zeichen, was aus den beiden Pater geworden wäre, die auf einer ihrer Inseln geblieben seyen; sie antworteten auch durch Zeichen, und gaben zu verstehen, daß ihre Landsleute sie getödtet und hernach aufgegessen hätten.““

Pulo-Anna wurde im Jahr 1761 durch das Schiff Lynarou entdeckt; Carteret und andere Seemänner besichtigten sie später. Sie ist eine niedrige und bewaldete Insel, und liegt unter 4° 38' nördlicher Breite und 129° 44' östlicher Länge. Die kleine Insel Mariera wurde von Padilla entdeckt und im Jahr 1781 von dem Schiff Montrose wieder aufgefunden. Sie ist bewohnt und erstreckt sich auf zwei Meilen von Norden nach Süden, und auf Eine Meile in die Breite. Auf der Charte

Arrowsmiths hat sie den Namen Hastings, denn die Engländer hatten immer die Anmaßung, den von anderen Völkern entdeckten Ländern englische Namen zu geben. Sie liegt unter 4° 20′ nördlicher Breite und 130° 8′ östlicher Länge.

Die Insel Nevil wurde im Jahr 1781 durch das Schiff Montrose entdeckt, das ihr ihren Namen gab. Später erhielt sie die Namen North und Johnston. Wir glauben, daß sie keine andere ist, als die Insel Evening, die am 17. September 1767 von Carteret gesehen wurde. Diese kleine, niedrige und auf ihrer östlichen Spitze mit einem Riff umgebene Insel liegt unter 3° 3′ nördlicher Breite, und unter 128° 44′ östlicher Länge. Sie ist ein Anhängsel folgender Inseln:

Die Guedes-Inseln wurden im Jahr 1537 von Grijalva und Alvaredo entdeckt, und im Jahr 1767 von Carteret wieder aufgefunden, welcher sie Freewill-Inseln nannte, und von Meares, Maclner und dem gelehrten Horsburgh gesehen. Es sind ihrer fünf, obgleich man in allen geographischen Werken nur drei zählt. Auch haben sie den Namen St. David erhalten.

Die Hauptinsel wird von den Eingebornen Pegan genannt. Carteret vergleicht sie mit den Insulanern von Palaos. „Sie sind kupferfarbig und haben schöne und lange schwarze Haare, aber keinen Bart, weil sie ihn ausreißen. Ihre Züge sind schön, und ihre Zähne haben eine seltene Weiße und einen ausgezeichneten Glanz; sie sind von mittlerer Größe, aber außerordentlich lebhaft und flink, fröhlich, zutraulich und gastfreundlich. Ihre Piroguen, ihr Tauwerk, ihre Matten, welche sie als Segel in ihren Canots gebrauchen, zeugen von ihrem Gewerbfleiß und ihrer Einsicht.“

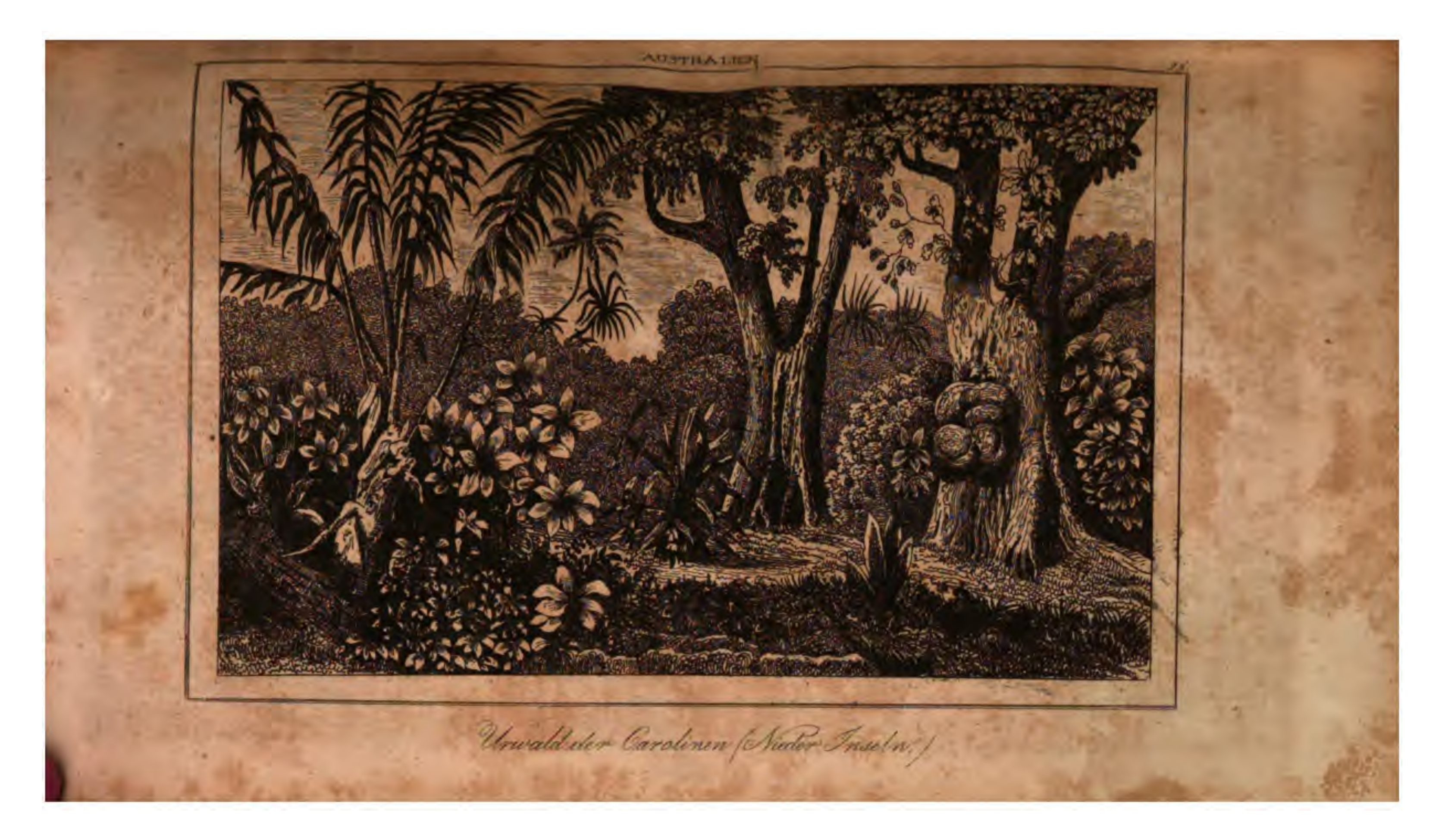
Obige Inseln sind niedrig und klein; wie es scheint, machen Kokosnüsse, die Brodfrucht, der Betel und andere Pflanzen der Insel Peliu dort die Nahrung der Bewohner aus. Dieselben sind, wie ich schon gesagt habe, wahre Polynesier, nach dem Urtheile Carterets selbst, wie alle diejenigen, welche man von der Insel Peliu bis zur Osterinsel findet. Mit Unrecht hat Maltebrun die Freewill-Inseln unter die Papus-Inseln gesezt.

Naturgeschichte.

Die Länder dieser Gruppe sind mit Bäumen bedeckt, unter welchen die Engländer nur den Ebenholzbaum, den wilden Brodbaum, das Zuckerrohr, den Bambus, den Citronenbaum, den Orangenbaum und den Betel, Kohlpalmbaum, den Arekabaum, den Averrhoebaum, den Bananenbau[m] die Engenia-jambos und die Curcume erkannten, welche den Einwohnern d[ie] gelbe Farbe liefert, womit sie sich, wie die eigentlichen Caroliner, ger[n] die Haut färben. Unter den Bäumen, welche dieser Gegend eigenthüml[ich] zu seyn scheinen, ist einer, der mehr als 28 bis 30 Fuß im Umfang h[at] und dessen Mark ein gesundes und reichliches Nahrungsmittel liefert.

Von vierfüßigen Thieren sieht man auf den Peliu-Inseln keine ande[re] als dunkelgraue Ratten und einige Katzen, die aber so selten und ma[ger] sind, daß es scheint, sie seyen durch irgend ein Canot von den benachbart[en] Inseln, das dort Schiffbruch gelitten, dahin gebracht worden.

Das Haus- oder wilde Geflügel ist sehr gewöhnlich; die Häh[ne] leben in den Wäldern, und vor der Ankunft der Engländer dachten [die] Insulaner niemals daran, sich davon zu nähren; in der Legzeit suchten



Urwald der Carolinen (Nieder Inseln.)

die Eier, auf welche sie aber keinen Werth legten, wenn sich das kleine Hähnchen darin noch nicht ausgebildet hatte. Auch Tauben kommen in den Wäldern Pelin's häufig vor; die Einwohner aber verstehen sie nicht im Fluge zu tödten; sie nehmen die Jungen aus dem Neste, binden sie vor ihren Hütten mit einer Schnur am Fuße fest und füttern sie mit Ignamen. Zur Zeit Wilsons gab es noch keine Schweine auf Pelin. Kadu, ein wilder Caroliner, welcher diese Insel besucht hatte, sagte Kotzebue'n, er habe dort Kühe, Ziegen und andere Hausthiere gesehen, die die Europäer dort einheimisch gemacht hätten.

An den Küsten wimmelt es von Fischen aller Art; vorzüglich sieht man den Narval oder das Einhorn. Auf der ganzen Fläche dieser Inseln sieht man keinen Fluß; aber es gibt Bäche, schöne Quellen und Teiche von frischem und süßem Wasser, in welchen man ungeheuer große Muscheln fischt.

Nahrung.

Die Nahrung der Eingebornen ist sehr einfach und im Ganzen auch nicht sehr schmackhaft; sie braten ihre Fische auf einem Feuer von wohlriechendem Holze, was sie sehr haltbar macht, ihnen aber einen unerträglichen Geruch gibt; sie essen die Muscheln roh, das Fleisch der großen Weihkesselmuscheln ausgenommen, welches sie erst kochen. Auch sieden sie die Schildkröten, die sie am liebsten essen, die Tauben ausgenommen, welche für sie eine königliche Speise sind; Vögel, welche sie sehr jung fangen, und die also sehr zart sind, machen sie an der Sonne gar.

Aus dem Saft des Zuckerrohrs und Palmenbaums und den Kernen der Kokosnüsse machen sie verschiedene Konfituren. Ihr gewöhnliches Getränk ist süßes Wasser mit etwas Salz, mit dem Safte des Zuckerrohrs oder Palmbaumes vermischt; bisweilen mischen sie Salz, Zucker und eine Art Pfeffer unter einander und machen ein berauschendes Getränk daraus, welches sie leidenschaftlich lieben, und das Aehnlichkeit mit dem Seka oder Kava hat.

Gewerbfleiß.

Die Häuser dieser Insulaner sind sehr sinnreich erbaut und zeugen von viel Kunstsinn bei einem Volke, dessen Werkzeuge, da es kein Eisen hat, nothwendig sehr unvollkommen seyn müssen. Auf steinernen Säulen, welche, wenn sie aus dem Steinbruch kommen, mit scharfen Kieseln behauen werden, erheben sich ihre Häuser oder Hütten 4 Fuß über dem Boden; zwei Reihen Bambusstäbe, die auf diese Säulen gelegt werden, dienen als Fußboden; andere Bambusstäbe, die in die ersten eingepflöckt sind, bilden die Seitenwände des Hauses; das Dach ist zweimal so hoch, als die Seitenwände. An einem Ende ist der Fußboden durchbrochen, und das mit Steinen gefüllte Loch dient als Herd, um die Speisen zu kochen und die ganze Nacht ein Feuer zu unterhalten; auf dem entgegengesezten Ende dreht sich ein Brett um ein Bambusrohr und dient als Thür und Fenster. Die Möbel, womit das Innere der Hütten ausgestattet ist, sind sehr einfach und doch ziemlich bequem. Ein kleiner Korb, die Arbeit junger Mädchen, ist das kostbarste Besitzthum jeder Familie, und dient zur Herbeischaffung aller Lebensmittel; kleine hölzerne Näpfe von allen Formen bilden ihr ganzes Geschirr; Stücke von Muschelschalen gebrauchen sie als Messer, und aus

einem Fischbein machen sie eine Gabel, die eine auffallende Aehnlichkeit mit den unsrigen hat. Sie haben große Kämme aus Orangenholz und aus Einem Stücke. Ihre Piroguen machen sie aus ausgehöhlten Baumstämmen; sie werden außen und innen roth bemalt und mit Muscheln belegt, sind aber niedriger als die Piroguen der eigentlichen Caroliner.

Die Waffen der Bewohner von Peliu sind schwach und scheinen mehr für die Jagd als für den Krieg bestimmt zu seyn. Ihre Lanzen sind einige Fuß lang und haben oben einen Fischknochen, der genau die Form eines mit Widerhaken versehenen Pfeiles hat; diese Lanzen, welche sie mit vieler Gewandtheit werfen, gebrauchen sie sowohl im Kampfe als beim Fange großer Fische; am öftesten aber bedienen sie sich nur der Schleuder, die sie mit großer Leichtigkeit handhaben.

Macht der Häuptlinge.

Trotz aller seiner Macht war Abba-Thule nicht auf der ganzen Gruppe Herr. Die Rupaks von Emerings, Emmalagui, Artingall und anderen Inselchen waren in ihren eigenen Gebieten unabhängig. Abba-Thule selbst war bei Ausübung seiner Gewalt genöthigt, den Rath der Rupaks in allen wichtigeren Fällen zu versammeln und sich nach der Mehrheit zu bequemen. Beim gewöhnlichen Gange der Dinge hielt er jeden Nachmittag eine öffentliche Audienz, in welcher er die Beschwerden seiner Unterthanen anhörte und die unter ihnen entstandenen Streithändel entschied. Sowohl in der Rathsversammlung als anderswo würde jede für den König bestimmte Nachricht zuerst leise dem unter ihm stehenden Rupak mitgetheilt, der sie sodann nach einer tiefen Ehrfurchtsbezeigung halblaut dem Abba-Thule eröffnete, wobei er immer sein Gesicht seitwärts wendete.

Die Rupaks, aus denen der Adel des Landes besteht, werden in mehrere Klassen eingetheilt und unterscheiden sich durch die Gestalt des Knochens, den sie am Handgelenk tragen. Nach Wilson ist die Würde mehrerer Rupaks nicht erblich, sondern wird von dem Könige übertragen.

Die Engländer glaubten zu bemerken, daß der König Eigenthümer alles Grund und Bodens sey, und daß die Einwohner kein bleibendes Eigenthum haben als das Erzeugniß ihres Gewerbfleißes. Jeder konnte zwar seine Hütte, seine Piroque und seine Möbel als sein Privateigenthum betrachten; deßgleichen nuzte Jeder den Boden, der ihm zugetheilt war, solange er ihn inne hatte; wenn er ihn aber verließ, um sich anderswo niederzulassen, so fiel der Grund und Boden an den König zurück, der nach Gefallen darüber verfügte.

Kleidung.

Die Peliuaner beiderlei Geschlechts tätowiren sich.

Die Häuptlinge und Großen Peliu's haben als Auszeichnung nur einen Fischknochen, welchen sie um den Arm tragen, oder Franzen, welche sie unten an den Beinen anbringen.

Die Männer sind gewöhnlich nackt; die Weiber tragen ein Maro um die Hüften (der Maro ist eine Art enger Negerschürze), und mitten an diesem Maro eine kleine Schürze von ungefähr 10 Zoll Breite aus Baumrinden und mit kleinen rothen Beeren geschmückt.

Die jungen Frauen zeichnen sich durch ihre Ohrgehänge, durch die Blumen, welche sie in zu diesem Behufe auf beiden Seiten der Na-

angebrachten Löchern tragen, und besonders durch die Schwärze ihrer Zähne aus. Das Kreuzkraut ist eine der Pflanzen, deren sie sich bedienen, um den Zähnen ihre natürliche Weiße zu benehmen, und man kann in diesem Lande keinen Anspruch auf Schönheit machen, wenn man nicht Zähne so schwarz wie Ebenholz hat.

Religion.

Ohne eine bestimmte Religion, ohne einen äußerlichen Gottesdienst zu haben, zeigen doch die Bewohner dieser Gruppe eine tiefe Ehrfurcht für das mächtige Wesen: so nennen sie die Gottheit. Sie fürchten sich auch in die Hände des schrecklichen Wesens zu fallen; und wenn diese Ideen, welche die Grundlagen einer jeden Religion sind, sie zu keinen abergläubischen Gebräuchen verleiten, so dienen sie wenigstens dazu, sie zu manchen guten Handlungen aufzumuntern. Ob sie gleich den eigentlichen Carolinen nachstehen, so bemerkt man an ihnen doch deren Nachbarschaft.

Charakter und Sitten.

Diese Insulaner sind ein liebenswürdiges, fröhliches Volk; aber nicht in dem Stande der Unschuld, wie sie Wilson geschildert hat. Ihre Sanftmuth, ihre Freundlichkeit, ihr Gewerbfleiß haben die europäischen Seemänner in Erstaunen gesezt. Sie sind gut gewachsen und von mehr als mittlerer Größe; ihre Farbe ist dunkel, aber sie sind nicht schwarz, und haben lange, fliegende Haare.

Nach dem Gemälde, das Matthias Wilson seinen Landsleuten machte, waren die Sitten der Bewohner von Pelin ganz die des goldenen Zeitalters. „Der Fürst,“ sagt er, „ist dort unumschränkt, aber er gebraucht seine Gewalt nur zum Besten seiner Unterthanen; die Häuptlinge haben dort mehrere Frauen, aber ihre Zärtlichkeit ist gegen alle gleich, und diejenigen, welche Mütter sind, werden von ihnen mit der zärtlichsten Rücksicht und Sorgfalt behandelt. Das ganze Volk ist nur eine große Familie, und jede Familie eine Gesellschaft von Freunden, in der man nur mit Mühe das Oberhaupt entdecken kann. Die Männer baden sich nach dem Aufstehen an einem von den Frauen abgesonderten Orte, wo aller Anstand herrscht.“ Im historischen Theile werden wir uns über diesen Punkt aussprechen, und der Leser wird sehen, daß, wenn Wilson diesem Volke nicht geschmeichelt hat, man wenigstens jezt von ihm sagen muß: Quantum mutatus ab illo!

Schiffbruch der Antilope.

Obgleich die Pelin-Gruppe von den Spaniern entdeckt wurde, so wurde sie nichts desto weniger in Europa erst durch den Schiffbruch und den Aufenthalt des Kapitäns Heinrich Wilson bekannt, dessen übertriebene Darstellung von J. Keate noch mehr ausgeschmückt wurde.

Der Kapitän Heinrich Wilson, Kommandant des für Rechnung der englisch-ostindischen Kompagnie ausgerüsteten Paketbootes Antilope von 300 Tonnen, reiste am 21. Juli 1793 von Macao ab und hatte an Bord 20 Matrosen, 16 Chinesen, mehrere Offiziere, unter anderen seinen Bruder, einen Arzt, einen Chirurgen und einen Malayen als Dolmetscher für das Malayische, das gewissermaßen die Lingua franca Oceaniens ist. Er nahm seinen Weg nach Osten, und umschiffte am 26. die Bachi-Inseln.

Einen ganzen Monat hindurch wurde das Schiff vom Sturme umhergetrieben, und befand sich mehreremale im Angesichte eines Landes, das ganz wüste zu seyn schien; endlich glaubte die Mannschaft, der fortwährenden Arbeit müde, in ruhigere Striche zu kommen, als plötzlich der Himmel wie in Flammen stand, der Sturm mit verdoppelter Wuth ausbrach, und der Offizier der Wache das gräßliche Wort, den Vorläufer des Schiffbruches, ertönen ließ: Klippen! Klippen! In der That stieß das Schiff in der Nacht des 10. August auf den Grund, und die Antilope zerschellte an einer Klippe.

Diese fürchterliche Erschütterung jagte Allen den größten Schrecken ein; die Mannschaft, besonders die Chinesen, liefen auf das Verdeck und drängten sich um den Kapitän, der nach kurzer Ueberlegung erklärte, es sey keine Hoffnung, das Schiff zu retten; er ließ die Maste kappen und die Schaluppen aussetzen.

Kaum war dieser Befehl gegeben, als das Schiff, durch die Felsen zerschellt, auf die rechte Seite fiel, und der Mannschaft keine andere Zuflucht mehr blieb, als das Vorderdeck, welches noch einige Fuß über das Meer hervorragte.

Eine ganze Nacht mußte man in dieser grausamen Lage hinbringen; endlich ließ der Wind nach, der Donner verlor sich immer mehr in die Ferne, der Regen hörte auf, die Wellen beruhigten sich, und bei Tagesanbruch rief der Matrose, der auf den zerbrochenen Mast gestiegen war: Land! Land! Bei diesen Worten kehrte die Hoffnung in alle Herzen zurück; Alles erhob sich; Jeder wollte auf die Spitze des Mastes klettern, um das Land zu schauen, das man nicht wieder zu sehen gehofft hatte; man setzte die Schaluppen aus; man brachte Lebensmittel, Waffen und die kostbarsten Gegenstände hinein; man erbaute aus den Resten der Maste ein ungeheures Floß, auf welches man einen Theil der Schiffsladung brachte, und schickte sich zur Abfahrt an. Man erblickte eine Insel im Süden, und einige andere im Osten. Bald dringen sich Allen mancherlei Gedanken auf, welche die erste Bewegung der Freude nicht hatte aufkommen lassen: man fragt sich, was ist es für ein Land, von Wem ist es bewohnt, und ist es nicht gefährlich, die aus dem Schiffbruche geretteten Effekten, die einzigen Hülfsquellen gegen Hunger und Elend, ohne Vorsicht dahin zu bringen. Lärmend wurde auf dem Hinterdecke Rath gehalten; man beschloß, das Land durch Matthias Wilson, den Bruder des Kapitäns, und 7 Mann besichtigen zu lassen. Gegen 9 Uhr Morgens waren die Fahrzeuge bereit; bald verlor man sie aus dem Gesichte, 4 Uhr Abends war vorbei, ehe sie zurückgekehrt waren, und schon bemächtigte sich die Unruhe wieder aller Gemüther. Sie liefen in einen kleinen, gut beschützten Hafen ein, landeten dort die Vorräthe und kehrten nur mit zwei Mann zurück. Der Kapitän und die fünf Anderen waren am Lande geblieben, um eine zur Aufnahme der ganzen Mannschaft geeignete Umzäunung herzurichten.

Das Meer war ruhig, die Fahrzeuge nahmen das Floß ans Schlepptau, nachdem man es voll geladen hatte, und landeten bei Sonnenuntergang. Das Floß mußte man in einer Bucht vor Anker lassen wegen der Hindernisse, auf die es gestoßen war. Die Mannschaft wußte nicht, auf welchem Punkte der Erde sie sich befand; sie kannte das Loos nicht, das auf einer Insel, die wüste zu seyn schien, ihrer wartete; aber man war nun einmal am Lande, und die Zufriedenheit, welche man empfand, wenn

man die Gefahren erwog, denen man entgangen war, war so allgemein, daß in Einem Augenblicke und unaufgefordert Jedermann sich niederwarf und dem höchsten Wesen dankte. Sodann beschäftigte man sich den ganzen Tag über ausschließlich mit der Rettung des Floßes. Nachts wurde ein herbeigebrachtes Segel über die Ruder der Schaluppen ausgespannt; damit errichtete man ein Zelt; eine Pistole diente zum Feueranmachen: man trocknete die Kleider, stellte Schildwachen aus und schlief so ruhig, wie im Schoße seiner Familie. Bei Tagesanbruch wurde die Schaluppe wieder ins Meer gelassen, weil der Kapitän sehen wollte, ob man noch Hoffnung haben könne, das Schiff durch gänzliches Entladen wieder flott zu machen.

Im Augenblicke, als er ankam, schien die steigende Fluth seine Hoffnung verwirklichen zu wollen. Das Schiff machte eine Bewegung und wurde wieder flott, sank aber, nachdem es sich einige Zeit im Gleichgewicht gehalten hatte, in seine vorige Lage zurück.

Der Kapitän und die ganze Mannschaft waren zurückgekehrt, als die Matrosen, welche in den Felsen, die sich auf allen Seiten am Ufer erheben, Wasser suchen sollten, den Schrecken im Gesichte gemalt, herbeieilten und meldeten, sie hätten in der Nähe unserer Niederlassung auf mehreren Schaluppen Schwarze gesehen.

Auf diese Nachricht eilten Alle zu den Waffen, und der Kapitän stellte seine kleine Truppe um die Vorräthe in Ordnung. Auf die Chinesen hatte der Schrecken aber eine solche Wirkung, daß sie unmöglich zu etwas zu gebrauchen waren; sie hatten sich unter die Ballen versteckt, womit das Zelt angefüllt war.

Bald waren die angeblichen Schwarzen (es waren Männer von gelber Kupferfarbe, wahre Polynesier) auf Flintenschußweite herangekommen; man sah, daß es nur zwei schwach bemannte Schaluppen waren. Der Kapitän trat allein vor, den Degen in der einen, eine Pistole in der andern Hand, und befahl dem Dolmetscher, sie in malayischer Sprache zu fragen, was sie wollen und wie diese Insel heiße. Sie schienen diese Worte nicht zu verstehen; einer von ihnen aber ließ die Canots anhalten, und fragte den Kapitän auf Malayisch, ob er Freund oder Feind sey; der Dolmetscher wartete nicht, bis man ihm gesagt hatte, was er antworten solle; er rief, die Mannschaft seyen Engländer, ihr Schiff sey durch den Sturm zerschmettert worden, und man hoffe von ihrer Menschlichkeit einen Zufluchtsort und die nöthige Unterstützung zu erhalten, um wieder in die See stechen zu können.

Der Malaye, welcher sie begleitete, hatte ihnen kaum diese Antwort verdolmetscht, als sie ihre Canots verließen und ohne Zagen auf die Engländer zugingen, welche sich eben so vertrauensvoll in ihre Arme stürzten, als ob sie alte Freunde gefunden hätten.

Die Tafel wurde gedeckt, und man trank Thee; man bot auch den Insulanern an, welche sich nicht lange bitten ließen und mit Lust chinesischen, in Thee getauchten Zwieback aßen. Der Dolmetscher sprach umsonst Malayisch mit ihnen, er konnte kein Wort aus ihnen herausbringen, und sah endlich, daß sie mit dem Malayischen gänzlich unbekannt seyen, und daß diese Sprache nur dem Manne bekannt sey, welcher in ihrem Namen mit Kapitän **Wilson** gesprochen habe.

Dieser Mann, an welchen der Dolmetscher eine Menge Fragen richtete, sagte ihm, er sey ein Malaye, und habe auf einem chinesischen Schiffe

Schiffbruch gelitten; die Insel, auf welcher sich die Engländer befänden, sey wüste und heiße Urulong; sie gehöre dem König von Peliu, und dieser Fürst sey so menschlich, daß er auf die erste Nachricht von dem Schiffbruche der Chinesen seine Unterthanen abgesandt habe, um ihnen Hülfe zu bringen.

Die erste Zusammenkunft zwischen den Engländern und Insulanern legte den Grund zu einem freundschaftlichen Verhältniß, das beinahe ein ganzes Jahr hindurch nicht einen Augenblick gestört wurde.

Zwei Brüder des Königs, welche sich unter den acht Insulanern befanden, luden den Kapitän ein, einen seiner Offiziere nach Peliu, einer Hauptstadt der Insel Corror, zu schicken, um die Bedingungen seines Aufenthaltes dort in Ordnung zu bringen. Matthias Wilson, der Bruder des Kapitäns, wurde mit dieser Sendung beauftragt, und sein Aufenthalt bei dem Fürsten schien die Bande der Freundschaft, welche er, wie er sagt, bereits für die Engländer gefaßt hatte, nur noch fester zu knüpfen.

Er sah mit Erstaunen das Dorf Peliu, und erforschte während der zwei Tage seines dortigen Aufenthaltes sorgfältig die Sitten der Einwohner.

Geschichte.

Die Engländer scheinen sich nicht mit den historischen und religiösen Traditionen der Bewohner von Peliu beschäftigt zu haben, ob sie gleich ungefähr ein Jahr sich dort aufgehalten haben.

Matthias Wilson berichtet uns in einem Theile seines Berichtes an seinen Bruder, den Kapitän, welcher aus dem englischen Original ausgezogen und übersezt wurde, Folgendes:

„Als das Canot, auf welchem ich fuhr, sich der Insel Corror näherte, auf welcher der König seinen Sitz hatte, trat das Volk in Masse aus den Häusern, um mich landen zu sehen. Der Bruder des Königs begleitete mich, und nahm mich an die Hand, um mich an den Landungsplatz*), und von da in die Stadt zu führen. Man hatte auf einen Fußboden von viereckigen Steinen eine Matte ausgebreitet, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich mich niedersetzen solle; ich that es, und alsbald erschien der König. Von seinem Bruder aufmerksam gemacht, erhob ich mich, um ihn nach morgenländischer Art zu grüßen, indem ich meine Hand an die Stirne brachte und mich vorwärts neigte; aber er schien nicht darauf zu achten. Nach dieser Ceremonie bot ich dem Könige die Geschenke an, die mir mein Bruder für ihn mitgegeben hatte; er nahm sie sehr artig auf. Sodann sprach Arakuker einige Zeit mit ihm; ich vermuthete, er werde ihn von unserem Unglück in Kenntniß setzen. Nach dieser Unterhaltung aß der König ein wenig Kandiszucker, der ihm zu schmecken schien, und vertheilte davon an jeden Häuptling. Hierauf befahl er, die Geschenke nach seiner Wohnung zu schaffen, zugleich brachte man in einer Kokosnuß eine Erfrischung, bestehend in warmem Wasser, was durch eine Art Syrup versüßt war. Nachdem er davon gekostet hatte, befahl er einem jungen Manne, der an seiner Seite war, auf einen Kokosnußbaum zu steigen und frische Nüsse zu brechen. Er nahm eine davon, löste die Schale ab, kostete die Milch und gab sie dem jungen Eingebornen, um sie mir zu überreichen, indem er mir ein Zeichen machte, sie ihm wieder zurückzuschicken, wenn ich getrunken hätte; sodann

*) S. Blatt 96.

zerbrach er die Nuß in Hälften, aß ein wenig davon, und schickte mir ebenfalls deren zu essen.

„Ich war von einer Menge Volks beiderlei Geschlechts umringt. Der König hatte eine lange Unterredung mit seinem Bruder und den anwesenden Häuptlingen: ihre Blicke, welche oft auf mir ruhten, sagten mir, daß ich der Gegenstand ihrer Unterredung sey. Zufällig nahm ich meinen Hut ab, was die ganze Versammlung in das lebhafteste Erstaunen versezte. Ich bemerkte es; sogleich zog ich meine Jacke und meine Schuhe aus, um ihnen zu zeigen, daß sie nicht einen Theil meines Körpers ausmachten, denn ich hielt dieß für ihre erste Vermuthung. Wirklich kamen sie, als ich ihnen diesen Irrthum benommen hatte, auf mich zu, betasteten mich und legten ihre Hände sogar auf meine Brust, um mir die Haut zu befühlen.

„Schon begann es Nacht zu werden; wir zogen uns, der König, sein Bruder, einige andere Personen und ich, in ein Haus zurück, wo man in Wasser gekochte Ignamen zum Abendessen aufgestellt hatte. Die Tafel war ein Taburet, ringsum mit einer 3 bis 4 Zoll hohen Bank umgeben. Auf einer hölzernen Platte lag eine Art Pudding, gleichfalls von gesottenen Ignamen, die zerdrückt und unter einander geknetet waren, wie wir die Erdäpfel zurichten. Außerdem sah ich auch einige Muscheln, konnte aber die Gattungen nicht erkennen.

„Nach dem Abendessen führte man mich in ein anderes Haus, in einiger Entfernung von dem ersten. Ich fand dort fünfzig Personen beiderlei Geschlechts. Eine Frau führte mich dahin, welche beim Eintreten durch Zeichen zu verstehen gab, ich solle mich auf eine Matte und auf den Boden setzen oder legen; so viel ich verstand, sollte das meine Schlafstätte seyn. Als der Rest der Gesellschaft seine Neugierde befriedigt und mich vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet hatte, ging Jeder schlafen; ich streckte mich auf eine Matte aus und deckte eine zweite über mich, welche man, wie ich vermuthete, zu diesem Behufe neben mich gelegt hatte. Mein Kopfkissen war ein Block. Dieß ist Alles, was die Insulaner zur Schlafstätte brauchen.

„Ob es mir gleich unmöglich war zu schlafen, so verhielt ich mich doch ruhig. Lange nachdem Alles still geworden war, erhoben sich sieben oder acht Männer, und schickten sich an, an jedem Ende des Hauses, das nicht in Zimmer abgetheilt war, sondern nur Eine große Wohnung bildete, große Feuer anzumachen. Ich gestehe, ihr Beginnen sezte mich in Schrecken; ich glaubte, sie schickten sich an mich zu braten, und hätten sich nur niedergelegt, um mich einschlafen zu lassen und sich meiner in dieser Lage zu bemächtigen.

„Was nun auch der Ausgang der Sache seyn mochte, ich nahm in der Gefahr, von der ich mich auf allen Seiten bedroht sah, und der ich unmöglich entgehen konnte, alle meine Kräfte zusammen, empfahl mich dem Allerhöchsten und wartete mit Ergebung mein Schicksal ab. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich sah, wie sie sich, nachdem sie einige Zeit sich gewärmt hatten, wieder mit ihren Matten bedeckten und bis zu Tagesanbruch ruhig liegen blieben. Nun erhob ich mich auch, und ging unter der Menge, welche mich umgab, umher.

„Alsbald stellte sich auch der Bruder des Königs wieder bei mir ein. Er führte mich in mehrere Häuser, wo man mir Ignamen, Kokosnüsse und einige kleine Leckereien nach dortiger Art anbot. Sodann führte er mich

zum Könige, dem ich durch Gebärden verständlich zu machen mich bemühte, daß ich sehr wünschte, zu meinem Bruder zurückzukehren. Der König verstand mich sehr gut und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß die Canots wegen des Windes und der hohen See nicht abfahren könnten. Um mir den heftigen Wind zu bezeichnen, zeigte er mit der Hand nach dem Himmel und blies sehr stark. Um die Heftigkeit der Wellen zu bezeichnen, der die Canots ausgesetzt seyn würden, legte er beide Hände zusammen, hob sie sodann in die Höhe, drehte sie schnell wieder um und wollte so andeuten, daß die Canots umschlagen könnten.

„Den Rest des Tages benuzte ich zu einem Spaziergang auf der Insel, auf welchem ich die Erzeugnisse derselben untersuchte: sie schienen in Ignamen und Kokosnüssen zu bestehen; die ersten bauten die Eingebornen mit vieler Sorgfalt in großen Pflanzungen auf sumpfigem Boden, wie man den Reis in Indien bauen sieht; die Kokosnüsse wachsen neben ihren Häusern, so wie auch der Betel, den sie wie Tabak kauen.“

Am folgenden Morgen kündigte Raa-Kuk, der Bruder des Königs von Peliu, den Engländern an, daß der König sich vorgenommen habe, sich in ihr Lager zu begeben, um ihnen einen neuen Beweis seiner Freundschaft zu geben. Wirklich sah man kurz vor Sonnenaufgang das Meer mit kleinen Canots bedeckt, in deren Mitte man leicht vier größere und höhere Fahrzeuge unterscheiden konnte, welche mit rothen Bändern und Kränzen von rothen Beeren und Blumen geschmückt waren.

Die Canots waren ungefähr 8 Fuß lang; sie schienen aus ausgehöhlten Baumstämmen gemacht zu seyn und führten ein kleines Segel; jedes hatte zwei Ruderer, welche ihre Pagaye*) mit so viel Gewandtheit handhabten, daß das Wasser über ihren Kopf wegsprang, ohne das Canot zu benetzen. Am Eingang des Hafens hielt die ganze kleine Flotille an, und nur vier Canots des Königs rückten vor. Eines von ihnen, welches sehr viele Ruderer hatte, gewann einen Vorsprung, und landete ganz im Angesichte des Lagers der Engländer einen Eingebornen von hübscher Gestalt, der eine Krone, Armbänder und einen Federngürtel trug. In der Hand hatte dieser Gesandte einen Bananenzweig als Friedenszeichen, wie es auf ganz Polynesien gebräuchlich ist, und indem er diesen Zweig hin- und herbewegte, machte er den Engländern ein Zeichen, sich zu nähern. Der Kapitän rückte in Begleitung der Schiffsmannschaft vor; die Tritonenhörner ertönten von allen Seiten, und der König, begleitet von seinem ersten Minister, der durch einen Knochen am Handgelenke ausgezeichnet war, sezte sich vor dem Zelte nieder.

Der Fürst hatte ein majestätisches, aber sanftes und leutseliges Aussehen; er wartete nicht, bis man ihn um seinen Namen befragte, und sagte, er heiße Abba-Thule und sey der Rupak der Insel. Er war ganz nackt, und trug auf der Schulter ein eisernes Beil, das ihm ohne Zweifel der Malaye, den der Untergang seines Schiffes auf die Insel verschlagen, geschenkt hatte; denn die Beile der übrigen Häuptlinge waren nur von Stein oder Muscheln. Der Schiffsmeister brachte nun die Geschenke herbei, welche an den König und sein Gefolge vertheilt wurden. Abba-Thule wollte sich sogleich mit dem ihm geschenkten rothen Gewande bekleiden;

*) Dieses Wort bedeutet ein Ruder.

ebenso hüllte sich jeder Peliuianer gleich in das Stück Zeug, das er zum Geschenk erhalten hatte.

Hierauf ließ der Kapitän seine Leute einige Schießübungen vornehmen, was dem König viel Vergnügen zu machen schien; er konnte aber eine unruhige Bewegung nicht unterdrücken, als er einen Matrosen ein aus dem Schiffe entwischtes Huhn aus der Luft herabschießen sah. — Darauf erschienen die Chinesen, welche die Antilope an Bord genommen hatte, und führten nach ihrer Art militärische Uebungen aus, die aber Abba-Thulen nicht so gut gefielen. Bei jedem Schritte, welchen der Fuß machte, mußte er sich wiederholt verwundern; besonders sezte ihn der Glanz und die Politur der Waffen in Erstaunen. Ausnehmend war seine Freude, als ihm der Kapitän versprach, er selbst werde ihm sein Beil auf dem Schleifsteine poliren.

Zwei englische Doggen, welche sich in dem Zelte befanden, erregten insbesondere sein Erstaunen. Er hatte noch keine anderen vierfüßigen Thiere gesehen, als Ratten; die Hausthiere kannte er nicht; und die Stärke dieser Hunde, ihr Klaffen, ihr sanftes Wesen, ihr gescheidtes Benehmen erweckten tausend neue Vorstellungen in seiner Seele.

Endlich zog sich Abba-Thule zurück; einige Häuptlinge blieben nebst mehreren Insulanern bei den Engländern. In dem Augenblick, als Wilson und seine Matrosen sich zum Schlafen niederlegen wollten, hörte man diese Wilden einen grellen und durchdringenden Gesang anstimmen, welcher die Schiffsbrüchigen wieder aufweckte; sie hielten ihn für einen Kriegsgesang. Alles griff zu den Waffen; aber bald erkannte man, daß dieses Geschrei eine Art Vorspiel zu einem Nationalgesang sey, den sie ausführen wollten, wovon aber Wilson und J. Kente, welcher seine Nachrichten geordnet hat, einen sehr seltsamen und verworrenen Bericht gegeben haben.

Als sie zusammenstimmten, sagt der Erzähler, bot Raa-Kuk einem andern in einiger Entfernung sitzenden Rupak ein Brettchen hin; dieser stimmte eine Strophe an, wobei ihn die Insulaner, mit Ausnahme Raa-Kuks und des jungen Prinzen, begleiteten. Zweimal wiederholten sie den Schlußreim; und die Eingebornen, welche sich in dem benachbarten Zelte befanden, sangen ihn ebenfalls im Chore nach. Raa-Kuk bot ein anderes Brettchen hin, mit welchem sie auf dieselbe Weise sangen, und sofort bis zu zehn oder zwölf Strophen. In den Pausen sprachen sie mit einander, und schienen zu bemerken, daß die Sänger die verschiedenen Töne nicht recht genommen hätten.

Als sie ihren Gesang geendigt hatten, wünschten sie einige englische Gesänge zu hören. Man entsprach sogleich ihrem Verlangen. Der junge Cobbledik sang Mehreres, was sie ganz entzückte. Unsere Besorgniß verschwand, und man zweifelte nicht mehr, daß diese Leute nur die Absicht gehabt hätten, sich zu belustigen. Nach diesen Gesängen legten sie sich schlafen; aber wenige Engländer erholten sich in dieser Nacht ganz von ihrem Schrecken; der Lärm hatte ihnen einen zu starken Verdacht eingeflößt, als daß sie so schnell wieder hätten Muth fassen können.

Lange herrschten Frieden und innige Freundschaft zwischen den Engländern und den Bewohnern von Peliu. Die lezteren halfen den Befehlen des Königs oder vielmehr des mächtigsten Rupaks zufolge eifrig bei allen Arbeiten, welche die Erbauung des Schiffes beschleunigen konnten, als der Kapitän plötzlich eine unerwartete Kälte eintreten sah. Der König kam

nicht mehr so oft; Raa-Kuk, sein Bruder, und sein Sohn Libu fanden sich zwar noch oft ein, machten aber ein trauriges und verlegenes Gesicht, wovon man die Ursache nicht ahnen konnte.

Endlich suchte eines Morgens vor Sonnenaufgang der König den Kapitän auf, welcher noch im Bette lag; er hatte Thränen in den Augen, und nach einigem Zaudern ließ er ihn durch seinen Dolmetscher wissen, daß er ihn um eine Gefälligkeit bitten wolle; er suche schon seit einem Monate Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, habe es aber aus Besorgniß, ihn zu beleidigen, nicht gewagt. Der Kapitän drang in ihn, sich zu erklären. Nun ließ er ihn wissen, daß ein Krieg zwischen ihm und seinen Nachbarn ausbrechen werde, und daß er von der Freundschaft der Engländer hoffe, daß vier von ihnen mit ihren Flinten an seiner Seite kämpfen werden. Welches Zartgefühl gegen Menschen, denen man das Leben gerettet hat!

Anstatt vier Mann versprach Wilson fünf. Bald waren sie zum Aufbruche bereit. Sein Bruder Matthias stellte sich an ihre Spitze, und ein großer Haufe Volkes aus Peliu holte sie in prächtig verzierten Piroguen ab.

Es dauerte nicht lange, so war die ganze Flottille beisammen; die Engländer bestiegen jeder ein von vier Ruderern gelenktes Canot, und man ging unter Segel, um die Feinde auf einer benachbarten Insel aufzusuchen. Bald entdeckte man ihre Flotille, welche an Stärke der Abba-Thule's nichts nachgab. Als man einander so nahe war, daß man sich verständlich machen konnte, hielt man an; sogleich wurden von beiden Seiten mit weißen Federn geschmückte Gesandte auf Piroguen abgefertigt, welche durch eine große Anzahl Ruderer schnell in Bewegung gesezt wurden. Die Unterhandlungen dauerten längere Zeit. Endlich zogen sich die Gesandten zurück, ebenso rückten die Schiffe Abba-Thule's, welche vor der Front der englischen Canots lagen, ins Hintertreffen. Nun wurden die feindlichen Piroguen, welche mit vollen Segeln vorrückten, von einer furchtbaren Ladung empfangen, da jeder Engländer sechs Schüsse thun konnte. Der Lärm und die Schußweite der Feuerwaffen, welche den Eingebornen gänzlich unbekannt waren, die neuen Gestalten, die europäischen Kleider, die sie noch nie gesehen hatten, die Leichname, welche sie umgaben, Alles versezte sie in die größte Bestürzung; sie ergriffen auf allen Seiten die Flucht, und Abba-Thule führte die Engländer unter Kriegsgesängen und dem Lärm der Tritonshörner triumphirend nach Hause. Zum Dank für diese Dienste, ließ der große Rupak Wilson durch seinen Bruder, den General Raa-Kuk, sagen, überlasse er ihm die Insel Urulong, auf der er sich befinde, als volles Eigenthum; zu gleicher Zeit lud er den Kapitän ein, sich zu ihm zu begeben, damit er ihm die gebührende Ehre erweise. Das zweite Anerbieten schlug Wilson aus; das erste aber (wenn es je gemacht wurde) nahm er an, ließ die englische Flagge auf einen Mast aufziehen, und sie mit drei Musketensalven begrüßen.

Raa-Kuk ließ seinen Gästen an dem Ufer einige Erfrischungen auftragen. Zuerst erschien eine weite hölzerne Schüssel, in Gestalt eines Kübels, und mit einem verzuckerten Safte angefüllt, außen mit Baumrinde verziert; dann ein Teller von ungefähr 2 Fuß Höhe, wie die Schüssel verziert, mit Konfituren und Orangen; endlich zwei Körbe, der eine mit Ignamen, der andere mit Kokosnüssen gefüllt.

Während dessen war der König herbeigekommen; Kapitän Wilson umarmte ihn und sezte sich an seiner Seite nieder. Die Engländer wurden von einem Manne bedient, welcher auf Befehl des Königs Jedem seinen Antheil an den Speisen brachte. Sodann bot Wilson dem Könige die Geschenke dar, die er mitgebracht hatte: Eisenringe, Halsbänder von Gold- und Silberfaden, mit einem Band an beiden Enden. Das Haus war von Eingebornen umgeben, welche die Fremden mit höchster Neugierde betrachteten. Einer der Gefährten Wilsons, Namens Davis, welcher zeichnen konnte, hatte in dem Haufen eine sehr schöne Frau bemerkt, und fing an, ihr Bild zu entwerfen; diese aber sah kaum, daß sie der Fremde oft betrachte und etwas vor sich hin zeichne, als sie sich mit ärgerlichem Blicke zurückzog, ohne daß sie die Drohungen der Rupaks zurückhalten konnten. Einer der lezteren, welcher die Arbeit von Davis betrachtet hätte, war so zufrieden damit, daß er sie dem Könige zeigen wollte, und dieser, ebenfalls entzückt, drückte den Wunsch aus, der Maler möchte zwei seiner Frauen, wovon eine Luoi hieß, malen. Man ließ sie kommen; zuerst saßen sie mit lachendem und zufriedenem Gesichte da, als sie aber sahen, daß Davis fortwährend die Augen auf sie hefte, nahmen sie eine unruhige und ernste Miene an, und ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs wären sie fortgegangen. Endlich waren die Porträte vollendet und wurden dem Fürsten überreicht, der, wie es schien, ganz zufrieden damit war. Was die zwei Modelle betrifft, so wurden sie beim Anblick der Zeichnung wieder lustig, und schämten sich der Unruhe, welche sie gezeigt hatten.

Der gute Rupak führte die Engländer später in seine Hauptstadt, welche auf einem mit Wald bedeckten Abhange 300 Toisen vom Ufer lag. Jenseits des Ufers war eine schöne gepflasterte, mit mehreren Baumreihen besezte und in zwei Wege sich scheidende Straße, von welchen der eine zu dem Stapelplatz, der andere zu den Bädern führte. Die Engländer sahen mehrere sehr schöne Frauen, deren Brust gelb bemalt war, was sie auf die Vermuthung brachte, sie seyen von hohem Range. Sie bemerkten mehrere ziemlich hübsche Hütten *), in deren einer ihnen ihr Aufenthalt angewiesen wurde; die Nacht, welche sie dort zubrachten, war ziemlich gut, weil man ein Feuer angezündet hatte, um die Feuchtigkeit und die Muskito's zu vertreiben. Am folgenden Morgen wurden sie von dem Könige zum Frühstück eingeladen. Nachmittags wurde auf einem freien Platze unweit ihrer Wohnung eine Rathsversammlung gehalten. Beim Schlusse derselben suchte der König in Begleitung des malayischen Dolmetschers die Fremden auf, und bat Wilson um zehn Mann Hülfstruppen zu einer zweiten Schlacht, welche er den nämlichen Feinden liefern wollte. Wilson antwortete ihm, die Engländer seyen seine Freunde und betrachteten seine Feinde auch als die ihrigen. Zugleich fragte er nach der Ursache dieses Krieges. Abba-Thule erzählte, bei einem Feste zu Artingall seyen einer seiner Brüder und zwei seiner Häuptlinge getödtet worden, und die Insel habe, anstatt die Mörder zu bestrafen, sie beschüzt. Seit dieser Zeit, sezte er hinzu, führen die beiden Inseln Krieg. Wilson entsprach seiner Bitte, und sagte, er wünsche nur, daß man seine Leute nicht zu lange auf Peliu zurückhalten möchte. „Warum verlangst Du," sagte der König rührend, „daß man sie in dem Augenblicke entlasse, wo sie uns nützlich werden sollen. Laß sie

*) S. Blatt 97.

mich wenigstens zwei oder drei Tage zu den Festen behalten, wenn unsere Feinde besiegt seyn werden."

Abends führte man zu Ehren der Engländer einen Kriegstanz au Feste und Einladungen dauerten bis zum 4. September fort, da der Kapitän mit seinen Gefährten nach Urulong zurückkehrte. Einige Tage nachher empfingen sie einen neuen Besuch von dem guten und tapfern Rupak von Peliu. Abba-Thule nahm die zehn Soldaten mit, welche ihm der Kapitän versprochen hatte. Sechs Tage nachher kehrten sie nach Urulong zurück und Matthias Wilson gibt folgenden Bericht über diesen neuen Feldzug

„In der Nacht, als wir Urulong verließen, kamen wir in Peliu an Der König wollte auf der Stelle weiter gegen Artingall ziehen, aber das Wetter war sehr feucht. Wir bemerkten ihm, der Regen würde unsere Waffen beschädigen; und deßhalb verschob er die Abfahrt auf den folgenden Abend. Man führte uns in dasselbe Haus, wo mein Bruder und der Arzt Sharp zuvor bewirthet worden waren, und lieferte uns Alles was wir nur wünschen konnten.

„Gegen Abend am folgenden Tage versammelten wir uns auf der Straße, wo sich der König, Raa-Kuk, Arra-Kuker und andere Rupaks oder hohe Offiziere befanden. Dann begaben wir uns an Bord der Piroguen, welche uns aufnehmen sollten. Eine Menge Greise, Weiber und Kinder, welche die Neugierde und Theilnahme herbeigezogen hatte, begleitete uns ans Ufer. Als die Piroguen vom Lande stießen, kündigte der Ton einer Tritonsmuschel unsere Abfahrt an. An verschiedenen Orten der Insel wurden alle Canots abgefertigt, welche in den entferntesten Häfen vertheilt waren und nur auf den Befehl des Königs warteten, um zu ihm zu stoßen.

„Nachdem unsere Flotille diese Verstärkungen erhalten hatte, zählte sie mehr als 200 Canots. Wir rückten während der Nacht gegen Artingall vor; einige Stunden aber vor der Dämmerung hielt man bei einer zu den Besitzungen Abba-Thule's gehörigen Insel an, wo man auf einer Art Damm landete; dort schlief man drei Stunden auf dem Boden. Sodann schiffte man sich ein, fuhr durch ein wahres Labyrinth kleiner Felsen, und kam kurz vor Tagesanbruch vor Artingall an. Bis zu Sonnenaufgang machte man Halt; die Völker von Peliu überfallen ihre Feinde niemals, und greifen sie nie in der Dunkelheit an.

„Schon dämmerte der Morgen: da segelte ein Canot von sehr leichter Bauart, in welchem nur acht Mann fuhren, vor, um den Feind zu einer Unterredung aufzufordern. Vier davon trugen in den Haaren eine Feder des Tropikvogels, und diese versahen das Geschäft unserer Herolde; sie machten entweder Vorschläge oder verlangten Gehör über die Klagepunkte, und innerhalb dieser Zeit wurden die Feindseligkeiten eingestellt.

„Abba-Thule hatte den König von Artingall wissen lassen, daß er in wenig Tagen kommen würde, um ihm eine Schlacht zu liefern; so war der König auf das Ereigniß vorbereitet. Da der Feind das Signal, wodurch man eine Unterredung von ihm verlangte, sah, fertigte er ein Boot an Raa-Kuk ab. Dieser forderte ihn auf, in die Vorschläge seines Bruders hinsichtlich der Genugthuung für das erlittene Unrecht einzugehen. Das Canot kehrte zu dem König von Artingall zurück und theilte ihm die Vorschläge des Königs von Peliu mit, er weigerte sich, in dieselben einzugehen,

und auf seine Antwort meldete Raa-Kuk seinem Bruder, daß der König zum Angriffe bereit sey.

„Sogleich ließ Abba-Thule das Horn erschallen. Dann machte er in seiner Pirogue aufrecht stehend mit seinem Stabe Bewegungen in der Luft, und gab so den verschiedenen Flotillen den Befehl, sich in Schlachtordnung zu stellen. Indeß sammelte der Feind seine Canot's ganz nahe am Lande, und ließ auch die Muschel erschallen, um uns herauszufordern. Er schien entschlossen, das Ufer nicht zu verlassen und uns zu erwarten. Die zehn Engländer waren in verschiedene Canots vertheilt. Der König hatte einen in dem seinigen, der General einen in einem andern. Die übrigen, jeder mit einer Muskete, einem Säbel und einem Bajonnet bewaffnet, begleiteten die verschiedenen Rupaks. Es waren mehrere leichte Canots vorhanden, auf welchen vier Männer mit weißen Federn in den Haaren fuhren. Diese Canots waren unaufhörlich beschäftigt, die Befehle des Königs oder Generals den Anführern der verschiedenen Abtheilungen zu überbringen, was sie mit unglaublicher Schnelligkeit vollzogen.

„Da der König sah, daß der Feind entschlossen war, seine Stellung am Ufer nicht zu verlassen, und wohl merkte, daß er ihn hier nicht mit Vortheil angreifen könne, so schickte er einige Piroguen ab, um einer Abtheilung den Befehl zu überbringen, sich hinter einem hohen Punkte zu verbergen. Nach diesen Anordnungen warf man einander einige Wurfspieße zu; das Horn erscholl und der König begab sich zum Schein auf die Flucht. Sogleich folgten ihm seine Leute und zogen sich mit scheinbar eiliger Hast zurück.

„Diese Kriegslist Abba-Thule's ermuthigte den Feind, der in der Meinung, unsere Flotte sey von einem panischen Schrecken ergriffen, sich bald von dem Ufer entfernte, um sie zu verfolgen. Kaum hatte ihn die im Hinterhalt liegende Abtheilung erblickt, als sie schnell hervorruderte, und sich zwischen die Insel und den Feind warf, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Der König, welcher seine Kriegslist gelungen sah, kehrte gegen den Feind um, und stellte seine Flotte in Schlachtordnung. Nun wurde der Angriff allgemein; Wurfspieße wurden von beiden Seiten mit großer Schnelligkeit geschleudert. Die Engländer unterhielten ein beständiges Feuer und tödteten viele Leute. Die Feinde geriethen in Verwirrung und Bestürzung bei dem Anblick ihrer Krieger, welche niederstürzten, ohne daß man den Schlag sah, der sie getroffen hatte. Sie sahen wohl, daß sie durchbohrt waren, suchten aber vergeblich die Waffe, welche ihnen die Wunde gemacht hatte, und konnten nicht begreifen, wodurch diese Kämpfer so plötzlich ihres Lebens beraubt worden wären.

„Gewöhnlich haben diese Insulaner in jedem Canot nur Einen Krieger; die Anderen haben nur die Ruder zu führen oder die Bewegungen zu leiten. Während das Musketenfeuer die Krieger Artingalls ganz aus der Fassung brachte, erfolgte bei den Peliuianern die entgegengesezte Wirkung. Im Augenblick, als die Schüsse fielen, erhoben sich diese in ihren Canots, die Luft ertönte von ihrem Geschrei, und der Schrecken der Feinde stieg dadurch noch höher. Endlich ergriffen die Truppen von Artingall, da sie nicht im Stande waren, sich gegen einen so furchtbaren Feind zu halten, die Flucht.

„Die zwischen sie und ihre Insel gestellte Abtheilung griff sie nun im Rücken an, und verzögerte lange ihren Rückzug; da ihr aber der Feind

überlegen war, so gelang es ihm, das Ufer wieder zu gewinnen. Nur sechs Canots und neun Mann fielen in unsere Gewalt; was als ein großer Erfolg betrachtet wurde, da diese Insulaner selten Gefangene machen. Die Besiegten bemühen sich immer, ihre Todten und Verwundeten wegzuschaffen, aus Furcht, der Feind möchte ihre Leichname öffentlich ausstellen. Unsere Flotte zog im Triumph um die Insel, und ließ das Horn erschallen, um den Feind herauszufordern, auf welchen man auch schoß, sobald er sich auf Schußweite zeigte. Das Gefecht dauerte nicht länger, als zwei Stunden; vergeblich machte man noch einige Bewegungen längs der Insel, um den Feind zu einem neuen Kampfe herbeizuziehen. Nun befahl Abba-Thule den Canots, sich zur Abfahrt anzuschicken, was schnell geschah, und wir kehrten nach Peliu zurück."

Matthias berichtet uns, daß in diesem Seetreffen nur neun Gefangene gemacht worden, und sie sämmtlich verwundet gewesen seyen. Vergeblich baten die Engländer die Häuptlinge, ihre Ermordung zu verhindern; man wollte Nichts zu ihren Gunsten hören, und sie wurden auf der Stelle grausam getödtet. Um dieses Verfahren zu rechtfertigen, das der Menschlichkeit, von welcher die Bewohner Peliu's den Engländern so viele Proben gegeben hatten, so sehr zuwider zu laufen schien, stellten sie ihnen vor, sie seyen um ihrer eigenen Sicherheit willen genöthigt, so zu handeln. Sie versicherten, einst die Gefangenen geschont und sie als Sklaven behalten zu haben; diese aber hätten immer Mittel gefunden, in ihr Land zurückzukehren, und nachdem sie lange unter den Bewohnern Peliu's gelebt, und die Kanäle und Häfen der Insel gut kennen gelernt hätten, hätten sie das benützt, um gräßliche Plünderungen zu begehen; so sey also das Verfahren der Häuptlinge, das ihnen tadelnswerth erscheine, nur die Wirkung einer traurigen Nothwendigkeit.

Unter den Gefangenen befand sich ein Rupak. Er hatte am Handgelenke einen Knochen, den unsere Insulaner ihm entreißen wollten; aber ungeachtet ihrer Anstrengungen vertheidigte er dieses Abzeichen seines Ranges so muthig, daß er es nur mit dem Leben verlor. Man brachte ihn nach Peliu, schnitt ihm den Kopf ab, und steckte diesen auf ein Bambusrohr vor dem Hause des Königs.

Auf dem Canot, das Matthias zurückbrachte, befanden sich auch zwei dieser Gefangenen: dem einen war der Schenkel gebrochen, der andere aber durch mehrere Lanzenstöße verwundet. Wenn diese Leute in den Krieg gehen, flechten sie gewöhnlich ihr Haar auf eine eigenthümliche Weise, und ziehen es auf dem Scheitel zusammen. Sobald sie gefangen werden, binden sie es los, lassen es in Unordnung über das Gesicht herabfallen und erwarten mit Unerschrockenheit den Todesstreich, den sie, wie sie wohl wissen, vom Sieger empfangen. Als diese Unglücklichen in das Canot gebracht waren, wo sich der Bruder des Kapitäns befand, und sie ihre Resignation an den Tag gelegt hatten, hießen sie unsere Insulaner im Hintergrunde niedersitzen. Der, welchem der Schenkel gebrochen war, that es gutwillig; da der andere aber sich sträuben wollte, und so sein Schicksal durch seine Hartnäckigkeit herauszufordern schien, ergriff ein Eingeborner schnell das Bajonnet eines Engländers, und bohrte es ihm in die Brust. Obgleich dieser Unglückliche lange mit dem Tode kämpfte, und viel Blut vergoß, so hörte man doch weder eine Klage noch einen Seufzer von ihm.

Einer der Offiziere Wilsons, Benger, hatte durch seine dringenden Bitten zwei Stunden lang einem verwundeten Gefangenen das Leben erhalten, da aber einer der Unterthanen des Königs, der selbst durch den Feind verwundet worden war, den Unglücklichen erblickte, ergriff er den Dolch des Malayen Sugel und durchbohrte ihn plötzlich, ehe es der Engländer gewahr wurde. Dieser Artingallieser, der zum Erstenmal in seinem Leben einen weißen Mann sah, unterwarf sich muthig seinem Schicksal; seine letzten Blicke aber waren beständig auf den Engländer gerichtet, der ihn hatte retten wollen. Er schien noch im Sterben besonders über die Weiße seines edeln Freundes erstaunt zu seyn.

Abba-Thule hielt sich auf seiner Rückkehr nach Pelin auf mehreren Inseln auf, die ihm oder seinen Verbündeten gehörten, und ließ daselbst öffentlich die Leichname seiner Gefangenen ausstellen. Die Einwohner der Inseln freuten sich ungemein über den errungenen Sieg und lieferten Erfrischungen. Der Verlust des Feindes war beträchtlich. Der König dagegen hatte nur einige Verwundete, und keiner seiner Leute war geblieben.

In der Nacht kam man in Pelin an. Sobald man der Insel nahe war, ertönte das Horn, um die Ankunft des Königs zu verkündigen, und kaum war dieser auf dem Damm gelandet, von wo man abgefahren war, als das Volk in Masse herzu eilte, um die Sieger mit Erfrischungen zu empfangen. Die Engländer warteten, bis alle übrigen gelandet und versammelt wären; denn mehrere Canots der Flotte hatten auf dem Wege Halt gemacht. Endlich zogen sie in Pelin ein, wo ein Theil der Nacht mit Gesang und Tanz hingebracht wurde; die Eingebornen schrieben ihnen den Erfolg des Tages zu, und in ihren Gesängen hörte man oft das Wort Englis.

Stolz auf diese Siege und den Beistand seiner furchtbaren, mit Donner und Blitzen bewaffneten Verbündeten, wollte sie der tapfere Abba-Thule auch zur Unterwerfung des Volkes von Artingall benützen. Bald bat er den englischen Kapitän um fünfzehn Mann und einen Steinböller zu einem dritten Feldzuge. Seine Bitte wurde ihm bewilligt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Gefangenen künftig den Engländern übergeben würden, um nach Gutdünken, d. h. nach dem europäischen Völkerrechte, das, wenigstens was die Gefangenen betrifft, von der Menschlichkeit eingegeben ist, über sie zu verfügen. Das kleine Geschwader verließ Orulong am 29. September, und kehrte am 7. Oktober zurück.

Die Bemannung war ungefähr dieselbe wie bei dem ebenerwähnten Zuge, außer daß die Zahl der Canots viel beträchtlicher war. Den Bericht über diesen neuen Krieg entlehnen wir von Matthias Wilson: „Als wir bei Artingall ankamen, sah man kein Canot, ungeachtet der Feind wie gewöhnlich von dem Angriff zuvor benachrichtigt worden war. Die Krieger Pelin's landeten in der Absicht, den Feind hervorzulocken, und entfernten sich vom Ufer. Raa-Kuk hatte den Oberbefehl übernommen und führte sie an; der König, welcher in seinem Kanot blieb, sandte ihm, so wie auch dem Arrakuker von Zeit zu Zeit seine Befehle zu. Man bat uns, nicht ans Land zu steigen; da jedoch der Feind anfing, sich zu vertheidigen, so sprangen wir ans Ufer und belagerten mehrere von dem Feinde besezte Hütten. Die in einem Canot befindliche Kanone, welche die Eingebornen mit eben so viel Gewandtheit als Einsicht aufgestellt hatten, beschoß unaufhörlich die befestigten und stark besezten Hütten. Unser Musketenfeuer

hatte die Artingalleser bald aus einer der ansehnlichsten vertrieben und diesel in Brand gesteckt. Jedoch richteten sie großen Schaden unter uns an, i dem sie uns mit einem Hagel von Wurfspießen überschütteten. Wir u terhielten dagegen ein ununterbrochenes Feuer, was sie nicht allein z streuen, sondern auch sehr Viele tödten mußte. Nachdem sie Arrakul lange verfolgt hatte, bestieg er eine den Canots entgegenstehende Anhöl und da er einen Artingalleser landen sah, verbarg er sich im Gebüsch, üb fiel ihn und versezte ihm mit einer Art Beil einen betäubenden Schla Er wollte ihn gefangen in sein Canot führen, als Thomas Wilson, d Sohn des Kapitäns, mehrere Feinde auf ihn losstürzen sah, welche il niedermachen wollten; er eilte ihm zu Hülfe und richtete die Kanone a sie. Erschrocken ergriffen die Artingalleser sogleich die Flucht. Dieser Um stand war um so glücklicher, als Thomas alle seine Munition verbrand hatte, und in diesem Augenblicke nicht eine Ladung für seine Muskete me hatte.

„Die Eingebornen von Artingall hielten sich tapfer in diesem Gefecht sie vertheidigten das in Brand gesteckte Haus und verließen es erst, als sie durch seinen Einsturz zu erschlagen drohte. Auch ein Krieger Peliu zeigte außerordentlichen Muth; er lief zu dem Hause, während es no brannte, ergriff einen Feuerbrand, trug ihn zu einer anderen Hütte, i welche sich die Feinde geflüchtet hatten, und steckte sie in Brand; sie wur schnell ein Raub der brennbaren Stoffe, welche darin aufgehäuft ware Derselbe war, nachdem er sein kühnes Unternehmen ausgeführt hatte, g glücklich, zu seinen Landsleuten zurückzukommen, und der König belohn ihn öffentlich für seine Tapferkeit, indem er ihm mit eigner Hand eine Ohrring anhängte und ihm bei seiner Rückkehr nach Peliu den Rang eine niedern Rupak verlieh.

„Die Feinde verloren in diesem Gefechte sechs Canots, welche sie a das Ufer gezogen hatten; ihr Damm, welcher viel länger und breiter al der von Peliu war, wurde gänzlich zerstört. Außer anderen den Feinde zugefügten Beschädigungen führten die Sieger auch den Stein weg, a welchen sich der König von Artingall gewöhnlich sezte, um Rath zu halten Man freute sich sehr darüber; indeß war der Jubel minder lebhaft, al nach der zweiten Schlacht. Der Tod des Sohnes Raa-Kuks und eines a deren ausgezeichneten Mannes verminderte den Ruhm dieses lezten Trium phes; außerdem hatte man noch 40 bis 50 Verwundete, wovon mehrere wenige Tage nach ihrer Ankunft in Peliu starben.“

Kaum war der Friede mit den Artingallesern geschlossen, so bat Abb Thule Wilson um neue Hülfstruppen gegen die Bewohner der Insel P leliu; der siegreiche Rupak verlangte, man solle ihm zwei bei ihnen fe haltene Malayen herausgeben. Für diesen großen Zug waren schon me als 300 Piroguen in drei Abtheilungen bereit. Der englische Kapitän ließ Hülfstruppen, welche am 27. Oktober abzogen und am 31. zurückkehrten.

Dieser vierte Zug gelangte am Tage seiner Abfahrt an eine klei Insel nördlich von Orulong, und brachte die Nacht unter Felsen zu. folgenden Tage, bei Tagesanbruch, segelte man gegen eine vier oder fü Meilen weiter südlich gelegene unbewohnte Insel. Die Truppen bau sich Hütten und lagerten. Das Wetter war sehr schlecht; als es aber wenig ruhiger wurde, begab sich ein Theil der Truppen nach einer andern von der ersten nicht weit entfernten, zu Peleliu gehörigen Insel. D

wilden Krieger verwüsteten die Ignamenpflanzungen, verbrannten die Hütten und hieben sehr viele Kokosnußbäume um. Die Bewohner hatten ihre Insel verlassen, ehe die Truppen von Peliu dort gelandet waren. Unter den abgeschickten Truppen befanden sich nur zwei Engländer. Nachdem dieses Korps einigen Schaden auf der Insel angerichtet hatte, kehrte es vor Sonnenuntergang in das Lager zurück. Am folgenden Tage war das Wetter sehr schlecht; gegen Abend aber hellte es sich auf, und man schickte andere Truppen auf die Insel, welche Alles verwüsteten, was den Tag zuvor verschont worden war. Bei dieser Abtheilung waren drei Engländer; sie kehrten, wie am vorhergehenden Tage, gegen Abend ins Lager zurück.

Am dritten Tage kamen drei Rupaks von Peleliu im Lager an, kehrten aber sogleich in Begleitung von Unterhändlern zurück. Gegen Abend trafen sie mit drei Häuptlingen von Peleliu, welche um Frieden baten, wieder bei dem Könige ein. Abba-Thule hielt sogleich eine Rathsversammlung. Am folgenden Tag begab sich Arrakuker nach Peleliu und schloß den Frieden ab. Nach seiner Zurückkunft ließ der König die Engländer wissen, daß, da nun der Krieg mit den Bewohnern Peleliu's geendigt sey, sein Bruder Arrakuker sie, wenn sie die Insel besuchen wollten, dahin begleiten würde, er aber und Raa-Kuk nicht ans Land steigen werden. Diese Botschaft befremdete die Engländer ein wenig; bald aber zerstreute der Dolmetscher ihren Verdacht. Er belehrte sie, daß kein Rupak von einem höhern Rang, als Arrakuker habe, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge nach Peleliu gehen könne, weil der König der Stadt eine zu große Ehre erweisen würde, wenn er entweder selbst hinginge, oder die im Range nach ihm nächste Person hinschicken würde. Auf diese Erklärung hin nahmen die Engländer das Anerbieten des Königs an und besuchten Peleliu, kamen aber überein, ihre Waffen mitzunehmen, und sich, wenn sie gelandet seyn würden, aus Besorgniß vor einem Ueberfalle, nicht von einander zu trennen; denn da der Friede erst neuerlich geschlossen worden war, so konnten die Eingebornen einiges Mißtrauen in diese Fremde setzen. Allein sie wurden aufs Schmeichelhafteste aufgenommen. Sie fanden die Stadt durch eine auf dem Wege, welcher nach Peleliu führt, aufgeworfene Verschanzung wohl vertheidigt. Dieselbe war 10 bis 12 Fuß hoch; innen hatte sie eine erhöhte Bank, auf welcher sich die Bewohner aufstellen und Lanzen auf die Feinde werfen konnten. Das Wasser war bei der Stadt sehr seicht, daher die Canots nur mit Mühe herankommen konnten. Und dieß ist die Ursache, warum die obgleich sehr zahlreichen Einwohner von Peleliu sehr wenig Piroguen haben, und ihre Befestigung der Stadt ist ein Beweis, daß sie, wenn sie mit den Nachbarinseln im Kriege sind, sich mehr auf [illegible] natürlichen Kräfte als auf ihre Seemacht verlassen.

Abba-Thule beeilte sich, nach Peliu zurückzukehren; der erste Rupak Peleliu's, welcher sein Bruder war, begleitete ihn in einem seiner eignen Canots und hatte zehn Frauen in seinem Gefolge. War dieß eine von Abba-Thule geforderte Demüthigung? War es ein öffentliches Zeichen des Vertrauens und der Freundschaft nach dem Frieden? Die Engländer konnten den Grund davon nicht ermitteln, erfuhren aber, daß jene Weiber nicht [illegible] mit ihrem Könige nach Peleliu zurückkehren durften; denn einige [illegible] nachher führte Abba-Thule zwei davon nach Orulong. Kamen sie als Freundinnen oder als Geißel? Die Engländer konnten es weder erfahren noch errathen. Was die zwei Malayen betraf, so wurden sie dem Könige

ausgeliefert. Wahrscheinlich war der malayische Günstling Sugel dem Fürsten angelegen, seine zwei Landsleute von dem Könige von Peleliu zu fordern, und da dieser sich weigerte, sie auszuliefern, so mußte ihm Abba-Thule den Krieg erklären. Wirklich hatten sie auf diesem vierten und letzten Zuge ein Rachegefühl gezeigt, welches man bei ihren ersten Kriegen nicht bemerkt hatte. Vormittags kam Raa-Kuk mit allen seinen Leuten in Orulong an. Die Engländer bewunderten die Insel Peleliu; sie schien ihnen sehr fruchtbar und nicht sehr gebirgig zu seyn, auch waren die Häuser größer und besser gebaut, als zu Peliu, und es gab sehr viele Kokosnuß- und andere fruchttragende Bäume. Die Bewohner schienen ihnen sanft und gastfreundlich zu seyn; und darf man Wilson und dem Ordner seiner Berichte glauben, so empfingen die Fremdlinge tausend Beweise von Zuneigung, ob sie gleich als furchtbare Verbündete ihres Feindes zu ihnen gekommen waren; doch haben diese Herren das Land, aus welchem sie ein neues Eldorado gemacht, und die Einwohner, die sie uns als Engel dargestellt haben, Viel zu sehr gelobt.

Das kleine Schiff, das die Engländer erbaut hatten, war bereit in die See zu stechen; man hatte ihm den Namen Orulong gegeben. Abba-Thule wollte seine Gäste durchaus bei sich behalten; er schlug ihnen vor, ihnen die höchsten Würden in seinen Staaten zu verleihen; dem Kapitän bot er den Rang eines Häuptlings erster Klasse an; Wilson nahm sie an. Man hängte ihm mit großem Gepränge den Knochen-Orden um, aber er erklärte förmlich, daß er nicht auf Orulong bleiben könne, und man bereitete sich auf beiden Seiten zum Abschiede vor.

Unter Kanonendonner und den Seufzern aller Bewohner Peliu's wurde auf dem Theile des Ufers, wo die Engländer gelandet waren, eine Inschrift folgenden Inhalts aufgestellt: „Gruß den Europäern, die der Zufall oder der Sturm an diese Küsten führen wird. Das Schiff der indischen Kompagnie Antilope unter dem Befehle Wilsons ging auf dem Riffe, das du siehst, zu Grunde; die Mannschaft erbaute hier ein Schiff, auf welchem sie am 12. November 1783 wieder absegelte. Vergelte, wenn du kannst, den guten Einwohnern dieses Landes alle Wohlthaten, welche sie uns erwiesen haben."

Endlich war der Tag der Abreise herangekommen, und die brittische Flagge wehte schon auf dem Orulong; man mußte sich auf Ewig Lebewohl sagen. Das ganze Volk war versammelt, und hatte Thränen in den Augen; Abba-Thule wußte nicht, wie er seinen Schmerz ausdrücken sollte. Der Kapitän ließ dem Könige zwei kleine Feldstücke, zwei Flinten, alle Werkzeuge, welche man bei der Erbauung des Schiffes gebraucht hatte, mit Einem Worte Alles zustellen, was die Eingebornen von Peliu in den Stand setzen konnte, sich selbst zu vertheidigen und ihre Künste zu vervollkommnen. Diese Geschenke, auf welche Abba-Thule nicht gefaßt war, gaben seiner Dankbarkeit einen neuen Aufschwung. Früchte aller Art, Körbchen, Bambusröhre, die kostbarsten Geräthschaften Peliu's wurden von allen Seiten in solcher Menge herbeigebracht, daß der Kapitän, da er nicht mehr wußte, wo er sie im Fahrzeug unterbringen sollte, sie zurückweisen mußte. Nur mit Mühe konnte man indeß ihren Bitten widerstehen. „Nur das noch .... diese Frucht noch .... aus Liebe zu mir .... mir zu Gefallen ...." sagten die guten Leute, deren Geschenke man doch nicht mehr annehmen konnte.

Raa-Kuk wollte mit den Engländern gehen, allein Abba-Thule bewilligte seine Bitte nicht: „Mein Bruder,“ sagte er zu ihm, „Du hast vergessen, daß Du der Erbe meiner Macht bist und, wenn ich sterbe, mir in der Regierung folgen wirst.“ Wirklich geht auf Peliu die Regierung von dem Könige auf seine Brüder über. Sein Neffe, der Sohn seines auf Artingall gefallenen Bruders, that die nämliche Bitte. Abba-Thule schlug es ihm ebenfalls ab und fügte noch bei: „Du bist undankbar und gleichgültig gegen Deine Mutter, Deine Gemahlinnen sind gute und rechtschaffene Frauen, welche Du, so wie alle Deine Verwandten, sehr übel behandelst, was Dir allgemeine Verachtung zuzieht. Dein Betragen macht Dir Schande, und Du wolltest noch Deine Familie verlassen. Ich werde Dir keine Erlaubniß dazu geben. Ich bitte den Kapitän, Dich in diesem Vorhaben nicht zu unterstützen. Bleibe zu Hause, und Beschämung und Gewissensbisse mögen Dich auf einen bessern Weg leiten.“ Englischerseits bezeigte ein Mann, Namens Maden Blanchart, den Wunsch, bei den Insulanern zu bleiben. Wilson wollte es Anfangs nicht eingehen und machte ihm alle möglichen Einwendungen; da er aber seinen festen Entschluß sah, so willigte er ein und gab ihm mehrere in seiner Lage nothwendige Gegenstände, auch Rathschläge über das Benehmen, das er zu beobachten habe. Man hat nie erfahren, was aus diesem Menschen geworden ist.

Rückkehr der Mannschaft der Antilope nach Europa und Tod des jungen Wilden Li-Bu.

Li-Bu, dieser liebenswürdige Sohn des berühmten Rupak Abba-Thule, welcher während des langen Aufenthaltes der Engländer so viel Anhänglichkeit an sie gezeigt hatte, wurde von jungen Leuten seines Alters herbeigeführt; seine Familie drängte sich um ihn und gab sich das Ansehen, ihn zurückhalten zu wollen. Er hatte schon lange den Vorsatz gefaßt, seine Gäste zu begleiten, warf sich seinem Vater zu Füßen und bat ihn unter einem Strom von Thränen um die Erlaubniß, ihn verlassen und nach Europa gehen zu dürfen. „Treibt Dich nur eitle Neugierde oder die Hoffnung, der wachsamen Aufsicht Deines Vaters zu entgehen, zu Deinem Vorhaben, so nimmst Du meinen Fluch mit Dir; ist es aber die Hoffnung, Kenntnisse zu sammeln, wodurch Du einst Deinem Bruder nützlich werden kannst, so hast Du meinen Segen. Lies in Deinem Herzen, und sieh, ob Du mich umarmen darfst.“ Der Jüngling stürzte sich in die Arme seines Vaters, indem er die Hände vor die Augen hielt, wie ein Mensch, der ein großes Opfer bringt.

Abba-Thule wandte sich nun an den Kapitän, um ihm seinen Sohn zu empfehlen. „Ich wünsche,“ sagte er, „daß Du Li-Bu alles Das lehrest, was er wissen muß, und daß Du einen Europäer aus ihm machest. Ich habe oft über meine Trennung von meinem Sohne nachgedacht. Ich weiß, daß die entfernten Länder, welche er durchreisen wird, sehr von den seinigen verschieden sind, er wird vielen Gefahren ausgesezt seyn, auch Krankheiten, die uns unbekannt sind. Er kann vielleicht sterben .... Ich habe meine Seele auf dieses Unglück vorbereitet .... Ich weiß, daß der Tod das unvermeidliche Loos aller Menschen ist, und daß wenig daran liegt, ob er meinen Sohn in Peliu oder irgendwo anders trifft. Nach dem Glauben, den ich an Deine Menschlichkeit habe, bin ich überzeugt, daß Du für ihn sorgen wirst, wenn er krank ist; und möge, wenn ihm irgend ein

Unglück zustoßen sollte, vor welchem Du ihn nicht bewahren konntest, dieß Dich, Deinen Vater, Deinen Sohn oder irgend einen Deiner Landsleute nie abhalten, hieher zurückzukommen. Ich werde Dich, so wie alle die Deinigen, mit der nämlichen Freundschaft aufnehmen, und mit der nämlichen Freude wiedersehen." Endlich entfaltete der Schooner seine Segel. Abba-Thule, der ihm mit unruhigen Augen folgte, bezeigte fortwährend durch seine Gebärden die Betrübniß und den Schmerz, die ihn bewegten. Die Flotille begleitete das Schiff weit über das Riff hinaus zwei Stunden lang, blind gegen die Gefahren, denen sie sich aussezte. Endlich machte die Nacht dieser rührenden Scene ein Ende. Man verlor einander aus dem Gesichte, und die Engländer beeiferten sich, Li-Bu mit Beweisen von Freundschaft zu überhäufen, welche sie seinen Landsleuten nicht mehr geben konnten.

Während der langen Ueberfahrt des Orulong beschäftigte sich Li-Bu damit, die englische Sprache zu erlernen und sich über Alles zu unterrichten, was sich in seinem Kreise befand. Bei seiner Ankunft in Macao lief die ganze Stadt herbei, um den neuen Menschen zu sehen: so nannte man ihn. Die englische Kleidung beengte ihn nicht im Mindesten; er benahm sich in der größten Gesellschaft frei und ungezwungen. Der liebenswürdige Jüngling machte oft die naivsten Fragen über die interessantesten Gegenstände, welche er sah, und faßte mit Leichtigkeit Alles, was man ihm erklärte.

Als der Kapitän Wilson mit Li-Bu, dessen innigster Freund er geworden war, nach London zurückgekehrt war, wollte Jedermann den liebenswürdigen Wilden sehen. Da er noch nicht wußte, wie er sich benehmen, und was er reden sollte, so schien er in allen seinen Handlungen und Reden den Kapitän Wilson nachzuahmen.

Mit Leichtigkeit lernte er sich in der englischen Sprache verständlich machen; eine außerordentliche Freude hatte er an Pferden und besonders an Wagen. „Das ist köstlich," sagte er, „man geht sitzend, und kann mit einander schwatzen, während man an sein Geschäft geht."

Einst führte man ihn ins Theater, an dem er wenig Gefallen zu finden schien; er sah dem Aufsteigen eines Luftballons zu, und war nicht davon betroffen. Der verständige Jüngling schien den Werth der Entdeckungen weniger nach ihrer Schwierigkeit, als nach ihrem Nutzen zu ermessen.

Man schickte ihn in eine Schule, wo er lesen und schreiben lernte. Er sagte, daß er nach seiner Rückkehr nach Peliu selbst eine Schule halten, und für einen Weisen unter den ersten Männern seines Vaterlandes gelten werde. Wenn er mit seinem Beschützer sprach, so nannte er ihn immer Kapitän; Madam Wilson aber redete er immer als seine Mutter an. In diesem Ausdrucke schien ihm alles Das zu liegen, was er für sie fühlte.

Li-Bu bequemte sich in Allem nach den Gebräuchen des Landes, mit Ausnahme seiner Haare, die er fortwährend nach der Sitte seines Landes trug.

Sah er einen jungen Menschen um ein Almosen bitten, so ärgerte er sich darüber, und sagte, er solle arbeiten; ein Greis aber oder ein Krüppel erregten sein Mitleiden. „Muß geben den armen Alten; alt nicht fähig zu arbeiten."

Mit der größten Aufmerksamkeit beobachtete er alle Pflanzen und Fruchtbäume, und nahm sich vor, Samen davon nach Peliu mitzunehmen;

mit Einem Worte, unter allen Reichthümern verlor er nie den Nutzen aus den Augen, den sie für sein Land haben könnten, und nach seinem Tode fand man alle Samen und Kerne von den Früchten, welche er gegessen und die er in dieser Absicht aufbewahrt hatte.

Unter diesen unschuldigen Forschungen wurde er von den Kinderblattern befallen, und gleich Anfangs verkündigten die Aerzte den traurigen Ausgang. Ohne Widerstreben nahm er alle Arzneien ein, welche man ihm reichte. Da man ihm sagte, daß Wilson diese Krankheit noch nicht gehabt habe, und daß sie ansteckend sey, ergab er sich willig in die Nothwendigkeit, ihn nicht zu sehen. Als er erfuhr, daß Madame Wilson das Zimmer hüte, rief er aus: „Was! gute Mutter krank! Li-Bu aufstehen, um sie zu besuchen;“ und sogleich stand er auf.

Kurz vor seinem Tode sah er sich in einem Spiegel. Sein Gesicht, das fürchterlich geschwollen und entstellt war, schien ihm so abscheulich zu seyn, daß er den Kopf wegwandte. Endlich, da er sich schlimmer fühlte, und sein Ende herannahen sah, richtete er seine Blicke aufmerksam auf Sharp, den Chirurgen des Schooners, auf welchem er die Reise gemacht hatte, und sagte zu ihm: „Guter Freund, wenn Du gehen in mein Land, sage meinem Vater, daß Li-Bu nehmen viele Tränke, um die Blattern zu vertreiben, aber er sterben; der Kapitän und die Mutter sehr gut. Oh! sehr betrübt, nicht sagen zu können Abba-Thule, wie viele Schönheiten dieses Land haben!“ Er zählte nun alle Geschenke auf, welche er empfangen hatte, und bat den Chirurgen, sie unter seine Freunde und die Rupaks seiner Insel zu vertheilen.

Als endlich der gefürchtete Augenblick der Trennung herankam, stieß er seinen letzten Seufzer furchtlos aus, und mit jener Unschuld und Sanftmuth, welche alle seine Handlungen charakterisirt hatten.

Die ostindische Kompagnie ließ ihm ein Grabmal mit einer Inschrift errichten, welche mit den Worten schloß: „Stehe still, o Wanderer! die Menschlichkeit fordert eine Thräne. Hier liegt ein Prinz, Li-Bu, ein Sohn der Natur!“

Fortsetzung der Geschichte der Pelin-Inseln.

Nach Wilson besuchte der Lieutenant Macluer Pelin, verführt durch den übertriebenen, von J. Keate noch verschönerten Bericht Wilsons, der als ein wahrer Phrasenmacher und ohne Achtung für die Wahrheit die Wilden auf Kosten der civilisirten Menschen erhob. Macluer, dem man wichtige Arbeiten über die Küste Indiens und Papuasiens verdankt, kam in den Jahren 1793 und 1794 in dieses Land; er fand aber seine Bewohner mißtrauisch und gierig nach Dem, was sie nicht haben, wie es die meisten Wilden und sonst auch die meisten Menschen sind. Dieser tapfere und unterrichtete Offizier, der mit Recht der Laster der europäischen Gesellschaften müde war und geglaubt hatte, im Lande der Wilden mit besseren Menschen zu leben, hat unglücklicherweise nur einige Bemerkungen geschrieben, welche einem sehr unvollständigen Plane dieser Inseln beilagen, aber er gibt ihnen ganz andere Namen, als Wilson, und wir sind ihm mit einigen Verbesserungen hierin gefolgt.

Nach Macluer hatte ein anderer Offizier, Namens Wilson, James Wilson, Kapitän des Duff, Befehl erhalten, bei seiner Rückkehr von einer Fahrt im polynesischen Ocean Missionäre auf Pelin zu landen. Da sich

die Umstände der vollständigen Ausführung seines Vorhabens entgegenstellten, so hatte er nur im Vorübersegeln einigen Verkehr mit den Eingebornen; sein Bericht darüber ist folgender:

„Am 6. November 1797 befanden wir uns höchstens zwei Meilen von dem Riffe, das sich in mäßiger Entfernung von der größten Insel ausbreitet; sie heißt Babel Thuap und ist in zwei Distrikte eingetheilt, deren jeder durch einen Häuptling regiert wird, welcher die Oberhoheit Abba-Thule's anerkennt. Als wir beidrehten, waren wir vor dem südlichen Theile des Bezirkes Artingall. Ungefähr zweihundert Personen versammelten sich am Ufer. Zwölf Piroguen, theils mit Segeln, theils mit Rudern, waren in die See gestochen; aber das Wetter hatte auch in diesem Augenblicke ein sehr drohendes Aussehen. Nur wir unter ihnen wagten uns so weit ins offene Meer, daß sie bis an unser Schiff gelangen konnten. Die in den Pieroguen befindlichen Eingebornen hatten ein weißes Tuch an die Spitze eines Stockes gebunden und bewegten es in der Luft, während sie herankamen. Wir hielten es für ein Friedenszeichen. Sie stiegen ohne Furcht und Zaudern an Bord, und redeten uns wie Leute an, die schon lange mit ihnen bekannt wären. Ihre Sprache aber war für uns durchaus unverständlich, und wir konnten uns selbst mit Hülfe des Wörterbuches Henri Wilsons nicht mit Einem Worte ihnen verständlich machen, einige ihrer Eigennamen ausgenommen. Uebrigens sprachen sie unaufhörlich sehr schnell und begleiteten ihre Reden, welche das sehnliche Verlangen ausdrückten, uns an einem von ihnen in Nordwest bezeichneten Orte landen zu sehen, mit sehr lebhaften Hand- und Körperbewegungen. Einer von ihnen, welchen wir wegen des großen Knochens, den er am Handgelenke trug, für einen Rupak hielten, kam in großer Hast auf das Schiff, um dieselben Bitten zu wiederholen; er hatte zwei Begleiter bei sich, welche ebenso dringende Aufforderungen machten. Allein alle ihre Bitten, so wie auch unser Wunsch, auf dieser berühmten Gruppe einige Zeit zu verweilen, waren vergeblich, da sich uns keine Stelle zeigte, wo ein Schiff sicher hätte ankern können, und wir die Charte des Lieutenants Macluer nicht als Wegweiser hatten. Als wir den Namen Abba-Thule aussprachen, wiederholten sie ihn mehrere Male, indem sie riefen: E'Tule! E'Tule! E'Tule! und mit dem Finger ans Land zeigten. Man sprach nicht von Li-Bu mit ihnen, denn sie redeten so schnell und so unaufhörlich fort, daß wir nur mit Mühe einige Fragen an sie richten konnten; wahrscheinlich verhinderte sie das Wetter, das gerade mit einem Sturme drohte, daran zu denken. Als die in den Piroguen Gebliebenen ihre an Bord gekommenen Landsleute laut zurückriefen, schenkte ihnen der Kapitän einige Messer, Spiegel u. s. w.; hierauf nahmen sie in Eile, aber mit Bedauern Abschied. Ehe sie gingen, wollten sie uns ihre Dankbarkeit bezeigen, und warfen einen Bündel Kokosnüsse an Bord; dieß war Alles, was sie hatten; dann kehrten sie ans Land zurück. Und darauf beschränkte sich der ganze Verkehr, den wir mit den Bewohnern der Peliu-Inseln haben konnten."

„Darf man von der kleinen Anzahl Eingeborner, welche wir sahen, auf das ganze Volk schließen, so stehen diese Menschen, unserer Meinung zufolge, dem äußern Aussehen nach unter den Bewohnern der Marquesen-, Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln (Nukahiva, Taiti und Tonga); sie haben weder den hübschen Wuchs, noch die schönen Verhältnisse der beiden ersten Völkerschaften, und bei Weitem nicht das kräftige, männliche und

unternehmende Aussehen der lezteren. Weit mehr gleichen sie ihren Nachbarn, den Carolinern. Unter die ihnen eigenthümlichen Gewohnheiten gehört auch die, sich die Ohren zu durchbohren und Zierrathen von Pflanzen, welche wenigstens einen Zoll Dicke haben, hindurchzustecken. Wegen der Tätowirung scheinen die Beine und Schenkel der Bewohner Pelin's, wie bei den Carolinern, eine schwarzbläuliche Färbung zu haben; ihr Körper aber ist mit Figuren verziert, welche Fingern oder Handschuhen ähnlich sind. Sie traten gänzlich nackt vor uns auf, ohne daß sie sich im Mindesten zu schämen schienen, und bezeigten ihre Höflichkeit und Gastfreundschaft durch sehr dringende Einladungen zu einem Besuche bei ihnen."

D. de Rienzi sah einen Theil dieser gefährlichen Gruppe. Nach ihm entdeckte der gelehrte Seemann d'Urville im Jahr 1828 den östlichen Theil derselben, ohne mit den Bewohnern in Verkehr treten zu können. Seine Ansicht über die Lage und den Namen dieser Inseln stimmt mit der Meinung Macluers und Rienzi's überein. Der leztere gibt folgendes Gemälde von dem Lande und seinen Bewohnern:

„Die Inselkette ist durch Riffe verbunden, und man findet daselbst nur einen ziemlich unzugänglichen Hafen. Diese Insulaner bewohnen ein armes, aber ziemlich gut angebautes Land. Sie haben eine gelbe Kupferfarbe, sind ziemlich gut gewachsen und wohlgebildet, minder bösartig, als die meisten anderen Polynesier, stehen aber den Carolinern von Yap und wahrscheinlich auch den Bewohnern der anderen Inseln des sehr grossen Carolinen-Archipels nach. Sie sind habgierig, mißtrauisch und grausam in ihren Kriegen, welche die Häuptlinge um der geringfügigsten Ursachen willen unternehmen. Sie gehen gewöhnlich nackt mit einem schamlosen Cynismus; kaum verhüllen Einige Das, was den Mann von dem Weibe unterscheidet. Waren sie zur Zeit Wilsons wirklich so aufrichtig und edelmüthig, so sind sie jezt sehr tief gesunken. Freilich hatten sie sich bisweilen auch über Walfischfänger zu beklagen, was sie unternehmender und bösartiger machen konnte."

Neuerdings wagten sie es, auf offener See einen, wie ich glaube, von Kapitän Anderson befehligten Walfischfänger anzugreifen, und hätten ihn beinahe genommen. Er verdankte seine Rettung nur dem Muthe einiger Matrosen, die sich in den Mastkorb zurückgezogen hatten und ein wohlgenährtes Feuer auf sie richteten, und einem Schwarzen, welcher Schiffskoch war. Dieser, in seiner Art tapfer, gebrauchte keine anderen Waffen, als die Geräthschaften seiner Küche, indem er z. B. mit einem großen Löffel seinen Feinden tapfer siedendes Oel ins Gesicht sprengte, oder ihnen ganze Töpfe voll über Füße und Hände goß, so daß er sich schmeicheln durfte, das Meiste zur Befreiung des Schiffes von seinen muthigen Stürmern beigetragen zu haben, indem diese Kopf über Hals und mit Wuth- und Schmerzgeheul die Flucht ergriffen.

Schiffbruch des amerikanischen Schiffes Mentor. Beschreibung der Inseln Mortz, Kyangle und Lord North, und der Märtyrer-Inseln.

Diese Inseln, welche sämmtlich Anhängsel des Pelin-Archipels sind, sind noch nicht beschrieben worden. Einige Bekanntschaft mit ihren Bewohnern verdanken wir erst dem Schiffbruche des amerikanischen Kapitäns Edward C. Bernard. Wir wollen den Bericht, den derselbe nach seiner

Ankunft im Kanton (China) im Jahr 1833 gegeben hat, im Auszuge mittheilen:

„Am 18. Mai 1833 kam ich an der Insel Mortz vorbei, und das Schiff, von einem starken Süd-Südwestwind getrieben, segelte gegen Nord-Nord-Ost 7 bis 8 Knoten in der Stunde. Am 20. gegen Mittag steuerte ich Nordost, und am folgenden Tage zur nämlichen Stunde glaubte ich, müßten wir uns im Nordwesten der Peliu-Inseln befinden. Seit meiner Abfahrt von Mortz hatte ich die Sonne nicht gesehen; es wehte ein heftiger Süd-Süd-West, der Regen fiel in Strömen, und die See ging sehr hohl: wir waren damals unter 8° 50′ nördlicher Breite und 132° 20′ östlicher Länge von London; unser Schiff wurde den ganzen übrigen Tag hindurch von einer sehr heftigen Strömung fortgezogen. Plözlich gegen 11 Uhr Nachts stieß das Schiff gegen einen Felsen. Die Mannschaft eilte, die Boote loszumachen, und nur mit großer Mühe konnte ich es verhindern, daß Alle in das erste sich stürzten, das bereit war, in die See zu gehen.

„Nachdem das Boot mit 10 der Unsrigen sich entfernt hatte, hieb ich die Maste ab, um das Schiff zu erleichtern, das heftig hin- und herschwankte und gänzlich von den Wellen bedeckt war. Kurz nachher sezte es sich fest und rührte sich nicht mehr. Doch nach Verlauf einer Stunde sah ich das Verdeck sich plözlich erheben, und da ich fürchtete, es möchte vor Tag auf den Grund sinken, so sezte ich ein anderes Boot aus, das mit einem Matrosen, Namens William Jones, welcher es bestiegen hatte, plözlich versank. Bei Tagesanbruch erblickte ich in Südost eine Insel, und einen Theil des Riffes, welcher über das Meer sich erhob, in einer Entfernung von 3—4 Meilen. Nicht ohne große Mühe gelang es uns, das einzige noch übrige Canot auszusetzen und das Riff zu erreichen, wo wir den ganzen Tag und die folgende Nacht hinbrachten. Am 25. bei Tagesanbruch sahen wir eine Wolke von Piroguen, welche auf uns zukamen. Kaum hatten die Eingebornen, welche auf denselben fuhren, uns erreicht, als sie anfingen, uns zu plündern, und Flinten von uns zu forderten. Wir sagten ihnen, daß sich mehrere an Bord befänden, und sie ruderten fort, um sie zu holen. Da das Wetter sich aufgehellt hatte, so erblickten wir in südöstlicher Richtung eine große Anzahl Piroguen, welche ihre Richtung theils nach dem Schiffe, theils nach der benachbarten Insel nahmen.

„Sogleich nachdem diese Wilden uns verlassen hatten, luden wir alle Effekten, die sie uns gelassen hatten, eine Kiste mit Zwieback und ein Wasserfaß in das Boot, und beschlossen, auf der Insel Kyangle zu landen. Wir hatten die Hälfte des Weges zurückgelegt, als wir von Neuem von Eingebornen angehalten wurden, welche in einer großen Pirogue fuhren, und uns das Anerbieten machten, uns ins Schlepptau zu nehmen, worein wir gerne willigten. Nachdem sie uns ungefähr zwei Meilen weit geführt hatten, ließen sie ihr Segel herab, näherten sich unserm Boote in der augenscheinlichen Absicht uns zu plündern und vielleicht zu morden. Ueberzeugt wenigstens, daß Dieß ihre Absicht sey, gab ich Befehl, das Tau abzuhauen, und einige Pakete mit Effekten ins Meer zu werfen, um die Wilden zu beschäftigen, wir wendeten das Schiff, ruderten aus allen Kräften gegen Süden und ließen sie weit hinter uns.

„Abends kamen wir auf der Höhe der Insel Babel Thuap an, und Nachts warf ich, da wir auf allen Seiten von Klippen umgeben waren, die Leine aus,

welche sich glücklicherweise an einen Felsen anhäckelte. Wir blieben bis zum Tag in dieser Lage; dann nahmen wir unsere Richtung noch weiter südlich gegen ein Land, von dem wir nicht mehr weit entfernt waren. Aber in Folge der unerträglichen Hitze und des Wassermangels ging unsre Fahrt nur sehr langsam vor sich. Doch landeten wir gegen Mittag an einer kleinen Insel, wo wir glücklicherweise Wasser fanden. Dort kamen mehrere Insulaner in einer Pirogue zu uns, um uns wieder zu verlassen, nachdem sie uns geplündert hatten. Wir folgten ihnen sogleich, in dem Augenblick aber, wo wir ans Land steigen wollten, wurden wir von einem Haufen angefallen, der uns sogar die Kleider vom Leibe riß und uns nackt verließ. Doch gaben sie mir mein Hemd wieder zurück, wofür ich ihnen sehr dankbar war.

„Nach unserer Ankunft erschienen wir vor einer Versammlung von Häuptlingen, welche uns über den Zweck unserer Reise befragten, und über die Entfernung ihrer Insel von dem Orte, wo wir das Schiff verlassen hätten. Als wir sie über diesen Punkt befriedigt hatten, gaben sie uns zu trinken, boten uns auch Lebensmittel an, die wir jedoch ausschlugen. Ich weiß Nichts von den Sitten dieser Insulaner, als daß die Männer ganz nackt gehen, daß sie mir kriegerisch und barbarisch vorkamen, daß sie keinen Schritt thun, ohne mit Lanzen und Säbeln bewaffnet zu seyn, und daß ihre Frauen eine kleine Matte in dem Gürtel trugen. Sie behandelten uns mit der größten Gastfreundschaft; nicht zufrieden, all ihre Habe mit uns zu theilen, wiesen sie uns die beste Hütte des Dorfes zur Wohnung an, und wenn sie uns keine Fische vorsetzen konnten, so schlachteten sie ein Schwein oder eine Ziege, und gaben es uns aus Mitleid mit unserer Lage. Sie wollten uns ein Fahrzeug bauen, mußten aber aus Mangel an den zu diesem Baue nöthigen Bändern darauf verzichten. Nun erbauten sie eine große Pirogue, und holten am Bord des Schiffes eine Menge Nägel, mit welchen wir unsere Schaluppe in Stand sezten. Auch brachten sie uns Kleider und andere Gegenstände, welche wir nöthig hatten.

„Nachdem wir mehrere Tage auf einen Ostwind gewartet hatten, schickte ich mich zur Abfahrt an, als meine Wirthe mir sagten, daß ich sechs meiner Leute als Geißeln auf der Insel zurücklassen müßte, und daß dafür sechs Häuptlinge in der Schaluppe mitfahren würden. Ich widersezte mich einem so seltsamen Vorschlag, sie hielten mir aber entgegen, daß der englische Kapitän Wilson auch so auf Corror verfahren sey, und daß sie, wenn sie in die Abfahrt aller meiner Leute willigen würden, ja keine Bürgschaft hätten, für ihre Mühe bezahlt zu werden. Ich fragte sie, was sie als Bezahlung forderten; „Flinten," antworteten sie mir; „die englischen Schiffbrüchigen haben unsern Brüdern in Corror auch solche gegeben, und wir hoffen, daß ihr uns eben so behandeln werdet."

„Nach langen Unterhandlungen willigten sie endlich ein, daß noch drei weiter abreisen durften; auch sezten sie die Zahl der Häuptlinge, die uns begleiten sollten, auf drei herab. Ich sagte ihnen, sie täuschten sich in ihrer Berechnung; es sey weit von ihrer Insel bis in mein Land, und sie wären im Irrthum, wenn sie glaubten, ich könne ihre Landsleute dahin führen, da ich ihre Ueberfahrt bezahlen müßte und Niemand sie ohne Bezahlung annehmen würde. Es gelang mir nicht, ihnen Das begreiflich zu machen, vielmehr erklärten sie förmlich, sie würden, wenn ich mich weigerte, sie mitzunehmen, die Pirogue und Schaluppe in Stücke schlagen und keinen

von uns abreisen lassen. Da ich sie von ihrem Entschlusse in keiner Weise abbringen konnte, so bestand ich nicht weiter darauf. Nach zwei Tagen jedoch machte ich einen neuen Versuch, der mir aber nicht besser gelang. Ich stellte ihnen vor, wie es mir gegenwärtig unmöglich sey, ihnen Flinten zu verschaffen; versicherte sie aber, daß, wenn sie meinen Leuten erlauben wollten, mich zu begleiten, ich bei meiner Zurückkunft in mein Land meine Regierung von der guten Aufnahme, welche ich bei ihnen gefunden, unterrichten, und daß diese dann nicht ermangeln würde, ihnen durch ein Geschenk, welches sie für ihre Mühe belohnen würde, ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Diese schönen Versprechungen konnten jedoch ihren Entschluß nicht erschüttern. Sie sagten mir, daß, wenn ich abreisen wollte, ich mich darein ergeben müßte, meinen Schwäger, James Meager und zwei meiner Leute, welche ich selbst auswählen dürfte, hier zu lassen. Da sich Horatio Davis, Calvin und Catlin, welche sich nicht in die Schaluppe wagen wollten, erboten hatten, zu bleiben, so begannen wir am 15. November unsere Fahrzeuge in Stand zu setzen und sie mit Lebensmitteln und anderen Gegenständen, welche wir nöthig hatten, zu beladen. Am 22. bekamen wir günstigen Wind und reisten von Peliu ab. Meine Schaluppe wurde von drei meiner Leute geführt, in der Pirogue befanden sich vier andere, mit zwei Häuptlingen und einem Manne von der Insel. Wir legten an diesem Tage einen Weg von ungefähr 20 Meilen zurück.

„Als die Nacht einbrach, war ich eben nicht sehr erfreut, mich in einem zerbrechlichen Fahrzeuge zu wissen, in Gesellschaft einer Pirogue, welche unsre Lebensmittel und Wasser für zwanzig Tage trug, ohne ein Mittel, die Fahrt zu bestimmen, da ich nur eine Boussole hatte, auf offenem Meere, 600 Meilen von Ternate, welches das nächste Land war.

„Bald waren wir über die Riffe hinaus und steuerten gegen Südwest. Das Meer ging sehr hoch; wir rückten nur mit Mühe vor; zu allem Unglück kam auch noch unser Steuerruder in Unordnung, und wir mußten eine ganze Nacht unsere Fahrt aussetzen, ehe wir es wieder herrichten konnten. Diese Verzögerung war um so mehr zu beklagen, als ein sehr günstiger starker Nordostwind wehte. Die Nacht über goß ein heftiger Regen herab, der Donner rollte furchtbar. Meine Leute fingen an zu murren, und ich mußte befürchten, daß sie mich nöthigen würden, nach Peliu zurückzukehren, um dort die Ankunft eines Schiffes zu erwarten, das uns an Bord nähme? Ohne Zweifel wäre das das Klügste gewesen; aber da der Tag erschien, hörte der Regen auf, und der Wind ließ nach; wir besserten das Steuerruder wieder aus, und schifften sodann ohne Hinderniß weiter bis zum 29. Der Wind war uns beinahe fortwährend günstig; die Schaluppe hielt sich trocken, aber die Pirogue faßte viel Wasser. Die ganze Zeit war unsre Richtung Südwest, weil wir hofften, auf Mortz oder Gilolo zu landen. Am 29. Abends stürzte die Pirogue durch die Nachlässigkeit eines Insulaners von Peliu, der das Segel hätte festhalten sollen, um; der Mast fiel ins Meer, und eine Stunde lang bemühten wir uns vergeblich, das Wasser aus derselben herauszuschaffen. Gegen 10 Uhr erhob sich der Wind und wir bekamen Regen. Ich nahm nun vier Mann aus der Pirogue an Bord, und ließ nur drei zu Führung derselben zurück; aber sie füllte sich während der Nacht dergestalt mit Wasser, daß es uns unmöglich gewesen wäre, sie länger flott zu erhalten: man mußte sie also verlassen. Wir nahmen so viel Wasser und Lebensmittel heraus, als

Klugheit erlaubte, und luden sie in die Schaluppe, wo wir nun zu eilf Personen waren. Unsere Vorräthe bestanden aus Kokosnüssen und frischem Schweinefleisch, das wir vor unserer Abreise hatten braten lassen, und das in irdene, mit Fett gefüllte Töpfe eingeschlossen war. Wasser befand sich in dicken Bambusrohren. Nachdem wir Alles, was wir brauchten, in die Schaluppe geschafft und diese erleichtert hatten, indem wir alles Schwere ins Meer warfen und für Jeden nur ein Paar Beinkleider und ein Hemd zum Wechseln behielten, verließen wir die Pirogue, und sezten unsern Weg gegen Südwest fort. Bei Windstille ruderten wir, war uns der Wind günstig, so entfalteten wir das Segel. So fuhren wir fort bis zum 6. December, als wir bei Tagesanbruch in einer Entfernung von ungefähr sechs Meilen Land entdeckten. Kurz darauf sahen wir einige Piroguen auf uns zukommen. Die Flucht wäre unmöglich gewesen, wenn wir je daran gedacht hätten; aber bereits mangelte uns das Wasser, und wir mußten solches haben, um welchen Preis es auch seyn mochte. Unser Entschluß war demnach bald gefaßt. Die Piroguen waren übrigens nur eine halbe Meile von uns entfernt. Ich nahm meine Richtung gegen eines dieser Fahrzeuge, welches gegen die übrigen um Etwas voraus war, und als wir bis auf einige Toisen uns genähert hatten, zeigten uns die darin befindlichen Eingebornen Kokosnüsse, gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß sie zum Tauschhandel geneigt seyen, und riefen: Pecio! Pecio! Mittlerweile kam von einer andern Seite eine zweite Pirogue herbei, deren Mannschaft an Bord unsrer Pirogue sprang und uns in weniger als fünf Minuten vollständig ausplünderte. Alle unsere Effekten wurden unter mehrere Piroguen vertheilt; und zwei oder drei meiner Leute, welche sich nicht wollten plündern lassen, wurden ins Meer geworfen, und wären beinahe ertrunken. Nachdem die Wilden Alles, was die Schaluppe enthielt, genommen hatten, ließen sie dieselbe durch drei oder vier von den Ihrigen ans Land führen. Sodann nahmen die Piroguen ihren Weg wieder nach der Insel, welche nur 1 Meilen lang und ½ breit ist, und ungefähr 500 Bewohner hat. Als wir uns der Küste näherten, sah ich Weiber an das Ufer eilen, welche zu singen und zu hüpfen anfingen, und uns mit Gesang und Geschrei begrüßten. Wir landeten, und man gab uns zu essen und zu trinken. Die Insel ist niedrig und von einem Riffe umgeben, welches sich ungefähr eine halbe Meile weit an der Küste hinzieht. Die Männer waren gut gebaut; die Weiber dagegen kamen mir schwächlich und elend vor. So lange ich mich bei ihnen aufhielt, behandelten sie mich mit Güte; sie forderten keine Arbeit von mir, nur ein- oder zweimal baten sie mich, ihnen beim Sammeln von Kokosnüssen behülflich zu seyn. Aber ihre Neugierde war ermüdend; und da sie keine Rücksicht für das Alter haben, so hatten wir von den Unarten ihrer Kinder viel zu leiden. Man kann nicht leicht etwas Abscheulicheres sehen, als diese Insulaner. Die Männer nahmen mehr Antheil an den häuslichen Geschäften, als bei irgend einem der wilden Völker, die ich noch besucht habe.“

„Ich brachte meine Zeit mit Umherschweifen auf der Insel zu, wobei ich oft Hunger litt, und nicht wußte, wo ich mich befand. Ich vermuthete, daß ich im Westen der Insel Mortz vorübergekommen sey, und auf der Insel Maggo seyn dürfte. Mehreremale beschloß ich, mich einer Pirogue zu bemächtigen, und die hohe See zu gewinnen. Ich glaubte, wenn ich nach Osten steuern würde, könnte ich nach Ternate kommen, und sähe ich

in 24 Stunden kein Land, so würde ich mich nach Südwest wenden, wo ich unfehlbar solches entdecken müßte. Wie aber sollten wir uns mit einem hinreichenden Vorrathe von Kokosnüssen für diese Reise versehen? Es verging beinahe kein Tag, daß wir nicht einen Plan zur Flucht machten, als man am 3. Februar 1833 im Süden ein Schiff erblickte, das gerade mit der Absicht auf uns zukam, an der westlichen Küste zu landen. Sogleich wurde auf der ganzen Insel die Nachricht davon verbreitet, und in einem Augenblick stürzten Männer, Frauen und Kinder von allen Seiten herbei, beladen mit Kokosnüssen, welche sie an Bord zu bringen beabsichtigten. Wir begaben uns ebenfalls dahin; aber man stieß uns von allen Piroguen, welche wir besteigen wollten, zurück. Es war beschlossen, uns am Lande zurückzubehalten. Ich wandte mich an den Häuptling, der mir sagte, daß ich nicht abreisen dürfte. Da ich nun die Pirogue seines Bruders bereit sah, in die See zu stechen, lief ich hin und sprang hinein. Kaum war ich darin, als mir die Wilden befahlen, dieselbe zu verlassen. Ich sagte ihnen, daß, wenn sie mir erlauben wollten, sie zu begleiten, ich ihnen Eisen verschaffen würde, ein Gegenstand, auf welchen sie einen sehr hohen Werth legen. Sie wollten mich nicht hören, und wiederholten ihren Befehl, die Pirogue zu verlassen. Ich gehorchte nicht, nun bemächtigten sich meiner zwei Wilde, um mich ins Wasser zu werfen, da trat ein Greis mit seinem Ansehen dazwischen und entriß mich ihren Händen. Sogleich zogen wir das Segel auf und nahmen unsre Richtung nach dem Schiffe. Als wir aus der Witersee herausgekommen waren, wandte ich mich um, und sah, daß man alle meine Leute, mit Ausnahme eines einzigen, Namens Bartlett J. Rollins aus Bangor, am Lande behalten hatte. Man muß sich in einer Lage, wie die meinige war, befunden haben, um sich in die Stimmung zu versetzen, in welcher ich mich befand, als ich mich dem Schiffe näherte. Es war ein schönes Fahrzeug, und da ich viel Schwarze an Bord sah, glaubte ich, es sey ein Holländer mit einer malayischen Bemannung. Ich rief ihn an, und bat um die Erlaubniß, an Bord kommen zu dürfen. Da der Besanmast aufgehißt worden war, so war ich in einem Augenblick auf dem Verdecke, wo ich erfuhr, daß es das spanische Schiff La Sabina sey, von dem Kapitän Gomez aus Manila befehligt, welches von Bengalen nach Macao gehe. Dieser Offizier nahm mich mit der größten Gastfreundschaft auf, und ich beeilte mich, ihm hier meinen vollen Dank zu bezeigen. Wir hielten uns nur so lange auf, als nöthig war, um Rollins an Bord zu nehmen. Der Kapitän sagte mir, daß er auf der Ueberfahrt vielfach aufgehalten worden sey, und daß, da seine Lebensmittel und sein Wasser nahe beieinander wären, er keine 24 Stunden länger verweilen könne, um die übrigen Leute meiner Mannschaft holen zu lassen. Er gab mir nun einige Eisenringe, womit ich den Insulanern, welche mich hergeführt hatten, ein Geschenk machte, und ich sah an ihrem Erstaunen, daß sie nicht auf ein Geschenk von so hohem Werth gefaßt waren. Sie würden uns, glaube ich, Alle an Bord des Spaniers geführt haben, wenn sie nicht befürchtet hätten, wir würden uns an ihnen rächen, weil sie unsre Schaluppe in Grund gebohrt hatten. Sie kehrten so zufrieden zurück, daß ich nicht zweifelte, sie würden die auf ihrer Insel Zurückgebliebenen gut behandeln und sie an Bord des ersten Schiffes, das in diese Gegenden kommen wird, bringen. Diese Männer waren Charles R. Bowkett, William Siddon, Milton Hewlitt, Horace Holden, Peter Andrews, Benjamin Nute,

und die drei Insulaner von Peliu, Lebac, Tet und Kaier. Erst nach meiner Ankunft an Bord der Sabina erfuhr ich, daß es die Insel Lord North sey, wo ich zwei Monate mich aufgehalten hatte."

Die Insel Lord North liegt unter 3° 5′ nördlicher Breite und unter 131° 20′ östlicher Länge von London. Am 23. Februar hielt der Kapitän Barnard bei Macao an, und am 28. landete er zu Canton.

Wir haben nun noch die kleine Gruppe von Tamatam, Fanendik und Ollap zu erwähnen, welche uns den Märtyrer-Inseln auf den alten spanischen Charten zu entsprechen scheint. Sie wurde im Jahr 1801 von dem Spanier Ibergoitia, dem Kapitän des Schiffes die „Philippinen" mit Genauigkeit aufgenommen. Hernach wurde sie besucht von Freycinet im Jahr 1819, von Duperrey im Jahr 1824, von Rienzi im Jahr 1826, von d'Urville im Jahr 1828. Es sind drei niedrige, bewaldete, nahe bei einander liegende, aber von einander getrennte Inselchen, deren jede mit einem Riffe umgeben ist. Die ganze Gruppe hat nur eine Ausdehnung von sechs Meilen von Norden nach Süden. Sie liegt unter 7° 37′ nördlicher Breite, und 147° 10′ östlicher Länge (Ollap).

Die eigentlichen Carolinen.

Die meisten Carolinen haben nichts gemein, als den Korallenfelsen, der ihnen zur Grundlage dient, und ihr Boden ist sehr verschieden, ebenso ihre Bevölkerung. Sie wurden von den Spaniern entdeckt und von den meisten Geographen vernachlässigt. Die neueren Arbeiten Kotzebue's, Chamisso's, Freycinets und Duperrey's, die Entdeckungen d'Urville's, und besonders die großen Arbeiten des Kapitän Lütke haben von Neuem die Aufmerksamkeit auf diesen Archipel gezogen. Aus unsern Untersuchungen hat sich ergeben, daß er aus mehr als 500 Inseln besteht, innerhalb der Gränzen, welche wir ihm anweisen zu müssen glaubten, während Maltebrun nur 80 Carolinen zählte. Man muß diese Inseln in hohe und niedrige abtheilen; die höchsten unter den ersten erreichen eine Höhe von beinahe 3000 französischen Fußen über dem Meere; die niedrigen sind die zahlreicheren.

Naturgeschichte.

Die hauptsächlichsten Erzeugnisse dieser Inseln im Pflanzenreiche sind der Kokosnußbaum, der Nipa und drei oder vier andere Palmbäume, der Brodfruchtbaum, der den Bewohnern ihre Hauptnahrung gibt, die Pandanus, mehrere Aroiden, die Bananen, mehrere Feigenbäume, die Barringtonia mit prächtigen Blumen, die Sonneratia, welche oft im Meerwasser gebadet blüht, das durch die Schönheit seiner Blätter so merkwürdige Calophyllum. Es gibt daselbst weder reißende Thiere, noch giftige Schlangen; die Nähe des Meeres unterhält eine angenehme Frische. Dasselbe ist reich an merkwürdigen Muscheln, als Venusmuscheln, ungeheuren Seehalmen, schönen Porzellanschnecken, und hauptsächlich dem Nautilus.

Der Nautilus ist eine Seemuschel vom Geschlecht der Tintenwürmer. Aristoteles, Aelian, Appian und die Dichter des Alterthums haben ihn naturwissenschaftlich geschildert. Folgende Beschreibung, welche an die des unsterblichen Aristoteles erinnert, hat Plinius von ihm gegeben: „Der Nautilus oder Pompilus ist eines der Wunder der Natur. Man sieht ihn sich aus der Tiefe erheben, indem er seine Muschel in einer solchen Stellung

erhält, daß der Kiel immer unten und die Oeffnung oben sich befindet. Hat er die Oberfläche des Meeres erreicht, so macht er seine Barke selbst flott, indem er sich dazu gewisser Organe bedient, vermittelst deren er das Wasser, womit sie angefüllt war, herausschafft, wodurch sie so leicht wird, daß sich ihre Ränder über das Meer emporheben. Nun streckt er zwei nervige Arme aus seiner Muschel hervor, welche er wie Maste in die Höhe richtet; jeder dieser Arme ist mit einem sehr feinen Häutchen und mit einer Vorrichtung zum Ausspannen desselben versehen: das sind die Segel. Ist aber der Wind nicht günstig, so braucht der Nautilus Ruder, und diese bilden ihm andere lange und äußerst geschmeidige Glieder, welche er nach allen Richtungen biegen und bewegen kann; und deren äußerstes Ende immer in das Wasser getaucht ist: so kann nun die Fahrt beginnen und als Fährmann seine Gewandtheit entwickeln. Bedroht ihn eine Gefahr, so zieht er sein Takelwerk ein und verschwindet unter den Wellen.“

Ein französischer Naturforscher, welcher sich auf einem Schiffe im mittelländischen Meere befand, soll Gelegenheit gehabt haben, eine Anzahl Nautilen zu beobachten; aber er konnte nicht eines einzigen habhaft werden, so aufmerksam waren diese Thiere auf Alles, was vorging, und so schnell entwischten sie der Hand, wenn man sie fangen wollte. Man hat behauptet, der Nautilus sey nicht im Stande, seine wunderbare Muschel selbst zu erbauen, weil man ihn nie angewachsen gefunden hat, wie die anderen, mit einer festen Hülle bekleideten Mollusken. Man hat ihm sogar die Gewohnheiten des Taschenkrebses beigelegt, eines Schmarozerthieres, das sich in leere Muscheln eindringt, wenn ihr Inneres für dasselbe passend ist, und oft wieder auszieht, weil ihm der Bau seiner Wohnung nichts kostet. Es verhält sich aber mit dem Nautilus nicht so; ich fand nie einen in einer andern als in seiner Muschel. Wir glauben also, daß man diesem Seemollusken die Wohnung zuschreiben muß, welche er inne hat, und daß er sowohl der Erbauer als der Fährmann seines kunstreichen Schiffchens ist*). Ich sah mehrere grosse sehr schöne Nautilen bei der Insel Yap. Uebrigens ist die Naturgeschichte dieses Mollusken noch nicht weit vorgerückt. Aristoteles hatte nur zwei Gattungen von Nautilen gekannt. Linné hat zwei Geschlechter daraus gemacht, die Argonauten und Nautilen. Das Nautilusgeschlecht, so wie es Cuvier betrachtete, wäre eine Familie, denn dieser berühmte Gelehrte faßt unter dem Titel von Untergeschlechtern die Wurmschnecken, die Nautilen, die Pompilen, die Strahlenschnecken, die Orthoceratiten u. s. w. zusammen.

Die Insel Yap oder Guap.

Die Pater Cantova und Walter reisten am 2. Februar 1731 von Guaham ab, um die Bewohner der Inseln, welche man im Süden der Marianen entdeckt hatte, zum Christenthume zu bekehren. Am 2. März kamen sie glücklich auf einer der Carolinen an, und lebten dort drei Monate lang ihrem Berufe. Von ihren Arbeiten und Unfällen gibt Hernando Valdes Tamon, damaliger Statthalter der Philippinen, folgenden Bericht: „Da es auf diesen Inseln an Allem mangelte, schiffte sich Walter ein, um auf den Marianen, die zum Unterhalte Cantova's nöthigen Bedürfnisse zu holen, welcher mit vierzehn Marianesern, die ihn begleitet hatten, zurückblieb

*) S. Blatt 284.

aber widrige Winde nöthigten Walter, auf den Philippinen zu landen, wo er ein ganzes Jahr lang auf das jährlich nach den Marianen gehende Schiff warten mußte. So schiffte er sich erst am 12. November 1732 wieder ein, und unglücklicherweise scheiterte nach einer vierthalbmonatlichen Fahrt das Fahrzeug am Eingang des Hafens. Die Missionäre ließen den Muth nicht sinken, sondern besorgten die Erbauung eines neuen Schiffes beladen es mit Vorräthen, und auf diesem schiffte sich Walter am 31. Mai 1733 mit vierundvierzig Personen wieder ein. Nach neuntägiger Fahrt kamen sie in die Nähe der Inseln und feuerten sogleich einige Kanonenschüsse ab, um Cantova Nachricht von ihrer Ankunft zu geben; aber es ließ sich keine Barke sehen, und so kamen sie auf den Verdacht, die Barbaren könnten ihn getödtet haben. Man beschloß nun, in eine von zwei Inseln, wovon die größere Falalep ist, gebildete Bai einzulaufen, und als man sich dem Ufer auf Pistolenschußweite genähert hatte, sah man, daß das alte Haus verbrannt worden und das auf der Küste aufgerichtete Kreuz nicht mehr vorhanden sey. Endlich näherten sich vier kleine Barken der Insulaner dem Fahrzeuge und brachten Cocosnüsse herbei. Man befragte sie in ihrer Sprache um Nachrichten über Cantova und seine Gefährten; sie antworteten mit verlegenem Gesichte, sie seyen auf die große Insel Yap gegangen; aber der Schrecken, der sich auf ihrem Gesichte malte, und ihre Weigerung, an Bord zu kommen, ob man ihnen gleich Zwieback, Tabak und andere Kleinigkeiten nach ihrem Geschmacke anbot, ließen keinen Zweifel mehr darüber, daß unsere Leute durch die Hand der Barbaren gefallen waren. Endlich gelang es, einen Insulaner zu ergreifen und auf das Schiff zu bringen, worauf die anderen sogleich ihre Barken verließen, und mit großem Geschrei davon schwammen. Das Schiff brachte die Nacht in der Bai zu, und am folgenden Morgen entfernte es sich von diesen Inseln, um seinen Weg nach Yap zu nehmen. Drei volle Tage schifften die Spanier weiter; da sie aber nicht wußten, unter welchem Grade die Insel liegt, und den Windstrich nicht kannten, dem man folgen mußte, um dahin zu gelangen, so konnten sie dieselbe nicht auffinden. Währenddessen fragte man den Insulaner aus, indem man ihm auf alle mögliche Weise versicherte, daß ihm nichts Uebels widerfahren sollte, wenn er die Wahrheit sagen würde. Er gestand endlich, daß, kurz nach der Abreise Walters, Cantova und alle seine Gefährten ermordet worden wären.

„Der Pater hatte sich mit seinem Dolmetscher und zwei Soldaten auf die Insel Mogmoz begeben, um dort eine Taufe vorzunehmen, seine Gefährten aber waren zu Falalep geblieben, um sein Haus zu bewachen. Kaum war er auf der Insel gelandet, als die Bewohner, mit Lanzen bewaffnet, in großer Anzahl sich zusammenrotteten, und unter gräßlichem Geschrei auf Cantova losgingen, der sie sanft fragte, warum sie ihm, der ihnen doch nie etwas Böses gethan habe, das Leben nehmen wollten. „„Du kommst,““ sagten sie, „„unsere Sitten und Gebräuche abzuschaffen: wir wollen deine Religion nicht.““ — Nach diesen Worten durchbohrten sie ihn mit drei Lanzenstichen, zogen dem Leichnam die Kleider aus, hüllten ihn in eine Matte und beerdigten ihn unter einem kleinen Hause, was bei ihnen ein ehrenvolles Begräbniß ist, das nur den Vornehmsten zukommt. Zugleich mordeten sie die drei anderen, legten ihre Leichname in eine Barke und überließen diese dem Spiele der Wellen. Nach diesem Morde schifften sie sich ein und begaben sich auf die Insel Falalép, den Ort, wo die anderen

geblieben waren. Bei Annäherung der Barbaren, welche voll Wuth waren, sezten sich die Soldaten in Vertheidigungsstand und schoßen vier kleine vor ihrem Hause stehende Kanonen ab, wodurch vier Insulaner getödtet wurden. Sodann vertheidigten sie sich mit Degen und Säbel, erlagen aber endlich der Uebermacht, wurden sämmtlich mit Lanzen durchbohrt, und ihre Leichname am Meeresufer beerdigt. Vierzehn Personen kamen bei dieser Gelegenheit um, Cantova, acht Spanier, vier Indianer von den Philippinen und ein Sklave. Nur ein anderer junger Philippine aus der tagalischen Provinz wurde verschont, weil ein Häuptling der Insel ihn liebgewann und an Kindesstatt annahm. Die Barbaren plünderten das Haus, theilten die darin gemachte Beute, und zerstörten es.“

Aus dem Berichte, den wir von Pater Cantova noch haben, ersehen wir, daß man außer den verschiedenen Wurzeln, deren sich die Einwohner anstatt des Brodes bedienen, auf ihrer Insel Pataten findet, die in ihrer Sprache Camotes heißen und, wie ein Caroliner, Namens Caïal, ihm erzählt hatte, von den Philippinen gekommen waren. Dieser Caroliner erzählte ihm, sein Vater, Namens Coor, einer der vornehmsten der Insel, drei seiner Brüder und er selbst, damals 25 Jahre alt, seyen durch einen Sturm auf eine der Philippinen, Namens Bissayas*), verschlagen worden, und dort habe ein spanischer Missionär für sie gesorgt und ihnen Kleider und Eisen gegeben, welches sie über Alles schätzen; bei ihrer Rückkunft hatten sie Samen von mehreren Pflanzen, unter Anderm auch von Pataten, mitgebracht, welche sich so vermehrten, daß ihre Insel allen anderen habe liefern können. — Sie bereiten einen wohlriechenden Teig von gelber und fleischrother Farbe, und bemalen sich damit an Freudentagen den Körper, was nach ihrer Meinung ein prächtiger Schmuck ist. Ich kann kaum glauben, was mir dieser leztere Mann noch sagte, daß es auf seiner Insel Silberminen gebe, daß man aber aus Mangel an eisernen Grabwerkzeugen nur sehr wenig daraus beziehe, daß, wenn man ein gediegenes Stück bekomme, man ihm eine runde Gestalt gebe und dem Herrn der Insel, Namens Taguir, ein Geschenk damit mache. Er versicherte, derselbe besitze ein Stück von solcher Größe, daß es ihm als Sitz diene. Der gute Pater Cantova zweifelte mit Recht an der Zuverlässigkeit dieses Berichtes, welchen wir unter die Mährchen zu setzen uns erlauben wollen.

Diese Insel wurde von verschiedenen Seeleuten wieder gesehen oder besucht, unter anderen von dem Kapitän des Swallow im Jahr 1804 und mehr als 20 Jahre später von H. L. Domeny de Rienzi, dem Verfasser des vorliegenden Werkes über Oceanien. Er sagte zuerst: „Auf Yap existirt das Tabu unter dem Namen Matmat: eine Art weißer Schleier bezeichnet den tabuirten Ort. Die Insel Yap hat einen kleinen Hafen mitten unter Riffen; sie ist weit kleiner, als auf der Charte Arrowsmith's angegeben ist. Ihre Ausdehnung von Norden nach Süden, so wie von Westen nach Osten beträgt nicht weiter als 6 Meilen; sie hat Ueberfluß an Cocosnußbäumen. Sie hat große Pro's, und auf dem Ufer ungeheure Schoppen. Ihre Bewohner sind vielleicht die besten Menschen von der Welt.“

Ungefähr ein Jahr nach Rienzi hatte der Kapitän Dumont d'Urville einigen Verkehr mit den Eingebornen. In seinem Tagebuch, worin

*) Wahrscheinlich eine der Inseln im Süden Luzons.

er die Südspitze von Yap unter 9° 25′ nördlicher Breite und 135° 41′ östlicher Länge stellt, sagt er Folgendes:

„Vier Piroguen, welche schon lange auf uns zusteuerten, benützten diesen Augenblick, um uns einzuholen; in drei derselben befanden sich nur je drei oder vier Männer; auf der vierten weit größern aber waren neun. Alle diese Wilden eilten ohne Schwierigkeit an Bord und schienen keineswegs überrascht, uns zu sehen. Sie hatten ein offenes, fröhliches Gesicht und die meisten Manieren der anderen Caroliner; aus den Lumpen, welche sie meistens an sich trugen, konnte man leicht schließen, daß sie häufigen Verkehr mit Europäern gehabt hatten. Wirklich erwähnte einer von ihnen, welcher ein wenig Spanisch sprach, die Namen von sechs bis neun Schiffen, welche bei seiner Insel verunglückt seyen, und zeigte mir in einer Vertiefung auf der östlichen Küste einen Ankerplatz. Er sagte mir, er sey in einem ihrer großen Pro's auf Guaham gewesen. Er hatte keine Kenntniß von den Elivi-Inseln; aber er sprach von Egoï-Inseln, welche in Ost-Süd-Ost liegen, und deren es vier seyen. Sehr gut zeigte er mir die Palaos- und Matelotas-Inseln in ihren gegenseitigen Richtungen an; sagte mir aber, die lezteren heißen in seiner Sprache Hulu, und seine eigene Insel heiße Huap. Ich möchte glauben, Go sey nur eine Partikel, welche „das ist“ oder den Artikel bedeute, wie das ko der Neuseeländer und das no der Taïtier. Also wären die wahren Namen dieser Inseln Ulu und Uap, um so mehr als die Wilden zu Uivi offenbar Yap aussprachen. Indessen werden wir, bis wir weitere Nachweisungen erhalten, die Namen Hulu und Guap gebrauchen.

„Diese Insulaner sind gut gewachsen, und wenig tättowirt; ihre Farbe ist sehr hell, und mehrere von ihnen tragen spitzige Hüte, wie die Chinesen. Ihre Piroguen gleichen durchaus den Piroguen der Caroliner, außer daß sich die beiden Enden ein wenig mehr erheben, wie die Gondeln zu Konstantinopel. Sie hatten weder Früchte noch Vorräthe, noch irgend einen Gegenstand ihres Gewerbfleißes zum Verkaufe gebracht.

„Indeß hat ihre Insel ein lachendes und fruchtbares Aussehen, besonders auf ihrem ganzen südlichen Theile, welcher niedrig und beinahe ganz mit prächtigen Cocosnußbäumen bedeckt ist. Auf gewisse Entfernungen bemerkt man auf dem Ufer sehr große Häuser mit ungeheuren Dächern, nach Art der Hütten von Ualan. Der nördliche Theil ist viel höher, so daß die höchsten Berge sich nicht mehr als 60 bis 80 Toisen über dem Meeresspiegel zu erheben scheinen.*)

„Wie angenehm wäre es mir gewesen, bei Guap Anker werfen zu können, und einige Tage lang die Sitten seiner Bewohner und die Erzeugnisse des Bodens zu studiren! Aber der Astrolabe war nur noch ein schwimmendes Hospital; allgemeine Entmuthigung herrschte an Bord. Wir mußten uns deßwegen begnügen, einen flüchtigen Blick auf diesen Erdwinkel zu werfen, und unsern Weg nach Süden ¼ Süd-Ost verfolgen, indem wir auf die Gulu-Inseln zusteuerten. In dem Augenblicke als wir aufbrachen, sprangen alle Eingebornen, welche sich an Bord befanden, eiligst in ihre Piroguen, und bemühten sich, das Ufer zu erreichen. Wahrscheinlich fürchteten sie wir möchten versucht seyn, sie als Sklaven wegzuführen.

*) Dieß würde sie zu Hügeln herabsetzen, wenn nicht von kleinen Inseln die Rede wäre, wie die meisten Inseln Polynesiens sind

Vermuthlich sind ihnen schon mehr als einmal solche Streiche gespielt worden.“

Vergleichung zwischen Ualan und Peliu.

Bei meiner Zurückkunft nach Paris sprach ich die Ansicht aus, daß die größte Aehnlichkeit zwischen den Insulanern von Peliu und den Eingebornen von Guap herrsche, und darum habe ich die ersteren den Carolinern beigezählt, denen sie so sehr gleichen. Mit Vergnügen sah ich, daß ein gelehrter und scharfsinniger Reisender diese Meinung in nachstehender Vergleichung, die er anstellt, theilt:

„Die Verschiedenheiten der Sprachen und Sitten zwischen den Bewohnern von Peliu und von Ualan schienen ziemlich merklich zu seyn; sie liegen aber nur in Veränderungen der Oertlichkeiten, welche zu einem nicht sehr ausgebildeten Idiome noch hinzukamen; denn die Art, Töne durch Zeichen wieder zu geben, ist bisweilen zwischen zwei Schriftstellern aus demselben Lande so verschieden, daß es noch weit schwerer wird, mit einem fremden Schriftsteller in Uebereinstimmung zu treten. Nachdem ich meine Denkschrift über Ualan geschrieben hatte, wurde ich, als ich hierauf den Bericht Wilsons las, überrascht von der Aehnlichkeit, welche zwischen diesen Inseln besteht, die durch einen Raum von mehr als 600 Lieue's der Länge nach getrennt sind, aber unter der nämlichen Breite liegen, und mit den Carolinen jenen langen Streifen von Ländern bilden, die bald gebirgig, bald auf unterbrochenen Riffen dem Wasser gleich sind, welche eine und dieselbe Menschenrasse bewohnt, und auf welchen, so weit man sie kennt, im Ganzen die nämlichen Sitten und Gewohnheiten herrschen.

„Die Peliuinseln, welche ursprünglich von den Spaniern entdeckt wurden, die sie Palaos-Inseln heißen, bestehen aus dicht bewaldeten Bergen, welche mit flachem Boden umgeben und in Korallenriffen, die in das Meer hinauslaufen, eingehüllt sind. Sie werden von einem Könige oder obersten Häuptlinge mit Hülfe der Häuptlinge zweiten Ranges, Rupaks genannt, beherrscht, welche den Adel bilden und den Urossen entsprechen. Die Angelegenheiten werden im Rathe und sitzend verhandelt, wie dieß auf Ualan üblich ist. Leute aus dem Volke nahen sich den Rupaks nur mit der tiefsten Ehrfurcht, halten die Hand vor ihr Gesicht, wenn sie mit dem Könige sprechen, und werfen sich vor ihm auf die Erde nieder. Die Rupaks sind mit dem Knochenorden geziert, nach Wilson; ich bemerkte nichts der Art bei den Urossen.

„Die Erzeugnisse der Palaos-Inseln und der Insel Ualan sind einander durchaus gleich. Auf beiden ist das Land sorgfältig bebaut. Der wilde Brodbaum, die Ignamen (arum esculentum) und die Cocosnüsse sind die Haupterzeugnisse des Pflanzenreiches; an diese reihen sich die Bananen, die Orangen, die Limonien, die Bambus, das Zuckerrohr und das Tumerik oder die Curcuma. Die gewöhnliche Flora ist ohne Ausnahme dieselbe. Den Siriboa-Pfeffer gebrauchen die Bewohner von Ualan zur Bereitung der Schiaka*), eines süßen und berauschenden Getränkes, das sie sehr lieben. Die Bewohner der Palaosinseln bedienen sich des Betel-Pfeffers, eine Gewohnheit, die sie von den Malaien angenommen haben werden, welche häufige Schiffbrüche dorthin verschlagen haben mochten.

*) Ohne Zweifel das Seka, ein berauschendes Getränke.

„Die vierfüßigen Thiere beider Inseln sind die Ratte und der Vampyr. Die Pelewianer hatten Katzen, welche ohne Zweifel von früheren Besuchen Fremder herrühren; aber man traf dort keine Hunde und Schweine. Nach Wilson dienten die Hähne und Hühner nicht zur Nahrung, und auch auf Ualan machte ich die nämliche Beobachtung. Tauben haben beide Inseln gemein. Unter den Fischen Peliu's erwähnen die Engländer das See-Einhorn, die Seeheuschrecke und die Weihkesselmuschel, welche sämmtlich auch auf Ualan häufig vorkommen. Vom Lande aus gesehen, sagt der Berichterstatter von Wilsons Schiffbruche, erscheinen die Peliu-Inseln als ein hohes und rauhes, dicht bewaldetes Land. Das Innere war an mehreren Stellen gebirgig; aber schöne und weite Thäler boten dem Auge köstliche Ansichten. Der Boden ist im Allgemeinen üppig, und Gras wuchs dort in Menge.

„Diese Beschreibung wäre mit Ausnahme der Verschiedenheit des Umfangs auf Strong anwendbar, das übrigens durch Quellen und Bäche mehr begünstigt ist. Auch haben beide Völker die nämliche Lebensart; die Bereitung verschiedener Speisen aus dem Fleisch der Cocosnuß, aus Zuckerrohr und Bananen u. s. w.; der Verbrauch roher oder gekochter Fische, das gewöhnliche Getränke von Wasser oder Cocosmilch, und die dreimalige Mahlzeit des Tages. Auf Peliu, wie auf Ualan haben die Häuser einen Fußboden von Bambusrohren, in dessen Mitte ein viereckiger Raum für den Herd ist; niedrige mit Bambusrohren verschlossene Thüren, sehr hohe mit Palmblättern in dichten Lagen gedeckte Dächer; auch gibt es öffentliche Häuser, welche zu Festen und öffentlichen Versammlungen bestimmt und größer sind, als die gewöhnlichen Wohnungen.

„Die beiden Völker beobachten das nämliche Verfahren bei Zubereitung ihrer Lebensmittel. Die Bewohner haben auch sehr viele Waffen, welche ihnen der fortwährende Kriegszustand, in dem sie leben, zum Bedürfniß gemacht hat. Ihre Beile sind ebenfalls von der Weihkesselmuschel, und ihre zierlich geformten Piroguen sind mit einer sehr dauerhaften rothen Farbe bemalt. Die Stoffe sind in beiden Ländern wenig verschieden. Auch haben beide die Gewohnheit, Blumen hinter den Ohren zu tragen, die Haare auf dem Wirbel zusammenzubinden und sich zu tättowiren; den Gebrauch, die Glasur der Zähne zu schwärzen, findet man nicht auf Ualan.

„Die Häuptlinge von Peliu haben mehrere Frauen, und ich bin überzeugt, daß auch die Urossen eine gewisse Anzahl haben. Beide Völker zeigten durchaus dasselbe Erstaunen, als sie Wilson und seine Gefährten in der Nähe sahen, und als sie auf Ualan uns erblickten. Nur fanden wir in dem König und den Urossen nicht einen Abba-Thule und einen Raakuk. Die von Ualan sind, wie uns schien, neidisch, eifersüchtig auf ihre Vorrechte, und ohne den mindesten Edelmuth in ihrem Charakter."

Später werden wir die Verschiedenheit der Ansicht Lessons und des Kapitäns Lütke über die Urossen ins Auge fassen.

Elivi-, Egoy- und Ulüthy-Gruppe.

Wir hörten die Caroliner diesen Inseln den Namen Ulevi geben; die Spanier und Maindaneer, welche sie besuchen, nennen sie Egoy, nach einem spanischen Kapitän; d'Urville aber nennt sie Elivi. Er spricht sich folgendermaßen über diesen Punkt aus:

„Wir begegneten Carolinern, und als wir den Namen Yap aussprachen, zeigten sie sogleich nach Westen; auch kannten sie Satawal, Fais,

Mogmog, Lamurik, Juli u. s. w.; der Name Egoy aber war ihnen gänzlich unbekannt, und als wir dieses Wort aussprachen und dabei auf ihre Insel zeigten, machten sie ein Zeichen der Verneinung und sagten: Elivi. Auch haben sie in ihrer Sprache das Wort Tamuel für Häuptling, und Mamaï schien zu bedeuten: Gut, das ist gut. Die gutmüthigen Wilden würden mir recht gerne noch eine Menge anderer Andeutungen gegeben haben, denn sie waren sehr mittheilend und sogar geschwätzig; aber wir verstanden ihre Sprache nicht, und da es dunkel war, so waren auch ihre Gebärden für uns verloren."

Ein gelehrter Seemann, der Kapitän Friedrich Lütke, nun Admiral*), vollendete einige Monate nachher eine genaue geographische Beschreibung dieser Gruppe, die er Ulüthy und nicht Elivi nennt. Der Name Ulevi, den ich aufgestellt habe, hält die Mitte zwischen beiden. Lütke erwähnt auf seinen schönen Charten die Inseln Lothou, Fataray, Falalep, Patangaras, Ear, Khielap, Mogmog, Losieppe und Eu, welche den Inseln Loto, Fataraß, Falalep, Patagarus, Yaor, Luxeleu entsprechen, und wovon die Caroliner bei ihrem Aufenthalte auf den Marianen einst dem spanischen Jesuiten Mittheilung machten. Die Elivi-, Ulüthy- oder Egoy-Gruppe hat eine Länge von 18—20 Meilen von Norden nach Süden, und ungefähr die nämliche Breite von Osten nach Westen, und begreift ungefähr 20 niedrige und bewaldete Inseln, sämmtlich von geringem Umfange. Die größten, wie Falalep, Mogmog und Patangaras, sind kaum eine Meile lang und eine halbe Meile breit. Der Breite nach erstrecken sie sich vom 9° 4′ bis 10° 6′ nördlicher Breite, und der Länge nach vom 137° 8′ bis 137° 28′ östlicher Länge. Darf man den alten spanischen Berichten glauben, so residirte der König dieser Gruppe zu Mogmog. Die Missionäre fügen bei, daß die Insulaner, sobald die Barken, welche in diesem Golfe schiffen, im Angesichte Mogmogs vorbeikommen, zum Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegenüber von ihren Herren die Segel herablassen.

Die Gruppe von Hogolen oder Rug.

Diese Gruppe ist nach den Pelin-Inseln die wichtigste Polynesiens. Ihre hohen Länder sind von einem wahren Haufen sehr niedriger Inselchen umgeben.

Nachdem der amerikanische Kapitän B. Morrell die Hogoleu-Gruppe, die den Eingebornen nur unter dem Namen Rug bekannt ist, und die er selbst Bergh-Gruppe nennt, mehrere Male besucht hatte, ankerte er dort gegen Ende Augusts im Jahr 1830 und hielt sich mehrere Tage daselbst auf. Wir dachten, der Leser werde zufrieden seyn, hier das zu finden was Morrell über diese Inseln geschrieben hat. Obgleich dieser Bericht, von dem einer seiner Freunde mich versichert hat, daß ihn Madame Morrell geschrieben und verschönert habe, uns übertrieben scheint, so wird er doch eine ziemliche Vorstellung von dieser Gruppe geben**).

Von allen Insulanern, welche ich besuchen konnte, sind sie gewiß die

*) Die berühmte Reise Lütke's, welche aus dem russischen Orginalmanuscript von dem Staatsrath Boye in's Französische übersezt wurde, ist bis jezt nur in unserer Sprache vorhanden. Wir werden gelegenheitlich von der Uebersetzung Boye's, welche unter den Augen des Verfassers ausgeführt wurde, und wovon die Herren Firmin Didot, seine und unsere Verleger, uns die Bogen, so wie sie gedruckt wurden, mitzutheilen die Güte hatte, Gebrauch machen.

**) Ein Theil dieses Kapitels ist ein Auszug aus Morrells Reise.

GROSSER ARCHIPELAGUS D. CAROLINEN.



thätigsten, liebenswürdigsten und interessantesten. Die Gewandtheit, mit der sie ihre Piroguen führen, ist wahrhaft erstaunenswerth; eben so groß aber ist die Geschicklichkeit, welche sie bei Erbauung und Ausrüstung derselben an den Tag legen. Die meisten dieser Piroguen sind lang und fassen 15 bis 20 Mann. Der Kiel besteht aus einem einzigen Stück Holz, ist gewöhnlich 30 bis 50 Fuß lang und in Form einer Pirogue zugehauen, ohne daß dazu andere Werkzeuge angewendet worden wären, als solche, welche aus Muscheln verfertigt sind. Die Seiten bestehen aus einem einzigen, 14 bis 18 Zoll breiten Brett; die eine steht senkrecht gegen die Oberfläche des Wassers, während die andere gegen dieselbe geneigt ist. Sie sind mit dem Kiele durch starke Seile aus Baumrinden fest verbunden, so wie auch mit dem Vorder- und Hintertheile, welche zierlich ausgehauen sind.

Da diese Piroguen oft mit Segeln in Bewegung gesezt werden, und die schiefe Seite immer gegen den Wind gerichtet ist, so könnte man versucht seyn zu glauben, daß sie leicht umschlagen. Eine sinnreiche Erfindung hilft aber diesem Uebelstande ab. Ein Balken, Schweber genannt, ist nämlich in einer Entfernung von 8 bis 10 Fuß außerhalb des schiefen Bords der Pirogue angebracht, und das Gewicht desselben verhindert das Fahrzeug, unter dem Winde umzuschlagen, während die platte Form des Theils unter dem Winde es verhindert, mit dem Strome zu treiben; zugleich wird durch den Schwimmer des Schwebers verhütet, daß es auf der Windseite umschlagen kann. Dieß ist die Gestalt der einfachen Piroguen, welche sehr schnell theils mit Segeln, theils mit Rudern, theils durch beides zugleich in Bewegung gesezt werden.

Die doppelten Piroguen sind gerade auf dieselbe Weise erbaut, mit Ausnahme des Schwebers, der bei ihnen nicht mehr nöthig ist. Beide Piroguen sind in gleichlaufender Richtung durch Querhölzer von Bambus verbunden. Sie sind gewöhnlich 40 Fuß lang, und ihr Abstand beträgt 8 bis 10 Fuß; die Bambus, wodurch sie verbunden sind, sind auf je zwei Fuß Entfernung angebracht, und an den Dolborden mit Bändern aus Baumrinde befestigt, so daß sie eine 20 bis 25 Fuß lange und 8 bis 10 Fuß breite Plateform bilden. Die Eingebornen führen die Pagayen auf beiden Seiten der Piroguen, und sezten sie in überraschend schnelle Bewegung, weit schneller als unsere von den kräftigsten Matrosen benannten Walfischbote mit sechs Rudern. Dieß sind ihre Kriegspiroguen, und mehrere derselben sind am Hinter- und Vordertheile sehr geschmackvoll ausgehauen, beinahe wie bei den Neuseeländern. Die Pagayen haben gewöhnlich 4 Fuß Länge; ihre Schaufeln sind 6 Zoll breit, und sehr geschickt gearbeitet.

Die Segel werden, wie die Kleider dieser Insulaner, aus einem schönen und langen Halm bereitet, welches sie so geschickt zu weben verstehen, daß es einen festen und zu jedem Gebrauch tauglichen Zeug gibt. Der 12 bis 18 Fuß hohe Mast ist ganz senkrecht und in die Mitte der Pirogue gestellt; an der Spitze des Mastes wird eine Raa von 25 bis 35 Fuß Länge aufgehißt, so daß das Ende derselben auf den Dolbord der Pirogue fällt. Diese Segel sind so geschnitten, daß die Piroguen niemals nöthig haben, durch Lavieren in die Richtung des Windes zu kommen, denn das eine Ende kann so gut wie das andere das Vordertheil seyn.

Wenn die Eingebornen das Schiff drehen wollen, so setzen sie plötzlich

alle Segel bei, bis das Hintertheil der Pirogue vornzu kommt, und sich höchstens neben den Wind stellt; zugleich hebt man das Ende des Segels, das Anfangs als Halse diente, in die Höhe, zieht das andere herunter und befestigt es an das andere Ende des Fahrzeugs. So kann es den Wind bald auf diese, bald auf jene Seite pressen, ohne gerade in seinen Strich zu kommen *).

Ich sah diese Pirogue bei vier Windstrichen bis auf acht Meilen in einer Stunde zurücklegen; haben sie aber breiten Wind oder denselben in Stücken, so zweifle ich nicht, daß sie bei ruhigem Meer eine Schnelligkeit von 12 bis 13 Knoten erreichen können. Nur mit Segeln und bei halbem Winde fahren diese Piroguen zwischen zwei Inseln mit großer Schnelligkeit, und ohne daß es nöthig ist, das Schiff zu wenden, hin und her, indem jedes Ende abwechselnd das Vordertheil bildet. Die Segel sind, wie ich bemerkt habe, aus dem nämlichen Stoffe gemacht, wie die Kleider; aber derselbe ist viel stärker, und wird aus kleinen drei Fuß im Gevierte haltenden Stücken, welche man zusammennäht, bereitet. Schneidet man das Segel zu, um ihm seine Gestalt zu geben, so kommen die Stücke, welche man an einer Seite abschneiden muß, auf die andere, was zur Folge hat, daß die Hißtaue sich in die Mitte der Raa stellen.

Da diese Piroguen hauptsächlich zum Fischfange dienen, so wollen wir auch von den dazu nöthigen Geräthschaften sprechen. Ihre Netze und Schleppnetze werden aus gezwirntem Faden gemacht, den sie aus einer Baumrinde bereiten. Die Maschen haben ungefähr einen Zoll in's Gevierte, und die Länge des Schleppnetzes wechselt von 15 bis 20 Klaftern, bei einer Breite von 15 bis 18 Fuß. Anstatt der Schwimmer von Korkholz gebrauchen sie kleine Bambusknoten, und um das Netz zu versinken, gebrauchen sie anstatt des Bleis kleine schwere und glatte Steine. Ihre Angeln und Leinen sind sehr kunstreich gearbeitet; die ersteren sind von Perlmutter und Schildkrötenschale. Die Perlmutter paßt sehr gut zu diesem Zwecke, da man bei Angeln dieser Art keine Lockspeise braucht; denn der Glanz der Perlmutter lockt und verführt den Fisch, der sie sogleich verschlingt. Ihre Leinen sind aus demselben Stoffe, wie ihre Netze, gedreht und sehr stark. Da diese Leute einen großen Theil ihres Lebens mit dem Fischfange hinbringen, so betrachten sie es als ein Spiel, 40 bis 50 Meilen weit auf ihre Beute auszugehen, und kehren am Abend des nämlichen Tages wieder zurück.

Nach unserem ersten Besuche habe ich berichtet, daß eine Einfassung von ungefähr 40 kleinen Inseln mehrere andere größere umgibt, von denen 4 ungefähr 30 Meilen im Umfang haben. Nur die inneren Inseln sind bewohnt und enthalten eine Bevölkerung von ungefähr 35,000 Seelen, welche sich in zwei abgesonderte Rassen abtheilen läßt. Die zwei Hauptinseln im Westen und einige kleine sind von der indischen kupferfarbigen Rasse bewohnt, die zwei westlichen Inseln aber mit ihren Anhängseln von einer Rasse, welche sich mehr den Negern nähert. Sie bekriegen sich häufig, wie ich von beiden Parteien hörte, ob sie gleich damals im Frieden mit einander lebten. Die Schwarzen sind die zahlreicheren; denn ihre Zahl beträgt 20,000, die Zahl der Indianer dagegen übersteigt 15 000 nicht. Ich will den Versuch machen, von jedem der beiden Stämme eine kurze

Ka
m d

*) Siehe Blatt 99.

Beschreibung zu geben, und mit dem schwarzen beginnen, der die zwei östlichen Inseln bewohnt.

Was die Statur betrifft, so haben die Männer ungefähr 5 Fuß 10 Zoll englisches Maß; sie sind gut gebaut, muskulös und lebhaft; ihre Brust ist breit und vorspringend; ihre Glieder sind gut geformt, Hände und Füße klein. Ihre Haare sind schön und gut gekräuselt, ohne mit den Haaren der Afrikaner Aehnlichkeit zu haben. Die Stirn ist hoch und aufrecht, die Nase gut geformt, die Backenknochen sind hervorspringend, die Lippen mager. Sie haben schöne und weiße Zähne, ein breites Kinn, einen kurzen und dicken Hals, breite Schultern und kleine Ohren, nur ein wenig weiter offen stehend, als Dieß bei uns der Fall ist. Ihre Augen sind schwarz, lebhaft, glänzend und durchdringend, und haben lange und hohe Wimpern. Der gewöhnliche Ausdruck ihres Gesichts kündigt stolzen und unternehmenden Charakter an. Um Gürtel und um die Lenden tragen sie eine aus Baumrinde verfertigte, zierlich gewobene und mit mehreren Figuren in verschiedenen Farben geschmackvoll verzierte Matte. Auf dem Kopfe tragen sie ebenfalls Zierrathen von dem nämlichen Gewebe, die mit verschiedenartigen Federn nett ausgeschmückt sind; dieser Kopfputz gleicht einem gedrückten Turban mit einer reichen und zierlichen Franze. Die Häuptlinge durchstechen sich das Ohrläppchen, und die Oeffnung ist so groß, daß man Stücke leichten Holzes so dick als eine Faust heineinstecken kann. Diese Zierde wird gewöhnlich noch durch mannigfaltige schöne Federn, Haifischzähne u. s. w. erhöht. Um den Hals tragen sie Bänder von Schildkrotschale und Perlmutter, und einer Büschel schöner Federn. Ihr Körper ist über und über tättowirt, und dieser Schmuck gewöhnlich auf eine für das Auge angenehme Art ausgeführt, indem er eine Rüstung vorstellt. Die Haare bemalen sie sich roth, das Gesicht gelb und weiß, außer wenn sie in den Krieg gehen; in diesem leztern Falle bemalen sie das Gesicht roth, um sich ein wilderes Aussehen zu geben.

Die Frauen sind klein, haben hübsche Züge und ein schwarzes und funkelndes Auge, das Zärtlichkeit und Wollust athmet. Sie haben einen runden und vollen Busen, einen schlanken Wuchs, kleine Hände und Füße, gerade Beine und etwas hervorspringende Fußknöchel. Unsere Vorurtheile in Absicht auf einen gewissen Körperbau bei Seite gesezt, sind die persönlichen Reize dieser Frauen nichts weniger als gering; doch versäumen sie es keineswegs, ihnen durch die Toilette zu Hülfe zu kommen, denn sie schmücken sich mit den reichsten Federn und Muscheln, die sie sich nur durch die Zuneigung ihrer Verwandten und Brüder, oder die Galanterie ihrer Liebhaber und Ehemänner verschaffen können. An Kopf und Hals tragen sie Zierrathen verschiedener Art von Vögeln und Fischen; Arme und Beine sind eben so geschmückt, während der Busen leicht, aber geschmackvoll, tättowirt ist. Auch tragen sie eine kleine 8 Zoll breite und 12 Zoll lange Schürze, an den Rändern sehr kunstreich verziert und überdieß in der Mitte mit einer Zierrath von ausgesuchten kleinen Muscheln. Dazu tragen sie einen Mantel oder eine Tunica, die aus einem schönen seidenartigen Gewebe verfertigt, mit viel Geschmack und Geschicklichkeit gewoben und bisweilen mit einer zierlichen Franze eingefaßt ist. Dieses Kleidungsstück ist ungefähr 8 Fuß lang und 6 Fuß breit, und hat ein Loch in der Mitte, so daß man gerade mit dem Kopfe durchschlüpfen kann; es hat viel Aehnlichkeit mit dem Poncho der Südamerikaner.

Die Obliegenheiten und Beschäftigungen der Frauen bestehen in Bereitung aller Stoffe, Leinen und Netze, in der Besorgung der Küche und der Erziehung der Kinder. Dieses leztere Geschäft versehen sie mit musterhafter Sorgfalt und Liebe. Sie sind sanft und zärtlich gegen ihre Männer, und diese behandeln hinwiederum ihre Frauen mit einer Zartheit und Rücksicht, worüber mancher Christ erröthen dürfte. Mit Einem Worte, sie scheinen der Bemühungen von Missionären würdig zu seyn, denen es mehr darum zu thun ist, daß man ihre Religion ausübe, als daß man ihre Theorien annehme.

Die beiden westlichen Inseln werden, wie ich schon gesagt habe, von ungefähr 15,000 kupferfarbigen Indianern bewohnt, welche einen etwas kleinern Wuchs haben, als der eben beschriebene schwarze Stamm. Die Männer haben im Allgemeinen nur 5 Fuß 8 Zoll, aber sie sind stärker, kräftiger, athletischer und mehr für den Krieg und die Strapazen gebaut, als der dunkler gefärbte Stamm. Sie sind sehr thätig, und haben eine bewunderungswürdige Kraft. Ich sah mehrere unter ihnen, welche nicht mehr als 150 Pfund wiegen, und dennoch unsern kleinen, mehr als 600 Pfund schweren Anker scheinbar mit so viel Leichtigkeit aufhoben, als ich ein Centnergewicht aufgehoben haben würde; und doch leben sie nur von Früchten und Fischen. Ihr Wuchs ist aufrecht, der Körper voll, die Brust gewölbt, Hände und Füße gut geformt. Ihre Farbe ist eine sehr blasse Kupferfarbe; die langen und schwarzen Haare binden sie auf dem Wirbel nett zusammen. Sie haben eine hohe und hervorspringende Stirne, das gewöhnliche Zeichen geistiger Fähigkeiten. Unter derselben erheben sich, besonders bei den Frauen, ein paar lange, seidenartige, pechschwarze und stark gebogene Augenbraune, die wie ein Vorhang anzusehen sind, unter welchen ihre Seele durch den Krystall der schwarzen und glänzenden Augen hervortritt. Ihr Gesicht ist rund, voll und fleischig, und ihre Backenknochen springen weniger hervor, als man Dieß gewöhnlich bei wilden Völkern bemerkt. Sie haben eine schöne mäßig hohe Nase, und einen gut geformten Mund mit einer Doppelreihe von Zähnen, welche weißer sind, als das reinste Elfenbein. Die jungen Leute beider Geschlechter haben gewöhnlich Grübchen in den Wangen und ein doppeltes Kinn. Die Männer haben einen kurzen und dicken Hals, der vorn gewöhnlich mit einem langen schwarzen Barte bedeckt ist, den man nur am Kinn wachsen läßt. Indessen tragen einige ihrer vornehmsten Häuptlinge sehr große Knebelbärte. Sie haben große Ohren, und der untere Theil derselben hat eine so große Oeffnung, daß sie eine Zierrath von der Größe eines Gänseeies fassen kann. Diese Zierrath wird oft mit Zähnen von verschiedenen Fischen, mit Muscheln, Vögel-Schnäbeln, Federn und Feldblumen geschmückt. Auch tragen sie Halsbänder von derselben Beschaffenheit. Tättowirt sind sie nur von Unten am Halse an, bis auf die Herzgrube. Oft tragen die Häuptlinge auf der Brust eine ununterbrochene Tättowirung, welche eine Menge phantastischer, mit viel Geschmack und Zartheit ausgeführter Figuren darstellt. Die Kleidung beider Geschlechter gleicht der ihrer östlichen Nachbarn, und unterscheidet sich nicht sehr davon. An Armen, Beinen und Fußknöcheln tragen sie Bänder von Schildkrotschalen und Perlmutter. In der Reinlichkeit dürften sie keinem andern Volke der Erde nachstehen. Sie sind von Natur munter, einnehmend, lustig, lebhaft und thätig, außerordentlich

sanft und zärtlich gegen ihre Frauen und Kinder, und voll Ehrfurcht und Achtung gegen das Alter.

Im Allgemeinen sind die Weiber eben so groß, als die unsrigen; ihre Gestalt ist zart, ihr Wuchs zierlich, Kopf und Brust bewunderungswürdig geformt; ihre Hände und Füße sind nicht größer, als bei unsern zwölfjährigen Kindern, und ich habe oft die Taille von achtzehnjährigen Mädchen mit beiden Händen umspannt. In einem Alter von 150 Monaten oder ungefähr 12 Jahren sind sie heirathsfähig. Sie haben einen kleinen Kopf, eine hohe Stirne, große und schwarze Augen, volle und fleischige Wangen, eine gut geformte Nase, einen kleinen Mund, und was in diesem Welttheile niemals fehlt, prächtige Zähne, was ihrem reizenden Lächeln jedesmal neue Reize verleiht. Ihre Ohren sind klein und ihr Hals zierlich geformt; den Nacken hinab wallen lange schwarze Haare, wenn diese nicht auf dem Kopfe zusammengebunden sind. Sie sind äußerst bescheiden und in gewissen Punkten sehr empfindlich. Oft sieht man auf ihrem Gesichte durch die dunkle Farbe eine Röthe durchscheinen. Ihre Haltung zeugt von Zufriedenheit und Lebhaftigkeit; ihre Bewegungen sind elastisch, gewandt und haben etwas Sylphydenartiges. Keuschheit und Treue in der Ehe scheinen diesen Völkern angeborne Tugenden zu seyn, und sie können kaum begreifen, wie es möglich ist, diese Gebote zu verletzen. Aus diesem Grunde sind ihre ehlichen Verbindungen beinahe immer glücklich. Eine Frau spricht nie von ihrem Manne, außer mit einem Lächeln der Zufriedenheit, und so lange ich im Verkehr mit ihnen stand, sah ich nie einen Mann seine Frau hart oder grob anlassen. Die gesellschaftlichen Neigungen sind bei ihnen ebenfalls sehr stark, und die entferntesten Verwandtschaftsbeziehungen sind ihnen heiliger, als den civilisirten Amerikanern die innigsten Bande des Blutes. Sie sind treue Freunde, gute Nachbarn, und den Gesetzen und Gewohnheiten, unter deren Herrschaft sie leben, unverbrüchlich treu. Handlungen der Ungerechtigkeit und Bedrückung kennt man kaum bei ihnen; Liebe, Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen herrschen in vollem Maße bei ihnen. Für die Sache eines Freundes werden sie tapfer kämpfen, nie aber weder Haß noch Groll wegen irgend eines Unrechts, das ihrer Person angethan würde, bewahren. Streitigkeiten Einzelner sind sehr selten, und fallen sie vor, so weicht ihre Handlungsweise nie von den Gesetzen der Ehre und Billigkeit ab. Ein Mann wird seinen Nachbar, wie er auch von diesem beleidigt worden seyn mag, nie angreifen, sobald er weiß, daß er seinem Feinde an körperlicher Kraft überlegen ist, in welchem Falle er es für abscheulich hielte, sich dessen Schwachheit zu Nutze zu machen. Was die Thätigkeit, den Gewerbfleiß, die Munterkeit und Beharrlichkeit betrifft, so darf man zwischen diesen Eingebornen und den Bewohnern irgend einer Insel des friedlichen Oceans, welche ich besucht habe, keine Vergleichung anstellen.

Männer, Frauen und Kinder sind alle von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in Bewegung, und mit dem Fischfange, mit Verfertigung von Waffen, Fischergeräthschaften, Zeugen, Wohnungen und Piroguen beschäftigt. Alles, was sie machen, wird mit viel Geschmack und Gewandtheit ausgeführt, ob ihnen gleich nur Werkzeuge von Muscheln, Steinen und Fischzähnen zu Gebot stehen. Die Gesetze verbieten es ausdrücklich, nach Sonnenaufgang noch liegen zu bleiben, außer wenn Krankheit und Schwächlichkeit am Aufstehen hindert; dagegen sind auch schlechte Verdauung,

Leberkrankheiten und die tausend Uebel, von welchen die civilisirten Rassen geplagt werden, den Bewohnern dieser glücklichen Inseln unbekannte Dinge.

An Kraft, Gewandtheit und Beweglichkeit würden diese Wilden manche sogenannte Herkulesse, die sich bei uns öffentlich sehen lassen, weit hinter sich lassen. Im Laufen, Springen, Klettern und Werfen schwerer Gewichte suchen sie Ihresgleichen. Sie klimmen auf den Gipfel eines hohen, geraden und glatten Kokosnußbaumes oder eines Mastes mit eben so grosser Leichtigkeit und Behendigkeit, als ein Matrose die großen Taue hinaufklettert, wenn sie angezogen worden sind. Auch sind sie vortreffliche Schwimmer, und scheinen im Wasser in ihrem Elemente zu seyn. Eben so leicht tauchen sie auf eine Tiefe von 15 Toisen unter, und bringen ein Halbdutzend Perlmuscheln eben so geschwind herauf, als einige unserer besten Schwimmer in einer Tiefe von 3 Toisen einen Gegenstand, der versenkt wurde.

Indem ich hier eine Beschreibung der Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften dieser Insulaner gebe, will ich keineswegs behaupten, daß es gar keine Beispiele oder einzelne Fälle gebe, wo die Gesetze verlezt worden wären oder verlezt würden. Einen vollkommenen Gesellschaftszustand gibt es nicht, und wahrscheinlich wird es auch auf dieser an Anomalien so reichen Erde nie einen solchen geben. Die Nothwendigkeit der Gesetze selbst zeugt vom Gegentheile. Eine Frau zu schlagen, wird von den Bewohnern der Bergh-Gruppe mit Recht als eine unmenschliche und barbarische Handlung angesehen, was auch der Fehler seyn mag, den sie begangen hat. Lehnt sich aber eine Frau gegen ihren Mann auf, gehorcht sie ihm nicht, mißhandelt sie ihn, und können sanfte Mittel sie nicht zurechtbringen, so wird sie auf eine kleine Insel der Gruppe gebracht, auf welcher nur Frauen wohnen, und Jeder, der sich erlauben würde, eine von ihnen ohne Erlaubniß der Regierung wegzunehmen, würde mit dem Tode bestraft werden. Noch schwerere Strafen werden dem Manne zuerkannt, welcher seine Frau mißhandelt.

Was die religiösen Vorstellungen dieser Insulaner betrifft, so können die wenigen Nachweisungen, die ich darüber erhalten konnte, mit einigen Worten gegeben werden. Sie glauben, daß Alles von einem weisen und mächtigen Wesen geschaffen worden sey, das über den Sternen wohne, und das Alles leite und regiere; daß es über allen seinen Kindern mit väterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit wache; daß es für den Unterhalt der Menschen, der Vögel, Fische und Insekten, und für das kleinste Thier sorge, das zum Futter für die größeren bestimmt sey, und daß alle zur Erhaltung des Menschengeschlechtes dienen müssen; daß der Schöpfer diese Inseln mit eigenen Händen bewässere, indem er zu gelegener Zeit Regen herabfallen lasse; daß er den Kokosnußbaum, den Brodbaum und alle anderen Bäume, so wie die Gesträuche, Pflanzen und Kräuter gepflanzt habe; daß gute Handlungen ihm angenehm seyen, schlechte ihn aber beleidigen; daß sie je nach ihrer Aufführung in diesem Leben für die Folge glücklich oder unglücklich seyn werden; daß die Guten alsdann auf einer Gruppe köstlicher Inseln leben werden, noch schöner und angenehmer, als die ihrigen, während die Bösen von den Guten getrennt und auf eine felsige und wüste Insel verbannt würden, wo es weder Kokosnuß- noch Brodbäume, noch frisches Wasser, noch Fische, noch irgend eine Spur von Leben gebe. Sie haben weder Tempel noch Kirchen, noch äußere gottesdienstliche Formen;

sie lieben aber, wie sie sagen, das höchste Wesen wegen seiner Güte gegen sie.

Die Ehe betrachten sie als ein heiliges Bündniß, und die Schließung derselben muß in Gegenwart des Königs oder eines seiner vornehmsten Beamten, der ausdrücklich zu diesem Zwecke bevollmächtigt und ausersehen ist, gefeiert werden. Ehe ein solches Bündniß eingegangen ist, sind die beiden Geschlechter in ihrem Umgange mit einander nicht beschränkt, und unverheirathete Frauen können ihre Gunst Jedem bewilligen, der ihnen gefällt, ohne irgend einen Vorwurf weder von Anderen, noch von ihrem Gewissen zu bekommen. Sind sie aber einmal verheirathet, so würde ein solches Begehen sie brandmarken. Eine schwangere Frau, sey sie nun verheirathet oder nicht, wird geehrt und geachtet; sie ist ordentlich stolz auf ihre Fruchtbarkeit und weit entfernt, irgend eine Vorsicht zu beobachten, um ihren Zustand zu verbergen. Wenn ein junger Eingeborner heirathen will, so gibt er gewöhnlich Derjenigen den Vorzug, der er schon einen derartigen unzweideutigen Beweis von seiner Fähigkeit gegeben hat, eine Familie zu erzeugen.

Auch die Leichenfeierlichkeiten haben etwas Seltsames. Beim Tode eines nahen Verwandten enthält man sich 48 Stunden lang jeder Speise; und einen Monat lang ißt man nichts Anderes, als Früchte, und der Fische, welche der Hauptleckerbissen des Landes sind, enthält man sich gänzlich. Beim Verluste eines Vaters oder eines Gatten zieht man sich auf drei Monate in eine Wüste im Gebirge zurück. Aber zur Steuer der Wahrheit muß ich einen Umstand erwähnen, den ich zur Ehre der menschlichen Natur gerne mit Stillschweigen übergehen möchte. Der Tod eines Königs oder Häuptlings wird immer durch Menschenopfer gefeiert! Mehrere Männer, Frauen und Kinder werden erwählt, um ihn in die Geisterwelt zu begleiten, und sie sind stolz auf diese Auszeichnung, denn sie werden in dem nämlichen Grabe mit ihm beerdigt. Während und zwei Monate nach dem Leichenbegängniß eines Häuptlings darf keine Pirogue in die See stechen. Wenige Missionäre reichen hin, um in kurzer Zeit diese Finsterniß des Aberglaubens zu zerstreuen.

Ich habe schon bemerkt, daß die polynesische Rasse, welche die zwei westlichen Inseln bewohnt, und die schwarze Rasse, welche die zwei östlichen Inseln inne hat, oft Krieg mit einander führen; ich habe nun noch die Art und Weise, wie sie die Feindseligkeiten anfangen und verfolgen, zu erwähnen. Nach Allem, was ich erfahren konnte, ist der gewöhnliche Gang ihrer Kriegsunternehmungen folgender:

Wenn die Insulaner im Westen von ihren Nachbarn im Osten irgend ein Unrecht erlitten haben, oder erlitten zu haben glauben, so lassen sie durch einen für diese Sendung bevollmächtigten Agenten an den angreifenden Theil die Nachricht gelangen, daß nach fünf Tagen, von diesem Augenblicke an gerechnet (denn immer lassen sie fünf Tage zuvor eine Nachricht ergehen), um die und die Stunde und an dem und dem Orte, eine gewisse Anzahl Krieger, auf einer bestimmten Anzahl Piroguen, so und so bewaffnet und ausgerüstet, auf ihrem Gebiete landen werde, und daß hinsichtlich der zu gebenden Erklärungen und der zu fordernden Entschädigungen Unterhandlungen eröffnet werden würden.

Die Landung, Zusammenkunft und Unterhandlung finden sonach wirklich Statt; wird die Streitigkeit in Frieden beigelegt, so endigt sich der

Handel mit einem Gastmahle: kann man aber nicht einig werden, so ergreift man die Waffen. Eine gleiche Zahl von Kriegern mißt sich nun mit den Beleidigten, und die Tapferkeit gibt die Entscheidung. Eine halbe Stunde lang kämpfen sie wie wüthende Tieger und verbreiten Tod und Wunden ohne Schonung und Mitleiden; dann trennen sie sich, wie verabredeter Maßen, und ruhen den Rest des Tages. Beide Theile bleiben in der Nähe des Schlachtfeldes, beerdigen die Todten und besorgen die Verwundeten. Am folgenden Tage beginnt, wenn beide Heere erklärt haben, daß sie dazu bereit seyen, der Kampf mit neuer Wuth und dauert zweimal länger, als am vorigen Tage, wofern nicht eine Partie den Platz verläßt und der andern den Sieg überläßt. Im andern Falle trennen sie sich nach einstündigem hartnäckigem Kampfe, legen ihre Waffen bei Seite und helfen einander auf die freundschaftlichste Weise ihre Todten beerdigen und die Verwundeten verbinden. Am dritten Tage wird das Schicksal des Feldzuges entschieden. Gleich am Morgen beginnt der Kampf und dauert so lange fort, bis eine Partie unterliegt. Sind es die Angreifenden, so überlassen sie ihre Piroguen und Waffen den Siegern, welche verbunden sind, den Besiegten ein Gastmahl zu geben und sie sicher auf ihre Inseln zurückzuführen, wo durch ein neues Gastmahl, welches zwei Tage dauert, der Frieden bestättigt wird. Beide Völker trauern nun 15 Tage lang zu Ehren ihrer in dem Kampfe getödteten Freunde. Sodann werden die freundschaftlichen Verbindungen wieder erneuert, und die Insulaner beider Stämme besuchen einander, wie dieß bisher der Fall war.

Bleiben aber die Angreifenden Sieger, so fügen sich die Anderen ihren Forderungen, und machen einen Friedensvertrag, so günstig ihn eben die Umstände erlauben; derselbe wird immer durch ein Gastmahl, das zwei Tage dauert, besiegelt. Die in der Schlacht gemachten Gefangenen gehören Denjenigen, welche sie fangen, wenn ihre Partie den Sieg davon trägt; sonst werden sie den Siegern zurückgegeben; die Männer der unterliegenden Partei werden aber weder als Gefangene angesehen noch behandelt, vielmehr, wie ich schon gesagt habe, ehrenvoll behandelt und nach Hause zurückgeführt.

Die in den Kämpfen gebräuchlichen Waffen bestehen aus Lanzen von sehr leichtem Holze, welche mit spitzen Kieselsteinen oder Fischknochen versehen sind; auch führen sie Lanzen anderer Art von sehr schwerem Holze, die ungefähr 15 Fuß lang sind und oben eine scharfe, im Feuer gehärtete Spitze haben. Sie werfen diese Lanzen auf eine Entfernung von 30 bis 40 Ellen nach einem Ziele von der Größe eines Mannes, und verfehlen es nie; gewöhnlich treffen sie nahe an den Mittelpunkt. Die Spitzen ihrer Waffen sind nicht vergiftet, und ich kann nicht angeben, ob es aus Ehrgefühl oder aus Mangel an Mitteln von ihnen unterlassen wird. Ihre Keulen sind aus einer Holzart gemacht, welche viel Aehnlichkeit mit unserm Färberbaume hat; sie sind 6 oder 8 Fuß lang, an jedem Ende so dick, wie eine Faust, in der Mitte aber etwas dünner, und gut gearbeitet, schön polirt, bisweilen mit zierlicher Schnitzarbeit. Die Wilden halten sie in der Mitte, und handhaben sie auf dieselbe Weise, wie ein Irländer seinen Shilaleh. Ich sah, wie ein Mann mit dieser Waffe ein Halbdutzend sich vom Leibe hielt. Die Schleudern, mit denen sie gewöhnlich den Kampf beginnen, werden aus den Fasern einer Baumrinde gemacht und sind ungefähr drei Fuß lang, wenn sie doppelt genommen sind. In der Mitte ist

die Tasche für den Stein, welcher gewöhnlich von der Größe eines Gänseeyes ist, geschickt angebracht, und sie werfen denselben mit vieler Genauigkeit nach einem 100 bis 150 Ellen entfernten Ziele.

Die Wohnungen dieser Insulaner sind gut und mit viel Kunst gebaut. Ihre Größe wechselt von 20 bis 60 Fuß Länge und 10 bis 30 Fuß Breite; sie haben nur ein Erdgeschoß und eckige, mit Blättern vom Kokosnußbaume oder einem andern Palmbaume nett gedeckte Dächer, welche durchaus kein Wasser durchlassen. Während der Regenzeit sind die Seiten des Hauses mit breiten Matten behangen, welche man zu Ende Novembers anbringt und gegen den ersten Februar wieder wegnimmt, um sie unter dem Dachgiebel an einem dazu bestimmten Orte festzubinden. So hat die Luft zehn Monate lang durch alle Theile des Hauses einen freien Durchgang. Nimmt man im Februar die wasserdichten Matten weg, so ersezt man sie für die schöne Jahreszeit durch Matten mit offenen Maschen, welche viel Aehnlichkeit mit den Netzen der Schanzverkleidung oder den Stagsegeln eines Schiffes haben und sehr gut als Sommerladen dienen. Die Fußböden sind mit groben Matten bedeckt, welche regelmäßig einmal in der Woche am Meeresufer gewaschen werden.

Ihre Betten sind geschmeidige und weiche, aber sehr gut gearbeitete Matten, weichlichere Personen haben mehrere übereinandergelegt; bisweilen sieht man Körbe oder Wiegen von Weiden, welche am Dache des Hauses aufgehangen sind, und den kleinen Kindern als Schlafstätten dienen. Auch gibt es eine Art Bett oder vielmehr Sänfte für die Kranken, die sehr sinnreich ausgedacht ist; es ist eine große, starke, über einen Rahmen von Bambus gespannte, ungefähr 18 Zoll über den Fußboden erhabene und an den Seiten mit Netzen umgebene Matte, die in der Mitte mit einem Loche versehen ist, so daß der Kranke, wenn er sehr schwach ist, ohne Beschwerlichkeiten seine Bedürfnisse verrichten kann. Ueber diesen Betten sind große Fächer von Palmblättern angebracht, welche der Kranke mit einer Schnur leicht in Bewegung setzen kann. Auch haben die Insulaner sehr gut gearbeitete, für Gastmähler bestimmte Matten, welche nach dem Gebrauche jedesmal gewaschen werden. Mit Einem Worte, was die persönliche und häusliche Reinlichkeit betrifft, so stehen diese Insulaner weit über allen Völkern, welche ich jemals gesehen habe; und meine Frau sagte mir oft, daß sie den Damen der Bergh-Gruppe manche Hauswirthschaftsregel zu danken habe.

Ihre Häuser sind in Gruppen oder kleinen Dörfern zusammengestellt, in regelmäßige Reihen geordnet und durch Straßen von ungefähr 50 Toisen Breite von einander getrennt. Jedes Haus hat einen geräumigen dazu gehörigen Obstgarten, mit einem Zaun von Bambusrohren umgeben, welcher die Luft frei durchspielen läßt. In der Mitte eines jeden Dorfes ist die Wohnung des Häuptlings, der als obrigkeitliche Person alle Angelegenheiten leitet. Alle Lokalstreitigkeiten werden seinem Urtheile unterworfen; aber man hat das Recht, von seinem Ausspruche an den König oder obersten Häuptling des Stammes zu appelliren.

Die Inseln sind von mäßiger Höhe; alle erheben sich nach der Mitte zu, und der Boden senkt sich stufenweise in schöne Thäler und fruchtbare Wiesengründe, welche sich auf allen Seiten längs dem Ufer hin ausbreiten; überall sieht man klare Wasserbäche dem Meere zufließen. Es ist leicht begreiflich, daß sich auf einer so nahe am Aequator liegenden, mit einem

fruchtbaren und nicht sehr dichten Boden bedeckten Inselgruppe unter dem Einflusse der tropischen Sonne die Vegetation reißend schnell und ununterbrochen entwickelt. In der That kann man an dem nämlichen Baume und oft an dem nämlichen Zweige Blüthen und reife Früchte wahrnehmen, darunter Früchte auf allen Stufen des Wachsthums. Jedes herabfallende Blatt wird sogleich durch ein neues ersezt, während die zur Reife gekommenen Früchte neuen Keimen Platz machen müssen. Frühling, Sommer und Herbst streiten sich beständig um die Herrschaft in der Natur. Der Winter tritt kaum einen Augenblick in diesem Kampfe auf.

Besäßen die Bewohner dieser Inseln auch nur geringe Kenntnisse im Ackerbau, und wollten sie demselben nur ein Bischen von dem Talente und der Geschicklichkeit widmen, welche sie in ihren gewöhnlichen Verrichtungen von geringerer Bedeutung entwickeln, so könnten diese Inseln bald die schönsten Gärten der Welt werden. Ich wage es, mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, den Grund zu einer so wünschenswerthen Umgestaltung gelegt zu haben, indem ich ihnen über diesen Gegenstand während meines Aufenthaltes einigen Unterricht mit Hülfe von Dolmetschern ertheilte, deren Sprache der ihrigen so ähnlich war, daß sie ohne die mindeste Schwierigkeit mit einander verkehren konnten. Ich gab ihnen auch verschiedene Sämereien, welche sie nach meiner Anweisung zu pflanzen und zu bauen versprachen. Darunter waren Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen, Melonen, Kürbisse, Ignamen, Erdäpfel, Zwiebel, Kohl, rothe und gelbe Rüben, Pastinaken, Bohnen, Erbsen u. s. w. Auch zweifle ich nicht, daß Kaffe, Pfeffer, Zuckerrohr und Gewürze verschiedener Art leicht und vielleicht ohne Anbau auf diesen Inseln gedeihen würden. Die üppigen und dichten Wälder sind ein augenscheinlicher Beweis von dem Reichthum des Bodens, welcher die Oberfläche dieser schönen Inseln bedeckt. Ich weiß, daß auf den Höhen Sandelholz wächst, kann aber nicht angeben, in welcher Quantität. Ueberall findet man sehr viele und mannigfaltige schöne Pflanzen, nicht bloß in den Ebenen und Thälern, sondern auch auf den Höhen und sogar auf ihren äußersten Spitzen. Mehrere waren fremd für mich, und es gibt, glaube ich, auch solche, die in dem Lande selbst nicht recht bekannt sind. Kokosnuß- und Brodbäume erreichen eine ungeheure Größe, und ihre Früchte sind sehr groß und schmackhaft.

Die Bewohner der Berghgruppe haben das Glück, das reinste Wasser zu besitzen, welches in klaren Bächen aus den Quellen ihrer Gebirge herabkommt; aber sie trinken es selten, ohne daß es in die unsichtbaren Adern des Kokosnußbaumes hinaufgestiegen wäre und sich um den Mittelpunkt seiner köstlichen Frucht gelagert hätte.

Das Klima ist köstlich und gemäßigt; die Wälder wimmeln von Vögeln verschiedener Gattungen, die sämmtlich schön sind und meistens einen melodischen Gesang haben. Ich sah mehrere Reptile von der Eidechsen-Familie, aber nicht Eine Schlange. Die Insekten sind zahlreich und glänzend, aber nicht eines ist lästig. Ein bemerkenswerthes Mineral entdeckten wir nicht. Die Gewässer innerhalb des Riffes, welches die ganze Gruppe umgibt, wimmeln von vortrefflichen Fischen jeder Gattung, die man in Menge theils mit dem Netze, theils mit der Angel fängt. Muscheln verschiedener Art finden sich theils auf den Riffen, theils in den Untiefen und Bächen. Einige tragen Zeichnungen, die Alles übertreffen, was ich in irgend einem Welttheile je gesehen habe. Ich weiß keinen Ort, wo sich

der Naturforscher und Liebhaber eine reichere Sammlung von seltenen, merkwürdigen und kostbaren Conchylien verschaffen könnte, als auf diesen Inseln. Riesenmuscheln kommen häufig vor, und die, welche wir von den Eingebornen erhielten, sind von der nämlichen Gattung, wie die von Sulu. Die grüne Schildkröte kommt häufig vor; die Schildkröte mit spitzigem Kopfe ist aber, glaube ich, sehr selten; denn wir sahen sehr wenige in dem Wasser, und ihre Schale bemerkten wir nur selten bei den Eingebornen.

Die Seeblase oder den Tripang der Malayen kann man hier in grosser Menge und sehr vorzüglicher Qualität erhalten, vorausgesezt, daß man auf die freundschaftlichen Gesinnungen der Eingebornen rechnen kann; sonst wäre die Zeit und die Mühe, welche man auf diesen Fang verwenden müßte, reiner Verlust. Wären die Umstände günstig, so könnte man hier mehrere Ladungen von dieser Waare bekommen, und der größere Theil würde sich um einen sehr hohen Preis verkaufen lassen, wenn man nach den Mustern, welche wir sahen, auf die Qualität im Allgemeinen schließen kann. Einige davon, welche wir fanden, waren zwei Fuß lang und 18 Zoll breit; ihr Fleisch wog, die Eingeweide abgerechnet, noch 7 bis 9 Pfund. Sie sind weit größer, als alle Mollusken dieser Gattung, welche ich je auf den Inseln Fidgi, den Neuhebriden, Bougainville, Neuseeland, Neubritannien, Neuguinea, Neuhannover und selbst auf den Nord-Inseln *) sah. Schließlich können wir nicht umhin, die glänzenden Lobsprüche, welche Kapitän Morrell den Bewohnern der Hoguleugruppe macht, mit der kurzen Schilderung zu vergleichen, welche d'Urville in seinem noch nicht herausgegebenen Tagebuch der Coquille in Folge des Verkehrs, welchen er im Juni 1824 im Vorbeisegeln mit diesen Wilden hatte, von ihnen entwirft. Hier folgen seine eigenen Worte:

„Von wie großer Ausdehnung auch diese Gruppe auf den ersten Anblick zu seyn scheint, so ist sie doch in der That sehr klein und mag nur eine geringe Bevölkerung enthalten; auch haben wir nie mehr als zwölf oder fünfzehn Piroguen auf Einmal gesehen, ob wir gleich in den zwei ersten Tagen mehrere Male beigedreht hatten, um mit den Eingebornen in Verkehr zu treten. Diese Insulaner haben nichts Merkwürdiges; sie sind von mäßiger Größe, mehrere sind häßlich und mit ekelhaften Uebeln behaftet. Ihre geistigen Fähigkeiten scheinen beschränkt zu seyn, und, wie ich glaube, stehen sie unter den Ualanesern. Was den guten Ton und den Anstand betrifft, so dürfen sich die Tamol von Hogoleu nicht mit den Jerus und Ton von Ualan messen, ob sie gleich die nämliche Neigung zum Diebstahl haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie schon oft Europäer gesehen haben, da Nichts auf dem Schiffe oder an unserer Person ihre Neugierde oder Bewunderung lebhaft zu erregen schien. Ihre Maros und Ponchos sind aus einem festen und gut gearbeiteten Gewebe gemacht. Ihre Pros sind gut gebaut, aber weder ihre Struktur noch ihre Bewegung hat, was die Schnelligkeit betrifft, etwas besonders Merkwürdiges. Wir sahen weder Waffen noch steinerne Beile bei ihnen. Nur zwei Schleudern von Baumwolle bemerkte ich und verschaffte sie mir. Die Häuptlinge schienen bei ihren Untergebenen, wie wir zu bemerken glaubten, in großem Ansehn zu stehen; denn die lezteren ermangelten nie, den ersteren Alles, was sie als Geschenk oder durch Tausch erhalten hatten, zuzustellen. Einige sind

*) Wir werden später von diesen Inseln sprechen.

tätowirt, Andere aber gar nicht. Sie hatten kein Verlangen nach Nägeln und sogar nicht einmal nach Messern; sie schienen nur Beile zu begehren, welche sie Sarau nannten. Auch fragten sie nichts nach Spiegeln, und gaben nur Kleinigkeiten für Angeln. In den Ohren trugen sie sehr große Cylinder von Holz, am Hals Bänder von verschiedener Größe, woran kleine Scheiben von Kokosnuß und Muscheln befestigt waren. Ihre Zeuge sind roth, schwarz und bisweilen weiß gefärbt."

D'Urville konnte sich nur wenige Wörter aus ihrer Sprache sammeln, über deren wahre Bedeutung er überdieß noch im Zweifel ist.

Mac-Askill und Duperrey-Gruppe. Die Inseln Namuluk Nuguor u. s. w.

Die kleine Mac-Askill-Gruppe wurde von dem Kapitän dieses Namens entdeckt, und von Duperrey und Lütke wieder gesehen. Sie begreift drei niedrige und bewaldete Inselchen: Pelelap, Tuguln und Takai. Sie liegt unter 6° 14′ nördlicher Breite und unter 158° 28′ östlicher Länge (nördliche Inseln).

Die Gruppe Duperrey, welche von diesem Seemanne im Jahr 1824 entdeckt wurde, besteht nach seinen Charten aus drei niederen und bewaldeten Inselchen, welche Mongul, Ugai und Aura heißen. Sie liegt unter 6° 39′ nördlicher Breite und 157° 30′ (nordwestlicher Theil).

Die zwei kleinen, auf den Charten Arrowsmiths unter dem 5° 12′ Breite und 199° 5′ westlicher Länge gezeichneten Inseln, und die auf der Charte Krusensterns unter 6° 12′ Breite und 200° 45′ westlicher Länge gezeichneten Musgrave-Inseln wurden von Lütke vergeblich gesucht.

Die Namuluk-Inseln wurden von dem Kapitän Lütke im Januar 1828 entdeckt und von Morrell, der sie Skeddy's-Gruppe nannte, im Mai 1830 wieder gesehen. Es ist eine Gruppe von sechs Meilen im Umfang, und sie enthält drei niedere und bewaldete Inseln, deren jede ungefähr eine halbe Meile lang ist. Morrell versichert, ihre Bewohner seyen denen von Hogoleu ähnlich, und der Boden der Inseln beinahe ganz mit Kokosnuß- und Brodbäumen bedeckt. Sie liegt unter 5° 53′ nördlicher Breite und 150° 57′ östlicher Länge.

Wir werden von den folgenden Inseln nichts weiter angeben, als die Lage, weil die meisten noch nicht beschrieben worden sind. Betrachten wir zuerst die Insel St. Augustin, im Jahr 1773 von dem Kapitän Tompson entdeckt. Eine niedrige Insel mit einem Riffe. Lage: 7° 25′ nördlicher Breite; 153° 45′ östlicher Länge (nördliche Spitze). Lütke fand sie nicht, aber der gelehrte d'Urville vermuthet, sie sey keine andere, als die Insel Bordelaise, die der Kapitän Saliz am 18. Juni 1826 entdeckte, und der er den Namen seines Schiffes gab. La Bordelaise ist eine kleine, flache, ebene Insel von ein oder zwei Meilen im Umfang und 80 Fuß Höhe. Lage: 7° 38′ nördlicher Breite, 152° 45′ östlicher Länge.

Die Insel San-Raphael wurde im Jahr 1806 von Monteverde entdeckt, welcher ihr den Namen seines Schiffes gab. Kleine niedrige Insel von 3 oder 4 Meilen Umfang mit einem Riffe. Lage 7° 17′ nördlicher Breite, 151° 32′ östlicher Länge.

Die Murileu-Inseln, entdeckt am 2. April 1826 von John Hall untersucht von Lütke im November 1828. Sie bilden zwei abgesonderte Gruppen; die erste, Namolipiafan, Fananu oder Falalu be-

40 Meilen im Umfang und besteht aus 13 kleinen niedrigen Inseln, wovon die größeren ungefähr eine Meile Ausdehnung haben, und Jkop, Fananu und Ramuine heißen; die andere Gruppe Murileu, welche im Westen der ersteren liegt, hat 45 Meilen im Umfang und enthält 9 niedrige, bewaldete und sämmtlich sehr kleine Inseln. Die vornehmsten sind Murileu, Rua und Ramorusse. Sie liegen zwischen 8° 27′ und 8° 48′ nördlicher Breite, 149° 24′ und 150° 2′ östlicher Länge. Ihre Bewohner sind gewandte und unternehmende Seeleute. Orolug liegt westlich von diesen Inseln.

Die Faieu- (östlichen) Inseln, entdeckt am 2. April 1824 von dem Kapitän John Hall, wieder gesehen von Lütke im Jahr 1828. Zwei zusammenstoßende, niedrige und bewaldete Inseln, die mit ihren Riffen höchstens zwei Meilen im Umfang haben. Lage: 8° 34′ nördlicher Breite, 149° 5′ östlicher Länge. Die Insel Onoup, entdeckt im Jahr 1801 von Ibergoitia, der sie Anonyma nannte, untersucht im Jahr 1828 von Lütke. Sie ist eine niedrige, bewaldete Insel, und von Norden nach Süden 2½ Meilen lang, aber kaum ½ Meile breit. Lage: 8° 37′ nördlicher Breite, 147° 30′ östlicher Länge.

Die Inselchen Maguir und Maghirarik, entdeckt im Jahr 1824 von dem Kapitän Bunkey, der sie Ramp-Inseln nannte, untersucht im Jahr 1828 von Lütke. Beide sind niedrig und bewaldet. Lage: 9° 1′ nördlicher Breite, 147° 55′ östlicher Länge (das westliche). Sie sind durch ein unterseeisches Riff verbunden. Im westlichen Winkel dieses Riffs liegt die kleine Insel Onoun.

Die Pisserar-Inseln, entdeckt im Jahr 1824 von Bunkey, der ihnen seinen Namen gab; untersucht im Jahr 1828 von Lütke. Zwei kleine, je aus drei oder vier kleinen, niedrigen und bewaldeten Inselchen bestehende Gruppen. Unalik, die größte, ist höchstens eine Meile lang. Lage 8° 39′ nördlicher Breite, 148° 7′ östlicher Länge.

Die drei ebengenannten Inselgruppen bilden zusammen die Gesammtgruppe Ramonuito Lütke's, welche ungefähr 100 Meilen im Umfang hat. Maguir und Pisserar wurden am 11. April 1827 von der Eclipse gesehen.

Die Inseln Puluot (Pulusuk) und Alet, entdeckt im Jahr 1795 von dem Kapitän Mortlock, wieder gesehen in den Jahren 1799 und 1801 von Ibergoitia, untersucht im Jahr 1819 von Freycinet. Zwei niedrige, bewaldete und bevölkerte Inseln, welche, die Riffe mit inbegriffen, ungefähr 15 oder 16 Meilen im Umfang haben. Es sind die Kata-Inseln der alten spanischen Charten. Lage: 7° 19′ nördlicher Breite, 146° 55′ östlicher Länge (die östliche).

Die Insel Soug, wahrscheinlich San-Bartolome von Quiros, entdeckt im Jahr 1596, gesehen von Musgrave vom Sugar-Cane im Jahr 1793, von Ibergoitia im Jahr 1799 und 1801, wiedererkannt von Freycinet im Jahr 1819. Kleines, bewaldetes und unbewohntes Inselchen; hat 5 oder 6 Meilen im Umfang und ist von einer sehr ausgedehnten Untiefe umgeben. Lage: 7° 40′ nördlicher Breite, 147° 5′ östlicher Länge.

Die Insel Pigali, entdeckt am 3. Juli 1824 von Duperrey, wieder gesehen im Februar 1828 von Lütke, welcher sie Piguele nennt. Niedriges, bewaldetes, wüstes Inselchen; ungefähr 200 Toisen breit und

von einem Riffe umgeben. Lage: 8° 13′ nördlicher Breite, 145° 18′ östlicher Länge.

Die Insel Lidia, entdeckt im Jahr 1801; gesehen vom Ocean 1804. Ohne Zweifel keine andere, als die Insel Faralis; gesehen von Morrell im Mai 1803. Unbewohntes, niedriges und mit Gestrüpp bedecktes Inselchen von 3 Meilen Umfang. Lage 8° 37′ nördlicher Breite, 144° 51′ östlicher Länge.

Die Insel Faieu (westliche), wiedergefunden von Lütke im Jahr 1828. Niedriges und bewaldetes Inselchen von höchstens 200 Toisen Ausdehnung, mit einem Riffe von beinahe 5 Meilen Umfang. Lage: 8° 6′ nördlicher Breite, 144°.32′ östlicher Länge. Daneben ist das Inselchen Phigella. Dann kommt das Inselchen Fanadik. Zwischen beiden liegt das Inselchen Pig.

Die Insel Satarval, entdeckt im Jahr 1797 von Wilson, der sie Tucker nannte; wiedererkannt im Jahr 1824 von Duperrey und im Jahr 1828 von Lütke. Sie ist klein, niedrig und bewohnt, und hat kaum zwei Meilen im Umfang. Ihre Bewohner sind kühne Seeleute, und machen beinahe alljährlich eine Fahrt nach Guaham. Lage: 7° 22′ nördlicher Breite, 144° 46′ östlicher Länge.

Die Namurrek-Inseln, gesehen im Jahr 1797 von Wilson, der sie Swede-Inseln nannte, wiedererkannt im Jahr 1828 von Lütke. Sie bestehen aus den Lamurek- oder Lamorsek-Inseln verschiedener Seemänner und der alten Berichte der Missionäre, die eine sechs Meilen lange Klippenkette mit drei sehr kleinen, niedrigen, bewaldeten und bevölkerten Inselchen bilden. Lage: 7° 30′ nördlicher Breite, 144° 10′ östlicher Länge (südöstlicher Spitze). Südlich liegen die Normoliaur-, westlich die Elato-Inseln. Eine Klippenkette von 6 bis 7 Meilen Umfang, sieben niedrige, bewaldete und bevölkerte Inselchen enthaltend. Lage: 7° 26′ nördlicher Breite, 144° östlicher Länge (südliche Spitze).

Die Olimirao-Inseln, entdeckt von Lütke im März 1828. Eine Gruppe von 8 bis 9 Meilen Umfang, welche nur zwei niedrige und bewaldete Inselchen enthält. Nördliche Breite 7° 45′, östliche Länge 142° 37′.

Die Farroilap-Inseln, entdeckt im Jahr 1827, und damals Gardner-Inseln genannt; untersucht von Lütke im März 1828. Eine Gruppe von 4 bis 5 Meilen Umfang mit drei niedrigen und bewaldeten Inselchen. Lage: 8° 37′ nördlicher Breite, 144° 16′ östlicher Länge nach Cantova, gesehen im Jahr 1696 von Juan Rodriguez.

Die Ifeluk-Inseln, entdeckt im Jahr 1797 von Wilson, der sie Two-Islands nannte; wiedergesehen von Lütke im Jahr 1828. Eine Gruppe von drei oder vier Meilen Umfang, die nicht aus zwei Inseln besteht, sondern aus vier niedrigen und bewaldeten Inselchen, nämlich: Ifeluk, Moai, Ella und Fararik. Diese Gruppe ist ziemlich gut bevölkert. Lage: 7° 25′ nördlicher Breite, 142° 12′ östlicher Länge.

Die Euripig-Inseln, nach der Charte Arrowsmiths, entdeckt im Jahr 1791; gesehen von Saliz im Jahr 1828; wieder aufgefunden von Lütke in demselben Jahre. Drei niedrige und sehr kleine Inselchen. Lage: 6° 46′ nördlicher Breite, 140° 59′ östlicher Länge.

Die zwei kleinen Phillip-Inseln, entdeckt von dem Kapitän Hunter im Jahr 1791. Soror, nach der Charte Lütke's. Lage: 8° 6′ nördlicher Breite, 138° 24′ östlicher Länge.

Die Pigu iram-Inseln, eine auf der Charte Lütke's angezeigte Gruppe, unter 2° 30′ nördlicher Breite, und 151° 37′ östlicher Länge. Selen, ein Tamol oder Häuptling von Longunor, sagte ihm, daß ihre Bewohner Menschenfresser seyen.

Die Nuguor- oder Monteverde-Inseln, entdeckt im Jahr 1806 von dem Kapitän Monteverde, der ihnen seinen Namen gab. Eine Gruppe von mehreren kleinen, niedrigen und bewohnten Inseln, die sich auf zehn Meilen von Nordost nach Südwest erstreckt. Nördliche Breite: 3° 27′, östliche Länge 153° 25′. Er besuchte diese Inseln im Jahr 1830. Die Eingebornen sind groß, gut gewachsen und thätig. Die mittlere Größe der Männer wäre 6 Fuß 2 Zoll englisches Maß, und einige von ihnen würden gegen 250 Pfund wiegen. Sie sind olivenfarbig, haben eine platte Nase, schwarze und krause Haare von 6 bis 8 Zoll Länge, hervorspringende Backenknochen, kleine schwarze, sehr lebhafte und durchdringende Augen, eine hohe Stirne und weiße, regelmäßige Zähne. Nach der Verheirathung besteht die Kleidung beider Geschlechter in einer Art Schürze, welche bis auf die Mitte der Schenkel herabgeht, vor der Verheirathung gehen beide Geschlechter ganz nackt. Nachdem die Insulaner durch mannigfachen Tauschverkehr eine Bekanntschaft mit den Amerikanern angeknüpft hatten, luden sie ihre neuen Freunde ein, sich dem Lande zu nähern, und versprachen Perlmuscheln, Schildkrötenschalen und Tripangs zu holen. In kurzer Zeit sammelten sich 50 große Piroguen; aber Morrell sah mit dem Fernglase, daß die tapferen Handelsleute statt der versprochenen Gegenstände in aller Eile Lanzen und Keule einschifften und sich überdieß das Gesicht mit rother Farbe bemalten, ein unzweideutiger Beweis ihrer feindlichen Gesinnungen. Wirklich rückten, als Alles bereit war, die Piroguen, je mit 15 bis 20 Kriegern bemannt, in guter Ordnung und in zwei Abtheilungen vor, um den Antarctic auf zwei Seiten zu fassen, indem sie acht Knoten in einer Stunde zurücklegten. Nun ließ Morrell, ohne sie zu erwarten, alle Segel aufziehen und segelte seewärts 10 Knoten in der Stunde. Verblüfft über den rascheren Lauf der großen Pirogue, die sie schon in ihrer Gewalt glaubten, standen die Eingebornen von Nuguor von weiterer Verfolgung ab. Morrell versichert, die Riffe dieser Inseln seyen mit Perlmuscheln, Tripangs und Schildkröten im buchstäblichen Sinne ganz überdeckt.

Die Insel Quirosa, entdeckt im Jahr 1595 von Mendana, wurde nicht wiedergefunden. Admiral Burney, welcher den Lauf des spanischen Schiffes berechnet hatte, vermuthete, die Insel liege ungefähr unter dem 206° westlicher Länge (Chronological history II, 179).

Die Insel d'Urville oder Luasape, und die Insel Dunkins nach der Charte Duperrey's; es wäre eine im Jahr 1824 entdeckte Gruppe unter 4° nördlicher Breite und 152° 12′ östlicher Länge (südliche Spitze). Aber es ist wohl möglich, daß man darunter nur die vorhergehende oder wohl die folgende Gruppe verstanden hat.

Die Ngarik-Inseln, entdeckt im Jahr 1773 von Tompson, einem Spanier, der sie los Valientes nannte; wiedergesehen im Jahr 1793 von Musgrave, der sie die sieben Inseln nannte, hernach im Jahr 1794 von dem Schiffe Britannia, das sie Raven-Islands nannte; gesehen von Don Joachim Lafita im Jahr 1802, untersucht endlich im Jahr 1828 von Lütke. Eine Gruppe von 20 Meilen Umfang und dreieckiger Gestalt, welche eilf

niedrige, bewaldete und bevölkerte Inselchen enthält; das größte hat nicht einmal eine Meile Ausdehnung. Lage: 5° 49′ nördlicher Breite, 155° 15′ östlicher Länge (östliche Spitze). Die Insel Arao, im Süden dieser Insel, liegt unter der Taroa-Gruppe, wenn wir dem Bericht des Wilden Kadu glauben dürfen, der ihre Lage nicht bestimmen konnte.

Die Gruppe Sotoan oder Young William, entdeckt im Jahr 1790 von dem Kapitän Mortlock, der ihr den Namen seines Schiffes Young William gab; untersucht von Lütke im Jahr 1828. Eine Gruppe von 60 niedrigen, bewaldeten und gut bevölkerten Inselchen, welche ungefähr 40 Meilen im Umfang hat. D'Urville berichtet Folgendes über sie: das größte dieser Inselchen, Ta, ist fünf Meilen lang, aber nur höchstens 300 Toisen breit. Nach Morrell, der diese Inseln im Jahr 1830 besuchte, hätten zwei derselben ungefähr 15 Meilen im Umfang und lägen 100 Fuß über dem Meeresspiegel. Da die Eingebornen ihn eingeladen hatten, sich ans Land zu begeben, so entsprach er ihren Wünschen und wurde sehr freundschaftlich von Männern und einigen jungen Mädchen aufgenommen, von welchen er, wie gewöhnlich, das reizendste Bild entwirft. Darf man ihm glauben, so waren es junge Nymphen von 16 bis 17 Jahren, deren Schönheit zu schildern er kaum Worte genug auftreiben kann. Nur die Kupferfarbe der Haut wollte ihm weniger gefallen. Die wiederholten Beweise von Freundschaft, welche die Bewohner von Sotoan dem Kapitän Morrell gaben, sollten jedoch nur eine ihm gestellte Falle verbergen: denn in dem Augenblicke, als er sich wieder einschiffen wollte, fielen sie über ihn her, und er wäre ohne die Hülfe seiner Gefährten, die mit Feuerwaffen die Angreifer in die Flucht jagten, verloren gewesen. Kaum waren sie an Bord zurückgekehrt, als der Antarctic auf dem Punkte war, von ungefähr hundert Piroguen umringt zu werden, welche von allen Inseln herbeieilten, um ihn zu bestürmen. Morrell'n blieb, wie er sagte, keine andere Wahl, als zu sehen, wer dem Anderen den meisten Schaden zufügen könne, oder den Insulanern den Rücken zu kehren, und so wählte er den leztern Ausweg als den menschlichern.

Die geographischen Gränzen dieser Gruppe sind 5° 15′ und 5° 47′ nördlicher Breite, und 151° 16′ und 151° 28′ östlicher Länge.

Die Lugunor- oder Mortlock-Inseln, oder die Lugullos des Don Luis de Torres.

Zwischen 5° 17′ und 5° 37′ nördlicher Breite und 206° 7′ und 206° 23′ westlicher Länge liegen drei sehr niedrige Korallengruppen, auf welchen man bis an 90 Inselchen von verschiedenen Größen zählt. Diese Inseln, Fais und Etal mit einbegriffen, wurden erstmals von dem englischen Kapitän Mortlock im Jahr 1795 gesehen, und sind in den Atlassen des Admiral Krusenstern und des Admiral Lütke unter seinem Namen bezeichnet. Die östlichste dieser Gruppen, Lugunor, hat eine ovale Gestalt und achtzehn Meilen im Umfang. Die Insel Lugunor, die den östlichsten Winkel davon einnimmt, krümmt sich, wie ein Hufeisen, und hat einen sehr guten Hafen, welcher zu Ehren des gelehrten Reisenden, der zuerst einige glaubwürdige Nachrichten über diesen Archipel gab, Chamisso genannt wird. Die Insel, sagt Lütke, ist einen halben Werst*) breit, ihr Mittelpunkt, welcher sich ungefähr 7 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt,

*) Der Werst ist 1,0668 Kilometer.

ist mit Brodbäumen bedeckt, und auf ihren Ufern wachsen Kokosnuß- und Pandanusbäume, deren mit Früchten beladene Gipfel auf der Seite der Lagune oft bis unter das Wasser sich neigen. Der südliche Theil der Insel ist sandig; aber gegen Norden findet man viel fruchtbares Land, auf welchem Pflanzungen von Arum zerstreut sind, welche nothwendig feuchten Boden erfordern, auch befinden sich in ihrer Nähe alle Wohnungen der Insulaner. Die Pflanzungen sind von engen Kanälen durchschnitten, welche überall hin Wasser liefern sollen, und, wie es scheint, zugleich als Gränzen zwischen den Besitzungen der verschiedenen Häuptlinge dienen. Der sie umgebende Wald bildet eine prächtige Ansicht, wo Pflanzen aller Art und von unendlicher Mannigfaltigkeit eine allgemeine Vorstellung von den Erzeugnissen dieser niedrigen Inseln geben. Die Insel hat natürlich kein anderes süßes Wasser als Regenwasser, das sich in Gruben und in einer besondern Art von Behältern, nämlich in Löchern, sammelt, die man zu diesem Behufe absichtlich an den Stämmen von tiefliegenden Kokosnußbäumen anbringt. Sonst findet man nur in kothigen und stinkenden Gruben Wasser. Dieser geringe Vorrath ist aber für die Eingebornen hinreichend, einmal weil sie sehr wenig trinken, dann weil dieses für uns unentbehrliche Element ihnen durch den köstlichen Trank erſezt wird, den ihnen die Natur in den Früchten des Kokosnußbaumes bereitet. Es ist Dieß, fügt Lütke hinzu, die wahre Lebensquelle, welche auf Befehl des Allmächtigen auf einen Stockschlag hervorsprudelt.

Ob der Seefahrer süßes Wasser einnehmen kann, hängt von der Menge oder Seltenheit des Regens ab. Holz findet er nicht. Indeß darf er hoffen, einen guten Vorrath von Kokosnüssen einnehmen zu können. Findet man dort die Brodfrucht nur zu gewissen Zeiten, so fehlt es dagegen nie an Hühnern, und Tauben gibt es in großer Menge.

Die Lugunorier sind gastfreundlich, gutmüthig, und in ihrem Betragen angenehm. Ohne das kindliche Vertrauen der gutmüthigen Ualaneser zu haben, weil sie wohl die Unredlichkeit und Habgier der Europäer besser kannten, erlitt doch das gute Vernehmen zwischen ihnen und der Mannschaft der russischen Expedition keine Unterbrechung. Sie sind gewandt im Handel, suchen so viel als möglich zu bekommen, so wenig als möglich zu geben, nehmen aber, um diesen Zweck zu erreichen, nie zu Betrug oder Diebstahl ihre Zuflucht. Sie sind sogar nicht sehr habgierig, und zeigten sich namentlich gegen die Mannschaft des Seniavine gastfreundlich und dienstfertig. Junge Leute erkletterten auf das erste Zeichen Kokosbäume, um Nüsse zu holen, trugen das Gepäcke, ohne etwas dafür zu fordern, und waren immer mit Dem zufrieden, was man ihnen freiwillig gab. Wenn einige der Anständigsten sogar sich nicht scheuten, zu fordern, so entschuldigt sie ihre große Armuth und der sehr natürliche Wunsch, sich Gegenstände zu verschaffen, welche sie nothwendig brauchten und doch nicht bezahlen konnten.

„Es ist," sagt Lütke, „ein Beweis, daß ein Mensch ein gutes Herz hat, wenn er sich leicht an einen Andern anschließt, von dem er das Gleiche erwartet, und die Lugunorier sind ganz Leute dieser Art. Jeder von uns hatte seinen besondern Freund. Der meinige war Selen, mit dem ich zum Zeichen der Liebe den Namen wechseln mußte. Dieser Gebrauch ist hier so gewöhnlich als auf andern Inseln Polynesiens. Schließt man ein Bündniß dieser Art, so nimmt man sich bei der Hand und zieht sie stark

in entgegengesezter Richtung hin, gleichsam um den Knoten der Freundschaft fest zu knüpfen. Ihre große Eifersucht gestattete es uns nicht, sie in ihrem häuslichen Leben zu beobachten; aber, wie es schien, waren sie sehr anhänglich an ihre Weiber und Kinder, und wahrscheinlich trieb sie die Sorge für ihre Sicherheit, dieselben einzuschließen. Sie gingen uns oft um Geschenke für ihre Frauen und Kinder an, und wenn sie einige Süßigkeiten, als Zucker, Biscuit u. s. w. empfingen, steckten sie es in ihre Gürtel, um es ihnen zu bringen.

„Wir hatten keine Gelegenheit, die Macht der Tamole genau kennen zu lernen, worauf sie beruht und wie weit sie sich erstreckt. Mein Freund Selen bemühte sich, mir begreiflich zu machen, daß er der Häuptling der ganzen Gruppe sey; daß Peseng, Taliaur und die Anderen, obgleich Tamole, doch nur seine Puik seyen. Dieses Wort bedeutet, wie es scheint, „untergeordnet“, weil zu Namoluk ein Tamol die Offiziere fragte, ob sie nicht im Verhältniß zu mir als Tamol Puiks seyen. Indessen zeigte Niemand Ehrfurcht gegen Selen, und er schien nicht reicher zu seyn, als die Anderen. Die einzige Auszeichnung der Häuptlinge ist, daß sie mehrere Häuser haben; sie haben ein abgesondertes für die Frauen, und ein anderes für ihre großen Piroguen.“

Ueberhaupt bemerkten die Russen hier nicht die Spuren einer ausschließlichen Gewalt über das Land und seine Erzeugnisse, wie auf Ualan; Jeder hatte, wie es schien, sein Eigenthum.

Das Aeußere und die Kleidung der Lugunorier. — Die Lugunorier sind nach dem Dafürhalten des ebengenannten gelehrten Seemannes im Allgemeinen von mehr als mittlerem Wuchse; ihr Bau ist stark und hübsch; ihre Körperfarbe kastanienbraun. Sie haben ein flaches Gesicht, eine oben platte und unten erhöhte Nase, dicke Lippen, gleiche und gesunde Zähne, große, schwarze, hervorstehende, bisweilen lebhafte, größtentheils aber ausdrucksvolle Augen. Der Bart ist bei Einigen ziemlich lang, aber dünn; ihre schwarzen, langen und dicken, ein wenig krausen Haare sind bisweilen in Bündeln im Nacken zusammengezogen und mit der Schleierbinde zusammengebunden. In diesen Zopf stecken sie einen Kamm mit drei Zähnen, auf welchem zwei bis drei Federn vom Schwanze des Phaëton wehen; bisweilen bleibt das Haar auch zerstreut und bildet eine gräßliche Frisur, wie bei den Bewohnern von Neuguinea. Ihr Gürtel, sagt Lütke, den man Tol nennt, wie auf Ualan, ist ein ungefähr 6 Zoll breites Stück Zeug, welches zwischen den Schenkeln von Hinten nach Vornen hindurchgeht, und sich von dem der Ualaneser dadurch unterscheidet, daß er keinen Beutel hat. Ueber die Schultern werfen sie eine Art Mantel, ähnlich dem Poncho der Südamerikaner, oder dem Meßgewand eines katholischen Priesters, wie die Bewohner der Seniavine-Inseln. Dieses Stück Zeug, welches gewöhnlich gelb gefärbt, 3 Arschinen lang und 1½ breit (1 A. = 2′ 2¼″) ist, wird der Länge nach aus zwei Blättern zugeschnitten, und hat in der Mitte eine Oeffnung, daß man mit dem Kopf hindurchschlüpfen kann. Sie tragen kegelförmige Hüte, welche sehr künstlich aus Pandanusblättern gemacht sind und gegen Sonne und Regen schützen. Diesen Anfängen zu einer Kleidung muß man das lebhafte Vergnügen zuschreiben, das sie hatten, als ihnen die Russen Hemden schenkten, womit sie sich beständig schmückten, während die Ualaneser gar keinen Werth darauf legten.

FEIS INSEL (CAROLINEN INSEL)



2 Portraits von vier Häuptlingen

Tätowirung. — Die Lugunorier gebrauchen zur Tätowirung eine Art Hohlbeil, dessen Schneide gezahnt ist; sie setzen es auf dem Körper an und schlagen mit einem kleinen Hammer sanft darauf, bis es durch die Oberhaut gedrungen ist, welche sie darauf mit dem Safte einer Pflanze (Curbera oder Calophillum) oder mit Kohle reiben. Beine und Brust sind mit langen, schwarzen Linien bedeckt, was den ersteren das Ansehen gestreifter Strümpfe gibt*). Auf ihre Hände zeichnen sie mehrere kleine, ungefähr einen Zoll lange Fische. Merkwürdig ist es, daß diese Figuren die Namen verschiedener Inseln tragen.

„Ein Eingeborner, Namens Penseng," sagt Lütke, „hatte auf dem linken Schenkel über dem Knie eine gewisse Anzahl Fische und Häkchen, welche Lugunor und die benachbarten Gruppen bezeichneten; hernach hatte jede Linie auf dem Beine und der Hand den Namen einer Insel von Faupel bis Pelly. Als er alle diese Inseln aufgezählt hatte, waren noch einige Züge übrig, welche er Manina (Manila), Uon, Saipan u. s. w. nannte; und da dieses nicht ausreichte, so fing er an, sie lächelnd Ingres, Russiala zu nennen. Vielleicht wurde dieser Gebrauch eingeführt, um so leichter die Inseln des Archipels im Gedächtniß zu behalten. Es ist eine Art geographischer Rosenkranz. Einige von uns schloßen daraus, daß die Insulaner gewöhnlich für jede der Inseln, wo sie gerne landen, Linien zeichnen, und diesen Zeichen die Namen dieser Inseln selbst geben. Sie versicherten uns, die Weiber tätowiren sich mit viel Geschmack an den Stellen, welche durch den Tol bedeckt sind. Am Halse tragen sie Bänder von Kokosnußfasern, oder kleinen Ringen aus Kokosnußschalen oder Muscheln oder bisweilen aus Schildkrotstücken. In die weiten Löcher ihrer Ohrläppchen stecken sie Blumen, und bisweilen Stücke Holz von zwei Zollen im Durchmesser, welche gelb oder schwarz gefärbt sind. Einige Tamole lassen, wie die chinesischen Stutzer, die Nägel der dicken Finger wachsen.

„Die von Natur schwarzbraune Farbe ihres Gesichts machen sie noch unangenehmer, indem sie es mit orangefarbigem Pulver färben, das sie aus der Wurzel einer zum Cactusgeschlechte gehörigen Pflanze bereiten. Sie gebrauchen dieses Pulver gerade, wie die Kalochen sich des Ockers und des Rußes bedienen: Einige reiben sich nur die Stirne damit, Andere das ganze Gesicht oder nur die Augenbraune. Die Tamole bemalen sich nur die Handflächen; gewöhnlich haben sie aber eine solche Menge von dieser Farbe auf sich, daß, wenn man kaum eine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft zugebracht hat, Hände, Kleider und Weißzeug damit beschmuzt sind. Von einem Volke, das sich den Leib beschmiert, statt sich zu waschen, kann man keine Reinlichkeit erwarten."

Ihre Haare sind voll Ungeziefer; auch fügt Lütke hinzu, daß er nicht gerade zu behaupten wage, daß sie dasselbe essen, aber nach gewissen Gebärden zu urtheilen, glaube ich, daß sie ebenso entschiedene Läusefresser sind, als die Ualaneser, wenigstens ist ihnen diese Speise nicht ganz fremd.

Nahrungsmittel. Hausthiere. Waffen. Werkzeuge. — Man findet viele Brodfruchtbäume auf dieser Gruppe. Die Bewohner kochen die Früchte, und bereiten sie zu längerer Aufbewahrung zu, indem sie dieselben in Löchern gähren lassen. Die Gährung verwandelt sie in einen stinkenden Teig, welchen man Puro oder Huro nennt. Die Russen

*) S. Blatt 100 und 101.

sahen sie keine Früchte vom Pandanusbaum essen. Gesalzenes Fleisch aßen sie nicht gerne, aber Tauben und Hühner waren ganz nach ihrem Geschmacke. Wilde Tauben gibt es nicht auf der Insel; aber zahme Hühner haben die Bewohner bei ihren Häusern, ob sie gleich dieselben nicht zu füttern scheinen. Man fand auch Katzen und Hunde bei ihnen. Die ersteren nennen sie Cato, woraus augenscheinlich folgt, daß sie solche entweder selbst auf den marianischen Inseln geholt oder daß die Spanier sie ihnen gebracht haben. Den Hund nennen sie Colak, welches einige Aehnlichkeit mit Galago, der malaischen Benennung dieses Thieres, hat, woraus man schließen kann, daß er zugleich mit den Menschen von Westen gekommen ist, obgleich den Russen ein großer Hund, welchen sie sahen, von europäischer Rasse zu seyn schien.

Von Waffen findet man auf dieser Gruppe keine anderen als die Schleuder, welche sie nett und geschmackvoll aus den Fasern der Kokosnuß flechten; hieraus kann man schließen, daß der Krieg unter diesen Insulanern selten oder ganz unbekannt ist. Mit Begierde ergriffen sie alle Gegenstände von Eisen, den größten Vorzug aber gaben sie den Beilen. Feuerstähle und Feuersteine, so wie Nadeln und Schleifsteine, machen ihnen großes Vergnügen. Glaswaaren und andere Kleinigkeiten dieser Gattung hatten beinahe keinen Werth in ihren Augen, ein Beweis, daß sie das Nützliche dem Angenehmen vorziehen.

Der Werkstuhl, auf welchem sie die Gewebe von Bananen- und Kokosnußfasern bereiten, ist dem der Ualaneser beinahe ganz ähnlich. Ihre Werkzeuge zum Fischfange und ihre Netze sind sehr kunstreich, und etliche haben einige Aehnlichkeit mit den europäischen. Die Bewohner von Lugunor sind die östlichsten der wandernden Caroliner.

Astronomische Kenntnisse. — Ihre Reisen führten sie natürlich auf die Beobachtung der Gestirne, welche sie in Ermanglung der Bussole allein leiten können. Sie haben Namen für alle Hauptgestirne, für die verschiedenen Epochen des täglichen Sonnenlaufs, für jeden Tag des Mondsmonats. Den Horizont theilen sie in 28 Punkte, was gewiß das sicherste Mittel für Diejenigen ist, welche keine großen Veränderungen in der Breite auszuführen haben, und für welche also die Gestirnweiten nicht viel wechseln. Dieß ist der Fall bei den Carolinern, deren Archipel sich vornehmlich in paralleler Richtung hin erstreckt.

Das Nämliche kann man von den Ualanesen sagen. Diese Gleichförmigkeit beweist, daß die nun fest ansässigen Ualaneser derselben reisenden Rasse angehören; aber auf eine kleine Insel geworfen, welche von allen anderen entfernt ist und ihnen alle Lebensbedürfnisse reichlich liefert, haben sie ihre Reisegewohnheit abgelegt, so daß sie sogar den Gebrauch der Segel verlernt haben. Unstreitig sind die Lugunorier geschickter. Lütke erzählt uns, Taliaur, der lugunorische Tycho-Brahe, sey bis über die Insel Pelly (Palaos) hinausgekommen, einen Ort, wo man unter dem Himmel kriechen muß, wenn man weiter gehen will, und die Ualanesen bänden nur 4 Meilen von ihrer Insel, wenn einer zufällig bis auf diese Entfernung verschlagen würde, schnell ihren Zopf auf, aus Besorgniß, wie Absalon, nicht an den Zweigen eines Baumes, sondern an den Hörnern des Mondes aufgehangen zu werden.

Sprache und Rechenkunst. — Die Sprache der Lugunorier ist viel schwerer auszusprechen, als die Ualanesische, und dem Ohre nicht so

angenehm. — Ungeachtet sich die Offiziere des Seniavine viele Mühe gaben, konnten sie nur wenige Wörter sammeln, und unter diesen wenigen finden sich gegen zwanzig, die gewöhnlichsten Vorstellungen oder Sachen bezeichnende Ausdrücke, welche bei beiden Völkern ganz dieselben oder einander wenigstens sehr ähnlich sind, und von gleichem Ursprung zeugen.

Die Hälfte der Grundzahlen des Decimalsystems sind gleich. Es ist vielleicht nach diesem schwerer, den Unterschied auszumitteln, der zwischen beiden Sprachen in gewissen Zahlen, in den Namen der Gestirne, der Tageszeiten, der Sonne, des Mondes, des Mannes, der Frau, und beinahe allen Körpertheilen besteht u. s. w.

Noch einige Notizen über Lugunor von Kapitän Lütke, und dessen Abreise von da. — Der von dem eigentlichen Carolinenarchipel eingenommene Raum wurde von dem Kapitän Lütke von der Insel Ualan bis zur Uiühy-Gruppe (Makenzie- oder Egoy-Inseln) untersucht; er hat 12 Gruppen oder abgesonderte Inseln entdeckt, und im Ganzen 26 beschrieben. Der Carolinenarchipel, der bisher als sehr unsicher für die Schiffahrt angesehen wurde, wird ins Künftige so sicher seyn, als die bekanntesten Striche des Erdkreises.

Bei seinem Aufenthalte auf diesen Inseln und besonders auf Lugunor wußte Lütke sich das Wohlwollen der Bewohner zu erwerben. Am Abend vor seiner Abreise durchwanderte er die Insel in Begleitung seines Freundes Pesenq. Auf ihrem nordöstlichen Theile trafen sie mitten in dichtem Gehölze eine zwei Fuß hohe Steinmauer, welche einen ungefähr sieben Schritt im Durchmesser haltenden Kreis bildete, und an einer Seite eine Oeffnung hatte; der Boden innerhalb derselben war ganz mit Kokosnußblättern bestreut. Diese Mauer heißt Sefaiu und der Raum innerhalb derselben Enen. Pesenq gab zu verstehen, daß es ein Ruheplatz für Ermüdete sey, und indem er sich seiner ganzen Länge nach ausstreckte, rieth er ihm, ein Gleiches zu thun, während die jungen Insulaner ihres Gefolges sich anschickten, Kokosnüsse zu sammeln.

Wie es scheint, ist dieser Platz ausschließlich für die Häuptlinge bestimmt; denn keiner der Anwesenden nahm sich die Freiheit, die Mauer zu übersteigen und in das Innere einzutreten, selbst nicht um uns Kokosnüsse anzubieten, was durch die Matrosen der Begleitung geschah.

„Auf die Kokosnußbäume," sagt Lütke, „steigen sie hier gerade auf dieselbe Weise, wie auf Ualan, indem sie sich die Beine mit einem alten Pandanusblatt umwickeln; so steigen sie wie auf einer Leiter an vollkommen geraden und glatten 80 Fuß hohen Stämmen hinauf, und meine Matrosen, die doch gewiß die entschlossensten Kinder Neptuns waren, gestanden, sie könnten sich nicht mit ihnen messen. Um die Nuß zu enthülsen, stecken sie einen spitzigen Pfahl in die Erde und stoßen sie auf denselben, wodurch die äußere Schale zerrissen wird. Beide Kunstgriffe sind auf den übrigen Inseln Polynesiens und namentlich auf den Sandwichsinseln unbekannt. Hier steigen die Insulaner ohne irgend ein Hülfsmittel auf die Bäume und zerreißen die Schale mit den Zähnen.

„Ich streifte bis in die Nacht um die Wohnungen der Insulaner herum und erfreute mich überall der gleichen liebreichen Aufnahme. Obgleich der unerträgliche Farak-Farak uns unaufhörlich verfolgte, sobald wir an einen Ort kamen, wo Frauen eingeschlossen waren, so schien doch die Strenge der Abschließung einigermaßen nachgelassen zu haben; Abends begegnete

ich an der Thür eines Hauses einer Alten, die nicht daran dachte, mich zu fliehen, der ich aber aus Aerger keine Aufmerksamkeit schenkte; darauf sah ich zwei junge Mädchen, welche mich auf die gewöhnliche Art begrüßten: Tamol, mamol. Die späte Stunde erlaubte mir zu meinem großen Bedauern nicht, die Unterhaltung so lange fortzuführen, als ich gewünscht hätte; ich hatte nur Zeit, ihnen einige Kleinigkeiten zu schenken, welche sie mit Freuden hinnahmen, und zu sehen, daß sie sehr artig waren, und daß sie sich von den ualanesischen Mädchen beinahe gar nicht, weder in Gestalt noch im Anzuge, unterschieden; ihr Tol schien nur zwei oder drei Zoll breit zu seyn.

„Als ich den Häuptlingen meinen Entschluß, am folgenden Morgen in die See zu stechen, bekannt machte, schienen sie äußerst betrübt zu seyn. Peseng erklärte mir sehr verständlich, daß er, der zu Lugunor bleibe, weinen und oft daran denken würde, was der Kapitän Lütke mache, wenn wir schon in Rußland seyn würden. Das würde bei uns für ein leeres Kompliment gelten; aber im Munde Dessen, den man einen Wilden nennt, waren diese Worte der Ausdruck eines wahrhaft guten Herzens. Die Kunde von meiner Abfahrt versezte die ganze Insel in Bestürzung, alle beeilten sich so gut als möglich, die wenige Zeit, die wir noch zu bleiben hatten, zu benutzen; alle brachten Hühner und Geflügel, wie es Jeder hatte, und baten um Nägel, Messer u. s. w., so daß ich mit einem ziemlich guten Vorrath von Gegenständen aller Art zurückkehrte. Dafür lud ich meinerseits Selen und Peseng ein, bei mir an Bord zu schlafen, indem ich ihre Gesellschaft noch zu genießen wünschte. Neben anderen Aufklärungen erhielt ich von ihnen auch die Namen, welche sie mehreren Hauptgestirnen geben; einen großen Theil der Nacht hindurch sprachen sie mit einander, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie mich im Schlafe störten, vielmehr weckten sie mich jedesmal, so oft ein neuer Stern sich vor der Lücke zeigte.

„Nun hielt uns nichts mehr zurück, und bei Tagesanbruch schickten wir uns zur Abfahrt an. Die Gruppe war im Einzelnen auf Booten untersucht, die Chronometer waren richtig gestellt worden, und wir hatten eine Menge Mondsbeobachtungen gemacht; ich empfing viele Abschiedsbesuche, beschenkte meine Freunde mit verschiedenen eisernen Werkzeugen, ohne die Kleinigkeiten für die Frauen zu vergessen, und nahm Abschied in der festen Ueberzeugung, daß sie viel um mich weinen würden. Wir verließen um 11 Uhr den Hafen, und verloren beim Absegeln unsern Anker (den vierten in weniger als einem Jahre), der sich wahrscheinlich auf einem Felsen eingehackt hatte; denn alle Anstrengungen unserer Leute führten zu Nichts, als daß der Greling zerbrach, ohne daß man den Anker von der Stelle bringen konnte.“

Außerordentliche Vermehrung der Fische. — In diesem Theile Polynesiens wimmeln und vermehren sich die Fische auf eine erstaunenswerthe Weise, und wir benutzen diese Gelegenheit, einige genauere Nachweisungen über die ungeheure Vermehrung der Fische überhaupt zu geben *).

Die tiefen Abgründe des Oceans sind mit einer Menge lebender Wesen bevölkert, und die verschwenderische Menge von belebtem Samen, die

*) Siehe Journal des voyages.

Vermehrung der Individuen, die erstaunenswerthe Mannigfaltigkeit der Gattungen und Geschlechter übertrifft vielleicht Alles, was Luft und Erde zusammen hervorbringen können. Der kleinste Wassertropfen ist eine ganze Welt voll mikroskopischer Thierchen; wie viel Milliarden mögen also im Reiche der Meere enthalten seyn; das Bett der Meere ist mit dicken Lagen aufgehäufter und seit Jahrtausenden faulender Muscheln bedeckt. Der Schlamm wimmelt von unzähligen Würmchen, welche sich unaufhörlich stark vermehren; und die unterseeischen Felsen, Tiefen, Ufer, Abgründe, Thäler und Berge sind Schlupfwinkel, wo ungeheure Massen von Thieren leben, sterben, zeugen und sich gegenseitig vernichten. Das Meer ist ein ewiger Schauplatz von Entstehen und Vergehen; Alles zeugt, um sich von Neuem zu vernichten und wieder zu bilden.

Aus folgenden Berechnungen kann man auf die ungeheure im Schoße der Meere vor sich gehende Zeugung schließen. Ein Häring von mittlerer Größe erzeugt 10,000 Eier. Man sah Fische von einem halben Pfund Gewicht, welche 100,000 Eier enthielten. Ein Karpfen von 14 Zoll Länge hatte nach Petit deren 262,224, und ein anderer von 16 Zoll Länge 342,144. Ein Barsch enthielt 281,000 Eier, ein anderer 380,640 (perca lucioperca Linn.). Ein Weibchen des Störs erzeugt 919 Pfund Eier (???); und da 7 dieser Eier auf einen Gran gehen, so könnte man das Ganze auf 7,653,200 Eier schätzen.

Löwenhoek fand bis 9,344,000 Eier in einem einzigen Kabliau. Rechnet man, wie viele Kabliau jährlich eben so viel Eier legen, und rechnet man eine verhältnißmäßige Vermehrung für jedes Weibchen aller Fischgattungen hinzu, welche die Meere bevölkern, so erschrickt man wirklich über die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Natur. Welcher Reichthum, welche unglaubliche Verschwendung! Und wenn Alles ausschlüpfen würde, wo könnten diese Legionen Nahrung finden? Allein die Fische verzehren diese Eier zum größten Theile selbst. Menschen, Vögel, Wasserthiere, Dürre, wo sie auf dem trockenen Sande der Ufer liegen bleiben, Zerstreuung durch Strömungen, Stürme u. s. w., alles Dieß vernichtet unzählige Massen dieser Eier, deren Menge bald die Welt verschüttet haben würde.

Wenn alle Häringseier befruchtet würden, so bedürfte es nicht mehr als 8 Jahre, um das Becken des Oceans ganz auszufüllen. Denn jedes Individuum trägt Tausende davon bei sich und legt sie zur Leichzeit nieder. Berechnen wir ihre Zahl auf 2000, woraus eben so viele Häringe, zur Hälfte Männchen und zur Hälfte Weibchen hervorgehen, so wären es im zweiten Jahre 200,000 Eier, im dritten Jahre 200,000,000, im vierten 200 Billionen u. s. w., und im achten 2 Septillionen Häringe. Da nun die Erde kaum so viele Kubikzolle enthält, so folgt daraus, daß, wenn der ganze Erdkreis mit Wasser bedeckt wäre, sein Raum für alle vorhandenen Häringe nicht einmal hinreichen würde.

Gruppe der Seniavine-Inseln.

Nachdem der Seniavine die Nacht zwischen zwei Gruppen zugebracht hatte, langte er an der westlichen Küste der großen Insel an, als man vier Piroguen auf die Fregatte zukommen sah, deren Mannschaft, nachdem sie, was von diesen Insulanern nie unterlassen wird, zuvor gesungen, getanzt und mit einem rothen Lappen Zeichen gegeben hatten, an Bord stieg. Es waren Männer von gewöhnlichem Schlage, die nichts Anderes

bei sich hatten als ein wenig Wasser in Arumsblättern, und eben vielleicht aus diesem Grunde zurückhaltender und verständiger waren. Man erfuhr von ihnen, daß die große Insel Puinipet heiße. Mit Bestimmtheit sagten sie, daß die südlichere der niederen Gruppen Andema heiße, mit weniger Gewißheit aber, daß die nördlichere Paghenema genannt werde. Auch erfuhren die Russen von diesen Eingebornen die Namen der kleinen Inseln, aber nicht so deutlich, daß sie dieselben auf die Charte setzen konnten. Sie sind: Air, Ap, Kuruburau, Paiti, Pingelap, Uneap, Ame. Wie es scheint, sind das die in der Nähe von Puinipet gelegenen Inseln. Meaïra, Avada, Mo, Uaragalama sind wahrscheinlich diejenigen, welche die Gruppe Andema bilden. Die nördliche Gruppe besteht aus den Inseln Kapenoar, Ta, Katelma, Tagaik. Noch erwähnten sie die Insel Kantenemo, die Mannschaft konnte aber nicht begreifen, wo sie liegen sollte. Alle diese Inseln zusammen erhielten die Benennung Seniavine-Inseln zu Ehren des berühmten Admirals dieses Namens. Nachdem sie sich von den Insulanern getrennt hatten, steuerten sie gegen Norden, und sagten ihrer Entdeckung Lebewohl, indem sie es sehr bedauerten, ein Land nicht näher untersuchen zu können, das Seefahrern mehr Hülfsquellen zu versprechen schien, als alle anderen Inseln dieses Archipels.

Die Seniavine-Inseln liegen zwischen 6° 43′ und 7° 6′ nördlicher Breite, und 201½° und 202° westlicher Länge des Meridians von Greenwich.

Insel Puynipet.

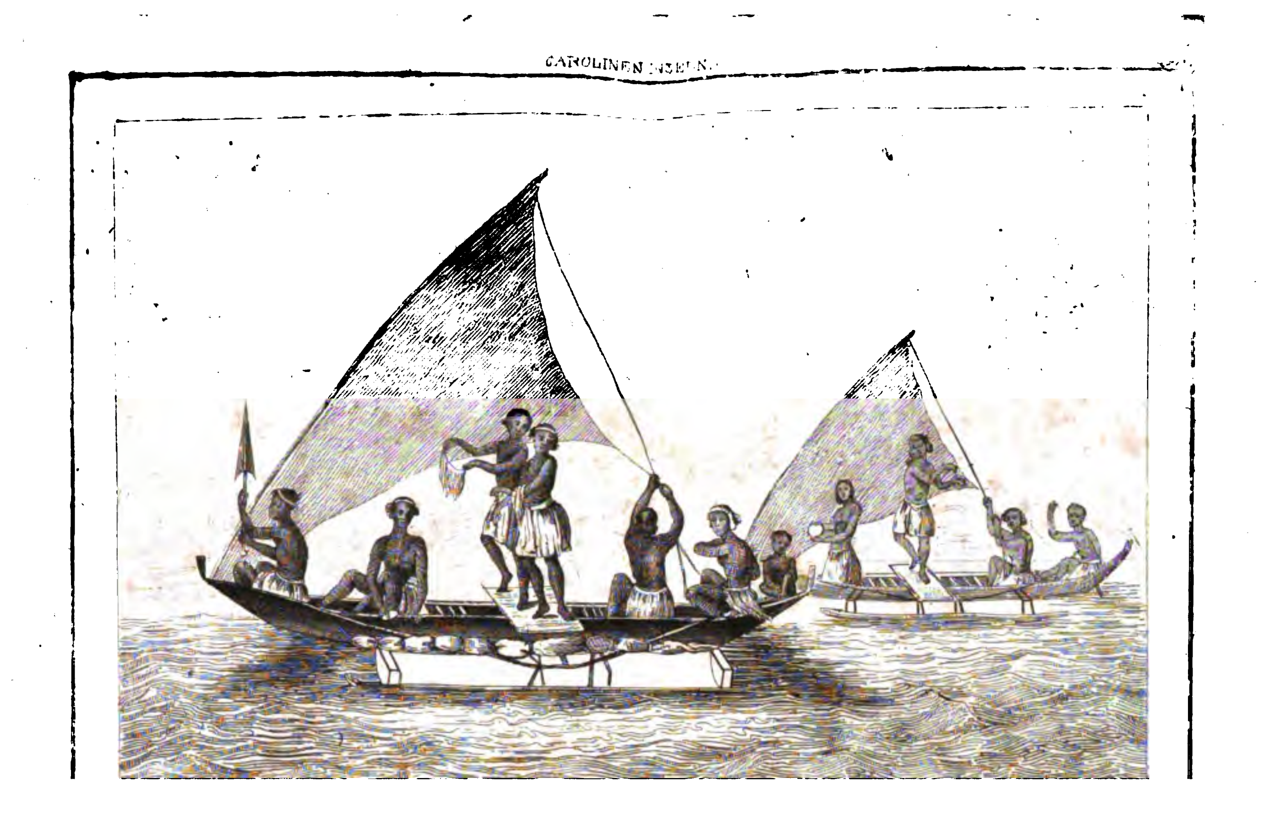
In der Hauptinsel Puynipet erkennt man die Insel Falupet des Vater Cantova, Pulupa, wovon die Bewohner der Ugai-Inseln mit dem Kapitän Duperrey sprachen, und Fanope, wovon in den Erzählungen Kadu's die Rede ist, oder noch besser Faunupei, ein Name, den sie auf allen westlichen Carolinen hat, wie wir selbst hörten.

Puynipet hat gegen 50 Meilen im Umfang; ihre höchste Spitze, der heilige Berg, so genannt von den Russen zum Andenken an den von dem Admiral Seniavine über die Türken errungenen Seesieg, liegt 458 Toisen (2930 englische Fuß) über dem Meeresspiegel; da sein Gipfel ziemlich flach ist, so würde man es auf den ersten Anblick nicht glauben, daß er beinahe um 1000 Fuß höher ist, als Ualan.

Auf seinem nordwestlichen Theile ist eine ganz flache Stelle, von wo aus das Land sich schnell gegen die nordwestliche Spitze der Insel (das Cap Zavaltchine) abdacht; diese leztere ist merkwürdig durch einen beinahe ganz steil abfallenden Felsen von ungefähr 1000 Fuß Höhe, welcher von Basalt zu seyn scheint; in andern Richtungen dacht sich das Land von der Spitze bis zum Ufer hin ganz unmerklich ab. Auf der nördlichen Küste findet sich eine isolirte und scharf ausgezeichnete Basaltmasse, welche, von Osten und Westen aus gesehen, einer Art Leuchtthurm gleicht.

So viel man dem Aeußern nach urtheilen kann, ist die Hauptformation der Insel, wie aller anderen hohen Inseln dieses Meeres, der Basalt; sie ist, wie sie, von einem Korallenriffe umgeben, auf welchem Inseln von verschiedener Größe, ebenfalls aus Korallen bestehend, zerstreut sind; in dem Hafen von Mouvant-Accueil, und ein wenig weiter gegen Westen hin, gibt es sogar am Ufer nur hohe Inseln. Puynipet ist ganz mit Grün

CAROLINEN INSELN.



bedeckt, aber es scheint unter dem Winde, d. h. auf der Süd- und West-Küste, weniger dicht zu seyn, als auf der Insel Ualan; Leuchterbäume und anderes Gesträuch, welches bis ins Meer herabhängt, bildete eine undurchdringliche Einfassung *).

Auf dem Ufer sieht man nur sehr wenige Wohnungen, denn die meisten sind in Gehölzen verborgen; aber der Rauch, der sich an mehreren Stellen erhebt, und große Haine von Kokosnußbäumen zeugen von der zahlreichen Bevölkerung der Insel, besonders im nördlichen Theile. Der südwestliche scheint weniger bevölkert zu seyn. Die Russen sahen daselbst bei verschiedenen Gelegenheiten ungefähr 500 erwachsene Menschen. Die ganze Bevölkerung der Insel, Weiber und Kinder mitinbegriffen, könnte sich, wie sie glaubten, auf ungefähr 2000 Seelen belaufen. Auch sahen sie Menschen auf der Gruppe Paghenema, ohne aber entscheiden zu können, ob sie nur zuweilen dahin kommen, oder ihren festen Wohnsitz daselbst haben. In jedem Falle ist ihre Zahl sehr gering.

Die Häuser sind von den Wohnungen auf Ualan ganz verschieden; sie haben nicht, wie diese, ein an den Enden hohes Dach, und gleichen mehr den Hütten der Bewohner der niedrigen Carolinen. Die Puynipeter unterscheiden sich auf eben so auffallende Weise von den Ualanesern, wie von den Carolinern; sie schließen sich dem Aeußern nach noch viel mehr an die Rasse der Endamenen, d. h. der ersten Bewohner von Melanesien, an, und nach dem folgenden von Lütke entworfenen Bilde zu urtheilen, hat er nicht Recht, wenn er sie mit den Papu's vergleicht: „Die Puynipeter haben ein breites und plattes Gesicht, eine breite und plattgedrückte Nase, dicke Lippen, krause Haare; einige haben große, hervortretende Augen, einen Ausdruck des Mißtrauens und der Wildheit; ihre Freude ist heftig und übermäßig; ein beständiges sardonisches Lächeln und Augen, die beständig nach allen Seiten umherschweifen, verleihen ihnen ein Aussehen, welches nichts weniger als angenehm ist. Ich sah nicht ein einziges friedliches und fröhliches Gesicht; nehmen sie etwas in die Hand, so geschieht es mit einer gewissen konvulsivischen Bewegung und mit der festen Absicht, es nicht wieder loszulassen, wenn es anders möglich ist, Widerstand zu leisten. Die Hautfarbe dieser ungestümen Menschen ist eine Mischung von Kastanienbraun und Olivenfarbe; sie sind von mittlerer Größe, gut gewachsen und scheinen sehr kräftig; jede ihrer Bewegungen zeugte von Entschlossenheit und Behendigkeit. Ihre Kleidung besteht in einem kurzen scheckigen Schurz, der aus Kräutern oder aus Blättern von trockener Bananenrinde gemacht ist, sich an den Gürtel anschließt und bis auf die Hälfte des Schenkels herabfällt, wie bei den Bewohnern von Radak." Ueber ihre Schultern werfen sie ein Stück Zeug von der Rinde des Maulbeerbaumes (morus papyrifera) und der Rinde des Brodbaumes, nach Dr. Mertens; wir aber treten der Meinung Lütke's bei; denn diese Gewebe aus Papiermaulbeerbaumrinde macht man auf Taiti und Ha-uai. In der Mitte ist zuweilen ein Schlitz, durch welchen man den Kopf hindurchsteckt, gerade wie bei dem Poncho der Südamerikaner und den Mänteln, welche wir auf den westlichen Carolinen gesehen haben.

Wir sind der Meinung Lütke's, der sie von den Papu's Neu-Guinea's abstammen läßt, nicht beigetreten; wir glauben, daß sie Endamenen sind und von Neu-Irland abstammen, das, nur ungefähr 250 Lieue's

*) S. Blatt 105.

von ihnen entfernt, eine weit kürzere Entfernung, als die ist, auf welche die Bewohner der niedrigen Carolinen gewöhnlich ihre Reisen ausdehnen.

Die Russen konnten die Erzeugnisse der Insel Puynipet nicht untersuchen; aber wahrscheinlich sind es ungefähr dieselben, wie auf Ualan, auch dürfte das Klima ebenso feucht seyn, wie auf der leztern Insel.

Wilder Hund. — Die Russen fanden auf Puynipet den Hund, dessen Vorkommen auf dem Carolinenarchipel man läugnete, und Lütke glaubt, er sey mit den Bewohnern aus einer andern Gegend gekommen. Der, welchen er von den Eingebornen erhalten konnte, war von einer Rasse, die von allen europäischen Hundsrassen verschieden ist; er hatte den Wuchs eines dänischen Hundes, und glich ihm mehr als jedem andern; eine breite Stirne, spitzige Ohren, ein langer, beinahe immer herabhängender Schwanz gaben ihm den nämlichen Charakter von Wildheit und Mißtrauen, der seine Herren auszeichnete; er hatte kurzes, rauhes, weißes und schwarz geflecktes Haar, und ob er gleich erst drei Wochen alt zu seyn schien, so war er doch so wild, daß er einige Tage lang nicht unter der Lafette einer Kanone hervorging und beständig knurrte. Er gewöhnte sich später an die Mannschaft, legte aber seine hinterlistige Bosheit niemals ab, und wenn er Jemand sah, der ihm fremd war, so suchte er sich hinter ihn zu schleichen und ihn in die Beine zu beißen; er bellte niemals, sondern heulte bisweilen. Im Hafen von Lloyd im Archipel von Munin-Sima führte man ihn einst ans Land, und sogleich suchte er in den Wald zu entfliehen, und biß einen Mann, welcher ihn fangen wollte, in die Hand. Bei der Ankunft des Seniavine zu Cronstadt bei Petersburg ergriff er auch die erste Gelegenheit zu entfliehen, und man sah ihn nie wieder.

Die Erscheinung des Phosphorescirens des polynesischen Oceans erklärt.

Nirgends ist wohl das Phosphoresciren des Oceans auffallender, als im großen Carolinen-Archipel. Ueber diese Erscheinung waren von jeher die Gelehrten sehr verschiedener Ansicht, und wir werden hier eine Erklärung geben, die uns das Räthselhafte am natürlichsten zu lösen scheint. Den ersten Theil entnehmen wir einer Schrift des Dr. Coates, eines Amerikaners und ausgezeichneten Reisenden in Indien, den zweiten dem gelehrten B. de Saint-Vincent.

Die Mollusken und andere Seethiere, sagt Coates, sind mit einer Leuchtkraft begabt, wie das Scheinwürmchen, nur in weit höherm Grade.

Wenn man während der Nacht aufmerksam die Welle beobachtet, welche sich am Ufer bricht, so bemerkt man, daß sie im Augenblick ihres Anschlagens einen leichten Schein von sich gibt, und daß, wenn sie sich zurückzieht, um einer andern Platz zu machen, der Sand einen Augenblick mit Funken bedeckt ist, welche nur glimmen und verschwinden. Dieser Schimmer kann eine Vorstellung von Dem geben, was man unter dem Phosphoresciren des Oceans versteht.

Zu allen Zeiten und beinahe unter allen Umständen ist der durch das Vordertheil eines Schiffes aufgeregte Schaum mit kleinen silberfarbigen Sternen besäet, welche auf den Wellen hüpfen und im Kielwasser verschwinden. Diese glänzenden Pünktchen sind so klein, daß man sie kaum von der Flüssigkeit, auf welcher sie schwimmen, trennen kann. Uebrigens verlieren sie, sobald sie außer ihrem Elemente sind, ihre Leuchtkraft, die mit dem

Leben des Thieres ganz aufhört. Die wenigen, welche ich untersuchen konnte, waren gallertartige Mollusken und mikroskopische Krabben; bei den erstern leuchtete die ganze Substanz, die anderen verbreiteten, wie der Leuchtwurm, einen von Zeit zu Zeit erscheinenden Schimmer, der von einem auf ihrem Schwanze befindlichen Herde ausging.

Hauptsächlich in den tropischen Gegenden, im indischen und im großen Ocean entwickelt sich dieses Schauspiel in seiner ganzen Pracht. Das Schiff läßt eine Feuerspur hinter sich, und oft sieht man unter dem Kiele flammende Kugeln, welche bis auf mehrere Toisen Tiefe hinabgehen. Diese Kugeln haben gewöhnlich die Dicke eines Stückfasses; Peron und Lesueur aber sahen einige, die bis zu zwanzig Fuß im Durchmesser hatten. Nun gleicht die Krone der Welle einer Phosphorlinie; jeder Ruderschlag, jeder Taucher bringt einen Blitz hervor und streut Funken umher. Die größern Fische verrathen sich durch den Kometenschweif, welchen sie hinten nachziehen, und oft ist die Helle hinreichend, um sie mit Sicherheit zu harpuniren.

Das Meer gleicht bisweilen einem Schneefelde, und Peron versichert, daß es auch prismatische Färbungen annehme, welche jeden Augenblick wechseln; diese Erscheinungen sind jedoch selten.

Einer der merkwürdigsten Fälle eines solchen Leuchtens des Oceans wurde von einem Schiffe beobachtet, das sich in der Gegend von Triston d'Acunha befand. Die Nacht war düster und feucht, und der Wind zu schwach, um die Segel aufzublähen; das Schiff rollte schwerfällig dahin; eine Nebelwand, welche sich bei Sonnenuntergang im Norden gezeigt hatte, rückte wie eine ungeheure Mauer gegen dasselbe vor, und drohte es zu verschlingen. In diesem Augenblicke fuhr ein Blitz über die ganze Oberfläche des Meeres, und erhellte es vollständig. Dieß wiederholte sich fünf- oder sechsmal nach einander in Pausen von einigen Sekunden, und der Nebel senkte sich auf das Schiff nieder. Sogleich erhob sich der Wind; man spannte die Segel aus, und das Schiff kam wieder in Gang. Man hatte nicht Zeit zu untersuchen, was diese Blitze verursacht habe; aber das Schiff fuhr in der Nacht durch einige Bänke von Wasserinsekten, ohne Zweifel waren es diese, welche das Leuchten erzeugt hatten.

Einige Gelehrte sahen in dieser Erscheinung die Wirkung der durch die Reibung der Wellen verursachten Elektricität; andere das Resultat einer Art Lokalgährung, welche sich unter gewissen Bedingungen erzeugt. Sehr Viele schrieben es dem wohlbekannten Phosphoresciren verfaulter Fische oder der Zersetzung ihrer Ueberreste zu; die wahre Ursache aber scheint das freiwillige Leuchten gewisser Arten von Seethieren zu seyn, welche beinahe alle zum Geschlecht der Mollusken, zum Theil auch zum Geschlecht der gelenkschaligen Thiere gehören.

Die Hypothese, welche die Erscheinung durch Elektricität erklärt, ist die unhaltbarste; denn gäbe man selbst die Möglichkeit zu, in einem beweglichen Fluidum, das kein vollkommener Leiter ist, ein ähnliches elektrisches Leuchten zu erhalten, wie es das Reiben weißen Zuckers und des Glases in der Dunkelheit hervorbringt, so würde das physische Gesetz, wornach gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen hervorbringen, zu der Erwartung berechtigen, daß das Leuchten über eine große unter dem nämlichen Meridian liegende Wasserfläche verbreitet wäre. Es ist dem aber nicht so. Ein Schiff ist oft von einer so großen Helle umgeben, daß man auf dem Verdecke lesen kann, und im Augenblick darauf ist es in die tiefste Dunkelheit

begraben. Ueberdieß entwickelt sich die Elektricität besonders in einer kalten und trockenen Atmosphäre, während das Phosphoresciren des Oceans in den tropischen Klimaten stärker ist und durch Regen oder Sturm nicht gehindert wird. — Die Annahme von einer Gährung der Oberfläche des Wassers ist nicht befriedigender; denn sie müßte eine gleiche Verbreitung des Lichtes auf den ganzen Raum, auf welchem sie vor sich ginge, nach sich ziehen; aber die leuchtende Materie ist beinahe immer unter der Gestalt von Massen oder Theilchen sichtbar, und die wenigen Ausnahmen von dieser Regel können nicht wohl eine Erklärung nach den bekannten Gesetzen der Gährung zulassen. — Das von Fischen im Zustande der Fäulniß ausgestrahlte Licht ist eine Theorie, welche scheinbar mehr für sich hat; aber sie hält dem Einwurfe der weiten Ausdehnung des Leuchtens nicht Stich. Es wurde gezeigt, in welch unberechenbarem Verhältniß die Geschöpfe des Oceans sich vermehren; in gleichem Verhältniß erfolgt auch ihr Tod; aber Luft und Wasser wimmeln von Geschöpfen, welche aufräumen und sich von Allem nähren, was auf der Oberfläche oder in der Tiefe des Wassers stirbt. Der Albatroß, der Sturmvogel, die Captaube, die Möven und andere Vögel, welche zu Tausenden auf dem Ocean umherschweifen, ergreifen Alles, was sich ihrer Gefräßigkeit darbietet. Sie folgen ganze Tage lang den Schiffen, und lauern auf die Ueberreste der Schiffsküche, und man fängt sie oft vermittelst einer Leine und einer Angel, an welche man Fleisch steckt. Sterben sie, so werden sie hinwiederum von den Fischen verzehrt, und was diese von ihrem Mahle übrig lassen, verzehren die Mollusken. So werden die Gewässer beständig rein gehalten, und auf einer Cubikliene Wasser findet sich vielleicht nicht so viel faulender Stoff, daß sich ein Kubikfuß Licht erzeugen könnte. Man könnte die Welt Einigemale umsegeln, ohne einem auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden faulenden Thiere zu begegnen.

Was den Zweck des Phosphorescirens der Mollusken betrifft, so ist den Vermuthungen über diesen Punkt ein weites Feld geöffnet; erwägt man aber, daß die Fische durch das Licht angezogen werden, und daß Schalthiere ihr natürliches Element verlassen und um ein auf dem Ufer angezündetes Feuer herumkriechen, so ist man versucht zu glauben, daß Thiere, welche sich nicht so leicht von einem Orte zum andern bewegen können, mit dieser Leuchtkraft begabt würden, um dadurch ihre Beute desto leichter in ihre Nähe zu locken.

Es ist kein Zweifel, schreibt St. Vincent, daß es im Ocean viele Thierchen, gelenkschalige und sogar viele stark phosphorescirende Thiere gibt, welche zu seinem mächtigen Glanze beitragen, wie es auf der Erde und in den Lüften Leuchtkäfer und Aschenpüster gibt, welche die Schönheit unserer Nächte erhöhen, ohne daß jedoch diese kleinen Thiere die Ursache des Mondlichtes sind. Wir wollen also die obigen Behauptungen nicht wiederholen und beschränken uns auf die Bemerkung, daß es immer noch Naturforscher gibt, welche die einzige Ursache des Phosphorescirens der Meere immer in unsichtbaren Thierchen suchen. Sie rufen ewig die Noctiluca miliaris zu Hülfe. Suriray, ein eifriger Naturforscher aus Havre, der Myriaden dieser Thierchen beobachtet und sie leuchtend gefunden hat, betrachtete sie als die Hauptursache der in Frage stehenden Erscheinung. Folgt daraus, daß die Meere der antipodischen Gegenden, wo sich die noctiluca miliaris nicht findet, nur durch sie funkeln? Ein grober Irrthum, wenn er einmal

mit Hülfe einiger Deklamationen, die man für Büffon'schen Styl hält, in der Wissenschaft ständig geworden ist, läßt sich nur schwer verdrängen!

In allen Regionen des Oceans scheint, sobald der Tag verschwindet, ein neues Licht aus dem Schoße der Gewässer emporzusteigen, gleichsam um die traurige Finsterniß, womit die unermeßliche Fläche geschlagen wird, zu mildern. Auf den Gipfeln der Wellen, welche in sich selbst zurückfallen, in dem beständigen Wirbel, der sich um das Steuerruder großer wie kleiner Fahrzeuge bildet, in den Wellen, welche das Vordertheil des Schiffes von einander trennt, endlich in den stürmischen Wogen, die sich unaufhörlich an Felsen und Riffen brechen oder an langen Ufern abrollen, glänzen die schäumenden oder bewegten Theile des Wassers von einer Menge funkelnder Punkte. Diese Punkte, obgleich blendend, sind oft beinahe für das Auge unerkennbar; ein andermal aber sind es rechte Blitze, die man für Vorläufer des Donners halten möchte. Ein bei Nacht durch heftige Winde getriebenes Schiff läßt eine leuchtende Spur hinter sich, welche nur langsam erlöscht. Sandige, vom Meerwasser gebadete Ufer, Meergras oder andere Erzeugnisse des Oceans, scheinen beim Herausnehmen in der Dunkelheit plötzlich zu leuchten, wenn man sie nur ein wenig berührt oder hin- und herbewegt; auch die Eindrücke einer auf den Sand gelegten Menschenhand oder eines Fußes schimmern wie Leuchtkäfer. Es gibt Gegenden, besonders in heißen Ländern und unter der Linie, wo solche Funken in zahlloser Menge dem Aeußern des Oceans selbst einen merkwürdigen Schimmer verleihen. Ein Kübel voll Meerwasser, welchen man während des Tages schöpft, und in welchem sich, wie man durch ein Vergrößerungsglas sich überzeugt hat, kein lebendes Wesen befindet, zeigt, wenn man es schüttelt, in der Dunkelheit ebenfalls leuchtende Punkte, und läßt sogar auf den Körpern, die man darein taucht, leuchtende Spuren zurück. Bewahrt man dieses Wasser auf, und läßt es verderben, so verliert es seine Leuchtkraft.

Außer diesen leuchtenden Fünkchen, wovon eben gesprochen wurde, sind die großen Gewässer mit einer Menge Wesen angefüllt, welche ein aus ihrer Organisation sich ergebendes Licht verbreiten. Ein Thier, das diese Eigenschaft in hohem Grade besitzt, ist die monophora noctiluca, N., pyrosoma Peron's, Geschöpfe, die wie die Medusen, Beroës und Biphoren, sämmtlich zu der Klasse der durchsichtigen und gallertartigen Würmer gehören. Sie scheinen über ein Licht gebieten zu können, dessen Intensität sie nach Gefallen vermehren oder vermindern, und das sie ganz aufhören lassen, wenn sie es zu wollen scheinen. Wäre es nicht erwiesen, daß diese Thiere geschlechtslos sind, so könnte man annehmen, daß die Natur, indem sie ihnen die Fähigkeit verlieh, ihre Existenz vermittelst eines ihnen eigenen Lichtes kund zu geben, es ihnen möglich machte, mit diesem Licht ein Liebeszeichen zu geben, so daß das eine Geschlecht sich seines Feuers bediente, um das des andern zu entzünden. Vorerst scheint es nun, daß Wesen von so vollkommener, kaum bemerkbarer Organisation, ohne Waffen zur Vertheidigung und Mittel zur Flucht in den Schoß eines Elementes geworfen, dessen Stöße so fürchterlich sind und das von gefräßigen und riesenhaften Geschöpfen wimmelt, welche, um ihre Riesenmasse zu nähren, ein ungeheures Maß von Nahrung ohne Wahl nöthig haben; es scheint, sagen wir, daß diese Wesen von der Natur eine durchsichtige Organisation nur darum empfangen haben, damit sie von dem sie umgebenden Fluidum nicht zu unterscheiden sind und wegen ihrer Langsamkeit nicht eine Beute ihrer

Feinde werden, welche leicht die ganze Masse vernichten könnten. In welcher Absicht hat ihnen aber die Natur, in scheinbarem Widerspruch mit dieser Eigenschaft der Durchsichtigkeit und Unerkenntlichkeit eine ganz entgegengesetzte verliehen? Warum sieht man sie in der Stille und während der Finsterniß gewissermaßen aus sich selbst heraustreten und weithin ihre hinfällige Existenz verkündigen? Und noch sonderbarer, im Augenblick der Gefahr selbst verbreiten die phosphorischen Thiere ihr feuchtes Licht; und statt daß das Gefühl ihrer großen Schwachheit sie bestimmte, sich in den Wellen, von welchen sie ununterscheidbar hin- und hergetrieben werden, verborgen zu halten, glänzen sie mitten in den Gefahren. Wirklich strömen solche Thiere nur dann das Licht aus, wenn man sie beunruhigt, wenn die Wellen sie durch ihr Zusammenstoßen quetschen, oder wenn sie auf einen Körper stoßen, der ihnen Widerstand leistet, oder lassen sie auch in dem Kielwasser eines Schiffes, dessen Wirbel sie ermüdet, plötzlich ihre weißglühende Masse funkeln.

Die Analogie der Molluskenwürmer, welche eine sehr merkwürdige Familie bilden, und der mikroskopischen, einstweilen Infuserien genannten, Thierchen, ist so bestimmt, daß man daraus den Schluß ziehen zu können meinte, Myriaden von für das bloße Auge nicht erkennbaren Thierchen, welche im Meere leben, haben, wie die gallertartigen Mollusken, die Fähigkeit, ebenfalls nach Willkür zu leuchten, und entwickeln dieses Vermögen unter den nämlichen Umständen, und nur der Phosphorescenz der mikroskopischen Thierchen dürfe man das Leuchten des Oceans zuschreiben. Das in den Meergrasbüscheln, welche einer größeren Anzahl von Infusionsthierchen zum Aufenthalt dienen, häufigere Vorkommen von Funken wäre eine Hypothese zu Gunsten der eben angeführten Meinung. Aber warum sind die Pantoffelwürmer, die Cyliden, die Beutelwürmer, die Wirbelwürmer des süßen Wassers nicht ebenfalls phosphorisch? Warum sehen wir im Sumpfwasser, wo uns das Mikroskop eine eben so große Menge für das unbewaffnete Auge nicht sichtbarer Thiere zeigt, keine Erscheinung, die dem aus dem unermeßlichen Meere, welches doch nicht minder bevölkert ist, hervorleuchtenden Glanze auch nur in geringerem Maße ähnlich wäre? Gestehen wir es offen, es ist noch keine mikroskopische Beobachtung bekannt, auf welche sich die Ansicht Derjenigen stützen könnte, welche die Phosphorescenz des Meeres durch mikroskopische Thierchen erklären. Nur auf die oft trügliche Analogie hat man dieses System gebaut und es mit einer Zugabe von Deklamationen ausgestattet. Niemand hat je behauptet, er habe mit eigenen Augen einen für das bloße Auge unsichtbaren Mollusken oder ein Infusionsthierchen glänzen sehen. Wir nun, die wir während einer Reise in der andern Hemisphäre alle Gewässer untersucht haben, fanden nur durch Zufall in funkelndem Wasser einige mikroskopische Thierchen, welche aber nicht funkelten. Ein andermal löschten wir die Astrallampe aus, deren Glanz uns ganze Nächte hindurch zur Erleuchtung der Gegenstände unsers Mikroskops diente, wenn sein Focus Tausende kleiner Thierchen in einem Tropfen Meerwasser enthielt, und alsdann konnten wir nichts mehr erkennen. Wären die in Untersuchung gestellten mikroskopischen Thierchen auch nur ein wenig leuchtend gewesen, so wären sie sichtbar geblieben. Für uns ist es also erwiesen, daß die Meerthierchen gar nicht oder nur wenig Theil haben an einer Erscheinung, welche man ihnen indeß heut zu Tage durch Analogie einstimmig und hauptsächlich auf die Autorität Peron's hin

zuschreibt, eine Bestätigung für jenen Grundsatz des großen Baco: „die Analogie und die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen sind nicht immer hinlängliche Beweise für die Wahrheit einer Sache.“

Die eben angeführte Stelle hat uns kritische Bemerkungen von Seiten eines Naturforschers eingetragen, der mit vieler Genauigkeit eigene Entdeckungen gemacht hat, und dessen Ansicht der gute Gebrauch, welchen er von seinem Mikroskop am Ufer des von ihm bewohnten Meeres macht, großes Gewicht verleihen würde, wenn es sich bloß darum handelte, ob auch nur der geringste Zweifel an der Mitwirkung der Seethiere bei der Phosphorescenz noch vorhanden wäre. Dieser Beobachter, der fest darauf zu bestehen scheint, daß die Phosphorescenz bloß von leuchtenden Thierchen herrühre, der uns aber nicht sagt, daß er jemals ein wahres, im Dunkeln leuchtendes mikroskopisches Thierchen auf seinem Instrumente gefunden habe, führt die Beobachtungen eines Naturforschers an, der nämlich für das Auge beinahe unsichtbare und phosphorische gelenkschalige Thiere an den Ufern von Martinique entdeckte. Wir sind weit entfernt, diese Thatsache zu bezweifeln: es ist wohl bekannt, daß Banks (Trans. phil. 1810, part. 3) auf offenem Meere den cancer fulgens beobachtete, der, nach dem Ausdrucke dieses Gelehrten, einen sehr lebhaften Glanz verbreiten soll. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man ein anderes gelenkschaliges Thier auf Malabar, das zum Geschlechte lynceus gehört, und, wenn es sich im Meere bewegt, dort mit einem blauen Scheine leuchtet; und schon Reville (Mem. des savants étrangers, t. III) glaubte, eine Art leuchtendes Oel, das von ähnlichen Thieren herrühre, verursache die Phosphorescenz des Oceans. Weil es übrigens so viele große und unendlich kleine Medusensterne gibt, welche mit einer Leuchtfähigkeit begabt sind, so kann es auch wohl gelenkschalige Thiere, denen diese Fähigkeit zugetheilt ist, in noch größerer Anzahl geben, als jener Gelehrte vermuthet, der nur Eines zu kennen scheint. Diese gelenkschaligen Thiere, welche sich in gewissen Gegenden vermehren, wie dieß die Daphnien und andere gelenkschalige Thiere zu Myriaden in unsern Cisternen und in gewissen Sümpfen thun, geben ohne Zweifel einen glänzenden Schein von sich, wie die Pyrosomen, Beroës und Biphoren. Die Beobachtungen Gaimards lassen übrigens keinen Zweifel mehr über diesen Gegenstand zu, und Lesson, der in dem Bulletin des sciences naturelles et geologiques (September 1825, Nr. 9 S. 130) die Arbeiten seines jungen Freundes näher erklärt, sagt: „Wir selbst sahen in den Meeren heißer Gegenden oft azurblaue Punkte, welche wie Edelsteine glänzten und sich mit unglaublicher Schnelligkeit bewegten, und nie zweifelten wir im Geringsten, daß sie von einer ausnehmend kleinen blauen Krabbe herrühren, die wir mit einem Beuteltuche fingen, und die wir nur mit einer sehr starken Lupe erkennen konnten.“ Quoy und Gaimard, welche sich mit der Phosphorescenz des Meeres beschäftigten, geben sehr bemerkenswerthe Nachweisungen über diesen Punkt. Sie erzählen (Ann. des sciences naturelles, t. IV, p. 12), als sie vor der kleinen Insel Rawak, die gerade unter dem Aequator liegt, vor Anker gelegen seyen, hätten sie eines Abends auf dem Wasser weiß glänzende Linien gesehen. Sie fuhren mit ihrem Canot durch dieselben hindurch, und wollten davon fangen, fanden aber nur ein Fluidum, dessen Glanz ihnen zwischen den Fingern verschwand. Kurze Zeit nachher in der Nacht und bei einem hellen Meere sah man neben dem Schiffe viele dieser weißen

und feststehenden Linien; als man sie untersuchte, fand man, daß sie von äußerst kleinen Zoophyten herrührten, welche einen so feinen und dehnbaren leuchtenden Stoff enthielten, daß sie, wenn sie schnell und im Zickzack schwammen, auf dem Meere leuchtende Streifen zurückließen, welche Anfangs einen Zoll breit waren, sodann aber durch die Bewegung der Wellen bis auf zwei und drei Zoll stiegen. Bisweilen waren sie einige Klafter lang. Da diese Thiere dieses Fluidum selbst erzeugen, so strömen sie es nach Gefallen aus. In einem Becher, welchen man auf die Oberfläche des Meeres hinabließ, fingen sich zwei dieser Thierchen, welche sogleich das Wasser ganz erleuchteten. Die Beobachter, von denen wir diese Thatsachen entlehnt haben, gestehen, daß sie diese Thierchen, welche ein so phosphorisches Fluidum erzeugten, nie recht hätten unterscheiden können. Auch fügen sie bei, daß die Stille, die Hitze und besonders die große Menge elektrischen Stoffes in der Luft die Intensität der Phosphorescenz vermehren. Wenn sie Massen leuchtender Thierchen, oder den klebrigen Stoff, der nach ihrer Meinung von denselben gebildet wird, dessen Durchsichtigkeit aber nicht erlaubt, dieselben darin wahrzunehmen, befühlt haben, so bemerkten sie einen Geruch, wie man ihn auf einer Elektrisirscheibe wahrnimmt, wo eine große Masse Elektricität sich aufgehäuft hat. — Allein diese Beobachtungen und Behauptungen sind durchgängig sehr ungenau. Wie können Quoy und Gaimard, da sie sich niemals des Mikroskops bedient haben, darüber entscheiden, daß der Meerschleim von Thierchen durchdrungen sey, welche allein ihm die Fähigkeit verleihen, zu funkeln? Wie mögen sie, da sie doch in den phosphorescirenden Körpern einen der Elektricität eigenthümlichen Geruch erkannten, behaupten die Elektricität habe keinen Theil an der Phosphorescenz? Endlich, wenn kleine für das Auge nicht erkennbare Zoophyten leuchtende Spuren von mehreren Klaftern Länge hinter sich lassen, und beträchtlich große Gefäße mit einem feuchten Lichte anfüllen, ist der phosphorische Stoff, der aus ihrem Körper beinahe maßlos ausströmt, ein Gemisch anderer Thierchen, und sind die mikroskopischen Thierchen, welche eine gegen ihren Umfang so unverhältnißmäßige Menge davon erzeugen und verbreiten, etwas Anderes, als die Bereiter einer glänzenden Substanz, welche, sobald sie ausgeströmt ist, durch sich selbst leuchtet? Wir wiederholen es: daraus, daß große und kleine Seethiere phosphorisch sind, folgt nicht, daß die ganze Phosphorescenz des Meeres nothwendig solchen Thieren zugeschrieben werden muß. Es behaupten, darauf bestehen, und jede andere Erklärung der Phosphorescenz, als die durch unsichtbare Polypen, Medusensterne und gelenkschalige Thiere, für widersinnig zu erklären, wie es Peron und alle Anderen thun, die sich in seine Fußstapfen verirrt haben, scheint für eine gute Logik nicht zulässig zu seyn. Wäre es uns vergönnt, den Erdkreis von einem Punkte des Raumes aus, durch welchen sein täglicher Lauf ihn hinführt, zu überblicken, und könnten wir in der Dunkelheit einer Nacht die Leuchtwürmchen, die Lucayo's und die Aschenpüster, deren Glanz oft so lebhaft ist, durch die Fluren fliegen sehen, würden wir durch die Phosphorescenz der Insekten die Nordlichter erklären, welche zugleich mit ihnen die Nächte erhellen würden? Gibt es nun nicht auch auf der Meeresfläche andere leuchtende Körper, als die, von welchen bisher die Rede war? Peron selbst erzählt (voy. aux Terres aust. t. IV, p. 180), daß, als er in der Gegend des Cap Leuwin nach dem Suchtaue fischen ließ, auf 90 oder 100 Klafter weit nicht nur

verschiedene Zoophyten, sondern auch Seegras und Watte in großer Menge phosphorisch waren, ein Schauspiel, das um so mehr ergözte, als der Fang im Dunkeln vorgenommen wurde. Unser Reisender, welcher in der Fortsetzung seiner Denkschrift S. 193 behauptet, daß, da das Meer, je tiefer man komme, immer mehr auch an Wärme abnehme, es in seinen Tiefen endlich im Zustande ewiger Eiseskälte sich befinden müsse, bemerkt hier, daß die Erzeugnisse desselben, welche man aus ziemlich bedeutender Tiefe heraufzog, selbst Seegras und Watte nicht ausgenommen, nicht bloß leuchtend waren, sondern auch wenigstens um drei Grade wärmer, als auf der Oberfläche des Oceans. Ohne diesen Widerspruch zu rügen, wollen wir an die Beobachtungen Leroy's, Professors an der medicinischen Schule zu Montpellier, und an die Folgerungen erinnern, welche man aus den durch diesen Physiker (Savants étrang. t. III, p. 143) gemachten Erfahrungen ziehen kann. Er bemerkte ganz wie wir: „daß das Meerwasser nur leuchtete, wenn es bewegt wurde, und um so mehr Licht verbreitete, je stärker die Bewegung war; daß, wenn man solches Wasser in ein offenes Gefäß brachte, es nach einer gewissen Zeit gänzlich zu leuchten aufhörte, wie stark man es auch bewegen mochte; daß, wenn es dagegen in einem wohl verschlossenen Gefäße enthalten war, es lange Zeit seine phosphorische Eigenschaft beibehielt, was nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn die Phosphorescenz durch Thierchen hervorgebracht worden wäre, welche in verschlossenen Gefäßen entweder sterben oder ihre Fähigkeit nicht entwickeln." Leroy machte im Gegentheil Meerwasser phosphorisch ohne Beihülfe eines lebenden Wesens. Er legte in Wasser, welches wenig oder gar nicht leuchtete, verschiedene todte Fische, wie Häringe und Meerhechte; sobald die Substanz dieser Fische zu faulen anfing, was nach Verlauf von 24 Stunden erfolgte, so wurde die Oberfläche des der Beobachtung unterworfenen Wassers ganz leuchtend, und besah man sie bei Tag, so schien sie mit einer fetten Materie bedeckt zu seyn; diese künstliche Phosphorescenz dauerte sechs oder sieben Tage. Man wiederholte den Versuch mit süßem Wasser, in welchem Meersalz, je eine halbe Unze auf die Pinte, aufgelöst worden war; die Wirkung war dieselbe: woraus der Schluß zu ziehen ist, den schon lange van Helmont gemacht hat, daß der ölige, von faulenden Fischen herrührende, durch Seesalz modificirte Stoff für sich allein die in Frage gestellte Erscheinung hervorbringen könne. Noch bemerkte man, daß das phosphorisch gewordene Wasser diese Eigenschaft mehr oder minder zu entwickeln schien, je nachdem der Körper beschaffen war, mit dem man es bewegte; so daß die Bewegung mit einem eisernen Werkzeug mehr Funken hervorbrachte, als die Bewegung mit der Hand, und diese leztere wieder mehr, als die mit einem Stücke Holz. Diese lezteren Versuche bewiesen, daß die Elektricität auch einigermaßen bei der Phosphorescenz mitwirke.

Der berühmte Forster (Reinhold) hatte schon vermuthet, daß der Phosphor auch an der Phosphorescenz Theil habe. Wir entwickelten diese Idee in unserer Reise nach den vier Inseln der Meere Afrika's, indem wir das Schauspiel beschreiben, das ein funkelndes Meer darbietet; da wir glaubten, daß mehrere Ursachen hiebei zugleich thätig seyn könnten, so sagten wir (t. I, p. 113) im dreizehnten Jahr der Republik: „Mehrere Naturforscher läugnen, daß das Funkeln des salzigen Wassers von Thierchen herrühre, da dieses Funkeln von dem Glanze, welchen sichtbare leuchtende Thiere ausströmen, ganz verschieden sey. Sie glauben, daß im Schoße

des Meeres, welches von unzähligen Wesen bewohnt werde, die, wie die Thiere der Luft und der Erde geboren werden, um zu sterben, Myriaden öliger Thiere verderben, die größtentheils einen beträchtlichen Umfang haben; und daß diese Fäulniß, welche nun seit Jahrtausenden ununterbrochen fortwährt, die Quelle des Meerphosphors sey, dessen Glanz bei der geringsten Bewegung sich kund gibt. Wirklich verhält es sich mit dem immer bewegten Ocean anders, als mit der beziehungsweise unbeweglichen Erde. So wie die auf lezterer lebenden Wesen sterben und an der Oberfläche sich zersetzen, so vermischen sich durch den Einfluß des Wassers, das in ihr Inneres eindringt, der spezifischen Schwere, der den organischen Theilchen, aus welchen die aufgelösten Wesen bestanden, eigenthümlichen Anziehungskraft, durch den Einfluß der Zeit und der Beständigkeit, oder durch andere unbekannte Ursachen die Elemente der zerstörten Körper ruhig mit einander, und erscheinen auf der Oberfläche des Bodens als neue Wesen oder in seinem Innern als Substanzen wieder, bei deren Bildung die Auflösung aller anderen thätig ist. In dem Meere gestatten dagegen die fortwährende Stoßbewegung von Osten nach Westen, welche man ihm zuschreibt, und die alle in ihm enthaltenen organischen Theilchen bald da- bald dorthin treiben muß, die Bewegung der Ebbe und Fluth und heftiger Strömungen, welche entweder neben einander hinströmen, oder sich durchkreuzen, das fortwährende Zusammenstoßen der in allen Richtungen von den entfesselten Winden getriebenen Wellen, endlich tausend andere Ursachen von ewiger Beweglichkeit das Zusammenwirken von Umständen nicht, welche zur schnellen Reorganisation der Körper nothwendig sind. Die Reste von Allem, was sich dort zersezt, werden durch die Gewalt der Strömungen fortgeführt, durch Stürme zerstreut und unter einander gerüttelt und vermischen sich endlich mit dem Wasser, das sie bei seiner furchtbaren Bewegung nicht untersinken läßt. Daher jene ölige und fette Eigenschaft des Meerwassers; daher auch jene gräßliche Bitterkeit und jener merkwürdige Schleim, wenn man die Finger, welche man eingetaucht hat, um ihn zu untersuchen, vorsichtig auseinanderzieht. Der salzige Geschmack des Meeres hat vielleicht keine anderen Gründe; und also ist es natürlich, in dem Phosphor, der aus so vielen Verfaulungen und Mischungen hervorgehen mußte, eine der Ursachen der Phosphorescenz des Meeres zu suchen. Da übrigens viele andere Ursachen zur Zersetzung der Gewässer beitragen und ihre flüssige Masse vermindern, diese Ursachen aber nicht gleichmäßig auf die Substanzen einwirken, welche die Gewässer in ihrem Zustande von Flüssigkeit aufgelöst enthalten, so ist wohl anzunehmen, daß das Meer immer mehr abnimmt, je älter die Erde wird, und das Salz, der Schleimstoff, die Bitterkeit und die Phosphorescenz mit jedem Tage zunehmen." Solche auf Beobachtung gegründete Ideen, mit Behutsamkeit ausgesprochen und aus früheren Aussprüchen geschickter Physiker abgeleitet, sollten weniger stolz und verächtlich behandelt werden, als dieß gewöhnlich von Seiten Solcher geschieht, welche schönen Einbildungen mehr Gewicht beilegen, als bewährten Erfahrungen. Es wäre keine chemische Ketzerei, wenn man annimmt, daß in dem Meerwasser und in dessen schleimigem Stoffe, gesichert gegen die Berührung der atmosphärischen Luft, ein flüssiger Phosphor enthalten sey, der, wenn er durch seine Berührung mit dem Sauerstoffe, womit das Meer ebenfalls angefüllt ist, frei wird, im Augenblicke dieses Processes sein lebhaftes Licht verbreite. Die schönen Beobachtungen Fourcroy's und

Vauquelin's (Ann. du mus. t. X, p. 169), geben den Beweis, daß in allen Säften der Fische phosphorisches Salz in Menge vorhanden ist. Besonders findet es sich in ihrer Milch.

Wer hat nicht schon jene schleimigen Streifen beobachtet, welche Häringsbänke häufig auf ihrem Zuge zurücklassen. Die Schiffer nennen sie Greßins, und sie erscheinen bei Nacht ebenfalls glänzend. Nie hat man geglaubt, ihr Leuchten rühre daher, daß sie von leuchtenden Nereïden, von funkelnden Medusensternen, von Beroë's oder cancer fulgens oder anderen leuchtenden Thieren durchdrungen seyen. Fourcroy sah in der Phosphorescenz eine Wirkung des Lichtes, das in die Eingeweide der Körper eindringt, und er hatte gewiß Recht. Eine Menge anderer Ursachen beschränken und vermehren es; und wenn so viele lebende oder todte Thiere des Meeres wirklich zu dieser Erscheinung beitragen, so geben sie damit vielmehr der allgemeinen Masse die Elemente, welche sie absorbirt haben, zurück, wenn wir sie funkeln sehen.

Insel Ualan.

Ualan ist gewiß dieselbe Insel, welche der Amerikaner Crozer im Jahre 1804 sah und Strong nannte. Im Jahr 1807 erhielt sie den Namen Hope und auf einigen Charten steht sie auch unter dem Namen Teyoa. Der Erste, der sie besuchte, war Duperrey, im Jahr 1824, und der Kapitän Lütke erforschte sie mit großer Sorgfalt im Jahr 1828. Sie gehört zu den hohen Inseln, wie Yap, Hogoleu und Puynipet. Ualan ist eines der interessantesten Länder des großen Carolinenarchipels. Die Civilisation ist dort schon ziemlich weit vorgerückt; seine Bewohner zeichnen sich aus durch ihre Sanftmuth, ihre Zurückhaltung, ihre Bescheidenheit und Keuschheit in der Ehe. Sie hat gute Häfen und 24 Meilen im Umfang. Ihr Mittelpunkt liegt unter 5° 19′ nördlicher Breite und ungefähr 161° westlicher Länge des Meridians von Greenwich, und der Hafen la Coquille, der diesen Namen von Duperrey empfangen hat, unter 5° 51′ 25″ nördlicher Breite und 160° 40′ 42″ östlicher Länge des Meridians von Paris.

In die Beschreibung dieser wichtigen Inseln werden wir einige Berichte der ausgezeichnetsten Reisenden nach chronologischer Ordnung einschalten. Wir haben schon einige Male uns erlaubt, die Berichte ausgezeichneter Reisenden und Seefahrer wörtlich mitzutheilen, ohne etwas daran zu ändern, und werden auch im Verfolg, da wo es nöthig scheint, uns diese Erlaubniß nehmen. Wir betrachten ihre Berichte als Lokalgemälde, die durch Bearbeitung leicht ihre eigenthümliche Färbung verlieren. Auch kann ein solches Verfahren die Mannigfaltigkeit und den Werth dieses Werkes nur erhöhen, indem wir aus mehreren hundert theils seltenen, theils kostspieligen Reise- und anderen alten und neuen Werken die kostbarsten und interessantesten Stücke mittheilen.

Hier zuerst die Erzählung Duperrey's. Er schreibt: „Wir erfuhren, daß die vornehmsten Häuptlinge die kleine Insel Lele bewohnten, welche unter dem Winde der Insel liegt, und begaben uns dahin. Die Entfernung von Ualan beträgt nur fünf Meilen; die Gegend, durch welche uns der Weg führte, ist von Flüssen bespült oder durchschnitten, und man muß ihnen öfters geraume Zeit folgen oder über sie setzen. Nicht viel angenehmer ist der Weg auf den Höhen, denn hier hat man Felsen zu

übersteigen, über welche zahlreiche Bäche herabstürzen. Jedoch trägt diese reichliche Bewässerung viel dazu bei, die Hitze des Klima's zu mäßigen, und bietet dem Auge frische und mannigfaltige Gemälde, welche die Beschwerlichkeiten einer solchen Reise überwinden helfen. — Als wir auf den Gipfel des Hügels gelangten, welche die beiden einander gegenüberliegenden Thäler scheidet, fanden wir auf einer kleinen Ebene mehrere Wohnungen, deren Umgebungen mit einem leichten Zaune eingefaßt waren. Die Eingebornen traten dienstfertig aus ihren Hütten heraus, um uns einige Erzeugnisse ihres Bodens anzubieten, und als wir uns wieder auf den Weg begaben, schlossen sich mehrere an unsere bisherigen Begleiter an, um uns die Früchte zu tragen. Diese Ebene lieferte den Einwohnern reichliche Nahrung, und scheint ihnen auch als leztes Asyl zu dienen; denn auf den Pflanzungen erblickten wir eine Menge kleiner Schoppen, welche man uns als Begräbnißplätze bezeichnete. — Durch das östliche Thal hinab folgten wir wieder dem Laufe der Bäche bis zum Hafen Chabrol, und begaben uns auf die Insel Lele, indem wir unsern Weg über eine gänzlich unter Wasser gesezte Korallenbank nahmen, welche den nördlichen Theil dieser Insel mit dem Ufer von Ualan verbindet.

„Die Insel Lele hat nur eine Meile Ausdehnung von Osten nach Westen und ist zwei Meilen breit. Ihr östlicher Theil hat einen ziemlich hohen kegelförmigen Berg; der übrige Theil ist sehr niedrig, und würde wahrscheinlich durch das Meer überschwemmt werden, wenn nicht die Einwohner, die diesen Ort zu ihrem Hauptwohnsitz erkoren haben, die Vorsicht gebraucht hätten, den Boden um 15 bis 20 Fuß über den Meeresspiegel zu erheben und die ganze Insel mit einer Mauer einzufassen, welche der Fluth einen unübersteiglichen Damm entgegenstellt. — Das so durch den Fleiß der Bewohner geschüzte Dorf wird in verschiedenen Richtungen von Kanälen durchkreuzt, auf welchen die Piroguen leicht fahren können, wenn das Meer hoch ist; die Mauern, welche diese Kanäle einschließen, so wie die, welche sich um die ganze Insel herumziehen, bestehen aus künstlich behauenen und ohne ein Bindemittel auf einander gelegten Basalt- und Korallenstücken. Die Bewohner errichten sie mit Hülfe von Seilen und großen Hebeln und geben ihnen eine ziemlich bedeutende Böschung.

„Unsere Ankunft zu Lele verbreitete große Freude. Männer, Weiber und Kinder liefen uns nach. Besonders waren sie über die Farbe unserer Haut erstaunt, berührten sie bald mit den Händen, bald mit dem Gesicht, und ließen jeden Augenblick neue Ausrufe von Verwunderung hören. So begleiteten sie uns bis zu dem Urosse-ton oder obersten Häuptlinge, vor welchem sie unter tiefem Stillschweigen niederkauerten, so daß wir daraus wohl die Achtung ermessen konnten, welche sie für seine Person haben. Dieser Häuptling, gebeugt von der Last der Jahre, saß zwischen zwei Matten im Hintergrunde einer zierlichen und sehr reinlichen Hütte; nur seine Frau und einige Bedienten waren bei ihm. Das tiefste Stillschweigen herrschte in dieser Umzäunung, welche durch aus Zuckerrohr-Stengeln und Blättern erbauten Mauern von der öffentlichen Straße abgesondert war. Von unserer Ankunft unterrichtet, bemühte er sich, uns entgegenzugehen. Wir kamen ihm zuvor, indem wir uns schnell auf eine Matte neben ihm niedersezten, und in dieser Stellung hielt er eine lange Rede an uns, die wir gerne verstanden hätten, auf welche wir aber nur durch Anbietung einiger Geschenke antworten konnten. Wir besuchten mehrere andere

Häuptlinge, und besonders den, welcher der nächste nach dem Urosse-ton ist. Er schien die allgemeine Polizei zu verwalten, und war ein thätiger, obschon alter Mann, von vortheilhaftem Wuchse und einer Gestalt, der ein langer weißer Bart ein ehrwürdiges Aussehen verlieh.

„Die Frauen waren frei, wenn die Männer zahlreich genug waren, um uns Widerstand leisten zu können; aber so oft wir die Mehrzahl bildeten, brauchte man die Vorsicht, sie zu verbergen. — Die Männer sind von mittlerer Größe, etwas dunkler Farbe, und haben ein ungezwungenes und gefälliges Benehmen. Die Frauen sind zierlich und gut gewachsen, besonders ausgezeichnet durch ihre weißen Zähne, lebhaften Augen und durch jene ungezierte Schamhaftigkeit, welche sie jedesmal von uns entfernte, so oft wir zutraulich werden wollten.“

Bei Untersuchung der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Stammes glaubte Duperrey zu erkennen, daß die 2000 Individuen, aus welchen er bestand, in zwei Klassen getheilt waren: die Tone, die Penneme, die Lesigue, die Neas, die Metkos und die Memata; daß der Titel Urosse Häuptling bedeutet, und daß er, ob er gleich den vier ersten Klassen anzugehören scheint, doch eigentlich mehr den zwei ersten zusteht. Nach seiner Vermuthung vereinigt der oberste Häuptling, welcher immer aus der Klasse der Tone ist, diese beiden Titel in sich, denen er das Wort „lealen“ beifügt, was „aufrecht“ bedeutet, indem nur er das Recht hat, bei Besuchen, so wie bei Versammlungen zu stehen.

Hören wir, was Lesson von der Insel Ualan und ihren Bewohnern sagt:

„Am 6. Juni 1824 hatte die Coquille kaum in dem Hafen, der ihren Namen führt, geankert, als wir, Blosseville und ich, uns ans Land bringen ließen; und da noch Niemand den Fuß ans Land gesezt hatte, so beschlossen wir, zu untersuchen, ob die Bewohner, welche das Ufer bedeckten, wohlwollend und gastfreundlich seyen. Ueberdieß wollten wir uns in das große Dorf begeben, welches im östlichen Theile der Insel liegt, und das wir, als wir am Ufer hinfuhren, vom Schiffe aus gesehen hatten.

„Wir waren noch ziemlich weit von der Küste entfernt, als unser kleines von einem unserer Bedienten gelenktes Canot nicht mehr vorwärts konnte. Wir stiegen ins Wasser, und betraten das Land vor einer großen Hütte, wo mehr als hundert Eingeborne niederkauerten und ihr Mahl einnahmen. Als sie uns erblickten, stießen sie ein gedehntes, betäubendes Ou-ai-ai aus, womit sie, wie wir bald erfuhren, ihr Erstaunen ausdrücken. Sie nöthigten uns, mitten unter ihnen niederzusitzen, und da befriedigte nun Jeder seine Neugierde. Der Eine untersuchte, ob die weiße Farbe unserer Haut nicht aufgetragen wäre, Alle aber ließen das lebhafteste Erstaunen blicken, wenn einer von uns seinen Hut abnahm, oder seine Schuhe und Jacke auszog. Die guten Leute mochten wirklich glauben, sie seyen ein Theil unseres Körpers. Da Dieß in allen Hütten, die wir besuchten, und von Seiten aller Eingebornen, welchen wir begegneten, sich wiederholte, so waren den ganzen Tag über unsere unbedeutendsten Gebärden und Bewegungen von den sonderbarsten Nachforschungen und von einem ewigen Ou-ai-ai begleitet. Ein Eingeborner beeilte sich, uns Kokosnüsse und Brodfrüchte, und eine mit Schiaka gefüllte Nuß zu bringen, wovon ich allein kostete. Wir belohnten ihre Aufmerksamkeit mit einigen Kleinigkeiten, welche sie glücklich machten, und baten um Führer, die uns durch die

ein ehrwürdiges Aussehen. Die Bewohner hegten eine ganz sklavische Ehrfurcht vor ihnen."

Der Bericht, welchen Blosseville und Lesson ihren Kollegen erstatteten, bewog sie, am folgenden Morgen sich nach Lele zu begeben, wo die Eingebornen, von ihrer ersten Aufregung zurückgekommen, schon weniger neugierig waren; und nach einigen wiederholten Besuchen war ihr Erstaunen gänzlich vorüber.

Es folgt nun die Erzählung der Reise, welche der gelehrte und unerschrockene Kapitän d'Urville am folgenden Tag nach der Insel Lele machte:

„Durch meine Amtspflichten an Bord zurückgehalten, hatte ich am ersten Tage meine Neugierde, den Hauptsitz der Bevölkerung von Ualan, den die Insulaner Lilei*) nennen, und der auf einem der Insel gegenüberliegenden Streifen Landes ist, zu besuchen, nicht befriedigen können. Lesson, dem seine Amtsverrichtungen mehr freie Zeit ließen, hatte mit dem Zögling Blosseville diesen Ausflug gemacht. Er war Abends sehr spät ganz abgemattet zurückgekommen, und sagte, auf dem Hinwege nach Lilei habe er mehr als zehn Meilen, zu dem Herwege die Hälfte weniger gebraucht, berichtete aber nichts von den unerhörten Beschwerlichkeiten der Reise. Darüber wunderte ich mich; denn nach meiner Aufnahme wußte ich schon, daß die ganze Insel nur 20 Meilen im Umfang halte, und die Entfernung von unserem Ankerplatze bis Lilei kaum den dritten Theil des Umfangs betrug. Aber ich wußte auch aus vielfacher Erfahrung, daß unser Gefährte Lesson ein schlechter Fußgänger war; bei seiner Müdigkeit hatte sich die Entfernung für ihn verdreifacht, und es gelang mir, einige Offiziere, welche die Klagen des Naturforschers schon abgeschreckt hatten, zu bestimmen, mich zu begleiten.

„Also schiffte ich mich am 7. Juni Morgens 6 Uhr in Begleitung Jacquinots, Berards, Lottins und Gaberts in einem Boote ein; zwei Matrosen trugen unsere Lebensmittel, und ein schönes gut geschliffenes Beil, das wir dem Urosse-ton oder obersten Häuptling der Insel anbieten wollten. Weit von dem Ufer war das Wasser schon so seicht, daß wir uns alle ins Meer warfen und das Boot zurückschicken mußten. Dann kamen wir durch die Mündung eines kleinen Baches, in welchem wir oft bis an den Gürtel im Wasser waten mußten, zum Dorfe Lual. Unter diesen Umständen hätten wir unsere lästige Kleidung gerne mit dem leichten Gürtel der Ualanesen vertauscht, den beim Heraustreten aus dem Wasser ein Sonnenstrahl trocknete.

Zu Lual wurden wir in einem großen öffentlichen Gebäude empfangen, welches zugleich als Werkstätte diente, denn ich bemerkte daselbst eine große Pirogue, an welcher zwei oder drei Arbeiter mit ihren Hohlbeilen von scharfen Weihkesselmuschelstücken arbeiteten. Ich hatte immer geglaubt, die Wilden brauchen sehr lange Zeit, um solche Arbeiten mit so unvollkommenen Werkzeugen zu Stande zu bringen; aber ich sah, daß es doch sehr schnell ging: bei jedem Hiebe ihres Muschelbeiles flogen ziemlich dicke Holzspäne weg, und ich bemerkte sogar, daß jene Beile durch ihre Gestalt zu diesen Arbeiten viel besser taugten, als die unserer Stahlwerkzeuge. Der Meister dieser Werkstätte, welcher das Beil, das wir für den Urosse trugen, und besonders seine große Schneidekraft, sehr bewunderte, versuchte auch einen

*) Es ist die kleine Insel Lella Lütke's und Lelle Duperrey's.

Augenblick, sich desselben zu bedienen, gab es uns aber gleich wieder zurück und bemerkte, es schneide zu sehr.

„Wir forderten einen Wegweiser nach Lilei, aber es war nicht so leicht, einen zu erhalten, als wir geglaubt hatten. Nach halbstündiger Unterhandlung stand die Sache noch auf dem nämlichen Punkte; und wie es schien, hatte der Besuch vom vorigen Tage bei den Machthabern von Lilei schon Besorgnisse erweckt, und die Bewohner von Lual fürchteten sich zu compromittiren, wenn sie neue Fremde in die Hauptstadt führen würden. Noch waren meine Begleiter unentschlossen, was sie thun sollten, als ich den Insulanern begreiflich machte, daß ich durchaus den Urosse-ton sehen müsse, und daß, wenn mich, der angebotenen Belohnung ungeachtet, Niemand begleiten wolle, ich mich auf den Weg machen und ihn allein finden würde. Darauf macht' ich mich wirklich auf den Weg. Da man mich so fest entschlossen sah, so bot sich ein Eingeborner, der es doch für besser hielt, die versprochene Belohnung davon zu tragen, gutwillig zum Führer an, und bat nur um einige Augenblicke Verzug, um seine Toilette zu machen, welche eben so einfach, als schnell fertig war. Wirklich bestand sie bloß darin, daß er seine Haare auf dem Kopfe zusammenband, um seine Lenden einen neuen Gürtel befestigte, und auf seine Unterlippe eine Venusmuschel legte.

„Endlich gegen sieben Uhr zogen wir ab und gingen lange auf einem engen und kothigen Wege, der durch viele Pflanzungen führte. Hier werden Taro's, Bananen und Zuckerrohr gebaut; das leztere ist der Gegenstand unausgesezter Sorgfalt, jeder Büschel ist an einen Pfahl gebunden, und die Zwischenräume sind vom Unkraute sorgfältig gereinigt. Die Zäune um dieselben werden von hübschen Stämmen der Dracaena terminalis gebildet, über welche nett zugehauene Rohrstäbchen in die Quere gelegt werden. Innerhalb dieser Umzäunungen sind die meisten Gräber der Insel, welche Lomsi heißen. Es sind ganz einfache kleine 6 bis 8 Fuß lange und 4 Fuß breite Hütten.

„Auf dem Wege kommt man über mehrere Bäche von frischem und klarem Wasser. Eine beinahe ununterbrochene Wölbung von majestätischen Bäumen würde ihn zu einem angenehmen Spaziergange machen, wenn die Eingebornen nur die Aufmerksamkeit hätten, von Zeit zu Zeit große Steine zu legen, auf welche man die Füße setzen könnte, statt in die Sumpflöcher, in welche man oft bis um die Hälfte des Beines versinkt. Nach Verlauf von drei Viertelstunden machten wir in einem kleinen Dorfe Halt, wo die Bevölkerung von ungefähr 40 Personen jeden Alters und Geschlechtes versammelt war und uns friedlich erwartete; sie hatten die Aufmerksamkeit gehabt, Brodfrüchte, Kokosnüsse und Bananen für uns bereit zu halten. Alle diese Wilden untersuchten uns mit hastiger Neugier, und bei Allem, was wir thaten, ließen sie Rufe der Verwunderung hören. Indessen gaben sie ihre übrigens so natürliche Neugierde nicht auf eine zudringliche und unverschämte Weise kund. Nur von Zeit zu Zeit nahte sich ein Mann oder eine Frau ganz sanft einem von uns, und schien durch ihre Blicke um die Erlaubniß zu bitten, unsere Haut betrachten und untersuchen zu dürfen. Wurde ihm diese Gunst bewilligt, so betastete er sie sanft, roch daran, und schien viel Vergnügen daran zu finden. Von allen Wundern, welche wir vor den Augen dieser Wilden glänzen ließen, schienen sie den größten Gefallen an der Weiße und dem Geruche unserer Haut zu finden.

„Nach Verlauf einer halben Stunde nahmen wir Abschied von unsern Wirthen, welche über die glänzende Freigebigkeit, womit wir ihre Aufmerksamkeiten erwidert hatten, hoch erfreut waren, und doch bestanden diese reichlichen Geschenke in Nichts, als in einigem Glasschmuck, einigen Nägeln und schlechten Messern. Unser Gefolge hatte sich sehr vergrößert, und 30 Wilde begleiteten uns, als wir die erste Station verließen. Der Weg steigt einige Stunden lang an dem Mittelgebirge hinan, ich glaube aber nicht, daß er sich über 100 Meter erhebt. Dort fand ich eine Vegetation, wie ich sie schon zu Waigiu in Papuasien beobachtet hatte, nur war sie bei Weitem nicht so mannigfaltig. Die entomologische Fauna ist sehr arm, und man bemerkt nur einige Schmetterlinge. Von Landvögeln gibt es nur 5 oder 6 Arten. Nur ein kleiner Baumhacker von glänzendem Roth ergötzt das Auge, und oft könnte man glauben, eine Purpurblume neige sich auf einem grünen Baumzweige, wenn man ihn sieht. An dem entgegengesezten Abhange des Berges führt der Weg lange an dem Bett eines köstlichen Baches hin, der kleine Cascaden bildet und beständig von den schönsten Bäumen der Welt beschattet wird. So gelangt man in das Mittelthal zwischen beiden Piks, das zum größten Theile mit blühenden Zuckerrohrpflanzungen bedeckt ist, durch welche sich mehrere Bäche schlängeln, die eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit dort erhalten. Der Lauf des größten ist sehr merkwürdig.*) Mitten in dieser lachenden Ebene machten wir einen zweiten Halt in einer großen Hütte, wo uns 60 Eingeborne erwarteten. Wir fanden dieselbe Gastfreundlichkeit, Bescheidenheit und Freude, uns zu sehen, zu hören und zu berühren. Die beiden Matrosen, welche unsere Geschenke und unser Gepäck trugen, wurden besonders mit Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten von Seiten mehrerer eigennützigerer Eingebornen überhäuft, die von ihnen einige der seltenen Gegenstände, welche sie trugen, zu erhalten suchten.

„Nach einer halbstündigen Rast sezten wir unsere Wanderung auf einem bessern Wege als bisher fort, so daß wir ungefähr um 9½ Uhr uns an dem Ufer eines beträchtlichen Baches befanden, dessen Bett auf beiden Seiten durch zwei aus harten Steinen ziemlich gut errichteten Mauern eingeschlossen war. Wir machten ungefähr 100 Schritte in dem Bette dieses Baches, wobei uns das Wasser bis an den Gürtel ging, und diese neue Art zu reisen wurde uns bei unserer Kleidung sehr lästig, als wir plötzlich zwei sehr hübsche Piroguen entdeckten, welche den Kanal ganz einnahmen. Die schönen Palpals (eine Art chinesischer Kränze aus kleinen weißen Muschelschalen), welche sie schmückten, zeigten deutlich an, daß sie Urossen von hohem Range gehörten. Unsere Ankunft war zu Lilei angekündigt, und diese Piroguen waren, wie man uns erklärte, abgeschickt worden, uns zu empfangen. Wir schifften uns ein, und bald lenkten wir aus dem Flusse in den Hafen von Lilei. Nun war ich ebenso erstaunt als erfreut, mich so schnell und ohne Beschwerde am Ziele unserer Wanderung zu sehen. Ich hatte wohl darauf gerechnet, daß der Bericht unseres Gefährten Lesson etwas übertrieben seyn werde, aber nicht gedacht, daß diese furchtbare Reise auf einen kleinen Spaziergang von ungefähr 2½ Stunden sich reduciren würde.

*) S. Blatt 101.

INSEL UALAN (CAROLINEN.)

„Uebrigens wurde meine Aufmerksamkeit bald von dem bewun würdigen Schauspiele, das sich unserm Auge darbot, ganz in Ans nommen. Wir schwammen ruhig in einem geräumigen Becken, drei Seiten von den grünen Wäldern der Küste umgeben war. uns erhoben sich rechts und links die hohen Spitzen der Insel, d rer ganzen Ausdehnung von einem dichten grünen Teppich bedeck über welchem sich die schlanken und beweglichen Stämme der Koki wiegten. Vor uns erhob sich aus den Wellen die kleine Insel Li gefaßt von hübschen Hütten der Insulaner und gekrönt von einen Hügel; und in einiger Entfernung von Lilei erschienen noch zwei Inselchen, ebenfalls mit hübschen Wohnungen. Denke man sich d prächtigen Tag, eine herrliche Temperatur in Folge des Seewin uns entgegenkam, die Freuden- und Verwunderungsrufe unsere Gefährten, so wird man sich eine Vorstellung von Dem machen was wir bei dieser Art Triumphzug mitten unter einem einfachen chen und edelmüthigen Volke fühlten. *)

„Als wir uns dem Ufer von Lilei näherten, zeigte sich uns d mehr im Einzelnen: schöne mit hohen Mauern umgebene Hütten, pflasterte Straßen, und am Strande die ganze Einwohnerschaft v wenigstens 800 Personen stark, versammelt, um unsere Landung n sehen. Worüber wir uns besonders verwundern mußten, das war kommene Ordnung und Ruhe, welche unter diesen aus Individuen j ters bestehenden Haufen herrschte. Auf der einen Seite standen d ner, auf der andern die Frauen, alle gänzlich nackt bis auf den der ihre Lenden bedeckt, und Tol heißt. Als unsere Piroguen Strand stießen, traten zwei oder drei Urossen aus dem Hafen her führten uns ernst und schweigend hundert Schritte vom Ufer in ei Hütte, welche zu öffentlichen Feierlichkeiten bestimmt zu seyn schi war auf allen Seiten offen, und nur ein kleiner Winkel mit ein schlag schien für den Aufenthalt des obersten Häuptlings bestimmt Wir wurden in dieses Gemach geführt, wo man uns allein ließ, der ganze Haufe außen vor der Hütte im tiefsten Stillschweigen Knieen kauerte. Nur ein Häuptling blieb bei uns auf der Schw seres Gemachs. Wir warteten einige Zeit, ohne eine Bewegung u Eingebornen zu bemerken. Endlich fragte ich, müde der seltsamen rung, den neben uns sitzenden Häuptling, wo der Urosse-ton sey, zu sehen wünschten. Der Häuptling antwortete mir mit vieler Hi daß der Urosse-tone in einem benachbarten Hause wohne, daß er werde, daß wir aber Geduld haben möchten, da ihm das Gehen schwerlich falle.

„In kurzer Zeit sahen wir diese hohe Person erscheinen. S beugte Gestalt, sein abgelebtes Aussehen, seine große Magerkeit wankender Gang kündigten einen Achtziger an. Bei seiner Annäher hoben wir uns in einer unwillkürlichen Anwandlung von Höflichk um ihn zu empfangen; aber ein dumpfes und allgemeines Murren ganzen Haufen der Zuschauer belehrte uns bald, daß wir das Cer der Insel auf grobe Weise verlezt hatten. Wirklich fordert die daß Jeder sich vor seinem Oberen niederwirft, und vor dem Ur

*) S. Blatt 158.

müssen sich alle Stirnen gegen die Erde neigen. Als er erschien, bückten sich alle Anwesenden, und selbst die mächtigsten Urossen, tief vor ihm; auch schienen Alle erstaunt über das Benehmen der Fremden, welche sich nicht scheuten, bei der Annäherung ihres höchsten Herrschers sich zu erheben. Das Volk murrte, die Großen wurden unwillig; der alte Häuptling selbst war einen Augenblick betroffen und unschlüssig, was er thun solle. Da ich unsern Fehler erkannt hatte, so sezte ich mich wieder auf meine Matte nieder und befahl durch ein Zeichen meinen Gefährten, dasselbe zu thun. Nun legte sich plötzlich die Unruhe, und der alte Häuptling sezte sich mit wohlwollender Miene neben mich. Wir beeilten uns sämmtlich, ihm verschiedene Geschenke zu machen, als Glaswaaren, Spiegel, Messer, Nägel, Schnupftücher, und diese reichlichen Geschenke versezten ihn in so gute Laune, daß der gute Greis lachte, plauderte und sich wie ein Kind gebärdete. In seiner Freude gab er uns die komischsten Beweise seiner königlichen Huld. Den Einen kneipte er in die Wangen, einen Andern in die Beine, einem Dritten schlug er auf die Schultern und Schenkel, Alles, um uns seine Zufriedenheit zu bezeigen: mit Einem Wort, wir wurden die besten Freunde von der Welt.

„Die Königin zeigte sich an der Thür der Hütte, und es schien mir, als ob sie es nicht wage, hereinzutreten; jezt näherten sich aber, ermuthigt durch das Beispiel ihrer Fürstin, auch die Frauen, welche sich bisher entfernt gehalten hatten, um uns näher zu betrachten. In diesem Augenblicke entschloß sich der König endlich, die Geschenke, die er uns anbieten wollte, holen zu lassen: mit ziemlichem Erstaunen sah ich, daß sie nur in zwei Tols für jeden von uns bestanden, welche zwar neu, aber sehr grob waren. Privatpersonen hatten sich freigebiger bewiesen, und wir schlossen daraus, daß der gute König mit seinem Eigenthume sehr sparsam umgehen, dagegen sehr begierig nach fremdem Gute seyn müsse. Er wollte meine Kräuterkapsel, meine Hake, mein Messer, kurz Alles, was er sah; ich machte ihm aber begreiflich, daß ich ein Urosse-ton sey, wie er, und daß er sich mit Dem begnügen müsse, was ich ihm gebe. Dieß Alles schien ihn nicht sehr zu überzeugen. Um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, stand ich auf, ging auf die Königin zu, und hängte ihr ein prächtiges Halsband von rautenförmig geschliffenem Glas um den Hals, was die Menge mit einem Murmeln der Zufriedenheit begleitete. Diese Artigkeit war so ganz nach dem Geschmacke des erlauchten Herrschers, daß er sogleich fünf hübsche Tole von schönerem Gewebe holen ließ und sie mir mit Anmuth darbot. Mittlerweile hatte sich uns das Volk ein wenig zu sehr genähert; die Häuptlinge hießen die Neugierigen sich entfernen, indem sie dieselben an den Schultern zurückstießen, jedoch nur sanft, was uns eine gute Vorstellung von dem allgemeinen Charakter des Volkes gab.

„Man brachte uns auch Brodfrüchte und Kokosnüsse, um welche wir gebeten hatten; dann zogen wir unsere eigenen Lebensmittel hervor, und schickten uns an, ein reichlicheres Mahl einzunehmen, als des Morgens. Diese Freiheit von unserer Seite schien Anfangs den alten Urosse zu beleidigen, und er suchte mir zu verstehen zu geben, daß es sich nicht schicke, in seiner Gegenwart zu essen. Um ihn zu beruhigen, bot ich ihm von den Speisen an, welche wir von dem Schiffe mitgebracht hatten, und seine gute Laune kehrte wieder zurück. Unter andern närrischen Einfällen, welche ihm durch den Kopf gingen, wollte der gute Mann sich plötzlich auch überzeugen,

ob ich ein Mann oder eine Frau sey, und nur mit der größten Mühe konnte ich ihn abhalten, seine Untersuchung fortzusetzen.

„Unter allen bei unserer Ankunft anwesenden Urossen hatte nur ein einziger, ein Mann von 60 Jahren und besserem und vollerem Aussehen als die meisten anderen Insulaner, das Vorrecht, mit uns bei dem Könige zu bleiben. Es war vielleicht der erste Minister oder zweite Häuptling der Insel; denn der alte König stellte uns ihn selbst als einen Urosse von ausgezeichnetem Range vor, indem er ihn unserer Freigebigkeit empfahl.

„Beinahe anderthalb Stunden hatte diese Zusammenkunft gedauert, und da es uns unmöglich wurde, unsere Gedanken auf eine genügende Weise mitzutheilen, so hielt ich es für genug. Ich stand auf, und die Sitzung wurde aufgehoben. Nun stellte sich unser Führer, der in der Menge verschwunden war, wieder an unsere Spitze, und ich sah, daß er sich anschickte, schnell mit uns das Dorf zu durchwandern, ohne uns einen Aufenthalt zu gestatten. Das war nun aber nicht meine Absicht, und ich erklärte ihm, daß ich Lilei so nicht verlassen würde. Zuerst sprach ich den Wunsch aus, die königliche Wohnung, die ganz nahe an dem großen öffentlichen Schoppen liegt, zu besuchen. Es war eine große Hütte, auf allen Seiten von Matten umgeben, und ihr Aussehen zeugte von der Wohlhabenheit der Bewohner. Unsere Führer und andere Häuptlinge wollten sich unserem Verlangen widersetzen. Ich bestand darauf, und die Königin selbst machte dem Streite ein Ende, indem sie die Thüren freiwillig öffnen ließ. Das Innere bestand nur aus einem vollkommen freien Gemache ohne Möbel, in dessen äußerstem Ende man einen Verschlag bemerkte, wie in allen übrigen, welche ich schon gesehen hatte. Nachdem meine Neugierde befriedigt war, machte ich der Königin und ihren Töchtern noch einige Geschenke, dann nahm ich Abschied von ihnen, und sezte meine Untersuchung fort.

„Die Straßen waren mit ungeheuern Mauern eingefaßt, welche uns bewiesen, daß die scheinbar schwachen Eingebornen nichts desto weniger beschwerliche Arbeiten verrichten können.

„Besonders erregte eine 10—12 Fuß dicke und 40—50 Fuß lange Mauer meine Aufmerksamkeit, da es kaum zu begreifen ist, wie dieses Volk ohne Beihülfe von Maschinen so schwere Blöcke, wie sie bei diesen Bauwerken gebraucht wurden, herbeischaffen konnte, denn mehrere wiegen einige tausend Pfund; auch konnte ich mir nicht klar machen, wozu so schwere Massen dienen sollten. Nur so viel bemerkte ich, daß diese ungeheuern Mauern immer bei den Wohnungen der Urossen waren, daß sie Pot-uro oder nur Pot hießen, und daß sie ein Attribut ihrer Würde zu seyn schienen.

„Neben den dicken Mauern, von welchen die Rede war, erhoben sich Hütten, größer und schöner, als die des Königs. Im Innern der meisten befanden sich zwei oder drei große Piroguen, welche 5 oder 6 Fuß über dem Boden auf Querhölzer gelegt waren. Es blieb uns ein Räthsel, was die Eingebornen mit diesen großen Piroguen machen wollten, sie, die doch kein anderes Land in der Welt zu kennen schienen, als ihre Insel. Die meisten Häuser waren leer, als wir sie betraten; die Eingebornen fanden sich erst in unserem Gefolge ein, und alle kauerten sogleich nieder, wenn ein Urosse erschien. Uebrigens bot man uns überall Brodfrüchte und Kokosnüsse an, und immer erwiderten wir diese Aufmerksamkeiten mit Geschenken.

„Allein diese Freigebigkeit hatte schon den edlen und gastfreundlichen Charakter des Volkes, besonders die Klasse der Häuptlinge, verdorben; anstatt der uneigennützigen Zuvorkommenheit, deren wir uns Anfangs zu erfreuen hatten, nahmen, wie wir leicht sehen konnten, ihre Anerbietungen einen Charakter von Habgier und Gewinnsucht an, der ihnen Anfangs unbekannt war, und so hatten unsere edlen Absichten schon traurige Wirkungen hervorgebracht.“

Auf diesem Ausfluge glaubte d'Urville zu bemerken, daß die kleine Bevölkerung von Ualan in vier Kasten eingetheilt sey, aber höchstens zwei bis drei tausend Seelen betrage. Die höchste dieser Kasten führt den Namen Ton, und dieser gehören die vornehmsten Häuptlinge an, alle Oberhäupter der Dörfer. Nach den Ton kommen die Penmai, eine zahlreiche Klasse, welche die niederen Beamten, die Handwerker und verschiedene kleine Eigenthümer in sich zu begreifen scheint. Sodann kommen die Lissingay; aber er konnte nicht entdecken, worin eigentlich der Unterschied zwischen ihnen und den anderen bestehe; die Neas endlich schienen sämmtlich Diener oder Leute ohne Existenzmittel zu seyn, welche, um leben zu können, in den Dienst der Häuptlinge zu treten genöthigt sind. Der Oberste der Urossen, oder König der Insel, führt den eigenthümlichen Titel Urosse-ton oder Urosse-leallen.

Hören wir endlich noch den gelehrten Kapitän Lütke, dessen Berichte man vielleicht nur ein wenig Optimismus zur Last legen könnte.

„Die Insel Ualan hat 24 Lieues im Umfange; ihr Mittelpunkt liegt unter 5° 19′ nördlicher Breite und 156° 54′ westlicher Länge des Meridians von Greenwich. Zwei Gebirgsmassen erstrecken sich durch die ganze Insel von Westen nach Osten und theilen sie in zwei ungleiche Theile, wovon der südliche Theil doppelt so groß ist, als der nördliche; auf dem leztern erhebt sich der Berg Buache (1850 Fuß über dem Meeresspiegel), dessen abgerundeter Gipfel sich unmerklich auf allen Seiten abdacht. Im südlichen Theile bemerkt man das Gebirge Crozer, welches 1861 Fuß hoch ist, dessen Rücken sich von Nordwest nach Südost erstreckt, und dessen nördliche Seite sehr abschüssig und oben ausgezackt ist. Ueberhaupt hat dieser Theil der Insel viele Bergspitzen; eine derselben, durch die regelmäßige Kegelform ihres Gipfels und durch ihre Lage im Angesicht des Hafens La Coquille ausgezeichnet, erhielt von uns den Namen Mertens-Denkmal.

„Der nördliche Theil der Insel ist von einem Korallenriffe umgeben, im Westen öffnet sich ein Hafen, in welchem unser Fahrzeug vor Anker lag; im Osten ein anderer, welchen die Insulaner Rinmolihon nennen, Kapitän Duperrey Lele, nach dem Namen der kleinen Insel, welche sich daselbst befindet. Der südliche Theil ist von einer Kette von Koralleninselchen umgeben, die durch Riffe mit einander verbunden sind. Gegen die Südspitze der Insel hin wird jene Kette unterbrochen und bildet einen kleinen Hafen, den die Franzosen Lottin nannten, in den wir aber nicht einliefen. Das Ufer, durch das Riff gegen die Gewalt der Wogen geschützt, ist mit einem breiten Saume von Leuchterbäumen und anderen Gesträuchen eingefaßt.

„Ueberhaupt ist die ganze Insel, vom Meer bis zu dem Gipfel der Berge und nur mit Ausnahme der spitzigsten Piks des Crozergebirges, mit dichtem Gehölz bedeckt, welches eine Menge von Schlingpflanzen beinahe

undurchdringlich macht. In der Nähe der Wohnungen besteht dieses Gehölze aus Brodfrucht-, Kokosnußbäumen, Bananen und anderen Fruchtbäumen. Der Durchschnitt, welcher zwischen den zwei Gebirgsmassen von Osten nach Westen bis an beide Häfen sich erstreckt, ist der einzige Ort, auf welchem man von einer Seite der Insel auf die andere kommen kann. Die Entfernung beträgt nur 2½ Meilen; allein der Weg ist wegen der Wasserpfützen, besonders nach einem Regen, sehr unangenehm. Bei jedem Schritte findet man klare Wasserbäche, welche von den Bergen herabkommen. Die Bewässerung, die Kraft und der Reichthum der Vegetation und das Wetter, das wir in einer Jahrszeit hatten, welche unter den Tropen gewöhnlich trocken ist, zeugen von der nicht geringen Feuchtigkeit des Klima's in diesem Lande. Während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes verging nicht ein einziger Tag ohne Regen, und oft dauerte er mehrere Tage lang ununterbrochen fort. Wir wurden unter unseren Zelten durch und durch naß, und konnten nur mit der größten Mühe unsere Instrumente vor dem Roste bewahren. Das Thermometer von Reaumur hielt sich immer zwischen 24° und 20°; troß dem bemerkten wir aber nicht, daß das Klima der Gesundheit nachtheilig war. Die Eingebornen schienen eine gesunde und kräftige Konstitution zu haben; man könnte es der Gewohnheit zuschreiben; aber unsere Leute, denen dieser Vortheil nicht zu Gute kam, und die ohnedieß oft Stunden lang im Wasser bis um den Gürtel bleiben mußten, ertrugen alle diese Beschwerlichkeiten sehr gut. Wir hatten bei unserer Abreise und auch später nicht einen einzigen Kranken.

„Die Dörfer sind, wie Dieß gewöhnlich auf den Inseln der Fall ist, längs der Küste erbaut; aber man sieht sie selten vom Meere aus, weil sie entweder durch eine Kette von Korallaninselchen oder durch einen dichten Saum von Leuchterbäumen verborgen sind. Alle Dörfer sind mit Steinmauern umgeben, deren Bestimmung ohne Zweifel ist, das Eigenthum abzuscheiden. Jedes hat seinen besondern Namen, der auch zugleich dem dazu gehörenden Bezirke zukommt."

Lütke theilt hier ein Verzeichniß der Städte und Dörfer von Lella und Ualan mit, nebst den Namen der Urossen, denen sie gehören, und gibt auch die Einwohnerzahl an, so wie sie ihm von dem Caroliner Kaki diktirt worden. Auf Lella sind 6, auf Ualan 44 Dörfer; beide zählen zusammen 409 männliche und 301 weibliche Einwohner. Die Bevölkerung eines Dorfs geht von 4 bis auf 30 Köpfe. Rechnet man hinzu, was er vergessen haben kann, so wie die Urossen und ihre Weiber, welche nicht in seinem Verzeichnisse begriffen sind, so kann die ganze Bevölkerung von Ualan 800 Seelen beiderlei Geschlechts betragen, ungerechnet die Kinder, deren Zahl verhältnißmäßig sehr groß ist.

„Die Häuptlinge oder Urossen," fügt Lütke bei, „werden in zwei Klassen eingetheilt; die obersten, welchen alle Ländereien gehören, und die alle auf der Insel Lella zusammenleben, und die zweiter Klasse, welche in den Dörfern wohnen. Wir konnten den Grad der Abhängigkeit und die gegenseitigen Beziehungen zwischen beiden Klassen nicht genau erfahren. Jeder Urosse der ersten Klasse hatte einige Urossen zweiter Klasse unter sich; diese lezteren haben ebenfalls so viel Ehrfurcht vor den ersteren, als das gemeine Volk vor ihnen hat: wie es scheint, haben sie nur sehr wenig von den obersten Häuptlingen abhängiges Eigenthum. Nicht selten sah man gleich nachher in den Händen der lezteren die Geschenke, welche wir den

andern gegeben hatten; und einst beklagte sich unser Freund Kaki über seinen Häuptling Sipe, weil er seinen Untergebenen Alles nehme. Das gemeine Volk hat gar kein Eigenthum; es kann Zuckerrohr essen, so viel es zum Lebensunterhalte bedarf, hat bisweilen auch Brodfrüchte, würde es aber nicht wagen, seine Ansprüche auch bis zu den Kokosnüssen zu erheben. Das Volk ist in dieser Hinsicht den Urossen treu. Unsere Offiziere forderten auf ihren Spaziergängen oft Kokosnüsse, womit die Bäume beladen waren; aber man antwortete ihnen immer Urosse Sipe, Urosse Seza; und nie wagte es ein Insulaner, auch nur eine einzige zu pflücken, ob er gleich sehr leicht die Schuld auf uns hätte schieben können. Mit Früchten beladene Piroguen, welche sich in die benachbarten Dörfer auf Lella begaben, kamen täglich an uns vorüber; sie landeten oft vor unserm Lager, wir konnten aber nichts von ihnen erhalten. Darum war unser Tauschhandel sehr beschränkt; alles, was wir bekamen, empfingen wir von den Urossen, und besonders von denen zweiter Klasse.

„Wir bemerkten keine Subordination unter den ersten Urossen. Die einzige Ausnahme macht der Urosse Togoja, vor welchem alle gemeinen Leute und Urossen sich gleichmäßig verneigen. Wir konnten nicht ermitteln, worauf sich die Hochachtung gründe, deren Gegenstand er war. Wäre er als Häuptling aller anderen Häuptlinge anerkannt, was die Europäer König nennen, so besäße er ohne Zweifel mehr Macht, als die anderen; irgend ein Zeichen hätte ihn vor anderen ausgezeichnet, und wenigstens wäre er nicht ärmer gewesen. Wir bemerkten nichts von all Dem. Niemand beschäftigte sich mit Togoja, außer wenn er anwesend war, und wir hörten nur zufällig von seiner Existenz. Die Güter, welche er auf der Insel hat, sind unbedeutender, als die beinahe aller anderen; sein Haus ist durch die anderen verdeckt, zeichnet sich in Nichts vor ihnen aus, und man kann nur durch ein schmutziges Gäßchen zu ihm gelangen. Der einzige Unterschied ist der, daß es eine breite, niedere Thüre von Schilfrohr hat, welche auf die Straße geht, während der Eingang bei den anderen Häusern nur ganz einfach eine in die Mauer gemachte Thüre ist. Ich weiß nicht, ob dieser Unterschied zufällig ist, oder ob er einige Beziehung zu seinem Range hat.

„Wir hatten keine Gelegenheit, den Umfang der Macht der Urossen über ihre Vasallen, die Grundlage dieser Macht und die Mittel zu erfahren, über welche sie verfügen können, um sie im Gehorsam zu erhalten. Wie es schien, ging Alles von sich selbst. Wie alle in der Familie die Stimme des Oberhaupts hören, so gehorchten hier alle den Urossen ohne den mindesten Anschein von Zwang und Mißvergnügen. Nicht ein einziges Mal sah ich, daß ein Individuum aus dem gemeinen Volke in irgend einem Falle einem Urossen den Gehorsam verweigerte, noch daß ein Urosse auf irgend eine Art einen Untergebenen das Gewicht seiner Macht fühlen ließ, daß er Unmögliches von ihm forderte, über ihn aufgebracht war, ihn schimpfte, und noch weniger, daß er ihn schlug. Ueberhaupt hörte ich während unseres Aufenthaltes in keinem Range und von keinem Alter auch nur ein einziges zorniges Wort, nie sah ich eine Hand zum Schlage sich erheben. Wenn die Menge fern gehalten werden sollte, so genügte ein Zeichen mit der Hand; ein Urosse brauchte nur Shut zu sagen, und sogleich stürzten sich alle Ruderer in seine Pirogue. Wirklich war ich, wenn ich mich erinnerte, mit welcher Unmenschlichkeit die Häuptlinge auf den

anderen Inseln des Südmeers gegen das Volk verfahren, und an die Stockschläge, welche sie mit aller Macht unter dem Volke austheilen, um ihren Gästen ein Schauspiel zu geben, und ich diese Handlungsweise mit den Sitten von Ualan verglich, im Zweifel, ob ich mich unter Wilden befinde. Aus all Diesem ginge hervor, daß die Grundlage ihres gesellschaftlichen Gebäudes der gute und friedliche Charakter des Volkes ist: die Macht der Urossen ist rein moralisch, der Gehorsam der Vasallen ganz freiwillig, und da es den Häuptlingen nie einfällt, das Volk mehr zu unterdrücken, als zur Zeit ihrer Vorfahren, so kommt es dem Volke auch nie in den Sinn, seine Ansprüche bis auf die Kokosnüsse auszudehnen. Da wo kein Widerstand ist, braucht man auch weder Gewalt noch Gesetze."

Lütke bemerkte, daß die vornehmsten Urossen nicht ihre auf der Insel Ualan zerstreuten Besitzungen bewohnen, sondern alle zusammen auf der kleinen Insel Lella leben, und zwar die meisten in dem Dorfe Yat, das dem Urossen Sipe gehört. Lella ist gleichsam die Hauptstadt von Ualan. Wahrscheinlich ist Dieß eine politische Maßregel, welche zur Absicht hat, ewigen Frieden auf der Insel zu erhalten; denn ehrgeizige Gedanken können da nicht Platz greifen, wo Alle immer bei einander sind, und einander unaufhörlich beobachten. Auf allen hohen Inseln des Carolinen-Archipels herrscht nach Chamisso ein beständiger Krieg zwischen den verschiedenen Dörfern, die Ualaneser aber wissen nicht einmal, was eine Waffe ist. Demselben Grunde muß man vielleicht auch die sonderbare Vertheilung der Dörfer auf der Insel zuschreiben; diejenigen nämlich, welche einem und demselben Besitzer angehören, liegen nie bei einander, sondern zerstreut, so daß man nirgends mehr als zwei Güter eines Eigenthümers beisammen findet.

Lütke berichtet uns, daß das Volk in drei Stämme getheilt sey, welche Penneme, Tone und Lichenghe heißen; zum erstern gehört ein großer Theil der obersten Häuptlinge: Sipe, Sighira, Alik-Nena, Konka, Simuaka, Sellk, Seza und Nena; Togoja und Seva gehören zum zweiten. Sitel-Nazuenziap, den sie in ihren Gebeten anrufen, gehört zum Stamme Penneme. Die Urossen zweiter Klasse und die gemeinen Leute sind immer von dem nämlichen Stamme, wie der Urosse, dem sie untergeben sind: was an die patriarchalische Regierung erinnert, welche man bei mehreren Romabevölkern findet. In dem Stamme Lichenghe fanden die Russen nur Urossen zweiter Klasse und gemeines Volk, aber keinen Häuptling erster Klasse. Die äußeren Zeichen der Achtung sind sehr einfach bei den Ualanesern. Begegnen sie einem Häuptling, so setzen sie sich; gehen sie vor seinem Hause vorbei, so verneigen sie sich; sie reden nur leise mit ihm, und ohne ihm ins Gesicht zu sehen. In Gesellschaft zu stehen, betrachten sie, wie es scheint, als einen eben so großen Mangel an Lebensart, als wir, wenn Jemand sich niederlegen wollte. Um einem Freunde ihre Freundschaft und Liebe zu bezeigen, umarmen sie ihn, reiben die Nase an ihm, und riechen stark an seiner Hand. Was die Urossen betrifft, so unterscheiden sie sich in ihrem Aeußern gar nicht von den übrigen Einwohnern. Ein sorgfältiger gekämmtes Haar, ein neuerer Gürtel, mehr Reinlichkeit, eine frische und wohlriechende Blume hinter dem Ohre, oder ein Blatt im Zopfe, und mehr Gefälligkeit in den Manieren sind die einzigen Zeichen, an denen man einen Urossen erkennen kann; und hätten sie nicht, wenn wir zum Erstenmale mit ihnen zusammentrafen, die Vorsicht gebraucht, Urosse zu

sagen, und sich so selbst bezeichnet, so hätten wir sie oft mit gemeinen Leuten verwechselt. Nur die vornehmsten Urossen haben eine Auszeichnung, bestehend in einer vierseitigen Pyramide von der Gestalt eines chinesischen Daches, aus Seilen von Kokosnußfasern geflochten, und mit kleinen Muschelschalen geschmückt, welche man auf eine auf dem Schwebebalken angebrachte Plateforme stellt. Unter dieser Pyramide bergen sie gewöhnlich die Früchte, welche sie mit sich nehmen.

Aus dem Berichte Lütke's ist zu ersehen, daß die Macht der Häuptlinge sehr groß ist; aber man hätte gerne auch erfahren, welche Macht die unter diesem isolirten Volke eingeführte Ordnung aufrecht erhält; welche Strafen über Diejenigen verhängt werden, welche den geforderten blinden Gehorsam nicht leisten; wie es kommt, daß rohe Menschen, die immer versucht sind, die Gränzen ihrer Pflichten zu überschreiten, gegen einige Ihresgleichen, welche einander die Gewalt übertragen, so unterwürfig sind. Haben religiöse Vorstellungen Theil daran, und sind die Häuptlinge zugleich Diener des Kultus? Diese leztere Meinung wäre sehr gegründet; denn die Urossen scheinen selbst nach ihrem Tode der Gegenstand einer tiefen Verehrung und einer Art Anbetung zu seyn; wenigstens ließe sich daraus die Sorgfalt erklären, welche die Eingebornen bei Errichtung von Mausoleen für dieselben an den Tag legen, der Widerstand, welchen sie dem Fremden entgegensetzen, der sich denselben nähern will, und die Achtung, mit der sie davon sprechen.

Die Körperfarbe beider Geschlechter ist kastanienbraun, aber bei den Frauen heller, als bei den Männern. Die lezteren sind ungefähr von mittlerer Größe. Lütke fand, daß Sipe, einer der Größten, nur 5 Fuß 7½ Zoll (englisches Maß) hatte; aber sie sind gut gebaut, und größtentheils mager. Obgleich die Urossen, sagt der russische Seemann, hier eben so unthätig sind, als an anderen Orten, so werden sie doch, weil sie sich beinahe ausschließlich von Vegetabilien nähren, nicht so übermäßig dick, als die Häuptlinge anderer Inseln des großen Oceans, und besonders der Sandwich-Inseln. Der alte Toazoja war der einzige, der einen Dickbauch hatte. Die Männer sind im Allgemeinen sehr stark. Sipe, der nicht einmal zu den Stärksten zu gehören schien, nahm einst aus Scherz einen seiner Gefährten auf die Arme, und drehte ihn nach allen Seiten, wie ein Kind; und doch wog derselbe, wie man nachher fand, mehr als 180 Pfund. Ruhe und Gutmüthigkeit sind auf ihrem Gesichte gemalt, aber ihre Züge, so wie ihre Augen sind im Allgemeinen ganz ausdruckslos: eine ziemlich natürliche Sache, denn das Gesicht gewinnt nur da Ausdruck, wo Leidenschaften thätig sind, aber jene Insulaner scheinen davon frei zu seyn.

Die Frauen sind im Allgemeinen nicht hübsch; der Mangel an Farbe, die nach unseren Begriffen ein unentbehrliches Erforderniß der Schönheit ist, der künstliche Glanz, den das Kokosnußöl ihrem Körper gibt, die hängenden Brüste, alles Dieß macht sie häßlich; dagegen gibt es wohl einige Mädchen, welche ihre großen und feurigen Augen, ihre Zähne, weiß und hübsch, wie Perlen, ihre vollen Glieder, besonders aber ihr gutmüthiges und liebenswürdiges Gesicht, ihre offene Munterkeit ohne Frechheit, ihre Bescheidenheit ohne Furchtsamkeit, anziehend machten. Die Russen fanden sie sehr schmutzig; hierin unterscheiden sie sich zu ihrem Nachtheile von den anderen Insulanern dieses Meeres, deren Körperreinheit gewöhnlich größer ist, als ihre Sittenreinheit. Jene hübschen Gesichter waren größtentheils

mit Schmutz bedeckt, was mit der Reinlichkeit, die sie in ihren Häusern beobachten, nicht im Einklang steht.

Ihre Gelenkigkeit ist so groß, daß sie beim Niedersitzen ihre Beine so biegen, daß der untere Theil des Beines, vom Knie bis zur Fußsohle, mit dem Schenkel in gleiche Richtung kommt. Wenn sie sich mit der Hand auf die Erde stützen, so biegt sich das dem Ellbogen entgegenstehende Armgelenk auswärts, und bildet statt eines einwärtsstehenden, einen vorspringenden Winkel.

Postels, der Mineralog und Zeichner der Expedition, wollte sie nicht in dieser Stellung zeichnen, aus Besorgniß, Kenner möchten diese Stellung für einen groben Fehler von seiner Seite halten.

Die Ualaneser sind außerordentlich verfroren, ob sie gleich beinahe beständig der Luft ausgesezt sind. Bei dem unbedeutendsten Regen zittere sie vor Frost und suchen sich überall gegen den Wind zu schützen. „Auf einem meiner Ausflüge nach Lella,“ sagt Lütke, „überraschte uns ein Regenschauer auf dem Riffe an einem offenen Orte; die meisten meiner Begleiter begaben sich sogleich auf die Flucht, und von denen, welche blieben, versteckten sich einige hinter mich und Dr. Mertens; einer aber, der nicht wußte wohin, hob zwei platte Steine auf, und hielt sie sich wie einen Schirm vor das Gesicht, um wenigstens einen Theil seines Körpers gegen den Regen zu schützen.“

Kleidung der Ualaneser.

Die Ualaneser sind immer nackt; sie tragen nur einen Gürtel mit einem kleinen Sack, den sie wie ein Trageband anziehen, und der alle Forderungen der Schicklichkeit befriedigt. Der Gürtel, so wie das Gewebe von Bananenrinde, woraus dieser gemacht ist, heißt Tol. Die Weiber tragen statt des Gürtels ein zehn Zoll breites Stück von demselben Gewebe. Sie befestigen es aber so leicht an ihren Körper, daß sie sich beim Gehen oft bücken müssen, damit dieser unentbehrliche Artikel an ihren Lenden fest halten kann. Noch wunderlicher nimmt sich eine Matte aus, welche als Sitzpolster dient; es ist hinten an den Gürtel befestigt und schlägt während des Gehens beständig an die Beine. Uebrigens haben sie diesen beweglichen Sitz nur zu Hause umgebunden, damit sie ihn nicht hin- und hertragen müssen, wenn sie den Platz wechseln.

Die Ualaneser binden ihre Haare auf, so wie man bisweilen in Europa bei Regenwetter den Pferden den Schwanz aufbinden. Die Einen lassen einen kurzen Bart wachsen, Andere nehmen ihn ab; es gefiel ihnen wohl, sich von dem Barbier des Seniavine rasiren zu lassen. Sie tragen sehr wenig Zierrathen; die gewöhnlichste ist eine Blume oder ein Blatt, welche sie durch ein in das Ohr gebohrtes Loch oder auch in den Zopf stecken. Wenn sie nichts im Ohr tragen, so biegen sie das Läppchen zurück und stecken es in den Gehörgang. Auch machen sie am obern Theile des Ohres ein Loch, und stecken einige wohlriechende Beere hinein. Lütke sah einige, welche an dieser Stelle einen langen Strohhalm hatten, an dessen Ende ein Kreuz war, das der Wind mit großer Schnelligkeit herumdrehte; Einige trugen Halsbänder von Blumen, Andere von Körnern, von Kokosnußhülsen und Muscheln, oder länglich geschnittene Stücke von Schildkrötenschale u. s. w. Was diese lezteren betrifft, so glaubt Lütke, daß sie nicht sowohl eine Zierrath waren, als Zeichen zur Unterscheidung

des Stammes, dem sie angehörten. Sein Freund Kaki trug oft ein 4 Zoll langes und ungefähr 1½ Zoll breites Stück Schildkrötenschale am Halse.

Die Toilette der Damen ist nicht sorgfältiger; bisweilen lassen sie ihre Haare in natürlichem Zustande; ein andersmal binden sie dieselben zusammen, aber nicht im Genick, wie die Männer, sondern auf der Seite, und ziehen sie nicht sehr fest zusammen. Die Löcher in ihren Ohren sind immer mit Blumen und wohlriechenden Kräutern angefüllt, wodurch sie endlich zwei Zoll lang werden; sind keine Zierrathen darin, so gewährt die herabhängende Oeffnung einen sehr widrigen Anblick. Ein Zeichen von Zuneigung einer Frau gegen einen Mann ist, wenn sie ihm eine Blume aus ihrem Ohre darbietet. Auch den Nasenknorpel durchbohren sie sich, tragen aber nur sehr selten einen Schmuck darin; jedoch stecken sie die Nadeln hinein, welche ihnen die Russen gaben, so wie kleine Stücke aufgerolltes Papier. Der merkwürdigste Theil ihres Schmuckes ist das Halsband. Dieses schlingt sich ungefähr neunmal herum und besteht aus einer Menge kleiner Schnüre aus Kokosnußfasern, welche fest an einander geknüpft sind. Es wird niemals abgenommen, und man kann sich denken, was für ein Schmutz sich bei so unreinlichen Leuten mit der Zeit hier aufhäufen muß. Die Hälse der Frauen gewöhnen sich an dieses Halsband, wie die Füße der Männer an das Gehen auf Korallenspitzen. Lütke bemerkte, daß die Größe des Halsbandes je nach dem Alter des Individuums verschieden war; das der kleineren Mädchen hatte nur einige Reihen, deren Zahl wohl zu bestimmten Zeiten vermehrt wurde. Eine Matte dient ihnen als Regen- und Sonnenschirm, um Kopf und Rücken zu bedecken und sich gegen den Regen und die Sonnenstrahlen zu schützen.

Beide Geschlechter salben sich den Leib mit Kokosöl: eine auf den Inseln des großen Oceans allgemein eingeführte Gewohnheit. Die Urossen nehmen dazu frisch ausgepreßtes Oel; das gemeine Volk reibt sich ganz einfach mit einem Lappen, in welchen die Kokosnuß ausgedrückt wurde. Der Geruch dieser Salbe ist nicht unangenehm, aber er ist sehr stark und so anhaltend, daß ein Kamm der Russen diesen Geruch Monate lang behielt, ungeachtet man ihn oft wusch. Dasselbe war der Fall mit den Hängmatten der Matrosen, auf welche sich die Insulaner oft sezten.

Beide Geschlechter tätowiren sich auf unregelmäßige Weise; an Beinen und Armen ziehen sie der Länge nach lange gerade Linien, und in senkrechter Stellung gegen diese andere kurze Linien u. s. w. Die gewöhnlichste Figur ist eine Art Vogel, die ein-, zwei- oder dreimal über den anderen Linien und in ungleicher Zahl auf beiden Armen angebracht ist. Einige Offiziere der Seniavine glaubten, sie stehe in Beziehung zu der Wichtigkeit des Ranges; Lütke bemerkte jedoch nichts davon. Wie es scheint schaben sie die Oberhaut mit einer Muschel, und reiben das Aufgerizte nachher mit einer Pflanze.

Baukunst.

Ihre rohe Bauart ist dem Klima angemessen. Säulen und Sparren bilden das Gerüste. Das Dach besteht aus Pandanusblättern und geht bis auf vier Fuß zum Boden herab. Der leere Raum der Hütte hat Wände, welche, wie Netze, aus gespaltenem Bambusrohr geflochten sind. Ein besonderer Rauchfang ist nicht vorhanden; der Rauch entweicht durch die Thüre, oder verliert sich im oberen Theile des Daches. Die Höhe der

INSEL UALAN (CAROLINEN).



Wohnung.

Häuser macht, daß die Luft darin nie gedrückt ist und sich immer rein und frisch erhält. *)

So ist im Allgemeinen die Bauart aller Häuser, welche sich nur durch die Größe oder einige Veränderungen in der innern Einrichtung, je nach ihrer Bestimmung, von einander unterscheiden. Die meisten Hütten halten zwei Geviertoisen und sind zwei Toisen hoch; die großen Speisehäuser, deren jedes Dorf eines hat, halten jedes 8 Geviertoisen und sind 30 bis 40 Fuß hoch. Der vordere Theil dieser Säle ist ganz offen; auch haben sie rechts eine Seitenthüre, links in einem Winkel befindet sich eine Tafel, auf welcher das Stäbchen und die Seetrompeten, welche dem Sitel-Razuenziap geweiht sind, Sekablätter, welche man ihm darbringt, u. d. m. niedergelegt werden. Ein oder zwei platte Steine sind dem Boden gleich in die Erde eingelassen, und haben ein Loch in der Mitte, um die Wurzeln dieser Pflanze zu zerbrechen. Die Häuser, wo sie schlafen, haben vornen zwei Thüren, wovon eine zwei Fuß hoch ist, die andere aber die ganze Höhe der Mauer hat. Die Aermeren, welche nur Ein Haus haben, scheiden durch eine Wand von Matten ihre Schlafstätte ab. Der Fußboden ist gewöhnlich mit Matten bedeckt. Die Wohnung der vornehmsten Urossen besteht aus mehreren gewöhnlich verbundenen Häusern.

Gewerbfleiß, Getränke und Speisen.

Ein so einfaches und nicht sehr gewerbsfleißiges Volk kann nur wenige Küchegeräthschaften haben. In jedem Hause hängt mitten von der Decke eine große und dünne Küste herab, in welcher die Vorräthe gegen die Ratten gesichert werden. An zwei anderen Orten sind andere kleine Kästchen angebracht, oder nur einfach Stangen mit Haken, an welchen man allerhand Geräthschaften aufhängt, wie z. B. Kokosnußschalen, deren sie sich zum Trinken bedienen, und welche bisweilen mit einem sehr netten Gewebe besezt sind, Tole und kleines Fischfanggeräthe, u. s. w. Ein aus dem Holze des Brodbaumes verfertigter, 3 Fuß langer und $2\frac{1}{2}$ Fuß breiter, wie ein Nachen gestalteter Trog, in welchen Wasser zur Bereitung des Seka getragen wird, ist in jedem Hause eine unentbehrliche Geräthschaft; gebrauchen sie dieselbe nicht zu diesem Zwecke, so dient sie als Sitz. Einige Schalen zu verschiedenen Zwecken und Werkstühle zum Weben der Tols machen vollends die ganze Ausstattung des Hauses aus. Die Tole werden aus Bananenfasern gewoben und die Fäden schwarz, weiß, gelb oder roth gefärbt. Um den Zettel zu machen, haben sie einen kleinen Stuhl, auf welchem sie die Fäden über vier kleine Stäbchen spannen, so daß die Fäden einander durchkreuzen, wie auf unsern Webstühlen. Hat der Zettel die gewünschte Breite erhalten, so befestigt man ihn an den Enden, und zieht ihn wieder über den Webstuhl weg. Soll der Tol einfärbig seyn, so ist die Arbeit bald beendigt; schwieriger ist das Geschäft, wenn er Schattirungen erhalten soll. Ihre Art zu weben hat viel Aehnlichkeit mit der unsrigen; an beiden Enden des Zettels ist ein kleiner Stab durchgesteckt; das eine Ende ist irgendwo an der Wand an einen Baum festgemacht, das andere an den Gürtel der Arbeiterin gebunden, und auf diese Art wird der Zettel ausgestreckt und verlängert. Das Schiffchen, dem unsrigen ganz ähnlich, wird abwechslungsweise von einer Seite des Zettels

*) S. Blatt 163.

auf die andere geworfen u. s. w. Merkwürdig ist, daß der Knoten, womit sie die Fäden anbinden, unserm Weberknopfe ganz ähnlich ist. In den Häusern der Urossen zweiter Klasse in der Ecke, wo der Stab Sitel-Mazuenziaps niedergelegt ist, werden große Beile aufbewahrt, welche, wie es scheint, als Gemeinde-Eigenthum betrachtet werden; sie sind aus großen Muscheln gemacht, welche in Form von Halbcylindern mit Korallensteinen gearbeitet und geschärft, und mit Seilen an einen hölzernen Stiel gebunden werden. Der an das Heft befestigte Theil ist ganz rund, damit, wenn man das Beil dreht, man ihm die zum Holzhauen vortheilhafteste Richtung geben kann. Die größten Beile sind ungefähr 20 Zoll lang und 4 Zoll dick. Es gibt deren von jeder Größe; aber die kleinsten sind zum Theil eiserne Beilchen, zu deren Verfertigung sie jedes Stück Eisen zu benützen suchen, das ihnen in die Hände fällt.

Statt des gewöhnlichen Messers bedienen sich die Ualaneser einer geschärften Muschel, welche sie im Gürtel oder an der Unterlippe tragen, was ihnen ein drolliges Aussehen gibt. Lütke fand kein musikalisches Instrument bei ihnen, nicht einmal eine einfache Trommel. Ueberhaupt scheinen sie nicht viel Anlage zur Musik zu besitzen; sie hörten mit Aufmerksamkeit das Fortepiano und die Flöte der Offiziere, aber keines derselben machte, wie es schien, einen großen Eindruck auf sie.

Unter ihren Geräthschaften muß man auch ihre Piroguen aufzählen, für deren Erhaltung sie so besorgt sind, daß sie dieselben häufig in ihren Häusern aufbewahren. Die großen Piroguen der Urossen sind 30 Fuß lang, und nicht mehr als 1½ Fuß breit; es sind auf einen Fuß tief ausgehöhlte Brodbaumstämme. Sie haben immer, entweder weil es ihnen an großen Bäumen fehlt, oder weil sie dieselben schonen wollen, eine Einfassung, welche ungefähr einen Fuß, an den Rändern zwei Fuß breit und mit Stricken an dieselben befestigt ist. In die kleinen Löcher stopfen sie weiße Muscheln, und die Fugen überschmieren sie mit irgend einem Stoff; wenn die See ein wenig hohl geht, oder die Pirogue zu schwer beladen ist, dringt das Wasser hinein, so daß man sie unaufhörlich ausschöpfen muß. Oft suchen die Eingebornen das Eindringen des Wassers dadurch zu verhüten, daß sie die Löcher mit Brodfrucht überschmieren, wie die Aleuten die Löcher ihrer Baidarken mit Fleisch verstopfen. Diese Fahrzeuge sind sehr nett gearbeitet und mit einer rothen Töpfererde überzogen, der sie einen hübschen Glanz zu geben wissen. Es gibt Piroguen, die nicht mehr als sechs Fuß lang und einen Fuß breit sind; sie werden mit Pagayen gerudert, welche überall die nämlichen sind, und in den Untiefen werden sie mit Stangen oder mit den Pagayen selbst fortgestoßen, wobei man den platten Theil in die Höhe richtet. Diese Piroguen sind für ihre Bestimmung sehr gut berechnet: sie sind leicht und gehen nicht sehr tief im Wasser, können also leicht durch die Untiefen fahren, wo Leuchterbäume wachsen, um in die Dörfer zu gelangen, und wenn es nöthig ist, werden sie ohne Mühe fortgezogen oder getragen. Bei der beschränkten Schifffahrt der Ualaneser erfordern sie keine anderen Eigenschaften; sie gehen niemals über die Riffe hinaus. Sie haben weder Gelegenheit, noch das Bedürfniß, sich der Segel zu bedienen; deßhalb sind sie ihnen auch unbekannt: und dieß ist vielleicht das einzige Beispiel in ganz Polynesien. Um sie über die Riffe hinaus zu locken, bedarf es einer außerordentlichen Gelegenheit, wie z. B. der Erscheinung eines Schiffes, aber alsdann sind sie sehr

ungeschickt, und verwickeln sich unter einander. Mit Einem Wort, sie sind sehr schlechte Seeleute. Wenn sie an Bord des Seniavine waren, so litten sie bei der geringsten Bewegung der Korvette an der Seekrankheit. Die Urossen sind sehr auf die Erhaltung ihrer großen Piroguen bedacht. Sipe verbarg trotz seiner Gutmüthigkeit die seinige, um sie nicht herleihen zu müssen.

Die ualanesischen Urossen bringen ihr Leben in vollkommener Unthätigkeit hin; sie schlafen sehr lange und sind friedlich. Zwei Stunden bringen sie damit hin, ihren Leib mit Kokosnußöl zu salben; dann wird das Feuer im Hause angezündet und Alles zum Kochen von Brodfrüchten zugerüstet.

Um neun Uhr versammelt man sich, um das Seka (piper methysticum) zu trinken. Der Herr nimmt die Pflanze dieses Namens, wie sie aus der Erde gezogen wurde, und indem er sich dem ausgezeichnetsten Gaste gegenüber sezt, richtet er einige Worte an ihn, wie wenn er ihn um seine Zustimmung bäte; hat er sie empfangen, so macht er die Wurzel los und legt bisweilen auf das in einer Ecke aufgestellte Täfelchen ein dem Sitel-Nazuenziap geweihtes Blatt. Indessen machen sich Der oder Diejenigen, welche mit der Zubereitung beauftragt sind, einen Gürtel von Bananenblättern, lösen ihre Haare auf, und binden sie dann von Neuem, aber nicht im Genick, sondern oben auf dem Kopf zusammen. Sie waschen zuerst die Steine, auf welchen man das Seka klopft, thun hierauf mit der flachen Hand 26 bis 30 Schläge darauf, nehmen die Steine, welche als Schlägel dienen, und schlagen damit 10 bis 17mal auf die großen Steine. Nun klopfen sie die Wurzeln, bis sie nur noch eine faserige Masse bilden, gießen ein wenig Wasser darauf und drücken sie mit den Händen gegen den Stein, damit der Saft herauskommt, oder machen sie einen Ballen daraus, den sie zwischen den Händen mit aller Macht in schon bereit gehaltene Kokosnußschalen ausdrücken. Nach diesem ersten Ausziehen gießen sie noch einmal Wasser auf die Masse, pressen und drücken sie von Neuem aus, und fahren so fort, bis die erforderliche Anzahl von Kokosnußschalen gefüllt ist. Mittlerweile werden schon gekochte Brodfrüchte zugleich mit Katak-Wurzel, Kokosnüssen u. s. w. auf von Kokosnußzweigen geflochtenen Matten vor den Gast hingestellt, um dessen Entscheidung man von Neuem zu bitten scheint. Der Gast nimmt eine Brodfrucht, und das ist für Alle das Signal zum Zugreifen. Der Obermundschenk bietet nun dem Gaste eine mit Seka gefüllte Kokosnußschale hin. Sie werden nicht beleidigt, wenn man, was meistens vorkam, diesen Nektar zurückweist. Der Trinkende bringt die Schale an den Mund, murmelt ein Gebet, indem er sich verneigt, und nachdem er den Schaum weggeblasen hat, nimmt er einen Mund voll Seka. Einige schlucken ihn ganz hinunter, Andere aber behalten ihn einige Zeit im Munde, schlucken die Hälfte und speien das Uebrige aus. Der ganze Hergang ist mit einem Röcheln, Speien, und mit Verdrehungen begleitet, deren Ursache Lütke nicht begriff, obgleich das Getränke ihm geschmacklos und nicht sehr aufregend vorkam. Nach dem Seka kommt das Dessert: bei dem Urossen Togoja sezte man vor jeden Gast auf einer besondern Platte eine Kokosnuß und eine Brodfrucht; dann geht der Gast wieder nach Hause, und alle Ueberbleibsel des Mahles werden in sein Haus getragen, wie wir das selbst auf der Insel Maindanao gesehen haben.

Ganz auf solche Weise, mit Ausnahme der den Gast betreffenden Ceremonie, trinken die Urossen jeden Morgen das Seka, das ihr Frühstück ist. Bisweilen wird die Ceremonie des Abends wiederholt, aber, wie es scheint, nur ausnahmsweise, und das wahre Tuk-tuk-Seka hat nur des Morgens Statt. Außer dem Seka gebrauchen die Häuptlinge bisweilen und auf dieselbe Weise die Wurzel einer andern Pflanze, welche Kava heißt; sie bedienen sich alsdann anderer Steine, anderer Stößer und selbst anderer Tröge für das Wasser. In Gegenwart der Russen wurde das Kava nie bereitet.

Das Morgen-Seka ausgenommen, das ganz dem Kava entspricht, das man auch zu Taiti und auf den anderen Inseln des Morgens trinkt, haben sie keine bestimmten Stunden für die Mahlzeiten; sie essen, wenn es ihnen einfällt, sehr oft, aber wenig, und sogar, wie es scheint, bei Nacht; wenigstens war Nena, so oft er an Bord der russischen Korvette schlief, dafür besorgt, daß man ein Teller mit Brodfrüchten u. s. w. neben ihn stellte, womit er gewöhnlich die Nacht über fertig wurde. Sie trinken sehr wenig; die Pflanzennahrung läßt sie wahrscheinlich dieses Bedürfniß nicht fühlen.

Fische und Krebse sind die einzige thierische Nahrung, welche sie zu sich nehmen. Sie haben keine vierfüßigen Hausthiere; aber ihre Wälder wimmeln von Tauben und Hühnern, und ihre Ufer von Schnepfen, welche sie jedoch nicht essen. Ihre Hauptnahrung besteht in Brodfrüchten, Kokosnüssen, Katakwurzeln, Taro, Bananen, Zuckerrohr u. s. w., das sie theils roh oder einfach gekocht, theils in verschiedenen Mischungen essen. Ihre Kochkunst ist komplizirter, als man glauben sollte. Sipe, welcher gerne viel sprach, erklärte den Offizieren der Seniavine die Zubereitungsart der Speisen, und besonders sehr viele Zubereitungsarten von Kokosnüssen, indem er, wie ihre Köche, seinen Zopf oben auf den Kopf band, und ihnen durch Zeichen verständlich machte, wie Alles zugerichtet wurde. Von allen diesen Speisen versuchten sie nur das Paua, das ihnen sehr gut schmeckte. Um sich einen Vorrath von Brodfrucht zu erhalten, welche sich nicht lange hält, verscharren sie dieselbe unter die Erde, um sie gähren zu lassen, und nennen sie alsdann Huro. Brodfrüchte, Katak u. s. w. lassen sie in der Erde kochen, ganz wie auf den andern Inseln. Feuer verschaffen sie sich, indem sie ein Brettchen weiches Holz in der Richtung der Adern mit einem Stäbchen von hartem Holz reiben; dieses Reiben, das Anfangs langsam, hernach aber immer schneller, und sehr schnell geht, wenn das Holz sich zu erhitzen anfängt, erzeugt am Ende des Brettchens durch Losreißen von Holzfasern eine Charpie, welche endlich in Flammen geräth. Das ganze Verfahren dauert nicht länger als eine Minute, aber man muß geübt seyn, wenn es gelingen soll.

Die Weiber der Urossen essen nicht mit ihren Männern; wie es scheint, sind sie denselben Verboten unterworfen, wie auf mehreren anderen Inseln, nur nicht in Absicht auf die Art der Nahrungsmittel, wie dort, da man hier keine große Wahl hat. Sie dürfen das Speisehaus nicht einmal betreten; die Frau des Häuptlings Togoja konnte sich nur verstohlener Weise an der Seitenthüre zeigen, um die Geschenke der russischen Offiziere in Empfang zu nehmen. Die Männer essen übrigens nicht ausschließlich in diesem Hause. Die Nahrung des gemeinen Volkes ist natürlich noch einförmiger; eine Art Bananen von schlechtem Geschmacke, die

man Calache nennt, die lederzähe und unangenehme Frucht des Pandanus, einige wenige Brodfrüchte und die Fische, welche die Urossen nicht lieben, sind Alles, was ihm zukommt. Die bessere Art von Bananen, der Katak und die Kokosnüsse, welche nicht so häufig auf Ualan sind, und wahrscheinlich auch einige Arten Fische kommen den Urossen ausschließlich zu.

Die Leute vom Volke sind nicht sehr lecker, sagt Lütke; sie aßen mit Vergnügen von allen unseren Speisen. Wenn wir am Lande speisten, versammelten sie sich gewöhnlich truppenweise an der Thür des Zeltes, theils aus Neugierde, theils um einige Speisen zu erhaschen. Die Urossen sind viel kitzeliger; doch aßen sie alle unser gesalzenes Fleisch gerne, das natürlich den Namen Cocho führte; bald machten sie sich auch an den Wein von Chili; aber Branntwein wiesen sie mit Abscheu zurück. Wir konnten nicht erfahren, wozu sie die Orangen verwendeten.

Noch dürfen wir, da von der ualanesischen Küche die Rede ist, eine ekelhafte Gewohnheit, die Phthirophagie (das Läusefressen) nicht unerwähnt lassen, welche, wie man glaubte, nur unter den Hottentotten herrsche, seit die Missionäre sie den Damen von Taiti untersagt haben. Diese Gewohnheit, welche Dr. Mertens mit Recht als den ersten Schritt zur Anthropophagie betrachtete, gehört hier nicht, wie einst auf Taiti, ausschließlich zu den Vorrechten einer gewissen Klasse. Alle üben sie untereinander, sagt Lütke, ohne eine Hungersnoth zu fürchten. Wir gaben ihnen so oft unsern Abscheu davor zu erkennen, daß sie es in unserer Gegenwart ein wenig unterließen, ihren verkehrten Appetit zu befriedigen; bisweilen aber machten sie sich über uns lustig, indem sie thaten, als werfen sie gewisse kleine Thierchen auf uns. Bei unserm Besuche bei Togoja fiel es Sipe ein, diesen Spaß zu wiederholen; aber ich erhob mich, und sagte, wenn er es noch einmal thue, so würde ich mich sogleich entfernen. Er besänftigte mich leicht, während Togoja, wie er gewöhnlich Nichts begriff, sich begnügte zu wiederholen: Mea inghe? Endlich erklärte Sipe ihm, so wie der Versammlung, um was es sich handle, und erregte durch seinen Bericht ein großes Erstaunen über die Seltsamkeit und die Vorurtheile der Europäer.

Unter den ersten Gegenständen, welche den Russen zu Lella aufstießen, war auch ein ungeheures Mutterschwein, das die Corvette Coquille da gelassen hatte. Als die Eingebornen sahen, daß man immer Lebensmittel von ihnen verlange und nie genug habe, so fürchteten sie, die Weißen möchten ihre Ansprüche auch auf das Mutterschwein ausdehnen, und verbargen es. Dieses Thier gehörte Sipe; es hatte seinen Stall in dem Hofe des Hauses, welches die Offiziere des Seniavine bewohnten, und lebte ganz herrlich. Man nährte es mit Bananen, wodurch es außerordentlich fett wurde. Coaha, wie man es hier nannte, weil sie es von den Franzosen hatten cochon nennen hören, hatte die Hoffnungen nicht erfüllt, die man von ihm gefaßt hatte; denn außer ihm sahen die Russen auf der ganzen Insel kein anderes seines Geschlechts. Zum Glück hatten sie an Bord noch ein Weibchen, das man für trächtig hielt, und der Kapitän Lütke überließ es einem Häuptling von Lella.

„Als die Ualaneser," erzählt der gelehrte Seemann, „die Boussole erblickten, schrieen sie alle einstimmig: sacré comment, und sprachen sodann von dem Schiffe (oaka), das vor sehr langer Zeit hieher gekommen sey und bei Lella angehalten habe. Als sie die Flintenschüsse unserer Jäger

hörten, riefen sie von Neuem: sacré comment.*) Sipe hatte schon mehrmal diesen Ausruf gebraucht, wenn er Gegenstände sah, die ihn in Erstaunen sezten. Dieß Alles überzeugte uns, daß sie diese Worte noch von der Zeit der Coquille her behalten hatten. Aber ist es nicht seltsam, daß sie, von tausend französischen Wörtern, die sie zu hören Gelegenheit hatten, nur dieß einzige sinnlose im Gedächtniß behalten haben?**)

„Sie sezten uns oft durch den, wie es scheint, instinktmäßigen Scharfblick in Erstaunen, womit sie im Koth oder Sand die Fußtritte der Urossen erkannten. Mit ihrer Hilfe fanden wir oft nach diesen Spuren zuverlässig die, welche wir suchten. Den Nachmittag verwendeten wir bisweilen auf Messung der Grundflächen und Winkel der verschiedenen Theile der Bai, und in meinen Mußestunden beschäftigte ich mich gerne mit den Kindern, welche von Morgen bis Abend die Steinmauer belagerten, womit unser Haus eingefaßt war, und die sie nicht zu überschreiten wagten. Ihre Munterkeit und Gutmüthigkeit waren anziehend. Zwei oder drei Mädchen von 13—15 Jahren hätten selbst bei uns für Schönheiten gelten können, große Augen voll Feuer, Zähne wie Perlen, die angenehmste Gesichtsbildung; unglücklicherweise waren diese hübschen Gesichter größtentheils mit Schmutz bedeckt. Sie wußten sehr geschickt von uns zu bekommen, was ihnen gefiel, lehrten uns dagegen ihre Gesänge und waren sehr erfreut über die Leichtigkeit, womit wir sie behielten.***) Die Freundinnen der sechsjährigen Tochter unsers Wirths, welche, im Vorbeigehen gesagt, voll Coquetterie und sehr geschwätzig war, versammelten sich bisweilen bei ihr in einem kleinen nahe an dem unsrigen gelegenen Hause. Diese Gesellschaften waren sehr einförmig; aber Halsbänder und Ohrringe brachten zuweilen eine fröhliche Abwechslung hinein. Die Mädchen sangen, und die kleinen Knaben tanzten nach ihren Gesängen; denn das weibliche Geschlecht darf nicht tanzen. Unter anderen Spielen haben sie auch eines, das sehr viel Aehnlichkeit mit unserm Händespiel hat, aber viel complicirter ist. Sie stellen sich einander gegenüber und schlagen abwechslungsweise mit der flachen Hand bald auf ihre Knie, bald auf die flache Hand der Gegenüberstehenden, so wie der beiderseitigen Nachbarn. Die Geschicklichkeit bei diesem Spiel besteht darin, daß die Hände bei einer Menge verschiedener Touren im Schlagen nie aus der bestimmten Ordnung kommen. Es wird unter Begleitung einer äußerst eintönigen Melodie aufgeführt.

„Alle diese Bewegungen, welche überdieß sehr geschmeidig waren und von gut gewachsenen Männern, wie sie es hier gewöhnlich sind, ausgeführt wurden, haben wirklich viel Anmuth; nur muß man die gezwungene Bewegung des Kopfes ausnehmen. Alles geschieht nach dem Takte einer Melodie, welche mit tiefer und erzwungener Stimme gesungen wird, wie etwa von einem engbrüstigen Menschen, was sehr unangenehm lautet. Die Tänze haben besondere Regeln; nicht nur dürfen die Frauen keinen

---

*) Wir glauben, daß sie diese Worte zufällig angewendet haben, nachdem sie von den rohen Matrosen bei jeder Gelegenheit zu einander hatten sagen hören: sacré gamin.

**) Einige unserer Gefährten glaubten auch zu hören: si vulpe (si vous plait); ich aber hörte es nicht. Lütke.

***) Die zwei folgenden Verse schienen ihnen am besten zu gefallen:

Soude uagma, catanazie, combien non non
La sacryca (bis), nin nin coulnca (bis).

Hier finden sich wieder rein französische Wörter, welche weder Sinn noch Zusammenhang haben.

Tanz

Antheil daran nehmen, sondern, wie es scheint, können auch die Männer nur nach einer gewissen Wahl mit einander tanzen. Bei diesen Tänzen legen sie um den Arm unter den Ellbogen in Form von Ringen geschnittene Muscheln, welche sie Mock nennen; sie berühren einander mit den Beinen oder schlagen einander mit Stäbchen.„*)

„Wir sahen bei ihnen keine Art von Hazardspiel, auch keine gymnastische Uebung, weder Ringen, noch Schießen nach einem Ziele u. s. w. Alle diese Beschäftigungen stehen schon mehr in Beziehung auf den Krieg oder die Jagd wilder Thiere, und sie wissen von beiden Nichts. Bei allen diesen Spielen betrachtet man den Gegenpart gerne als seinen Feind, und ein hervorstechender Zug im Charakter der Ualaneser ist, einander als Brüder zu betrachten. Sie haben durchaus keine Waffe, noch einen Stock, welche gegen Menschen bestimmt wären; sie können also wie es scheint, nicht die geringste, ja nicht einmal die entfernteste Idee vom Kriege haben. Gibt es ein ähnliches Beispiel auf Erden? — Auf Ualan gibt es auch Seetrompeten (triton variegatum), deren Schall auf allen Inseln des großen Oceans ein Kriegssignal ist; hier aber sind sie auf dem Altare Nazuenziaps niedergelegt und werden nur bei religiösen Feierlichkeiten gebraucht.“

Nichts gleicht nach Lütke der bewunderungswürdigen Gutmüthigkeit dieses Volkes, wie man sie sonst schwerlich auf Erden finden dürfte. „Sie wissen nichts von heftigen Aufregungen; sie zerreißen sich die Haut nicht mit Haifischzähnen, um eine Trauer kund zu geben, welche gleich nachher wieder vergessen wird; ein trauriges Gesicht und niedergeschlagene Augen zeigen an, was in ihrem Innern vorgeht. Ihre Freude artet nie in Ausgelassenheit aus; sondern sie geben sie durch Umarmungen und fröhliches Lachen kund. Einem Unbekannten kommen sie nicht mit einem Palmzweige oder mit einem andern Friedenszeichen entgegen, weil sie keinen andern Zustand kennen, als den Friedenszustand. Im ersten Augenblick nehmen sie durch eine offene Freundlichkeit und ein kindliches und unveränderliches Zutrauen ein. Die Russen fanden immer an ihnen Sanftmuth, Redlichkeit und einen immer sich gleich bleibenden und festen Charakter.

Der Meinung Lessons, daß die Ualaneser mongolischen Ursprungs sind, kann ich nicht beitreten; da aber diese Bemerkung den Bewohnern des ganzen Carolinenarchipels gilt, so werde ich davon sprechen, wenn dieses Volk besser bekannt seyn wird. Was die Bewohner von Ualan betrifft, so sind, ob sie gleich zu derselben Rasse gehören, wie die Bewohner des ganzen Carolinenarchipels, wirklich Spuren vorhanden, welche darauf hinzudeuten scheinen, daß sie mit den Japanesern verkehrten, und von ihnen einige Ceremonien des Kultus von Sin-To, dem ältesten Japan, entlehnten. Dieser Kultus gründet sich auf den Dienst unsichtbarer Geister, welche Sin und Kami heißen, und denen zu Ehren man Tempel, Mia, errichtet. Das Symbol der Gottheit wird in die Mitte des Gebäudes gestellt; es besteht in Papierstreifen, welche an Stäbchen von Finokiholz (thuya japonica) gebunden werden. Diese Symbole, Go-Fei genannt, finden sich in allen Häusern des Landes, wo man sie in kleinen Mia's aufbewahrt. Neben diese Kapellen stellt man Blumentöpfe mit grünen Zweigen des Sakari (oleyeria kämpferiana), und bisweilen der Myrte und Fichte. Auch

*) S. Blatt 101.

stellt man dazu zwei Lampen, eine Theetasse und mehrere mit Sake (japanischem Weine) gefüllte Gefäße, ferner eine Glocke (sutsu), Blumen (fanatate), eine Trommel (taiko), und andere neben den Tempel Kami's gestellte musikalische Instrumente, auch einen Spiegel (kagami), als Symbol der Seelenreinheit. Die Dairi, welche als die Abkömmlinge der Gottheit angesehen werden, führen den Titel ten-si (Söhne des Himmels). Bei der Einweihung eines jeden Dairi nimmt man das Maß seiner Größe mit einem Bambusstabe, den man in dem Tempel aufbewahrt, und nach seinem Tode wird er als ein Kami oder Geist verehrt. Diese hölzernen Stäbchen, mit grünen Zweigen und musikalischen Instrumenten umgeben, erinnern uns stark an die mit Sekablättern und Tritonsmuscheln umgebenen Stäbchen Sitel-Nazuenziaps. Nehmen wir dazu, daß ten-si oder Siten von den Ualanesern wie Sitel ausgesprochen wird, die Aehnlichkeit zwischen Seka und Sake, und den ganz japanesischen Laut einiger in ihren Gebeten aufgeführten Namen, wie z. B. kajuasin-linga, kajua-sin-nionfu, so werden wir unwillkürlich auf die Vermuthung geführt, daß in irgend einer Zeit ein japanesisches Fahrzeug an dem Ufer von Ualan gelandet und daß die Mannschaft desselben den Insulanern ihre Traditionen und Ceremonien gelehrt habe, die natürlich mit der Zeit große Veränderungen erfahren mußten.

Mertens fügt noch hinzu: „Es ist unbegreiflich, daß Lesson der Gesichtsbildung der Caroliner einen japanesischen Ursprung beilegen konnte, da sie doch nicht minder als die unserige von den Bewohnern Japans verschieden ist."

Die Insel Ualan, schreibt Lütke, gibt für Seefahrer einen guten Anhaltspunkt, besonders für die Fahrzeuge, welche in diesen Gegenden Wallfische fangen, und die Schiffe, welche den östlichen Weg nach China einschlagen. Ein schönes Klima, ein gutmüthiges Volk, ein Ueberfluß an Früchten, welche eben so gut, wie thierische Nahrung, zur Herstellung der Kräfte einer Mannschaft nach einer langen Fahrt beitragen, machen es dazu geschickt. — Man darf nicht erwarten, hier hinreichende Vorräthe zu finden, indessen wird man immer so viel bekommen, als man täglich braucht. Wilde Tauben und Hühner geben einen vortrefflichen Braten, und die Suppe davon ist saftig und nahrhaft. Vier oder fünf Jäger lieferten uns so viel, daß man jeden Tag der ganzen Mannschaft eine frische Suppe zurichten konnte. Die Schnepfen sind ein köstlicher Braten; Fische und Schildkröten würden, wenn man Mittel hätte, sie zu fangen, ein sehr gutes Aushilfsmittel seyn; aber wir konnten nicht dazu kommen, und von den Einwohnern kann man nur sehr wenige erhalten. Von Früchten kann man sich Bananen von der gemeinen Gattung und Zuckerrohr verschaffen, so viel man will. Von den Urossen bekommt man immer Brodfrüchte; unsere Leute gewöhnten sich bald daran, und zogen sie dem gewöhnlichen Brode vor. Kokosnüsse und Bananen von der bessern Gattung kann man nicht haben; von den ersteren bekamen wir so wenig, daß wir im Lauf der Woche nur zwei bis dreimal einem jeden unserer Leute eine geben konnten. Unter die Zahl der Seevorräthe darf man nur Kokosnüsse und Orangen rechnen; die lezteren waren zu unserer Zeit noch nicht reif, weßhalb wir die Quantität, auf welche man rechnen kann, nicht angeben können. Was die Bananen betrifft, welche noch nicht ganz reif sind, so werden sie es vollends, wenn man sie eine Woche aufbewahrt. Auch gibt es eine Art

Gurke, eine Baumfrucht mit sehr dichtem und hartem Fleisch und von runder Gestalt, welche eingesalzen oder in Essig eingemacht, eine vortreffliche Speise ist; aber wir fanden nicht genug, um einen Vorrath für die ganze Mannschaft sammeln zu können. — Vielleicht wird Ualan mit der Zeit den Seefahrern Schweine liefern können. Das frische Wasser, das wir aus dem Bache schöpften, welcher durch das Dorf Lual fließt, schmeckt etwas salzig; allein dessen ungeachtet hält es sich gut und hat einen guten und gesunden Geschmack. Gutes Brennholz gibt es nicht; man könnte große Sonneratias haben, so viel man wollte, aber sie sind feucht und nicht wohl zu trocknen.

Bemerkungen über mehrere Inseln des eigentlichen Carolinen-Archipels.

Die nachstehenden Bemerkungen sind vornehmlich von Karl Heinrich Mertens, einem gelehrten deutschen Naturforscher, welcher an der im Jahr 1816 von dem Kaiser Alexander in das Südmeer unter den Befehlen des Kapitän Lütke gesandten Expedition Theil nahm. Wir können nichts Besseres thun, als einen Auszug aus der werthvollen, nur in Deutschland und Genf erschienenen Denkschrift dieses Gelehrten zu machen. Er schreibt:

„Wir waren erstaunt, ungeachtet des vollkommenen Vertrauens, das die Lugunorer uns bewiesen, keine einzige Frau zu Gesicht zu bekommen. Bald sahen wir, daß man sie unseren Blicken entzogen habe, und daß wir nicht einmal an den Häusern vorübergehen durften, wo sie sich befanden. Wenn es schien, als wollten wir uns ihnen zufällig nähern, so wandten unsere Führer beinahe Gewalt an, um uns abzutreiben, indem sie das Wort Farak! Farak! ausriefen, was uns endlich höchst widerwärtig wurde, und immer noch in unseren Ohren forttönt. Indeß war, wenn sie uns veranlassen wollten, einen anderen Weg einzuschlagen, in ihrem Benehmen so viel Artigkeit, daß man unmöglich böse auf sie seyn konnte, ob sie gleich ohne Unterlaß ihren Ausruf wiederholten; endlich mußten wir lachen. Jeder Häuptling hatte mehrere Häuser zu seiner Verfügung; in dem ersten wohnte er; das zweite war auf dieselbe Weise erbaut, wie das große Haus, in welches man uns bei unserer Ankunft eingeführt hatte, nur hatte es mehr Zimmer, wo wir oft Kindergeschrei hörten, ohne daß man uns gestattet hätte, auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Hier waren ihre Reichthümer niedergelegt, welche in Seilen, Matten, Kleidern, Geräthschaften zum Fischfang, Steinen zum Schärfen ihrer aus verschiedenen Muschelarten gemachten Beile, in Messern und anderen europäischen Artikeln bestanden. Dieselbe Wohnung war auch noch zur Unterbringung der Piroguen bei schlechtem Wetter bestimmt. Das dritte viel kleinere Haus war für die Frauen; das vierte, noch kleinere, bestand nur aus einem kleinen Dach, das in schiefer Richtung beinahe bis auf den Boden herabreichte, wobei die Mauern natürlich nicht sehr hoch seyn konnten; es befand sich gewöhnlich gegenüber von dem hintren Eingang des großen Hauses; wir sahen die Thüre oft mit grünen Zweigen geschmückt; es schien zum Begräbnisse der Familie des Häuptlings bestimmt zu seyn. Wir sahen nur wenige Pflanzungen auf der Gruppe Lugunor; und die, welche wir zu Gesicht bekamen, bestanden nur in aronähnlichen Pflanzen, welche die sumpfigen Stellen einnahmen. Es fand sich daselbst süßes Wasser; wir

bemerkten nur einige kleine Pfützen, deren Wasser oft bitter und schwefelhaltig war. Der untere Theil des Stammes sehr vieler Kokosnußbäume war ausgehöhlt, um, wie wir vermutheten, als eine Art Behälter für das Regenwasser zu dienen; die meisten dieser an ihrem Fuße hohlen Stämme hatten ein viel besseres Wasser als die Pfützen. Wirklich treten auf diesen Inseln an die Stelle der Cisternen die Kokosbäume, sowohl wegen des angenehmen Getränkes, das in der kostbaren Frucht dieses Baumes enthalten ist, als wegen des Saftes, das die Bewohner des Landes in der Zeit, wo dieser Baum beinahe keine Früchte mehr hat, aus demselben zu ziehen wissen. Diese Jahreszeit ist für die armen Einwohner äußerst hart, weil sie nur wenige Erzeugnisse des Pflanzenreichs besitzen, welche sich so lange halten können, als es nöthig ist. Ueberall fanden wir auf allen anderen Gruppen der niederen Carolinen, welche wir nach Lugunor besucht haben, dasselbe Volk wieder: die nämliche Gastfreundschaft, die nämliche Leutseligkeit und sogar die nämliche Munterkeit, welche es charakterisiren. Aber auf keiner dieser Gruppen fanden wir die Ausgelassenheit, welche, wie man annimmt, auf allen Inseln des unermeßlichen stillen Oceans herrsche. Die weiten Reisen, welche die Eingebornen unternehmen, ihre häufigen Besuche bei ihren Nachbarn, so wie ihre Ausflüge, obwohl auch nach europäischen Kolonien, haben in der merkwürdigen Unschuld ihrer Sitten Nichts verändert, noch das Gelüste in ihnen erweckt, sich fremdes Gut auf unrechtmäßigem Wege anzueignen. Man könnte glauben, ihr Handelsgeist habe sie zu rechter Zeit, bei Anderen Das achten gelehrt, was sie selbst nur mit Mühe erworben haben, und dessen Werth sie zu würdigen verstehen. Die Bewohner der Uletai-Gruppe (wohl Uleai oder Mea-Juli?) und der einzelnen Insel Feis waren, was ihre Weiber betrifft, minder streng gegen uns; sie erlaubten ihnen, in unserer Gesellschaft zu verweilen, und in kurzer Zeit entspann sich das innigste Band zwischen uns. Ungeachtet dieser Innigkeit und des gränzenlosen Vertrauens, das man uns schenkte, konnte sich doch kein Mann von der Seniavine rühmen, von einer Schönen der niedrigen Inseln des Carolinenarchipels irgend eine Gunst erhalten zu haben. Die Männer sind gut gewachsen.*) Die Schönheit der Weiber kann man nicht rühmen; sie sind sogar eher häßlich; ihre unterscheidenden Züge sind ein sehr kleiner Wuchs, ein breites Gesicht, und wenn kaum die erste Blüthezeit vorbei ist herabhängende Brüste; sie gehen nackt, wie die Männer, nur um die Lenden haben sie einen Gürtel von gestreiftem Gewebe gebunden."

Wir wollen in diesen Bemerkungen nicht weiter fortfahren, ohne hier die Lage der Uleai- und nicht Uletai-Inseln anzugeben. Diese Gruppe, welche nur 15 Meilen im Umfang hat, wurde auf den alten Charten als 30 Mal größer bezeichnet. Sie besteht aus den Inseln Angaligarail und Farailes, Motogozeu, Fetalis, Raur und 17 anderen. Die Südspitze der Insel Raur, der östlichsten der Gruppe, auf welcher man 4 bis 5 künstliche Häfen findet, was vielleicht einzig ist auf den Carolinen, liegt unter 7° 20′ 7″ nördl. Br., und unter 216° 3′ westl. Länge. Diese Inseln wurden beschrieben von Chamisso, Freycinet und besonders von Lütke, dem Seemann, der die Carolinen am besten beobachtet

*) S. Blatt 102.

hat. Hier ist das Vaterland Kada's, des wilden Ulysses. In ihren Sitten und ihrem Charakter haben die Uleaner sehr viel Aehnlichkeit mit den Lugunoriern. Sie sind kupferfarbig, tragen Gürtel, wie Schürpen, und kegelförmige Hüte, wie die Chinesen.

„Auf der Insel Feis," sagt Mertens, „bemerkten wir bei den kleinen Mädchen eine Art Franze, welche vom Gürtel bis auf die Knie herabfiel; sie war aus Hibiscusfasern gemacht. Auf allen niedrigen Inseln der Ostseite bemerkten wir, daß die Art der Tätowirung ganz gleich war, und in einigen regelmäßigen Linien bestand, welche den Schenkeln, Beinen und der Brust entlang angebracht waren. Man versicherte uns, die Weiber tätowiren sich überdieß sehr zierlich auf den Theilen, welche durch den kaum erwähnten Zeugstreifen verdeckt sind. An mehreren Weibern bemerkten wir einen anderen sehr seltsamen Schmuck. Er besteht in einer oder mehreren Linien auf Schultern oder Armen, die durch kleine Beulen gebildet werden. Man bringt diese Beulen herab, indem man in früher Jugend kleine Einschnitte macht, und diese mit gewissen Baumsäften bestreicht, geriebene, oder auch mit einer Art Moxa, welche man auf dem Theile brennen läßt, auf welchem man die Linien zu ziehen wünscht. Diese Zeichen sind unauslöschlich; man behält sie sein ganzes Leben hindurch. In der Zeit, wo die Pusteln eitern, gleichen sie sehr viel den Kuhpocken, so daß man, wenn man sie zum Erstenmal sieht, glaubt, man habe bei diesen Insulanern Etwas gefunden, was die Stelle dieser für das Menschengeschlecht so kostbaren Entdeckung vertrete. Die Weiber schmücken sich auch mit Halsbändern, welche aus verschiedenen indischen und europäischen Fabrikartikeln gemacht werden, und mit breiten Armbändern aus Schildkrot und Perlmutter, welche sie sowohl an den Handgelenken, als über dem Fußknöchel tragen. Sie sind sehr gefallsüchtig, selbst bei den ältesten Frauen bemerkt man noch Neigung zur Coquetterie. Sie forderten unaufhörlich Glasperlen zu Halsbändern, und zeigten zugleich auf die Länge des Halses, um uns begreiflich zu machen, wie viel sie zu haben wünschten; aber kaum hatte man ihre Forderungen befriedigt, so streckten sie von Neuem die Hand aus, so daß es schwer war, sie zufrieden zu stellen, besonders da sie sich gewöhnlich in großer Anzahl einstellen. Auf Uletai kamen die Weiber ganz nahe an unser Schiff heran; aber nie kamen sie in den Canots der Männer. Ob sie gleich unaufhörlich ihre Forderungen wiederholten, um noch mehr Geschenke zu erhalten, so nahmen sie dieselben doch mit einer Art Weigerung an, was uns sehr belustigte. Einige trugen hübsche ungefähr zwei Finger breite Gürtel von Kocosnußholz und weißen Muscheln, welche so gestellt waren, daß sie an die Mosaiken unserer eleganten Salons erinnern. Da ich sehr gerne eine gehabt hätte, so bot ich ihnen einen in ihren Augen sehr hohen Preis für diesen einzigen Artikel; aber die Weiber steigerten ihre Forderungen jedesmal so hoch, daß ich mir unmöglich einen verschaffen konnte. Uebrigens legen sie, wie es scheint, einen hohen Werth darauf. Ich sah bisweilen auch Männer sich damit schmücken; aber sie gaben sie eben so wenig ab, und führten als Grund ihrer Weigerung an, daß dieser Schmuck ihren Weibern gehöre."

Die russische Expedition fand auf Murileu einen jungen Engländer, Namens William Floyd aus Gloucester, welcher von einem Wallfischfänger auf der Insel gelassen worden war, und 18 Monate daselbst zugebracht hatte. Lütke nahm ihn an Bord, und man benützte diesen

Umstand, um seine Beobachtungen über die Sitten dieser Insulaner zu sammeln. Hier folgt ein Auszug aus dem Berichte, den er dem Dr. Mertens erstattete:

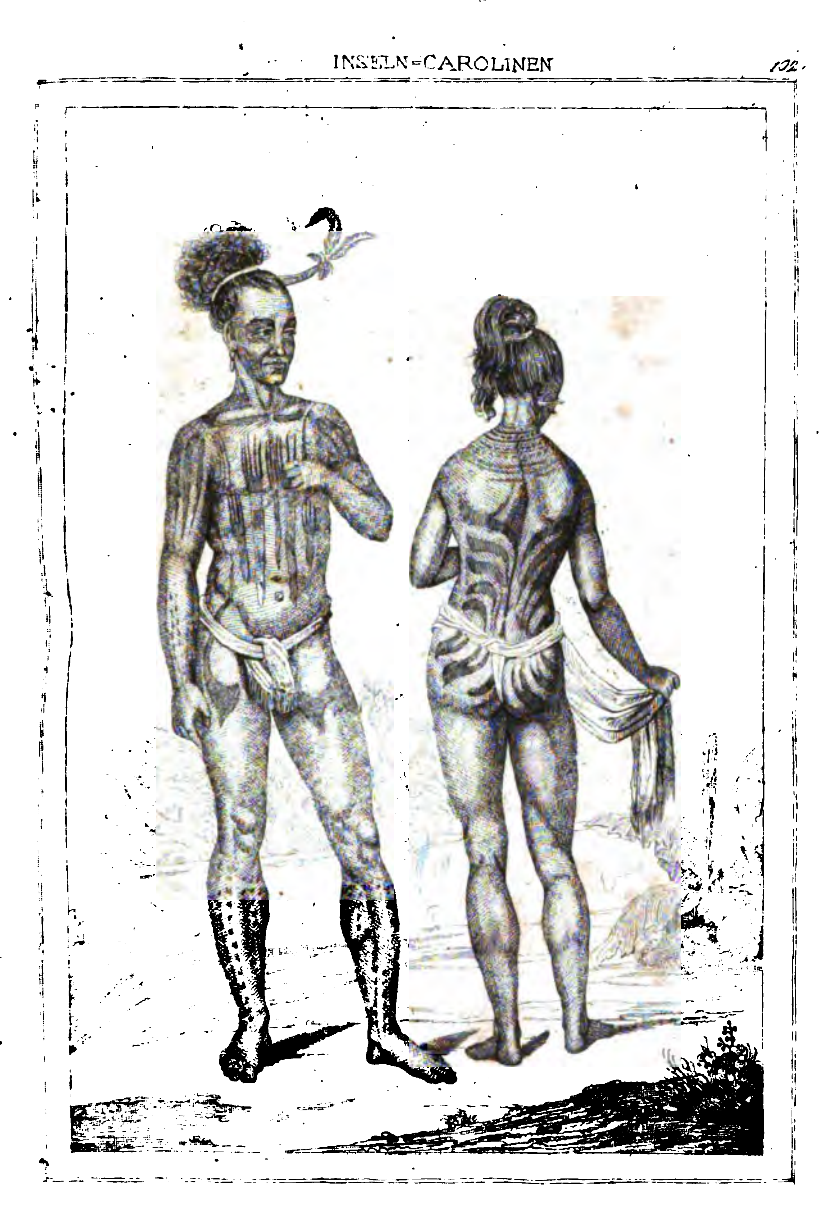
„Es herrscht nur ein Häuptling auf den Gruppen Fananu und Murileu, und die 20 Inseln, woraus sie bestehen, bezahlen diesem obersten Häuptling, der in ihrer Sprache Tamol heißt, einen jährlichen Tribut, welcher in Brodfrüchten, Kokosnüssen, Matten u. s. w. besteht. Sonderbar ist es, daß eine einzige Insel der Fananugruppe von diesem Tribute frei ist, daß die Bewohner dieser Insel, obgleich auf dem nämlichen Riffe jeden Verkehr mit ihren Nachbarn vermeiden, die doch nur einige Schritte von ihnen entfernt sind, daß sie sich nichts aus dem Häuptlinge machen und sogar sich weigern, ihn anzuerkennen."

Obgleich der Tamol selbst auf den Fischfang ausgeht, so unterläßt man es doch nie, das Schönste und Seltenste des allgemeinen Fanges für ihn zurückzulegen. Seine Unterthanen unterhalten ihn völlig; Alles, was er befiehlt, wird als ein ausdrückliches Gesetz betrachtet, obgleich diese Gesetze nicht in ihrer ganzen Strenge gehalten werden. Der Häuptling ist, wie seine Unterthanen, den Gesetzen unterworfen. Wenn z. B. der Tamol sich zum zweiten Male verheirathen will, muß er die Abgabe bezahlen, die einem Jeden auferlegt wird, der eine neue Verbindung eingehen will. Er hat kein Recht auf die Frauen seines Landes, und kann sich mit keiner verbinden, wenn er nicht zuvor ihre Einwilligung erhalten hat.

„Die Greise der Insel werden gewöhnlich zu Richtern gewählt; ihr Tadel wird als die härteste Strafe angesehen, welche man empfangen kann. Sind die Sachen verwickelt, so appellirt man an den Tamol, der große Vortheile daraus zieht; denn seine Unterthanen müssen ihm für seinen Urtheilsspruch Geschenke bringen. Man muß aber gestehen, daß er gewöhnlich Streitigkeiten und Uneinigkeiten, welche sich unter dem Volke erheben könnten, zu verhüten sucht, und in solchen Fällen sein persönliches Interesse ganz auf die Seite sezt. Nie verlassen ihn die Parteien, ohne ausgesöhnt zu seyn. Die Würde des Tamols ist nicht erblich, und in keinem Falle kann der Sohn des Vaters Nachfolger seyn. Wenn er gestorben ist, wendet man sich an seinen Bruder, und hat er keinen, so wird die Würde einem seiner besten Freunde übertragen. Der Gewählte kann die angebotene Würde nicht ausschlagen. Dem Weisesten und Gerechtesten gibt man den Vorzug vor dem Reichsten oder Mächtigsten."

In dem Gemälde, welches Mertens selbst von den Carolinern entwirft, scheint er ihnen ein wenig geschmeichelt zu haben:

„Die Caroliner," sagt er, „wenigstens die der niederen Inseln, sind wegen ihres liebenswürdigen Charakters würdig, dieses köstliche Land zu bewohnen. Die der hohen Inseln dagegen sind dem Kriege ergeben, und verdienen weniger Antheil. Die ersteren sind von höherem Wuchse, als die malaischen Rassen, ungefähr 5 Fuß 6 Zoll (englisch) groß. Sie sind sanft, mäßig, und haben ein den anderen Polynesiern unbekanntes Gefühl für Gerechtigkeit. Sie, die nicht wild, sondern in der Kindheit der Civilisation sind, sind gutmüthig, sanft, naiv, lebhaft, und haben eine angenehme Gesichtsbildung, welche außerordentlich für sie einnimmt; Gutmüthigkeit spricht sich in allen ihren Zügen aus. Ihr Haar ist dick und hat eine schöne kastanienschwarzbraune (sehr selten rothe) Farbe; es ist gewöhnlich in einen großen Knoten zusammengebunden; sie haben eine sehr hohe, aber ein



Eingeborne beiden Geschlechts.

wenig rückwärts gehende Stirne, eine gut ausgedrückte, aber platte und breite Nase, einen sehr großen Mund, dicke Lippen, Zähne weiß, wie Elfenbein, gut geschlizte und mit prächtigen Wimpern besezte Augen, eingedrückte Schläfe, nicht sehr hervorspringende Backenknochen, ein hervorragendes Kinn mit einem bisweilen dicken, im Allgemeinen jedoch dünnen Barte. Man hat gewöhnlich diese Völkerschaften unter dem allgemeinen Namen der malaischen Rasse zusammengefaßt; aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks, um sie von den wahren Malaien, welche die Insel Sunda, Timor u. s. w. bewohnen, und selbst von den Tagaien und Bissayen der Philippinen zu unterscheiden. Mehrere Nationalverschiedenheiten der Bewohner dieser Insel entgehen dem Beobachter nicht, besonders wenn man die Inseln, welche gegen Westen gelegen sind, mit den östlichen vergleicht. Die Bewoher der Seniavinegruppe scheinen sich sowohl durch die Bildung ihrer Züge, als durch ihre Kleidung und ihre Gewohnheiten von allen anderen zu unterscheiden. Die meisten sind nackt bis auf einen Gürtel, welchen sie um die Lenden tragen; einige tragen überdieß eine Art Mantel, der viel an den öfters schon genannten Poncho der Bewohner von Chili erinnert. Er gleicht durch seinen Schnitt einem Meßgewande; nur ist er kürzer, denn er fällt nicht einmal bis auf die Kniee herab. Andere tragen einen großen pyramidenförmigen Hut von Pandanusblättern, der sie vollkommen gegen die Sonnenstrahlen schüzt. Halsbänder von Muscheln, Blumen oder der holzartigen Schale der Kokosnuß, Blumen in den Haaren und hinter den Ohren sind die Zierrathen, welche ihren Anzug vollständig machen. Sie nehmen die Seeleute, welche sie besuchen, mit Vergnügen auf, und bezeigen die größte Freude, sie bei sich zu sehen. Sie haben Interesse für Alles, was sie sehen, und besonders für Alles, was auf Schiffe und Schifffahrt Bezug hat, und sammeln alle möglichen Erkundigungen über Fahrzeuge. Ohne Furcht und ohne Mißtrauen tauschen sie ihr Waaren gegen europäische Fabrikartikel aus. Sie geben Kokosnüsse, Fische, Muscheln, verschiedene Theile ihrer Kleidung, Geräthschaften zum Fischfang, Hühner u. s. w. und nehmen gerne Eisen, besonders Messer und Meisel, die einen unschätzbaren Werth für sie haben; auch schätzen sie besonders Nadeln hoch; ihre höchste Bewunderung aber erregen Beile. Große Freude machen ihnen auch Quincaillerieartikel, Glasperlen, Spiegel, Zeuge, Schnupftücher. Im Allgemeinen geben sie Allem, was ihnen von einigem Nutzen seyn kann, weit den Vorzug vor Luxusgegenständen. Sie handeln wie wahre Kaufleute, geben Nichts umsonst, aber weigern sich niemals, den Artikel zu liefern, welchen man sich unter ihren Waaren auswählt, nachdem sie den bedungenen Preis erhalten haben; sie geben oft sogar zum Voraus ab, in der Ueberzeugung, daß man sie mit dem nämlichen Vertrauen und der gleichen Billigkeit behandeln werde. Wenn sie mit Europäern zu Tische sitzen, beobachten sie den größten Anstand, gebrauchen Messer, Gabeln und Löffel mit vieler Ungezwungenheit und versichern, daß die Suppe und die anderen Speisen, welche man ihnen vorsezt, nach ihrem Geschmacke seyen, wobei sie ausrufen: mammal (gut). Zucker, Zwieback und Reis sind ihre Lieblingsspeisen, aber Branntwein und sogar Wein verabscheuen sie. Trinkgläser erregen wegen ihrer Durchsichtigkeit ihre lebhafteste Bewunderung. Unmöglich kann man gutmüthigere Leute treffen, als diese Insulaner. Da sie den Gebrauch und Werth der Dinge, welche sie sehen, durchaus nicht verstehen, so ist das Erste, was sie

thun, daß sie die Hand darnach ausstrecken, und sie anfassen, um sie näher zu untersuchen. Man kann sich denken, wie wenig sie verstehen, Sextanten, Uhren u. s. w. zu handhaben; aber es bedarf nur einer einzigen Bemerkung, um sie zurückzuhalten, und man darf gewiß seyn, daß sie dieselben nicht mehr berühren, und überdieß noch die Abwesenden von dem Verbote unterrichten werden, welches auf diesen Gegenständen ruht. Es entspinnt sich zwischen ihnen und den Fremden eine innige Freundschaft. Sie widersetzen sich keinem Wunsche der lezteren, sitzen ruhig nieder, wenn man sie zeichnet, tanzen, wenn man es wünscht, und thun Alles, um sich gefällig zu zeigen. Sie gehen gerne mit Seefahrern um, sprechen mit ihnen von Dem, was auf den benachbarten Inseln vorgeht, unterhalten sie von ihren Weibern und Kindern und versprechen ihnen zum Voraus alle Produkte ihrer Insel, wenn man sie nur besuchen wolle. Wie schon bemerkt, sind sie große Liebhaber von Zwieback und Zucker, besonders vom leztern; mit Vergnügen sieht man sie ein kleines Stück davon zurückbehalten, es sorgfältig in ihre Beutel, die sie in der Hand halten, stecken, sich in's Meer werfen, um zu ihren Canots zu gelangen und es schnell ihren Weibern und Kindern zu bringen. Troz des lebhaftesten Wunsches, manche Gegenstände, welche sie sehen, zu besitzen, stehlen sie doch niemals. Sie begnügen sich mit Dem, was man ihnen gerne geben will, und nehmen es keineswegs übel, wenn man ihnen eine Bitte abschlägt. Wenn sie auf einem Schiffe sind, gehen sie bald auf das Oberlof, bald auf das Zwischendeck, bald in die Kajüten, und mißbrauchen niemals das Vertrauen, welches man in sie sezt, noch die Freiheit, welche man ihrer Neugierde zugesteht. Gegen ihre Häuptlinge zeigen sie die vollkommenste Unterwürfigkeit; übrigens kann man unmöglich einen Rangunterschied unter ihnen bemerken; sie scheinen alle der nämlichen Klasse anzugehören, und legen keine besondere Ehrfurcht gegen Die an den Tag, welche doch als Fürsten und Herren dieser Inseln angesehen werden. Sie bitten dringend, daß man sie besuche, und einige Zeit bei ihnen verweile, und lassen nicht nach mit ihren Bitten, bis man ihnen das Versprechen gegeben hat, daß man ihrer Einladung folgen wolle. Dann glänzt die lebhafteste Freude auf ihrem Gesichte. Sie haben keinen Neid und sind niemals eifersüchtig auf Das, was man Anderen gibt. Immer fröhlich und zufrieden scheinen sie die Unschuld und Einfachheit der ersten Kindheit bewahrt zu haben, und nie sieht man Streitigkeiten unter ihnen. — Ueber die weiße Hautfarbe der Europäer wundern sie sich ungemein. Beim Anblick unserer entblößten Arme und Brust blieben sie wie eingewurzelt stehen und räumten unserer Farbe einen so großen Vorzug ein, daß sie gleichsam eine Art Abneigung gegen die ihrige bekommen. Um ihre Bewunderung an den Tag zu legen, drücken sie Brust und Arme fest an sich, beriechen sie und brechen bei ihrem Anblick und ihrer Berührung in die lebhafteste Freude aus."

Verhältniß zwischen Mann und Frau.

Diese Insulaner haben gewöhnlich nur Eine Frau; indeß haben einige Individuen auch mehrere. Dr. Mertens sagt: „Wer sich mit einer Frau verbinden will, beginnt seine Erklärung damit, daß er ihr Geschenke anbietet, welche auf der Stelle angenommen werden, wenn der Vorschlag gefällt. Sobald das Mädchen ihrem Vater die von ihr angenommenen Geschenke überbracht hat, so steht dem Zukünftigen das Recht zu, die Nacht mit ihr zuzubringen, obgleich die Ehe erst am folgenden Tage geschlossen

wird. Man darf nicht glauben, daß die Hochzeit bei diesem Volke viel Umstände mache; im Gegentheil geht Alles ohne Zurüstungen, ohne irgend eine Festlichkeit vor sich; die ganze Ceremonie besteht in der Einwilligung, welche das Mädchen gibt, mit Dem zu leben, der sie sich zur Gefährtin ausersehen hat, und in dem Abschied von ihren Eltern. Gefallen beide einander nicht, oder werden sie einander überdrüssig, so trennen sie sich eben so leicht, als sie sich verbanden. Verheirathet man sich zum Erstenmale, so darf man keine Abgabe bezahlen; schließt man aber ein neues Band, so muß man eine gewisse Anzahl Matten oder Früchte entrichten; findet eine Trennung zwischen beiden Ehegatten statt, so gehören die Kinder dem Vater, und die Mutter behält kein Recht über sie. Der Mann, welcher jederzeit voll Rücksicht für seine Frau ist, verdoppelt seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit während ihrer Schwangerschaft. Sobald man diesen Zustand bemerkt, arbeitet sie nicht mehr und bleibt beinahe immer zu Hause in Matten eingehüllt; in dieser Zeit bedient sie der Mann. Den Männern ist es nicht erlaubt, mit ihr zu essen; aber die kleinen Knaben, welche noch keinen Gürtel haben, dürfen es; nur sie dürfen ihr die Kokosnüsse bringen, deren sie eine Menge bedarf, weil sie kein anderes Getränke zu sich nehmen darf, als die Milch dieser Frucht; jedoch sind ihr mehrere Arten von Kokosnüssen und Brodfrüchten strenge verboten. Naht die Zeit der Niederkunft heran, so versammeln sich pflegende Frauen um sie; sobald die Wehen anfangen, erheben diese Weiber ein Geschrei und einen Gesang, damit der Gatte das Schreien seiner Frau während der Entbindung nicht höre. Diese Weiber sind sehr geschickte Hebammen und kennen verschiedene Kunstgriffe und Geheimnisse, um die Geburt des Kindes zu erleichtern. Man hört nie von einer unglücklichen Niederkunft, noch von einer Mißgeburt; diese Zufälle scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu seyn. Zwei Tage nach der Niederkunft badet die Mutter in süßem Wasser, und erst nach Verlauf von 5 bis 6 Monaten beginnt sie ihre Arbeiten wieder. Die Mütter entwöhnen ihre Kinder nicht zu der Zeit, wo es bei uns gewöhnlich geschieht, sondern viel später; es gibt Mütter, die sogar bis zum zehnten Jahre säugen, wie die Völker, welche in der Behringsstraße wohnen. Während ihrer Schwangerschaft ist es ihnen nicht gestattet, sich das Gesicht gelb zu bemalen, eine Farbe, die ganz nach ihrem Geschmack ist, und wodurch sie ihre Reize zu erhöhen glauben; auch dürfen sie sich keines Oels für die Haare bedienen. Bäder in süßem Wasser sind ihnen verordnet, und es sind eigene Wasserbehälter dafür angewiesen. Auf den meisten Inseln ist es den Männern verboten, daraus ihren Durst zu stillen, sogar ihnen nur nahe zu kommen. Wenn ein Mann seine Frau schimpft oder mißhandelt, so führen sie ihre Freunde sogleich aus seinem Hause weg; eine Nachsicht und Rücksicht, welche auf's Höchste getrieben wird; denn selbst in dem Falle, daß ein Ehemann seine Frau auf dem Ehebruche ertappt, könnte er ihr keine andere Strafe auferlegen, als ihr einige Tage lang sein Haus verbieten. Der Verführer dagegen kommt nicht so leicht davon; der Ehemann wirft sich mit einem gräßlichen Geschrei, das die ganze Bevölkerung der Insel herbeizieht, auf ihn, und greift ihn mit einer kleinen Waffe aus Haifischzähnen an, die so spitzig sind, daß man die Schrammen, die er zur Strafe für sein Verbrechen erhalten hat, lange noch sieht. Die Wuth des Mannes steigt im ersten Augenblicke auf's Höchste, er athmet nur Rache,

und sogar das Leben des Ehebrechers ist in Gefahr, wenn er schwächer ist, als der Ehemann. Aber gewöhnlich kommt das Volk dazu und hindert es, daß die Sache so weit kommt; es sucht ihn zu beruhigen, und es gelingt sogar, sie wieder auszusöhnen. Gewöhnlich begnügt sich der Ehemann bei einer solchen Gelegenheit mit einigen Matten, worauf Der, dem er kaum zuvor das Leben nehmen wollte, seine Verzeihung erhält und Alles vergessen wird. Solche Auftritte, wenn sie einmal vorüber sind, stören nicht im Geringsten das freundschaftliche Verhältniß, welches vor dem Auftritte bestand. Der auf der Uleaigruppe herrschende Gebrauch, daß ein Mann einem Freunde, wenn er ihn besucht, erlaubt, eine Nacht hindurch seine Stelle bei seiner Frau zu vertreten, ist auf den westlichen Inseln gänzlich unbekannt. Die Männer lieben es nicht, daß ihre Weiber Besuche von Männern empfangen, und doch ist es Individuen beider Geschlechter erlaubt, solange sie nicht verheirathet sind, ganze Nächte mit einander zu plaudern und im Mondschein zu tanzen."

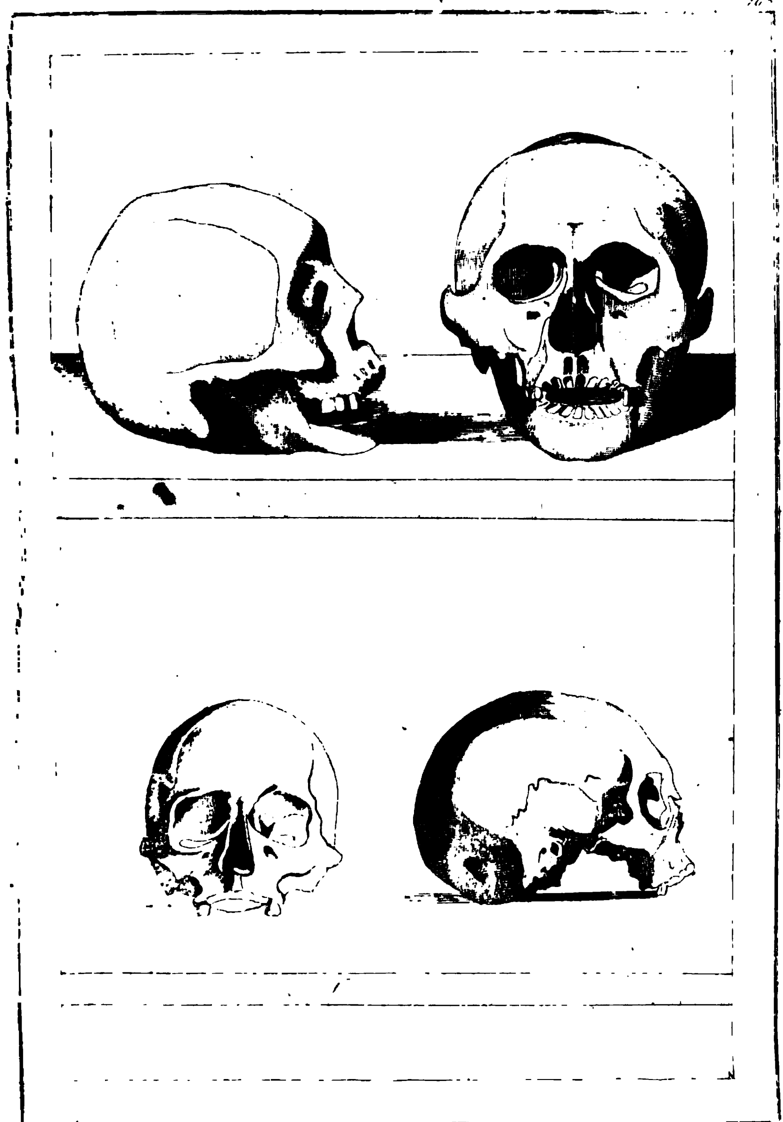
Der Engländer William Floyd versicherte dem Dr. Mertens, daß es bei diesen Nachtpartien beinahe immer ganz unschuldig zugehe. Treue fordert man nur von den Frauen, welche die Geschäfte und Pflichten von Familienvätern zu erfüllen haben. Wie viel Rücksicht auch diese Insulaner gegen die Weiber beobachten, so haben sie doch gewisse Gesetze aufgestellt, nach denen sie sich bequemen müssen; so ist es ihnen z. B. verboten, den Mund aufzuthun, wenn sie sich in den Häusern befinden, wo Versammlungen gehalten, und die Fremden beherbergt werden. Diese Häuser, sagt Floyd, liegen am Meeresufer; obgleich alle Einwohner sich dort versammeln, um ihre Zusammenkünfte zu halten, so gehören sie doch weder der Regierung noch dem Könige, sondern irgend einem Insulaner, der seinen Patriotismus gerne zeigen möchte. Außer diesen Häusern gibt es auch noch andere, welche allen unverheiratheten Männern zur Wohnung dienen; sie sind ebenfalls Eigenthum von Privatleuten, welche dieses Opfer für das allgemeine Beste freiwillig bringen.

Die Männer stehen sehr frühe auf; ihr erstes Geschäft ist, an das Ufer zu gehen, um sich zu waschen, zu baden und ihren Mund auszuspülen. Es ist ihnen verboten, süßes Wasser dazu zu gebrauchen, und sie sind überzeugt, daß, wer es thun würde, vergeblich auf den Fischfang ausgehen würde. Das nämliche Verbot geht die Weiber an, ausgenommen in den oben erwähnten besonderen Fällen, in welchen die Anwendung süßen Wassers erfordert wird. Die Weiber müssen sich einen andern Badeplatz wählen, als die Männer, oder zu einer Stunde baden, wo diese sich nicht an ihrem Badeplatz befinden. Der Anstand geht so weit, daß es sogar den Frauen verboten ist, sich in den Stunden am Ufer sehen zu lassen, wenn die Männer vom Fischfange zurückkehren, weil sie dann, um es sich leichter zu machen, auch ihre wenigen Kleidungsstücke ablegen. Die Schamhaftigkeit ist, was auch Diderot sagen mag, etwas Natürliches; sonst fände man sie nicht bei den Wilden.

Carolinische Phrenologie.

Nach phrenologischen Grundsätzen darf man, wie bekannt ist, dem Nationalcharakter eines Volkes oder Stammes nicht nach einem einzigen Kopfe beurtheilen; man muß immer eine gewisse Anzahl haben, um sich zu versichern, welches die bis auf einen gewissen Grad ausgebildeten

INSEL COUAP (CAROLINEN)



Männliche und Weibliche Schädel.



Einheimische von dem Aussatz und der Elephantiasis angesteckt

Organe seyen. Die Phrenologen können nun den Charakter der Caroliner an folgenden 4 Kupfern studiren. *)

Im ersten carolinischen Kopfe, welcher bei einem Schiffbruche des Verfassers verloren ging, findet sich das Organ der Fortpflanzung in hohem Grade entwickelt. Das Organ der Farbenbezeichnungen war daran entwickelt, wie bei den Chinesen; das mechanische Organ ziemlich; das der Eitelkeit und Zerstörungssucht aber in hohem Grade. Die höheren intellektuellen Fähigkeiten waren es nur wenig, da das Individuum eine nicht sehr hohe und rückwärtsgehende Stirne hatte; in hohem Grade entwickelt aber waren Hartnäckigkeit oder Festigkeit. Die drei anderen Köpfe ebenfalls von todten Individuen waren von dem Offizier eines amerikanischen Walfischfängers gezeichnet, der uns mit seiner Zeichnung beschenkte (S. die nämliche Tafel).

Der zweite Kopf hat eine harte und runde Stirn; er gehörte gewiß einer Frau von vortrefflichem Charakter an; das Organ der Liebe springt daran nicht wenig hervor. — Die zwei anderen haben eine sehr eingedrückte Stirne, welche thierische Neigungen und sehr wenig Intelligenz ankündigen.

Krankheiten.

Zu den auf den Carolinen gewöhnlichen Krankheiten gehören folgende:

Rothlauf. — Er verschont Niemand, selbst neugeborne Kinder nicht. Es gibt nur wenige Einwohner, welche nicht davon zu leiden haben, und viele von ihnen betrachten ihn nicht einmal als eine Krankheit. Daraus entstehen aber neue Störungen, welche man mit Recht fürchten muß; denn der Rothlauf zieht bisweilen den Brand oder den Tod nach sich, oder läßt irgend eine Schwäche und Gebrechlichkeit zurück. Er kommt nach Dr. Gaimard, einem gelehrten und unerschrockenen Reisenden, beinahe immer wieder, wenn man einmal damit behaftet gewesen ist. Die Krankheit ist gewöhnlich symptomatisch und eine Folge des schlechten Zustandes der ersten Wege, auch wohl manchmal die Folge eines unterdrückten Schweißes. Sie greift gewöhnlich die Beine und das Scrotum an, wie in den schleichenden gastro-adynamischen Fiebern; die Neigung zum Brande ist sehr groß, und gewöhnlich erfolgen die Elephantiasis, der Fleischbruch oder Wassersuchten. Wenn der Rothlauf die Beine ergreift, und dieser Fall ist der häufigste, so tritt er mit einem sehr lebhaften Schmerzen in den Leistendrüsen auf, der sich hernach durch den ganzen inneren Theil des Bauches bis zur großen Zehe hinabzieht; der Kranke empfindet ein Zusammenziehen, wie wenn ein Seil um ihn gespannt wäre. Gegen den gutartigen Rothlauf gebraucht man keine Mittel. Bei dem heftigeren Rothlauf gibt man gewöhnlich Brechmittel in schweißtreibenden Aufgüssen. — Die Gesichtsrose ist viel seltener, als die beiden vorhergehenden Arten.

Aussatz. — Auf den Carolinen und Marianen kommen die verschiedenen Arten von Aussatz vor, besonders die, welche den Namen Elephantiasis oder warziger Aussatz erhalten hat. Der Anblick der damit Behafteten ist das Scheußlichste, was ich je gesehen habe. **) — Krankheiten dieser Art sind erblich. Man beschränkt sich auf die Anwendung von

*) S. Blatt 112.

**) S. Blatt 21.

Palliativmitteln, wie Schlangenbrühe, erweichende, aromatische und Schwefelbäder, Spießglasmittel, Genuß nährenden Fleisches, mäßige Uebung u. s. w. Man kann zwar nicht sagen, daß sie nicht geheilt werden könne, indeß ist der Fall doch sehr selten.

Geschwüre. — Die atonischen Geschwüre sind schwer zu heilen in einem Lande, wo die Schwachheit des Zellgewebes sehr groß ist. Gegen die, welche im Gefolge der Elephantiasis und der verschiedenen Hautkrankheiten sind, vermag, wie man glaubt, kein künstliches Mittel etwas. Die Aussatzflechten arten in Geschwüre mit schwieligen Rändern aus, gegen welche eine rationelle Behandlung beinahe erfolglos bleibt.

Syphilis. — Diese Krankheit ist sehr gewöhnlich und bösartiger als in Europa. Es ist schwer, sie gründlich zu heilen. Im glücklichsten Falle folgt ihr ein Zustand allgemeiner Entkräftung, welcher nur sehr langsam verschwindet.

Ruhr. — Die Ruhr ist endemisch auf dem Carolinenarchipel; sie richtet große Verheerungen an, besonders unter den Reisenden, und oft herrscht sie dort epidemisch; aber sie ist nicht so gefährlich, wie auf Kalemantan, Timor, den Molukken u. s. w. Die Hauptursachen dieser Krankheit scheinen zuerst die Hitze und Feuchtigkeit des Klima's zu seyn, welche eine übermäßige Transpiration erzeugen, sodann die Erschlaffung der Haut- und Verdauungsorgane. — Diejenigen, welche gelbe oder saure Stoffe auswerfen, genesen leichter, als die anderen; aber die Genesung von dieser Krankheit dauert gewöhnlich lange.

Dr. Gomez bemerkte, daß die Fischer, welche mit einer gesunden Arbeit den öfteren Gebrauch kalter Bäder verbinden, von den meisten oben beschriebenen Krankheiten frei bleiben. Man müßte also in Ländern, wo das ungesunde Klima durch so viele Ursachen zur Schwächung der Fibern beiträgt, diese doppelte Uebung sehr empfehlen.

Fischfang und Gewerbfleiß.

Die Caroliner zeichnen sich besonders durch die Kunst aus, mit der Leine und der Angel zu fischen. Sie fangen mit vieler Gewandtheit fliegende Fische, und greifen selbst den Wallfisch an; der Kampf, den sie mit diesem ungeheuren Seethiere bestehen, ist für sie ein Schauspiel vom höchsten Interesse. Pater Cantova beschreibt ihn, in den „Lettres édifiantes" folgendermaßen:

„Zehn bis zwölf Inseln bilden, wie in einen Kreis gestellt, eine Art Hafen, wo die Gewässer in beständiger Ruhe sind. Wenn ein Wallfisch in diesem Golfe erscheint, so besteigen die Insulaner sogleich ihre Canots; sie stellen sich auf die Meeresseite, rücken allmälig vor, indem sie das Thier ängstigen, und treiben es bis in die Untiefen unweit des Landes vor sich her. Nun werfen sich die Gewandtesten in's Wasser; einige spießen das Thier mit ihren Lanzen, andere binden große Taue um dasselbe, deren Enden an dem Ufer befestigt sind. Nun erhebt sich ein Freudengeschrei unter den zahlreichen Zuschauern, welche die Neugierde an das Ufer gezogen hat. Man schleppt den Wallfisch auf den Strand, und ein großes Gastmahl folgt auf diesen Sieg."

Die Bauart der carolinischen Piroguen hat schon lange einen großen Ruf erworben, und in der Schiffahrtskunde übertreffen sie die Polynesier. „In ihnen," sagt Lesson, „muß man wahre seefahrende Insulaner erkennen,

genaue Beobachter des Laufs der Gestirne, die eine Art Boussole haben, ein Instrument, welches, wie man weiß, schon lange in China und Japan vorhanden ist, obgleich die Bewohner dieser Länder gegenwärtig nichts weniger als gute Seeleute sind. Der Lauf ihrer Pros, welche roth bemalt und mit verschiedenen Substanzen bestrichen sind, so daß sie wie gefirnißt aussehen, ist wahrhaft merkwürdig, ob es gleich nicht richtig ist, was einige Seemänner und besonders Anson darüber gesagt haben; sie machen höchstens 5 bis 6 Meilen in der Stunde. Aber wie schnell kann man bei diesen Piroguen durch eine einfache Drehung des Segels das Hintertheil zum Vordertheil machen! Die Bauart ist auf allen Inseln gleich, und wir hatten sie auf den meisten dieser langen Archipelketten zu sehen Gelegenheit gehabt. Dem Kriege ergeben, weil der Mensch einen natürlichen Trieb zum Kriege hat, wußten sich die Caroliner sehr viele Zerstörungswerkzeuge zu machen. Jedoch fanden wir bei ihnen weder Bogen, noch Pfeile, welche nur die schwarzen Rassen haben,*) auch keine Keulen und lange Wurfspieße, welche mehr bei den Polynesiern gebräuchlich sind. Schleudern, Steine, spitzige und mit Fischknochen oder Gräten besetzte Stöcke, Muschelbeile sind die gewöhnlichsten Waffen, deren sie sich allgemein bedienen."

Ein Hauptgewerbe, das diesen Völkern ganz eigenthümlich ist, ist die Verfertigung von Zeugen. Die Caroliner bedienen sich eines kleinen Webestuhls, um die Fäden zu vereinigen, und wenden ein Verfahren und Werkzeuge an, welche denjenigen vollkommen ähnlich sind, deren sich die Europäer bedienen. „Man kann," sagt Lesson, „wenn man diese von seidenartigen Fäden gebildeten gelb, schwarz oder roth gefärbten, auf einem zierlichen Webestuhl geflochtenen und mit Mustern, welche von Geschmack zeugen, geschmückten Gewebe sieht, die Quelle einer so vervollkommneten Kunst nur in einer früher civilisirten und schon lange zu einer Nation vereinigten Rasse suchen. Warum bedienen sich übrigens die Caroliner nie der Rinde des Brodbaumes, welcher auf den meisten Inseln so häufig vorkommt, und welche sie nur mit einem Hammer klopfen dürften, um sie in einen Zeug zu verwandeln? Weil sie durch Tradition die Grundsätze einer in ihrem ursprünglichen Vaterlande sehr vervollkommneten Kunst sich erhalten haben, und weil ihre Industrie die Anwendung zu Verfertigung der einzigen Kleidungsstücke zu bewahren wußte, welche ihr Klima erfordert."

Wir glauben, daß Chinesen und Japaneser, welche auf den Carolinen gelandet sind, die Bewohner die Webekunst lehrten, ohne daß sie deßhalb mongolischen, d. i. tartarischen Ursprungs sind, wie Lesson behauptet. Wir wollen in dieser Hinsicht bemerken, daß nach der großen chinesischen Encyclopädie, San-thsay-thu-hoey, geogr. B. XIII wahre Tataren nur die Mongolen und Wa-la oder die heutigen Kalmüken sind. Die Ethnographie will, daß man Türken, Tartaren und Mandschu's, welche tungusischen Ursprungs sind, nicht mehr verwechsele. Von den Carolinen glauben wir, daß sie von den Daya's von Kalemantan (Borneo) abstammen. (S. unser allgemeines Gemälde von Oceanien.) Um übrigens wieder auf ihre Industrie zurückzukommen, so mögen hier noch die Worte eines geschickten Beobachters und Reisenden, der zuerst eine freundschaftliche Verbindung

*) Wir wollen nur von zwei schwarzen Rassen Oceaniens sprechen.

zwischen der Mannschaft der Coquille und den Ualanesern herstellte, hier eine Stelle finden. „Mit einigem Interesse,“ sagt Jules de Blosseville, „wird man vielleicht die Beschreibung der Webekunst bei einem Volke Polynesiens lesen, das, auf seine eigene Hilfsmittel beschränkt, uns beinahe die schönen Baumrindenzeuge der Hauaier und Taitier, die feinen und hübschen Matten von Botuma, die seidenartigen Mäntel von Neuseeland, und die berühmten Pagnes von Madagascar vergessen ließ. Dieses Interesse steigt, wenn man bedenkt, daß in der alten Welt die Verfertigung von Geweben in's höchste Alterthum hinaufsteigt, daß aber in ganz Amerika und auf allen Inseln Polynesiens die Erfindung eines Webestuhls über die geistigen Fähigkeiten der Bewohner ging. Gewiß ist es weit vom Caribari oder fliegenden Schiffchen und dem mechanischen Webestuhl bis zum Katap oder einfachen Schiffchen in dem Pqust der Caroliner; aber die Wunder unserer Industrie erscheinen weniger überraschend, wenn man sieht, welchen Grad von Vervollkommnung und welche Zierlichkeit in ihren Arbeiten ohne Muster und bei sehr einfachen Hilfsmitteln industriöse, der übrigen Welt unbekannte Insulaner erlangt haben.“

Religiöse Ueberlieferungen der westlichen Caroliner.

Die ältesten himmlischen Geister sind, nach der Ueberlieferung, welche die Caroliner von ihren Vätern empfangen haben, Sabücor und seine Frau Halmelöl; ihr Sohn war Eliölep, ihre Tochter Ligobüd. Der erste heirathete Letöhiul auf der Insel Ulea; sie starb in der Blüthe ihrer Jahre, und ihr Geist flog gen Himmel. Eliölep hatte von ihr einen Sohn Lögüeileng bekommen; man verehrt ihn als den großen Herrn des Himmels, dessen muthmaßlicher Erbe er ist. Indeß nahm sein Vater, nicht zufrieden, nur Ein Kind aus seiner Ehe zu haben, Rechahuileng, einen sehr vollkommenen Jüngling von Lamurek, an Kindesstatt an. Nach dieser Tradition stieg Rechahuileng, da er der Erde überdrüssig war, zum Himmel auf, um die Glückseligkeit seines Vaters zu genießen; seine Mutter lebte noch lange auf Lamurek in einem hohen Alter, und endlich stieg er vom Himmel in die mittlere Luftregion hinab, um leztere zu unterhalten, und ihr die himmlischen Mysterien mitzutheilen. Ligobyd, die Schwester Eliöleps, welche mitten in der Luft schwanger wurde, stieg auf die Erde herab, und gebar drei Kinder. Sie war sehr verwundert, die Erde trocken und unfruchtbar zu finden. Im Augenblick bedeckte sich durch ihr mächtiges Wort die Erde mit Gras, Blumen und Fruchtbäumen, schmückte sich mit Grün und bevölkerte sich mit vernünftigen Menschen. In dieser ersten Zeit kannte man den Tod nicht; er war nur ein kurzer Schlaf; die Menschen schieden am lezten Tage des abnehmenden Mondes vom Leben, und sobald er am Horizonte wieder erschien, standen sie wieder auf, wie wenn sie aus einem friedlichen Schlafe erwacht wären. Aber Erigiregers, ein böser Geist und Feind der Menschen, brachte eine neue Todesart unter sie, gegen welche es keine Hilfe mehr gab, so daß die einmal Todten es für immer waren; auch nennen sie ihn Elüs-melabüs, während sie die anderen Geister Elüs-melafirs nennen. Unter die Elüs-melabüs rechnen sie auch Morogrog, welcher, nachdem er wegen seiner groben und unhöflichen Manieren aus dem Himmel verjagt worden war, das bis dahin unbekannte Feuer auf die Erde brachte. Lögüeileng, der Sohn

Elisleps, hatte zwei Weiber, eine himmlische, die ihm zwei Kinder, Carrer und Melilio gebar, und eine irdische zu Falalu auf der Murilö-Gruppe geboren, von welcher er Ulifat hatte. Dieser Jüngling, welcher wußte, daß sein Vater ein himmlischer Geist sey, flog aus Sehnsucht, ihn zu sehen, gen Himmel auf; aber kaum hatte er sich in die Lüfte erhoben, als er auf die Erde zurückfiel, trostlos über seinen Sturz, und sein unglückliches Schicksal bitter beweinend. Indeß stand er von seinem ersten Plane nicht ab, zündete ein großes Feuer an, und mit Hilfe des Rauches stieg er zum zweiten Mal in die Lüfte auf, wo er endlich in die Umarmung seines himmlischen Vaters gelangte.

Die kleine Insel Falalu, welche die Eingebornen vielmehr Fananu nennen, liegt in der Gruppe gleiches Namens, welche sie auch Namolipiafan nennen, und die einen Theil der Murilö-Inseln ausmacht. Man findet dort eine kleine Lagune mit süßem Wasser, worin sich nach dem Glauben der Caroliner die Götter baden. Aus Ehrfurcht für dieses heilige Bad, und aus Furcht, ihren Unwillen auf sich zu ziehen, wagen es die guten und kindischen Insulaner nicht, sich ihm zu nähern.

Sie geben der Sonne, dem Monde und den Sternen, welche sie für die Wohnsitze zahlreicher himmlischer Völker halten, eine vernünftige Seele. Aber sie scheinen nicht viel auf ihre Verehrung zu halten; denn, ob sie gleich alle diese Gottheiten anerkennen, so sieht man doch bei ihnen weder Tempel, noch Bilder, noch Opfer, noch irgend eine Art äußerlichen Gottesdienstes; nur berühmten Todten scheinen sie eine Art Verehrung zu weihen.

Die meisten Caroliner werfen die Leichname gewöhnlicher Menschen so weit als möglich in das Meer, wo sie den Haifischen und Walfischen zur Nahrung dienen. Wenn aber eine Person stirbt, welche von hohem Range, oder ihnen theuer ist, so wird ihr Begräbniß mit Pracht und unter großen Trauerbezeigungen gefeiert. In dem Augenblicke, wo der Kranke stirbt, bemalt man seinen ganzen Leib gelb mit Corcumepulver; Verwandte und Freunde sammeln sich um ihn, um ihren gemeinschaftlichen Verlust zu beweinen. Diejenigen, welche ihren Schmerz recht deutlich an den Tag legen wollen, schneiden sich Haare und Bart ab, und werfen sich auf den Todten. Den ganzen Tag über beobachten sie ein strenges Fasten, ermangeln aber nicht, sich in der folgenden Nacht dafür schadlos zu halten. Manche schließen den Leichnam eines Verwandten und Freundes in ein kleines steinernes Gebäude innerhalb ihres Hauses ein; Andere beerdigen ihn weit von ihrem Hause, und umgeben das Grab mit einer Steinmauer. Neben den Leichnam legen sie verschiedene Speisen, in der Meinung, die Seele des Verstorbenen sauge und nähre sich davon.

Den Leichnam des Tamol oder Häuptlings überzieht man mit Eyug und Kokosöl; hierauf umwickelt man ihn mit feinen Bändern, welche fest angezogen werden, und endlich setzt man ihn in einem Grabe bei. Auf Radak beerdigt man alle Todte.

Nach ihrer Meinung gibt es einen Ort, wo die guten Menschen belohnt, und einen andern, wo die Bösen bestraft werden; sie sagen, die Seelen der Todten, welche in den Himmel gehen, kehren am vierten Tage wieder auf die Erde zurück, und bleiben unsichtbar mitten unter ihren Verwandten. Es gibt Priesterinnen unter ihnen, welche in regelmäßigem Verkehr mit den Seelen der Todten zu stehen behaupten. Auch erklären diese Priesterinnen auf ihr eigenes Zeugniß hin, ob sie in den Himmel

oder die Hölle gekommen sind. Die ersten verehrt man als wohlthätige Geister, und nennt sie Tahutup, d. h. Schutzherr. Jede Familie hat ihren Tahutup, an welchen sie sich in der Noth wendet; wenn sie krank sind, eine Reise unternehmen, auf den Fischfang ausgehen, wenn sie den Boden bearbeiten, rufen sie ihren Tahutup an; sie machen ihm Geschenke, welche sie in dem Hause ihrer Tamols oder Häuptlinge aufhängen, theils aus Eigennutz, um eine Gnade zu empfangen, theils zum Danke für eine erhaltene Gunst.

Religion der Bewohner von Guap.

Auf der Insel Guap erweist man einem Krokodile eine Art Verehrung. Einige Caroliner treiben Zauberei mit Knoten von Palmblättern; sie zählen diese Knoten, und ihre gleiche oder ungleiche Zahl entscheidet über den guten oder schlechten Erfolg einer Unternehmung, z. B. einer weiten Seefahrt u. s. w. Andere Bewohner des Archipels beten den Haifisch an.

Würde uns die Bedeutung der in diesen Ueberlieferungen vorkommenden Eigennamen bekannt seyn, so könnte man vielleicht den Sinn der religiösen Mythen der Caroliner entziffern; aber Pater Cantova, der uns bekannte spanische Missionär, und die anderen alten Reisenden haben sie unglücklicherweise vernachlässigt. Hier eines der Gebete der Caroliner zu Vertreibung der Stürme, wie es uns Arago übergeben hat:

Lega chedegas, lega cheldi lega, chedegas lega chedegas,
Lega cheldi lega chedegas, lega chedegas mottu.
Ogueven quenni cheni peï, ogueren quenni cheri pere peï.

Den Sinn davon konnten wir nicht ermitteln.

Religion von Ualan.

Sitel-Nazüenziap ist die Gottheit der Ualaneser. Er war ein Mann von dem Stamme Penneme (oder vielleicht stammt dieser Stamm von ihm ab). Er hatte zwei Frauen, Kajua-Sin-Liaga und Kajua-Sin-Rionfu, und vier Kinder, Riu, Aurieri, Naitoaïolen und Seuapin.

Sitel-Nazüenziap hat weder Tempel, noch Morais, noch Bilder. In jedem Hause befindet sich ein besonderer Ort, an welchem ein 4 bis 5 Fuß langer, oben spitziger und unten geringelter Stab ihren Hausgott vorstellt, dem man nur unbedeutende Opfergaben, die Zweige und Blätter der Sekapflanze, darbringt. Die Seetrompete, die auch als sein Eigenthum dort niedergelegt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß er ein Krieger war; denn der Schall dieser Muschel ist das Kriegssignal auf allen Inseln des Südmeeres.

Da bei seinem Tode der Krieg gänzlich aufgehört hatte, so dient dieses Instrument nur noch bei religiösen Feierlichkeiten. Ueber den Bach, vor welchem das Dorf Lual liegt, sah Lütke einen auf jedem Ufer an einen Baum angebundenen Faden ausgespannt, an welchem kleine rothe Blumen befestigt waren: ebenfalls eine bescheidene Huldigung gegen Sitel-Nazüenziap. Der Trank Seka ist ohne Zweifel ein Theil ihrer religiösen Gebräuche; denn sie haben eine so große Ehrfurcht für die Pflanze selbst, daß sie es nicht gern sehen, wenn die Offiziere des Seniavine sie in den

Pflanzungen berührten; es ist gleichsam ein Opfer zu Ehren Sitel-Nazüenziaps, und das Gebet, das sie bei dieser Gelegenheit und immer mit Andacht hersagen, ist wahrscheinlich die Formel bei dem Opfer; es folgt hier:

Talaelem sekä mai .... Sitel-Nazüenziap (Penneme).
Rin-seka
Naituolen-seka } Penneme.
Seuapin-seka
Schieschu-seka (Ton)
Mananziana-seka (Lischenghe)
Kajua-sin-Linga-seka } Penneme
Kajua-sin-Nionfu-seka
Olpat-Seka
Togoja-Seka.

Mai wird in einem singenden, hinausgezogenen Tone, Nionfu durch die Nase gesprochen.

Dieses ganze Gebet, mit Ausnahme der drei ersten Worte, deren wahren Sinn ich nicht kenne, besteht aus Eigennamen, denen immer der Name der Sekapflanze angehängt wird. Unter diesen Namen befinden sich die der Frauen und der drei Söhne Sitel-Nazüenziaps, und zulezt auch der des gegenwärtigen Urossen Togoja. Jede dieser Personen wird einem der Stämme beigezählt, in welche, wie schon bemerkt, das Volk eingetheilt ist.

Eine Ceremonie, welche in dem Speisehause Sipes Statt fand, erzählt uns Lütke folgendermaßen:

„Der Mann, welcher die Hauptrolle dabei spielt, saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem umgestürzten Trog, in welchem sie Wasser holen, wenn sie das Seka trinken. Er hatte ein Halsband von jungen Kokosnußzweigen, hielt den Stab in der Hand, welcher Sitel-Nazüenziap vorstellt, und drückte ihn beständig gegen seine Kniee. Seine Augen waren unruhig, und alle Augenblicke drehte er den Kopf; bald pfiff er auf eine seltsame Weise, bald schluchzte er, und bisweilen röchelte und spie er aus, wie es beim Trinken des Seka gewöhnlich ist; er sprach abgebrochen und unartikulirte Worte, unter denen man bisweilen Urosse Litske hörte (so nannten sie ihn gewöhnlich). Das Ganze sollte, wie es schien, eine Nachahmung eines von Seka trunkenen Menschen seyn, und ich glaubte eine Zeitlang, er sey wirklich in diesem Zustande; vor sich hatte er die Tritonsmuschel. Indessen machte man die Steine auf dem Herde heiß; Alles wurde zum Kochen der Brodfrüchte zugerüstet, aber mit der bei feierlichen Gelegenheiten schicklichen Ruhe und Stille. Nachdem diese Grimassen eine Zeitlang gedauert hatten, nahm Sipe die Muschel, und übergab sie ehrfurchtsvoll dem Dienstthuenden, der, nachdem er ein wenig darauf geblasen, sie ihm zurückgab, sich sogleich erhob, und durch die Seitenthüre aus dem Hause floh, indem er im Vorübergehen einen Fuß auf den angezündeten Herd sezte. Man sagte uns, er sey bei Togoja gewesen, um die nämliche Komödie zu wiederholen. Er lief in die Straße, und bewegte den Stab nach allen Seiten, und Alles, was ihm im Wege war, zerstreute sich in vollem Laufe. Nach Verlauf einer halben Stunde kam er zurück, indem er das Stäbchen, wie eine Flinte beim Bajonettangriffe trug, trat durch die Seitenthüre gebückt und gleichsam verstohlen in das Haus, und nachdem er den Stab wieder an seinen Ort gestellt hatte, sezte er sich in

vollkommener Nüchternheit unter uns, wie wenn Nichts vorgegangen wäre. Ungeachtet der Erklärungen Sipes und anderer konnten wir nicht begreifen, was diese Ceremonie eigentlich bedeuten sollte. Vielleicht hatte die Darstellung eines Menschen in dem leidenden Zustande, welchen der unmäßige Genuß des Seka herbeiführen kann, die moralische Absicht, das Volk von diesem Laster abzuschrecken, und das ist um so wahrscheinlicher, als wir während unseres Aufenthaltes nie einen von Seka trunkenen Menschen sahen. Dieser Priester vom Stamme Lichenghe, und einer derjenigen, welche uns fleißig in unserem Zelte besuchten, sagte mir nachher, daß er ein Seyalik Sitel-Nazüenziaps sey, erzählte mir lange von Piroguen u. s. w., allein diese Erzählung war, wie so viele andere, für uns verloren. Wie es scheint, haben sie einige Ideen von dem Zustande des Menschen nach dem Tode; sie schmücken ihre Todten mit allen ihren schönsten Zierrathen, hüllen den Körper in Gewebe, legen die Hände auf dem Unterleibe zusammen, und bringen sie sodann unter die Erde. Ich sah ein neues Grab in dem Dorfe Uégat; es war neben dem Hause eines Verwandten des Verstorbenen, und machte sich durch zwei längs demselben gepflanzte Bananen bemerklich; wenn sie darüber sprachen, so zeigten sie oft gen Himmel."

Ohne Zweifel glauben diese Insulaner an ein anderes Leben; ihre Sorgfalt bei Begräbnissen ist ein Beweis, daß sie diesen trostreichen Glauben haben. Die Urossen werden an einem geweihten Orte beerdigt, wo die Insulaner bei Errichtung der ihn umgebenden Mauern all' ihrer Kunst aufgeboten haben.

Die Begräbnisse des Volkes, welche nicht so glänzend sind, haben etwas Rührendes in ihrer wilden Einfachheit. Gewöhnlich ist das Asyl der Todten mitten in Zuckerrohrpflanzungen; und da diese in der Ebene wie auf dem Abhang der Berge sich befinden, so ergibt sich daraus eine Wirkung, woraus man schließen könnte, daß auch die Eingebornen für den moralischen Einfluß der Gräber empfänglich seyen. Als wir mit der Corvette an den Küsten der Insel hinfuhren, sagt ein ausgezeichneter Reisender, hefteten sich unsere Blicke häufig auf Strohdächer, deren Bestimmung wir nicht kannten, und welche sich mitten aus frischem Grün nicht weit vom Gipfel der Berge erheben. Sehr oft überschattet wirklich das Grab eines armen Wilden der Brodbaum, der ihn nährte, mitten unter Zuckerrohrstengeln, neben einem Bache, dessen flüchtige Wellen von der Bergspitze herabrollen und stark belaubte Haine von Orangen und Jroras durchkreuzen, wo die biegsame Winde mit ihren breiten purpurfarbigen Blumenkronen prangt. . . . Jedes Grab bedeckt eine nette kleine Hütte, deren Seitenwände durchbrochen sind. Sehr oft trifft man kleine nur von Todten bewohnte Dörfer; denn die Eingebornen eines und desselben Ortes vereinigen ihre Verwandten auch gerne unter der Erde. Gitter bedecken den Boden der Hütte; und einige Matten sind darauf ausgebreitet, ohne Zweifel, damit der Sohn dort die Asche seiner Väter zu Rathe ziehen kann; unter einigen dieser einfachen, aber sorgfältig errichteten Dächer findet man auch Werkzeuge, deren sich der Verstorbene wahrscheinlich im Leben bediente, ein Beil für den Mann, und einen Webstuhl für die Familienmutter. Bei den rohesten Wilden, z. B. bei den Australiern, werden die Gräber geachtet; nur der civilisirte Mensch hat ihre Heiligkeit schon verlezt.

Wir bemerkten, daß es auf einigen der westlichen und Central-Carolinen Häuser gebe, wo man die Gottheit anbete; aber die Expedition Kotzebue's sah deren keine auf Radak (östliche Carolinen). Dort ist ein Tempel, den man alle fünf Monate öffnet; man verweilt daselbst einen Monat, und am Ende verbrennt man Fische und Früchte zu Ehren des Gottes. Niemand darf außer der bestimmten Zeit den Tempel betreten, denn er würde die Gottheit in der Ruhe stören. Man macht kein Bild von ihm. Als Choris einmal Kadu nach dem Namen des Gottes fragte, schien dieser plötzlich ganz außer sich zu seyn: er zitterte vor Angst und Ehrfurcht, sah um sich, hielt sich die Ohren zu, und rief: „Ach, was wir weder sehen, noch hören, heißt Totüp." Sodann zeigte er auf den Himmel, als auf den Wohnsitz des höchsten Wesens.

Für das auf den meisten Inseln des großen Oceans gebräuchliche Wort Tabu hat man auf Ulea das ganz ähnliche Wort tapu, auf Radak emo, und einen Caroliner von Guap hörten wir vom Tabu unter dem Namen Matemat sprechen.

Sprache der Bewohner des Carolinen-Archipels.

Der Dialekt von Ualan ist der sanfteste aller Dialekte des Carolinenarchipels; nach Lütke, dem wir die hauptsächlichsten Details dieses Artikels entnehmen, hat keine andere Sprache so viel verschiedene Töne. Sie hat, sagt er, das reine russische bl, wie in tal bl k, kleines Kind; das russische io und iu, das harte l, das b (jormu); das französische und reinste an, z. B. in ran (gelbe Farbe); das französische u, ute; das französische ai oder das deutsche ä; das portugiesische ao, wie fuaon, Nase; das englische w und ou; das weiche lateinische h und das harte russische x. Sehr selten findet man in der Sprache dieses Volkes eine Anhäufung von Konsonanten, und nur mit Schwierigkeit konnten sie die russischen Worte aussprechen, in welchen die Konsonanten gehäuft sind. Indeß haben sie doch die seltsamste Vereinignng von Konsonanten: das polnische *prz* in dem Worte przoche, schlechter Geschmack, so wie das ng, das im Anfang eines Wortes so schwer auszusprechen ist, wie nga, ich. Schwer sprachen sie das v am Ende aus und veränderten es oft in z; aber das sind Ausnahmen; im Allgemeinen sprachen sie die russischen Wörter so richtig aus, als nur irgend ein Fremder, der in Rußland selbst lebt. Tch und tz konnten sie nicht aussprechen; das erste verwandelten sie in t und das zweite in s. Beim Aussprechen ihres f stellten sie die Lippen, wie zum Blasen, und nicht wie wir, da wir die oberen Zähne auf die Unterlippe legen. Ihr ch hält sich in der Mitte zwischen unserm ç und ch. Sie haben viel mehr Nasenlaute als die französische Sprache. Einige sind sehr schwer auszusprechen; z. B. mincia, Tod. In diesem Worte wird in durch die Nase gesprochen; aber das i behält den ursprünglichen Ton, ohne sich, wie im Französischen in e zu verwandeln. Der Accent liegt ohne Unterschied auf allen Silben, aber öfter auf der lezten, als auf den anderen.

Ihre Sprache scheint sehr reich zu seyn, wenigstens hat jeder Gegenstand seinen besonderen Namen. Sie hat Deklinationen und Konjugationen: knof, das Meer, hat im Vocativ knofo; die Sonne ist in's Meer gegangen, fno knofo; aus dem Meere gestiegen, ut üne knof. In Hause zu Lüal: füinmezo Lüalo. Die Partikel me am Schlusse des Wortes

20 kleinere Inselchen in sich begreife, die alle durch Ein Riff verbunden seyen. Lage: 7° 45′ nördlicher Breite, 166° 3′ östlicher Länge (südliche Inseln).

Die Insel Odia, ohne Zweifel Dennats Insel Lambert, entdeckt im Jahr 1797, und von den Eingebornen Radaks dem Kap. Kotzebue bezeichnet. Diese Insel, welche eine ziemlich bevölkerte Gruppe bilden muß, sollte aufs Neue untersucht werden, und dürfte ungefähr unter 10° nördlicher Breite und 166° 30′ östlicher Länge liegen. Die Gruppe Odia, so wie die beiden eben genannten Gruppen Wadelen und Ramu müssen die von den Insulanern von Radak dem Kotzebue bezeichnete Inselkette von Ralik bilden.

Nach Kadu wäre die Radak-Gruppe, von der wir im folgenden Kapitel sprechen werden, der Ralik-Gruppe gleich, was den Boden, die Sprache der Bewohner und ihre Hauptgewohnheiten betrifft, jedoch mit dem Unterschied, daß das Volk dort glücklicher und besser genährt ist, und die Eingebornen größere Ohrgehänge tragen. Wenn diese beiden Gruppen Krieg mit einander führen, so kann die Ralik-Gruppe gegen 50 Piroguen bewaffnen. Einige Zeit vor der Reise Kotzebue's im Jahr 1816 war zwischen beiden Stämmen Friede geschlossen worden.

Marshall- oder Radak-Gruppe.

Diese Gruppe liegt in gleicher Richtung mit der ebenbeschriebenen, und begreift folgende Inselhaufen:

Bigar, welches keine Bewohner hat.

Udirik und Tagai (Kutusoff und Suwaroff), dessen Bewohner schwarz sind, und zur Papua-Rasse zu gehören scheinen.

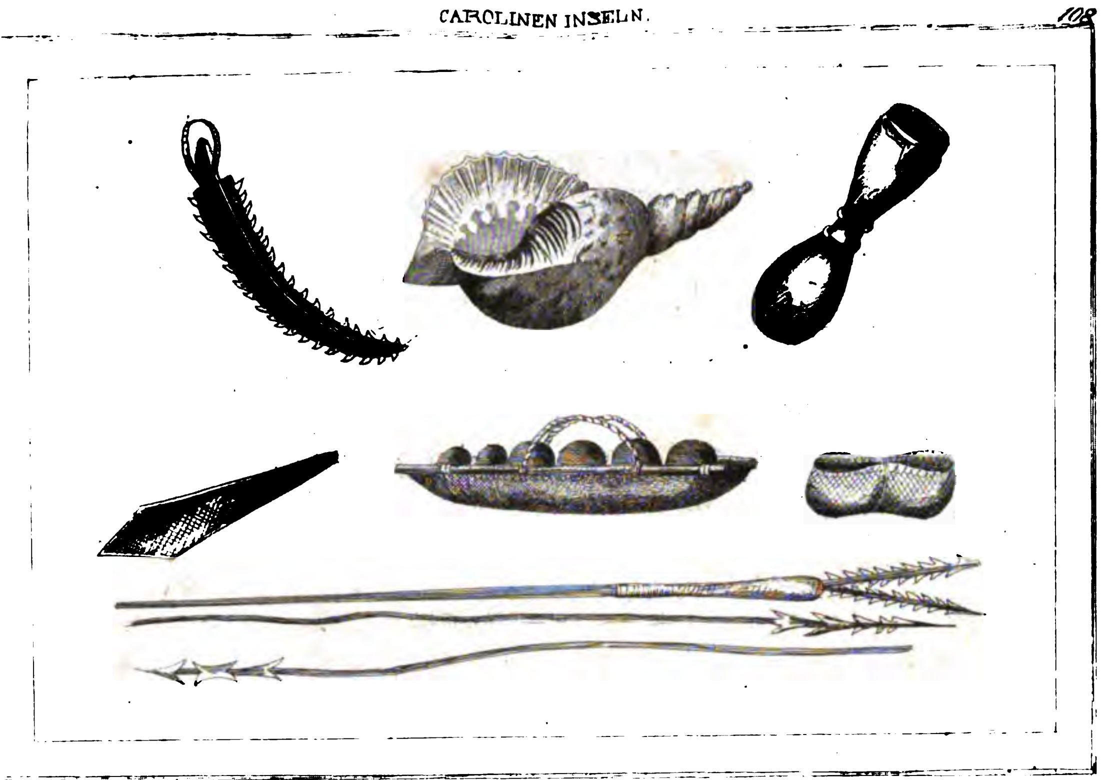
Dann kommen Ligiep, Irigup, Kawen oder Araktschejeff oder Saltikoff, eine der bevölkertsten, Otdia oder Romanzoff, Arno, Mediuro und Mille, das ein unabhängiger Häuptling beherrscht. Ailü, die ärmste und wichtigste der Inselkette, welche diese Gruppe bildet, ist die Residenz Lamuris, des Tamon oder Königs von allen diesen Inselhaufen. Ueberdieß findet man dort die Miadi-Inseln (Neujahrs-Inseln Kotzebue's), die Weihnachtsinsel (Ostrov-Rojestva-Christova Kotzebue's), Temo und vielleicht einige andere.

Die Otdia-Gruppe wurde zum Erstenmal von dem Kapitän Gilbert und Marshall im Jahr 1788 entdeckt, welche sie Chatam-Inseln nannten. Sie waren seit dieser Zeit beinahe vergessen, und wurden im Jahr 1817 von Otto v. Kotzebue, dem Sohn des Dichters, untersucht; er nannte sie Romanzoff-Inseln, bemerkte aber, die Eingebornen nennen sie nach dem Namen der Hauptinsel Otdia-Gruppe. Wir werden nach unserer Gewohnheit den Namen der Eingebornen beibehalten. Sie hat 30 Meilen Ausdehnung von Osten nach Westen, ist 13 Meilen breit, enthält 65 niedere und bewaldete Inselchen, und erstreckt sich von 9° 21′ bis 9° 34′ nördl. Breite, und von 167° 28′ bis 167° 58 östl. Länge.

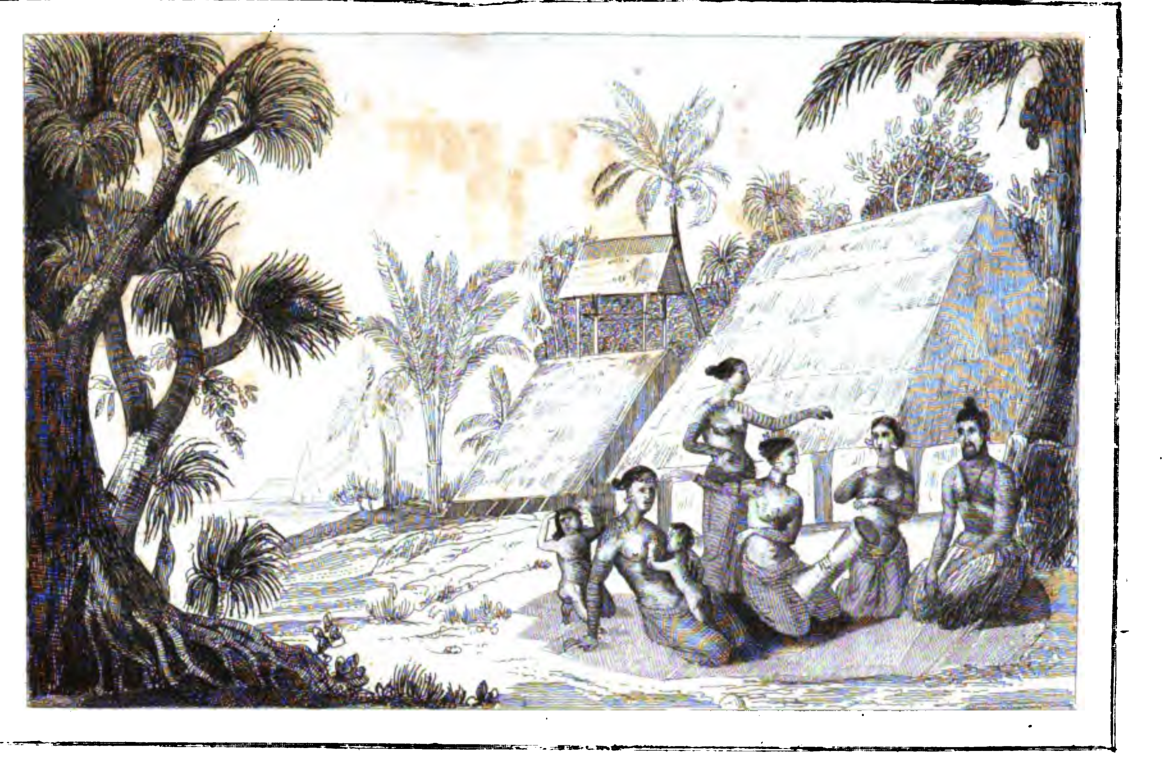
Die kleine Gruppe der Mulgrave-Inselchen, welche südlich von den Radak-Inseln liegen, muß unter diesen lezteren begriffen werden. Sie liegt zwischen 5° 50 und 6° 20′ nördlicher Breite, und zwischen 169° 28′ und 170° 14′ östlicher Länge. Nach Paulding sind seine Bewohner sanft, gutmüthig, zutrauungsvoll, und die Männer haben mehrere Frauen.



Das Innere eines Hauses auf der Insel Radak.

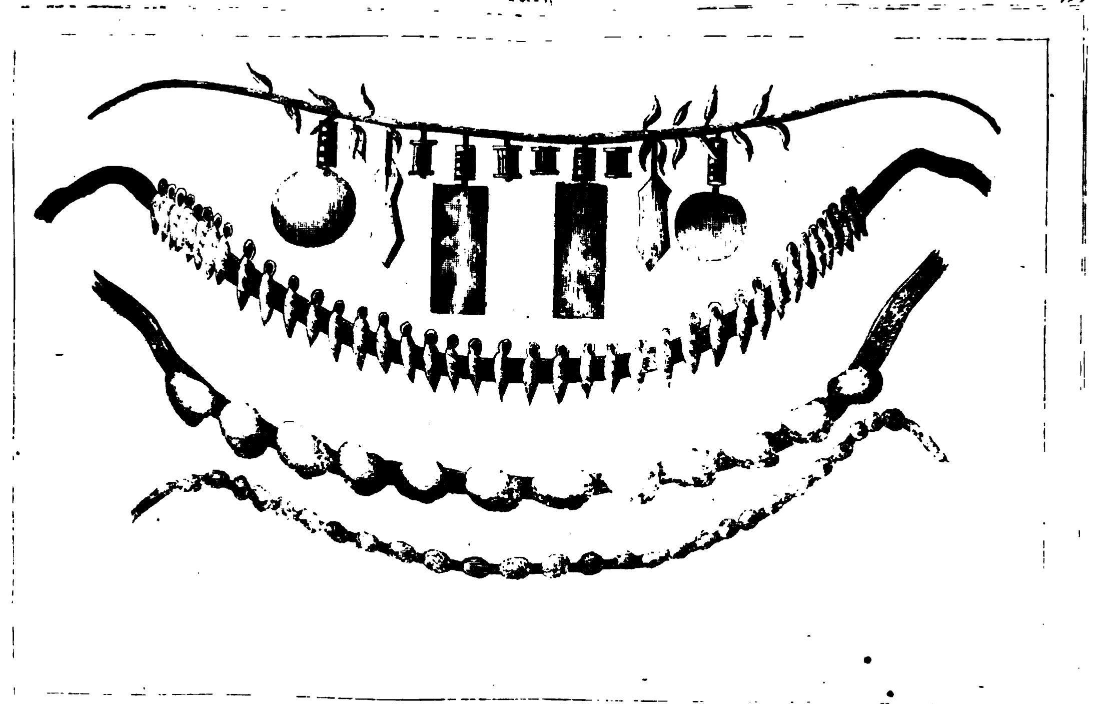


Waffen und Kriegsgeräthschaften.



Ansicht. v. d. Insel Radak.

INSEL RADAK, (CAROLINEN)



Einige Reisende setzen in den Osten dieser Insel San Pedro und die Insel Basker; sie scheinen uns wenigstens zweifelhaft zu seyn.

Beschreibung der Sitten und Gewohnheiten auf der Radak-Gruppe, besonders auf den Neujahrs- und Weihnachts-Inseln.

Die Häuptlinge genießen auf Radak, wie in ganz Polynesien, eine große Macht. Ob man ihnen gleich keine besondere Ehrfurcht bezeigt, so können sie doch nach Willkür über das Eigenthum verfügen. „Wir selbst," sagt Chamisso, „sahen oft Häuptlinge, denen wir Geschenke gemacht hatten, sie vor den Blicken der mächtigsten verbergen. Sie scheinen mehrere Grade einer Hierarchie unter sich anzuerkennen, die sie aber nicht bezeichnen können. Rarik war der angesehenste Mann auf Otdia; sein Vater, Saur-Aur, vielleicht der wahre Häuptling der Gruppe, residirte auf Aur. Rarik und sein Sohn, ein Knabe von ungefähr 10 Jahren, trugen um den Hals mit Knoten befestigte Bänder von Pandanus, und dieser Schmuck ist eine Art Vorrecht. In den Häusern der Häuptlinge findet man oft solche Bänder, welche heilige Gegenstände zu seyn scheinen, so wie auch getrocknete Fischköpfe, grüne Kokosnüsse, und gewisse Steine. Das Erbrecht geht nicht zunächst vom Vater auf den Sohn, sondern zuerst von dem ältern Bruder auf die jüngeren, bis alle Brüder gestorben sind; dann wird der älteste Sohn des Bruders auch zur Erbschaft berufen; die Frauen sind davon ausgeschlossen. Wenn ein Häuptling sich einer Insel nähert, so gibt man von seiner Pirogue aus ein Signal, und sogleich beeilt man sich, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Dieses Signal wird durch das Geschrei eines vornen in der Pirogue stehenden Mannes gegeben, der zugleich seinen rechten Arm in die Höhe hebt. Wenn russische Offiziere in Piroguen fuhren, so gebrauchen sie häufig dieses Signal, um ihre Wünsche und Bedürfnisse ihnen anzuzeigen. Uebrigens zeichneten sich die Häuptlinge auf den ersten Anblick von den anderen Eingebornen durch ungezwungenere und edlere Manieren aus.

„Wenn die Fürsten ihre Unterthanen zum Kriege aufrufen, so vereinigt der Häuptling einer jeden Gruppe sein Heer mit seinen Piroguen. Sie suchen den Feind mit überlegenen Streitkräften zu überfallen; aber sie kämpfen nie auf dem Lande. Die Frauen nehmen an dem Kampfe Antheil, nicht nur bei der Vertheidigung, sondern auch bei den Angriffen; nur stellen sich die mit Schleudern, Lanzen und Stöcken bewaffneten Männer in die erste Linie.*) Die Frauen, welche in der zweiten Linien stehen, sind theils beschäftigt, die Trommel nach dem Kommando des Häuptlings zu schlagen, theils Steine zu werfen. Nach der Schlacht dienen sie als Vermittlerinnen zwischen beiden Parteien; die gefangenen Frauen werden gut behandelt; Männer macht man nie zu Gefangenen. Jeder Krieger nimmt den Namen des Feindes an, den er in der Schlacht getödtet hat. Wenn eine Insel erobert wird, werden alle Früchte geraubt, die Bäume aber verschont.

„Die Ehe gründet sich auf die freie Einwilligung beider Theile; sie kann wieder aufgelöst werden, wie sie geschlossen worden ist. Ein Mann kann mehrere Frauen haben; die Frau ist die Gefährtin des Mannes; sie scheint ihm freiwillig und ohne Zwang, als dem Haupte der Familie,

---

*) S. Blatt 100.

zu gehorchen. Auf ihren Wanderungen geht der Mann als der Beschützer voran; die Frau folgt ihm. Wird eine Sache verhandelt, so sprechen die Männer zuerst; die Frauen nehmen, wenn man sie befragt, Antheil an der Berathung, und man hört ihre Ansicht aufmerksam an. Die unverheirætheten Frauen haben volle Freiheit, nur müssen sie einen gewissen Anstand beobachten. Das Mädchen fordert von ihrem Liebhaber Geschenke; aber die innigen Beziehungen beider Geschlechter bleiben immer in ein gewisses Geheimniß gehüllt.“

Chamisso bemerkte, daß die in ganz Polynesien übliche Begrüßung durch Reiben der Nasen auf den Carolinen nur zwischen Männern und Frauen gebräuchlich sey, und auch da nur dann, wenn kein Fremder Zeuge dieses Beweises von geheimnißvoller Zuneigung seyn könne.

„Die Rechte einer innigen Freundschaft zwischen zwei Männern,“ sagt der eben genannte gelehrte Reisende, „machen es dem einen zur Pflicht, dem andern im Nothfalle seine Frau abzutreten. Ein barbarischer Gebrauch aber, den man bei diesem Volke mit so sanften Sitten nur mit Bedauern bemerken kann, verpflichtet jede Mutter, nicht mehr als drei Kinder zu ernähren; sie muß alle, welche sie noch weiter zur Welt bringt, lebendig begraben. Nur die Familie der Häuptlinge sind diesem grausamen Gesetze nicht unterworfen, das Kadu durch die Unfruchtbarkeit des Bodens und den Mangel an Lebensmitteln rechtfertigen wollte.“

Die natürlichen Kinder werden auf dieselbe Weise erzogen, wie die rechtmäßigen. Wenn sie laufen können, so nimmt sie der Vater mit sich. Erkennt kein Mann das Kind an, so behält es die Mutter, und stirbt sie, so besorgt es eine andere Frau.

Die Leiber der Verstorbenen werden mit Stricken in eine sitzende Stellung gebunden. Die Häuptlinge werden in viereckigen, mit einer Steinmauer umgebenen und mit Palmbäumen beschatteten Räumen beigesetzt. Die Leichname gewöhnlicher Leute werden in das Meer geworfen. Die Leichname der im Kampfe getödteten Feinde werden nach ihrem Range auf gleiche Weise behandelt. Ein in die Erde gesenkter Stock mit ringförmigen Einschnitten bezeichnet das Grab der Kinder, welche nach den Landesgesetzen nicht am Leben bleiben dürfen.

Das Meer liefert ihnen Bauholz für ihre Piroguen, indem es auf die Riffe, welche ihre Inseln umgeben, Tannenstämme wirft, die aus Norden kommen, Palmen- und Bambusstämme, welche aus Süden kommen, und Reste verunglückter europäischer Schiffe, an welchen sie das Eisen finden, das ihnen gänzlich mangelt. Sie haben zu Verfertigung ihrer Canots keine anderen Werkzeuge, als die, welche sie sich aus alten Eisenstücken gemacht haben.

Am 1. Januar alten Styls (13. n. St.) 1817 erblickte Kotzebue ein Land, dessen Lage er auf 10° 5′ nördlicher Breite und 190° 20′ westlicher Länge des Meridians von Paris bestimmte; da es sehr spät war, als er sich demselben näherte, so hielt er während der Nacht die weite See. Die Insel schien ihm klein; höchstens zwei Seemeilen lang, anderthalb breit, niedrig und bewaldet zu seyn. Die Kokosnußbäume erhoben sich über die anderen, man bemerkte aber keinen alten darunter.*)

Am 21. Januar a. St. (2. Februar n. St.) näherten sich die Russen

*) S. Blatt 109

bei guter Tageszeit der Insel und bemerkten Rauch, was ihnen anzeigte, daß die Insel bewohnt sey. Wirklich sahen sie sogleich nachher mehrere je mit 4 bis 5 Leuten bemannte Piroguen auf sich zusteuern. Sie kamen ohne die mindeste Furcht an das Schiff heran, und indem sie ihnen Freundschaftszeichen machten, zeigten sie ihnen Kokosnüsse und Pandanusfrüchte, so wie mit süßem Wasser gefüllte Kokosnußschalen. Man warf ihnen Seile zu; sie banden ihre Waaren daran, und boten sie uns feil; man gab ihnen Glasschmuck und Eisen. Sie schienen keinen Werth auf Glasschmuck zu legen, und bezeigten ein großes Verlangen nach Eisen. Man erhielt von ihnen einigen Muschelschmuck und andere Zierrathen, welche sehr zierlich gearbeitet waren, einige aus schlechtem Holz gemachte Lanzen, die einen unter der Spitze mit umgekehrten Haken versehen, die anderen mit Haifischzähnen besezt.

„Als wir an's Land gingen, segelten alle Piroguen, welche vor uns herangekommen waren, mit uns nach der Insel; andere kamen uns entgegen. Ungefähr hundert Insulaner, Männer und Kinder, hatten sich am Ufer versammelt. Die Weiber sahen wir im Gebüsche versteckt."

„Eine Korallenbank erstreckte sich von der Küste aus auf 100 Klafter in's Meer hinein; sie war höchstens 2 Fuß hoch mit Wasser bedeckt, und an ihrem Ende auf der hohen See fanden wir mit einer 40 Klafter langen Leine kaum den Grund. Das Meer brach sich an dieser Klippe mit solcher Gewalt, daß wir es nicht versuchen konnten, mit unsern Booten dorthin zu fahren.

„So freundschaftliche Gesinnungen und so große Ehrlichkeit die Wilden gezeigt hatten, als sie an Bord mit uns handelten, so treulos und unverschämt wurden sie, als sie sahen, daß wir in unsern Booten nur zu 15, und sie um das Doppelte stärker waren. Sie verkauften uns Kokosnußschalen, die mit Meerwasser statt mit süßem Wasser gefüllt waren, und wollten uns mit Gewalt die Pandanusfrüchte entreißen, die wir ihnen schon bezahlt hatten; andere machten sich an unsere Canots, um das daran befindliche Eisen wegzunehmen. Nun boten wir Allem auf, um sie ferne zu halten, und da der Wind frisch wehte, so waren wir bald auf der hohen See.

„Wir nannten diese Inseln Ostrov Novaho Goda (Neujahrsinseln). In der Folge erfuhren wir, daß die Insulaner sie Miadi nennen. Am 23. gegen Mittag sahen wir Land; es bestand aus mehreren kleinen mit Bäumen bedeckten Inseln; nur auf einer einzigen sahen wir alte Kokosnußbäume; einige erhoben sich kaum über die Oberfläche des Meeres und bestanden aus einem sandigen Strich von blendender Weiße. Der Boden aller ragte nicht 5 bis 6 Fuß über das Meer, und bestand durchweg aus Sand. Als wir am 24. dem Lande sehr nahe gekommen waren, bemerkten wir, daß alle diese Inseln, deren Zahl sich ungefähr auf 60 belief, nur ½ oder ¼ Meile von einander entfernt seyen: zwischen einigen war auch nur ein kaum 100 Klafter breiter Raum, und verbunden waren sie unter einander durch ein Riff, das sich an mehreren Stellen der Oberfläche durch seine rothe Farbe bemerklich machte, und an welcher sich das Meer brach. So bildeten diese Inseln wirklich einen Ring. Wir bemühten uns, eine Durchfahrt durch das Riff in das Innere zu finden, wo das Wasser, durch die Umgebung von Felsen geschüzt, vollkommen ruhig war, und ein 15 bis 16 Meilen langes Bassin bildete. Bald erblickten

wir zu unserer großen Freude unter dem Winde des Riffes drei Durchfahrten, welche beinahe 150 Klafter breit seyn konnten. Unsere Boote, welche die Tiefe dieser Pässe untersucht hatten, fanden in dem nächstgelegenen 19, 22 und sogar 26 Klafter Wasser. Außen ganz in der Nähe fand man den Grund nicht mit 100 Klaftern; im Innern erreichte man ihn mit 28. Die Tiefe des Wassers auf dem von rothen Korallen gebildeten Riffe wechselt häufig von 2½ bis auf 6 Klafter. Am 24. Dezember kamen wir mit Hilfe der Fluth glücklich hinein. Ueberall fanden wir 25 bis 28 Klafter, den Grund aus Madreporen und zahlreichen Korallenbänken bestehend, die man von Ferne erkannte, weil das Meer darüber weiß erschien. Wir näherten uns einer kleinen Insel im Nord-Nord-Westen der Gruppe, und da wir auf einem guten Sandgrunde 10 Klafter Tiefe fanden, so ließen wir den Anker fallen.

„Wir landeten auf der nächsten Insel, welche wir Ostrov-Rojestva-Christova (Weihnachtsinsel) nannten. Das Ufer bestand aus von Madreporen- und Korallenresten gebildetem Sande, überall sah man Kokosnuß- und Pandanusbäume. Die Insel war kaum eine halbe Seemeile lang, die Vegetation sichtbar kräftiger in dem Theile unter dem Winde, als in dem entgegengesezten, wo die Pflanzen welk und niedrig waren.

„Eine große Pirogue, welche ein ungeheures dreieckiges Segel hatte, nahte sich in Kurzem unserem Schiffe. Alle kehrten sogleich an Bord zurück und erwarteten mit Ungeduld den Besuch der Insulaner; aber sie zogen das Segel ein und hielten zwei Flintenschußweiten vom Schiffe. Jedoch zeigten sie uns Kokosnüsse und Pandanusfrüchte, und riefen oft Aidara. Später erfuhren wir, daß das Freund heiße. Wir riefen ihnen; aber sie wollten nicht herankommen. Nun wurde ein kleines Boot zu ihnen geschickt, das Tauschhandel mit ihnen trieb. Glasstücke nahmen sie nicht gerne; dagegen tauschten sie ihre Früchte mit Vergnügen gegen Eisen aus. Als der Handel geschlossen war, entfernten sie sich.

„Am 26. kam die nämliche Pirogue wieder zum Vorschein; vergeblich bemühten wir uns, sie zu bewegen, zu uns heranzukommen. Unser Boot, in welchem sich unser Lieutenant Schischmareff und der Naturforscher Chamisso befanden, fuhr gegen die Insel, woher sie gekommen war. Die Insulaner der Pirogue stiegen an's Land; unsere Leute landeten und fanden auf dem Ufer nur drei Weiber und einige Kinder, welche beim Anblick der Fremden sich in das Gehölz flüchteten, aber wieder zurückkamen, als sie die Mannschaft der Piroguen landen sahen. Sie schienen sehr furchtsam zu seyn; doch wurden sie bald zutraulicher, als man ihnen einige Stücke Eisen schenkte. Sie führten uns in sehr reinliche Hütten, und boten uns Pandanusfrüchte, so wie eine Brühe von dieser Frucht an, welche sie in unserer Gegenwart in große Muscheln ausdrückten.

„Man gab ihnen verschiedene Sämereien, unter anderen Melonen und Wassermelonen, und belehrte sie, wie man sie säen müsse, und bat sie um frisches Wasser. Sie zeigten uns eine Cisterne, in welcher sie das Regenwasser sammelten, das sich sehr rein erhielt, aber einen starken Geschmack hatte. Unsere Boote kamen bald wieder nach Ostrov-Rojestva-Christova zurück, das wir ganz durchwandert, und wo wir nur 13 Personen getroffen hatten.

„Zwei Tage nachher gingen die Boote wieder an's Land; die Insulaner waren nicht mehr dort; sie hatten sich auf ihren Piroguen eingeschifft, und waren nach den im Südwest gelegenen Inseln gefahren. Wir ließen

auf der Insel fünf Ziegen, ein Huhn und einen Hahn, und säeten verschiedene Samen aus. Ratten gab es eine ungeheure Menge, und sie schienen sich nicht vor uns zu fürchten.

„Am 1. (13) Januar 1817 sezten wir unsere Boote aus, und machten uns in der Absicht auf den Weg, die Inselgruppe aufmerksamer zu untersuchen und mit ihren Bewohnern Bekanntschaft zu machen. An einem eine halbe Meile von unserem Ankerplatze entfernten Inselchen angekommen, sahen wir mehrere Hütten, eine Pirogue war an's Land gezogen; sie war 17 Fuß 7 Zoll lang, 1 Fuß 10 Zoll breit, 3 Fuß 7 Zoll tief. Der Mast war 17 Fuß 6 Zoll, die Raa 23 Fuß 4 Zoll lang. Diese Pirogue war mit einem Balancirer versehen, der mit dem Schiff im Wasser geht und das Umschlagen verhütet; ein anderer Balancirer dient nur zum Tragen der Lebensmittel.

„Eine Seite der Pirogue war senkrecht, die andere gebogen; die erste ist immer unter dem Winde, wenn man fährt, damit das Schiff nicht mit dem Strome treiben solle; denn Fahrzeuge von solcher Gattung sollen nur gegen den Wind rudern; es war aus mehreren zusammengefügten Brettern gemacht.

„Wenn die Insulaner dem Schiff eine andere Richtung geben wollen, so haben sie, wie wir später sahen, nicht nöthig, das Schiff zu wenden; sie dürfen nur das oben an der Mast angebundene Segel drehen, und dessen unteren Theil von einer Seite auf die andere bringen. Der große Balancirer ist immer auf der Seite, woher der Wind kommt. Ein hinten an der Pirogue angebrachtes Steuerruder lenkt ihren Lauf.

„Wir brachten die Nacht auf dieser Insel zu, und am 2. (14.) gegen Mittag waren wir im Begriffe, unsere Reise fortzusetzen, als wir zwei große Piroguen mit vollen Segeln auf uns zukommen sahen. Bald zogen sie ihr Segel ein, und hielten still. Mehrere warfen sich in's Meer und schwammen auf uns zu. Ein Greis, der schwächste von allen, wagte es zuerst, zu uns zu kommen. Er hielt eine lange Rede, in welcher er oft das Wort Aidara (Freund) aussprach. Wir luden die andern ein, auch zu uns zu kommen, und schenkten ihnen viel Eisen. Da sie erfuhren, daß wir auch einen Häuptling hätten, zeigten sie uns den ihrigen, den sie Iri und Jerut nannten. Sie machten uns darauf aufmerksam, daß bei ihm nicht bloß, wie bei ihnen, die Brust und der Rücken tätowirt seyen, sondern auch die Seiten. Sie waren zu fünfzehn, lachten mit uns und betrachteten uns mit schüchterner Neugierde. Wir sagten, daß wir auf die Insel gehen wollten, wo sie hergekommen seyen, und sie schienen uns einzuladen. Als wir unsern Weg nach Süden nahmen, sahen wir mehrere sehr kleine Inseln, alle mit jungen Kokosnuß- und Pandanusbäumen besezt. Unter jeder Hütte erblickten wir eine Menge Ratten (!?), aber nicht einen einzigen Einwohner. Am 4. (16. Januar) kehrten wir an Bord zurück. Am folgenden Tage machten wir uns nach den Inseln der entferntesten Gruppe auf den Weg; aber häufige Stoßwinde ließen uns nicht weit kommen. Am 6. (18.) landeten wir auf einer Insel, welche von allen, die wir bisher besucht hatten, die meisten Kokosnußbäume zu haben schien. Kaum waren wir am Lande, als acht mit Lanzen bewaffnete Männer auf uns zukamen. Ein Greis gab uns Kokosnüsse und Pandanusfrüchte, so wie mehrere Brodfrüchte. Die Frauen hatten sich im Gehölze verborgen, kamen aber bald zurück, und beschenkten uns mit Guirlanden von Blumen

und Muscheln. Im Ganzen sahen wir 25 Personen. Am 7. (19.) gingen wir beinahe alle an's Land; die Insulaner empfingen uns sehr freundschaftlich, und boten uns Kokosnußbrühe zu unserer Erfrischung. Wir fanden ein Grab, das 15 Fuß lang und 10 Fuß breit, und mit Steinen umgeben war, über welche Niemand schreiten durfte. Wie wir nun auf die durch das Grab gebildete Erhöhung steigen wollten, riefen uns plötzlich alle Insulaner zu: Emo! Emo! Später erfuhren wir, daß dieses Wort die nämliche Bedeutung habe, wie Tabu auf den anderen Archipeln des großen Ocean's."

Zu bemerken ist, daß die Eingebornen die Russen mit der größten Aufmerksamkeit betrachteten. Besonders wunderten sie sich darüber, daß ihre Brust nicht so aussehe, wie ihr Gesicht und ihre Hände. Oft, wenn sie die russischen Uniformen betrachteten, riefen sie aus: Irio! Irio! (bewunderungswürdig).

Arithmetik und Musik.

Die Bewohner der Radak-Inseln haben keine anderen Zahlennamen, als folgende:

1. Duon.	4. Emen.	7. Dildinin düon.
2. Ruo.	5. Lalim.	8. Edinü.
3. Dilu.	6. Dildinü.	9. Edinin düon.
		10. Tabatot.

Weiter zählen sie nicht. Um 11, 12 u. s. w. auszudrücken, fangen sie wieder mit 1, 2 u. s. w. an. Auf der Weihnachtsinsel begaben sich Choris und zwei Offiziere in Hütten, welche am Ufer unter dem Winde lagen, so wie alle Wohnungen der Gruppen, welche sie später sahen. Sie trafen Männer und Frauen, welche sangen, und hörten oft Mädchen die Trommel schlagen. Dieses Tonwerkzeug ist aus einem hohlen Stück Holz gemacht, und oben mit einer Haifischhaut überzogen; man schlug es zuerst in drei gleichen Tempo's, und dann fing man wieder von vornen an. Die Eingebornen singen alle ihre Gesänge, welche Traditionen und die vornehmsten Ereignisse ihres Landes enthalten, nach Einer Melodie; doch haben sie auch einige lustige Melodieen.

Als die Russen auf ihrer Rückkehr nach Europa auf diese Insel zurückkamen, hatten die Eingebornen große Gesänge über ihren ersten Besuch verfaßt; es war darin die Rede von der Größe des Schiffes, von der Menge Eisens, das es enthielt, von den Kleidern, von allen Namen, welche sie gehört hatten, und mehreren russischen Worten. Sie sangen diese Gesänge nach einer lustigen, einigermaßen ehrfurchtsvollen Melodie. Alle bildeten den Chor, und so fuhren sie mehrere Stunden nach einander fort. Diese Gesänge begleiten Bewegungen der Hände und Arme; die lebhaftesten Gesänge werden von schnellem Händeklatschen begleitet. Stimmen sie ihre Kriegsgesänge an, so nehmen sie ihre Lanzen in die Hand, bewegen sie auf eine fürchterliche Weise hin und her; ihre Augen funkeln; die Weiber vereinigen sich in Schreien mit den Männern, und Jedes sucht es im Schreien dem Andern zuvorzuthun. Nach einer so gewaltsamen Anstrengung bedürfen sie mehrere Stunden Ruhe, um wieder ihre vorige Lustigkeit gewinnen zu können.

Beschreibung und Gebräuche der Insel Otdia.

Am 8. Januar ankerte die von Kapitän Kotzebue kommandirte Expedition vor Otdia, der Hauptinsel dieser Gruppe, von der sie ihren Namen hat. „Da wir sie zuerst entdeckt hatten," sagt Choris, „der Zeichner dieser Expedition, so glaubten wir ihr den Namen des aufgeklärten Beschützers der Künste und Wissenschaften, der die Kosten dieser Expedition getragen hatte, geben zu können, und nannten sie also Romanzoff-Inseln. Otdia liegt unter 9° 28′ 28″ nördlicher Breite, und 189° 43′ 45″ westlicher Länge von Greenwich (192° 4′ 0″ von Paris). Als wir auf dieser Insel landeten, fanden wir beinahe 80 Einwohner beiderlei Geschlechts, die Kinder mit eingeschlossen; dieß ist die stärkste Bevölkerung, welche wir auf dieser Gruppe trafen. Nachher berechneten wir, daß sie im Ganzen nur auf 150 Personen steige. Auf Otdia fanden wir den Häuptling, den wir am 5. Januar gesehen hatten, der auf dieser Insel residirt, und Harik heißt, welcher Name auch Larik ausgesprochen wird. Die Gewohnheit, seinen Namen zum Zeichen der Freundschaft zu wechseln, findet sich dort, wie auf dem größten Theile der Inseln des großen Oceans. Larik vertauschte seinen Namen mit Kotzebue; ein anderer Insulaner, Namens Laghidiak, gab den seinigen Chamisso; eben so nahm jeder von uns den Namen des Insulaners an, der sich seinen Freund nannte. Es wäre z. B. eine große Unhöflichkeit gewesen, in Gegenwart Laghidiaks Chamisso'n seinen wahren Namen zu geben, und umgekehrt.

„Die Insulaner hatten Stücke Eisen; man fragte sie, wie sie sich dieselben verschafft hätten; sie antworteten, das Meer werfe oft an ihre Küsten Stücke Holz aus, an welchen Eisen befestigt sey. Wirklich sahen wir auf unsern Ausflügen auf einer Insel einen Holzblock, der zu einem Schiffe gehört zu haben schien; man sah noch Eisen daran; die Wellen hatten ihn an das Ufer geworfen.

„Die Insel Otdia hat mehrere Eisternen; man findet dort wie auf den andern, viele Ratten, welche die Bewohner Ghidirik nennen; den nämlichen Namen wendeten sie auf die vierfüßigen Thiere an Bord an, und nannten sie Ghidirik elip (große Ratten). Kotzebue überließ ihnen zwei Schweine."

Nur nachdem die Russen die Insulaner zwei Tage lang zu wiederholten Malen eingeladen hatten, wagten sie es, an Bord zu kommen. Was sie am meisten in Erstaunen sezte, war die Größe und Einrichtung des Schiffes, die großen eisernen Kanonen und Anker. . . Das Eisen nannten sie Mel.

Mit vielem Vergnügen betrachteten die Eingebornen die Boussole, und lernten ihren Gebrauch ganz kennen; sie drehten sie nach allen Seiten, sagten den russischen Offizieren, daß sich in diesen Strichen noch 14 Inselgruppen befinden, die der Otdiagruppe ähnlich seyen, und bezeichneten ihnen ihre Lage. Einer von ihnen, der der verständigste zu seyn schien, erklärte seinen Landsleuten die Wichtigkeit der Boussole.

Die Europäer gaben ihnen viel Eisen, konnten aber nur einige Kokosnüsse und sehr wenig Brodfrüchte dagegen eintauschen; dagegen gaben sie ihnen sehr viele Pandanusfrüchte, welche ihre Hauptnahrung ausmachen. Die Russen waren beständig in gutem Vernehmen mit den Eingebornen,

obgleich mehrere Diebstähle bisweilen für einige Zeit die Ruhe unter ihnen störten. Das Eisen hatte für die Bewohner von Otdia einen so mächtigen Reiz, daß sie der Versuchung zu stehlen nicht widerstehen konnten, ob man ihnen gleich sehr viel gegeben hatte. Ja mit einem Stück Eisen konnte man sich sogar die sittsamsten Frauen gefällig machen. „Am 24." sagt Choris, „machten wir eine kleine Reise nach den Inseln der Gruppe, welche westlich von der Hauptinsel liegen. Wir fanden dort im Ganzen nur fünf Insulaner, und davon kannten wir drei.

„Am 26. Januar (7. Februar) verließen wir die Otdia oder Romanzoff-Inseln; kaum hatten wir zwei Meilen unter dem Winde dieser Gruppe gemacht, als wir eine andere viel weniger beträchtliche erblickten; sie enthält nur 13 bewaldete Inselchen, und hat 10 Seemeilen im Umfange; ihre wenigen Bewohner nennen sie Irigub; wir nannten sie Tschitschägoff-Inseln zu Ehren des russischen Admirals, welcher Marineminister gewesen war.

„Am 29. erkannten wir eine beträchtliche von den Insulanern Kawen genannte Gruppe; sie erhielt den Namen Saltikoff-Inseln.

„Am 30. nahten wir uns derselben. Sie ist, wie Otdia und Irigub; ein Kreis von Inselchen, der unter dem Winde von mehreren Kanälen durchschnitten ist. Bald segelten große Piroguen auf uns zu; ihre Mannschaft zeigte uns schreiend Kokosnüsse, wagte aber nicht heranzukommen. Wir fuhren in die Gruppe hinein, welche sehr beträchtlich ist; alle Inseln sind mit schönen Wäldern von Kokosnußbäumen bedeckt. Kawen ist die Hauptinsel; sie liegt unter 8° 52′ 0″ nördlicher Breite, und 139° 11′ 30″ westlicher Länge von Greenwich, 191° 31′ 45″ von Paris. Wir ließen den Anker fallen.

„Am 31. Januar (12. Februar) nahte sich eine große Pirogue; sie trug 15 Mann; wir riefen ihnen; mehrere schwammen an Bord. Sie zeigten uns ihren Häuptling, der sich durch seine Tätowirung auf den Seiten auszeichnete. Wir kauften von ihnen viel Pandanusfrüchte, wovon wir mehrere Spielarten bemerkten, eine große Menge Kokosnüsse und Brodfrüchte; man gab ihnen Eisen, welches sie Allem vorzogen. Wir machten ihnen große Geschenke, und schloßen mit mehreren einen Freundschaftsbund, indem wir die Namen wechselten. Bei dieser Gelegenheit machten wir auf's Neue eine Bemerkung, welche von uns schon auf Otdia und auf allen Gruppen dieses Archipels, die wir besucht hatten, gemacht worden war: daß die Insulaner ungeachtet aller Mühe, welche sie sich geben, das s nicht aussprechen konnten. Gegen Abend verließ uns die Pirogue; mehrere Insulaner, welche mit uns die Namen gewechselt hatten, wiederholten mit starkem Geschrei diejenigen, welche sie erhalten hatten.

„Am 2. (14.) Februar lichteten wir den Anker, und segelten auf die anderen unter dem Winde gelegenen Inseln los. Wir ankerten neben der, welche die Eingebornen Tyan nennen, und landeten. Auf ihr gibt es viele Kokospalmen; auch sieht man viele Häuser; die der Häuptlinge sind groß; das Innere ist einfach, wie im Archipel der eigentlichen Karolinen.*) Die Ratten sind daselbst sehr lästig. Im Gehölze sahen wir mehrere Hühner laufen; die Insel ist ziemlich bevölkert. Die vegetabilische Erdschichte ist tiefer, als auf der Odtiagruppe, nämlich 2 bis 3 Fuß tief, so daß die

*) S. Blatt 107.



Insulaner Taro pflanzen können, von welchem sie zwei Spielarten haben, welche sie Uat und Kadak nennen. Auch fanden wir mehrere Bananenbäume, welche man Kaïbaran nennt.

„Wie es scheint, leben diese Insulaner in größerem Ueberflusse, als ihre Nachbarn; sie haben Früchte in großer Menge, auch sind sie nicht so mager, als die Bewohner von Otdia.“

Die Russen sahen dort sehr hübsche Frauen, deren Oberkörper besonders schön war. Auch besuchten sie eine anmuthige Insel Airik, welche ganz mit Kokosnüssen bedeckt war. Sie sahen dort das Oberhaupt der Gruppe, welches gewöhnlich auf Kawen residirt; es war ein großer schöner Mann von sehr dunkelbrauner Farbe.

Die Russen waren ans Land gestiegen, um den Spielen der Einwohner beizuwohnen; aber gegen die Gewohnheit wurden sie sehr kalt empfangen. Die Wilden waren wenigstens zu 80 versammelt, sämmtlich sehr starke Männer.

Mehrere stark bemannte Piroguen landeten auf verschiedenen Punkten der Insel, und besonders zu beiden Seiten der europäischen Boote. Die Insulaner, welche zuvor immer voll Achtung gegen sie gewesen waren, fingen nun an, ohne Rücksicht ihre Taschen zu durchsuchen, wo sie wohl wußten, daß sich immer Nägel und andere Sachen von Eisen befänden. Hierauf sammelten sich alle auf ein Signal des Häuptlings, zugleich entfernten sich die Weiber; diese Vorgänge beunruhigten die Mannschaft, und sie schiffte sich ein, um an Bord des Schiffes zurückzukehren, das nur zwei Flintenschußweiten von der Küste entfernt war. Man feuerte einen blinden Kanonenschuß ab, und sogleich ertönte ein Geschrei am Lande. Man brannte eine Rakete ab, welche sich in einem feurigen Streifen auf die Insel richtete. Nun stieg die Bestürzung der Insulaner aufs Höchste, und sie entfernten sich allmälig von der Küste. Zwei Stunden nachher hörte man einen großen Lärm auf der Insel.

Am 9. Februar gingen die Russen wieder ans Land. Ihr Feuer hatte einen großen Eindruck auf die Insulaner gemacht. Früher kam ihnen Jedermann entgegen, wenn sie landeten; nun aber sahen sie Niemand. Je weiter sie vorrückten, um so mehr entfernten sich die Eingebornen; sie riefen einigen, die dann stehen blieben und sie mit Furcht und Zittern erwarteten. Indeß wurde das freundschaftliche Vernehmen wieder hergestellt; sie baten nun die Fremden, kein Feuer mehr auf ihre Insel zu schleudern, und blieben fortan mißtrauisch. Endlich am 11. Februar verließ die russische Expedition die Saltikoffinseln, deren Bevölkerung sie um das Dreifache höher als die der Romanzoffinseln anschlugen.

Abenteuer Kadu's, eines wilden Reisenden.

Wir wissen diese Beschreibungen nicht besser zu beschließen, als mit den Abenteuern eines Wilden, der eine große Rolle bei dieser Expedition spielte, die meisten Gruppen des ungeheuren Carolinenarchipels durchreiste und wahrscheinlich mehr Länder besuchte, als irgend ein Eingeborner Polynesiens. Dieser polynesische Ulysses heißt Kadu; er verdiente und gewann die Zuneigung Kotzebue's, seiner Offiziere und seiner Mannschaft.

Kaum hatte der von dem Kapitän Kotzebue kommandirte Rurik bei Airik Anker geworfen, als man von dem Maste herunter im Südwesten eine von den Eingebornen Aur genannte Gruppe signalisirte und daselbst

Anker warf. Einige Piroguen näherten sich, und mehrere Insulaner kamen an Bord. Sie waren alle tättowirt, mit Ausnahme eines einzigen, welcher nur auf seinem Arme Figuren von Fischen trug. Er machte Zeichen der Freundschaft, und bat, sich mit der russischen Mannschaft einschiffen zu dürfen. Der Kapitän willigte nach einigem Bedenken ein; er schiffte sich auf dem Rurik ein, hielt sich lange bei den Russen auf und gab ihnen eine Menge merkwürdiger Nachweisungen. Kotzebue erzählte ihr erstes Zusammentreffen mit dem liebenswürdigen Caroliner folgendermaßen:

„Wir bemerkten zwei Wilde, welche ganz anders tättowirt waren, als die übrigen, und auch, wie Chamisso bemerkte, eine ganz andere Sprache redeten. Wir fragten sie: ob sie auf dieser Insel zu Hause seyen. Sie antworteten: nein! und erzählten uns eine lange Geschichte in ihrer eigenen Sprache, von der wir aber nicht ein Wort verstanden. Einer dieser Fremden, ein Mann von 30 Jahren, von mittlerer Größe und angenehmer Bildung, gefiel mir sehr. Nachdem ich den Häuptlingen meine Geschenke gemacht hatte, gab ich ihm einige Eisenstücke, die er mit Dank annahm, ohne jedoch die nämliche Freude zu bezeigen, wie die übrigen Wilden. Er stand beständig neben mir. Als die Sonne unterging und unsere Gäste Abschied von uns nahmen, nahm er mich auf die Seite und drückte mir zu meinem großen Erstaunen den Wunsch aus, bei mir zu bleiben und mich nie zu verlassen.

„Ich hielt es nur für eine vorübergehende Laune, war aber erstaunt über die Zuneigung, welche er plötzlich für meine Person gefaßt hatte, und behielt ihn, in der Hoffnung, er werde uns manchen Spaß machen. Kadu hatte kaum meine Erlaubniß erhalten, als er sich schnell gegen seine Kameraden wandte, welche ihn erwarteten, ihnen sein Vorhaben erklärte, an Bord des Schiffes zu bleiben, und sein Eisen unter die Häuptlinge austheilte. Auf den Piroguen herrschte das größte Erstaunen; die Wilden bemühten sich umsonst, ihn von seinem Entschlusse abzubringen; er blieb unerschütterlich. Endlich kam sein Freund Edock zu ihm, redete lange in einem ernsthaften Tone mit ihm, und als er sah, daß alle Mittel der Ueberredung vergeblich waren, versuchte er ihn mit Gewalt fortzuziehen; aber nun machte Kadu vom Rechte des Stärkeren Gebrauch, stieß seinen Freund weit von sich, und die Piroguen entfernten sich. Da mir sein Entschluß unerklärlich war, so kam mir der Verdacht, daß er vielleicht den Plan habe, während der Nacht einen Diebstahl zu begehen und hierauf heimlich das Schiff zu verlassen; deßwegen ließ ich die Nachtwache verdoppeln und sein Bett neben das meinige auf das Verdeck stellen, wo ich wegen der Hitze gewöhnlich schlief. Kadu fand sich sehr geehrt, neben dem Steuerruder schlafen zu dürfen; er sprach wenig, ungeachtet man sich bemühte, ihn zu zerstreuen, aß von Allem, was man ihm anbot, und schlief friedlich. Ich will hier erzählen, was uns Kadu zu verschiedenen Malen über seine Geschichte mittheilte.

„Kadu war auf der Insel Ulea (Juli) geboren, welche zu den Carolinen gehört, wenigstens 1500 Meilen westlich von Aur liegen muß, und auf der Karte nur dem Namen nach durch den Bericht des P. Cantova bekannt ist, der im Jahr 1733 von den Latronen (Marianen) als Missionär auf die Carolinen geschickt wurde. Kadu ging mit Edock und zwei anderen Insulanern auf einer Segelpirogue von Ulea ab, um auf einer entfernten Insel zu fischen. Ein heftiger Sturm brachte die Unglücklichen von

ihrem Wege ab. Sie wurden ungefähr acht Monate lang auf dem Meere umhergeworfen und landeten endlich im beklagenswerthesten Zustande auf der Insel Aur. Ihre Fahrt war größtentheils gegen die gewohnte Richtung des Nordostwindes gegangen: eine von Denjenigen wohl zu bemerkende Thatsache, welche bisher glaubten, das Südmeer sey allmälig von Westen nach Osten bevölkert worden. Nach dem Berichte Kadu's hatten sie während der ganzen Reise ihr Segel beständig aufgespannt, wenn es der Wind erlaubte, aber eingezogen, wenn der Wind von Nordost kam, in der Meinung, sie seyen unter dem Winde ihrer Insel. Das allein kann ihre Ankunft auf Aur erklären. Sie schäzten die Zeit nach Monden, indem sie bei jedem Neumond einen Knoten an eine Schnur machten. Da das Meer ihnen viele Fische lieferte und sie das Mittel, sie zu fangen, gut kannten, litten sie weniger Hunger als Durst, denn ob sie gleich, so oft es regnete, einen kleinen Vorrath von Wasser zu sammeln nicht versäumten, so mangelte es ihnen doch oft an frischem Wasser. Kadu, welcher der beste Taucher war, stieg oft auf den Meeresgrund, wo bekanntlich das Wasser weniger salzig ist, mit einer nur mit einer kleinen Oeffnung versehenen Kokosnuß hinab; aber wenn dieses Mittel sie auch für den Augenblick erfrischte, so trug es doch wahrscheinlich noch mehr zu ihrer Entkräftung bei.

„Als sie die Insel Aur erblickten, erfreute sie der Anblick des Landes nicht mehr; denn sie hatten alles Gefühl verloren. Ihre Segel waren schon lange zerrissen, ihre Pirogue war das Spiel der Winde und Wellen, und sie erwarteten geduldig den Tod, als die Bewohner von Aur ihnen mehrere Piroguen zu Hülfe schickten und die ganz Empfindungslosen ans Ufer brachten. Ein Tamol war in diesem Augenblicke gegenwärtig; die Eisengeräthschaften, welche die Unglücklichen noch besaßen, erregten das Gelüste ihrer Retter, und sie waren im Begriffe, sie zu tödten, als Tigodien, der Tamol der Insel Aur, glücklicherweise noch zu rechter Zeit ankam, um ihnen das Leben zu retten. Nachher, als Kadu seinem Befreier alle seine Schätze anbot, war dieser edelmüthig genug, sie auszuschlagen; er nahm nur eine Kleinigkeit an und verbot seinen Unterthanen bei Todesstrafe, den armen Fremden etwas Böses zu thun. Kadu begab sich mit seinen Gefährten in das Haus Tigodiens, der wahrhaft väterlich für ihn sorgte und ihn besonders wegen seines natürlichen Verstandes und seiner Gutmüthigkeit lieb gewann. Nach seiner Berechnung befand er sich ungefähr drei oder vier Jahre auf Aur. Kadu war gerade im Walde, als der Rurik im Angesichte Aurs erschien; die Insulaner holten ihn sogleich, denn sie erwarteten von ihm die Erklärung einer so fremdartigen Erscheinung, da er ja ein großer Reisender war und überhaupt für einen Mann galt, der Viel wisse. Er hatte oft mit ihnen von Schiffen gesprochen, welche Ulea besuchten; er erinnerte sich sogar an die Namen zweier Männer, Lewis und Marmol, welche von der großen Insel Britannia gekommen seyen; auch hatte er bald unser Schiff erkannt. Da er große Neigung für die Weißen hatte, so forderte er die Insulaner dringend auf, an das Schiff zu gehen, diese aber weigerten sich Anfangs; denn nach einer Tradition, welcher sie Glauben schenkten, verzehrten die weißen Männer die schwarzen. Doch brachte er sie endlich durch das Versprechen, ihnen Eisen zum Eintauschen zu verschaffen, dahin, an Bord zu gehen, und sogleich faßte er den Entschluß, bei uns zu bleiben, wie bereits erwähnt wurde. Die Vorsicht, ihn

zu bewachen; war nutzlos; er schlief die ganze Nacht ruhig und wachte bei Tagesanbruch fröhlich und zufrieden auf.“

Das Ende der Abenteuer des interessanten Reisenden entlehnen wir von Choris.

„Abends beim Nachtessen wurde Kadu eingeladen, uns in die Kajüte zu folgen; die Spiegel, die Teller und die verschiedenen Geräthschaften, deren wir beim Essen uns bedienten, schienen ihn nicht in Verwunderung zu setzen. Er wartete, bis wir uns bedient hatten, um unser Beispiel nachzuahmen, kurz er benahm sich wie ein Mensch, der immer an europäische Lebensart gewöhnt ist. Er aß mit gutem Appetit, aber mäßig, von Allem, was wir ihm anboten; das gesalzene Fleisch betrachtete er zuerst und wagte es erst, nach uns zu essen. Gezuckerten Reis liebte er sehr und trank auch gerne ein Glas Madera. Er bewunderte die Durchsichtigkeit des Glases. Hierauf legte er sich auf das Bett, das man für ihn bereitet hatte, und schlief ruhig. Von diesem Tage an begleitete uns Kadu beständig; alle Insulaner schienen viel Achtung und Liebe für ihn zu haben.

„Die lezteren sagten uns, daß die Inseln Otdia, Abirik, Medid, Kawen mit Aur gegen Arno, Meduro und andere verbündet seyen und Krieg gegen sie führen. Die lezteren hatten im vorigen Jahre viele bewaffnete Piroguen ausgesandt, welche Aur und die verbündeten Inseln geplündert hatten; die Räuber, fügten die Insulaner bei, hätten Alles zerstört. Aber nun bewaffnet sich unser Bund, wir rüsten Vorräthe, wir bemannen unsere Piroguen. Lamari, der große Häuptling, besucht alle ihm untergebenen Inseln, um Krieger zu sammeln.“

„Die Insulaner luden uns endlich auch ein, am Kriege Theil zu nehmen, und baten uns um unseren Beistand. Aur liegt unter 8° 18′ 42″ nördlich und 188° 51′ 30″ westlich von Greenwich (191° 11′ 45″ westlich von Paris).

„Am 15. (27.) verließen wir es, und am 17. Febr-ar (1. März) naheten wir uns einer Gruppe, welche die Insulaner Aïlu nennen, und welche wir Krusensterninseln nannten.

„Am 18. Februar (2. März) kamen wir glücklich mitten unter diesen Inseln an. Am Eingange der Durchfahrt, so wie bei anderen Inseln, fingen wir viele Haifische und Boniten. Aïlu liegt unter 10° 13′ 52″ nördlich und 190° 17′ 30″ westlich von Greenwich (192° 37′ 45″ westlich von Paris).

„Die Insulaner sagten uns, daß alle Inseln, welche wir besucht hätten, nämlich: Irigub, Otdia, Medid, Kawen, Aur, Aïlu, Arno, Meduro und noch drei andere den allgemeinen Namen Radakinseln führen; daß eine ähnliche, aber beträchtlichere und reichere Gruppe im Südwest liege und Ralikgruppe heiße. Dieß ist wahrscheinlich die von den Engländern Mulgraves-Range genannte Kette.

„Am 28. Februar (12. März) reisten wir mit Kadu von Aïlu ab. Nachmittags sahen wir die zwei Inselgruppen, welche wir im vorigen Jahre entdeckt, und denen wir die Namen Kutusoff-Smolensky und Suvaroff gegeben hatten.

„Die Windstöße, die Nebel, das schlechte Wetter erlaubten uns erst am 1. (13.) März, uns den Kutusoff-Smolensky-Inseln zu nähern. Unsere Boote, welche, wie gewöhnlich, einen Paß zwischen den Riffen suchen wollten,

fanden nur 2, 2½, 3 oder 4 Faden Wasser; wir mußten also auf die Einfahrt verzichten.

„Bald kamen mehrere Piroguen zu uns. Unter den Insulanern befand sich der oberste Häuptling Lamari. Er beschäftigte sich auf dieser Insel mit Aufbietung von Mannschaft, Piroguen und Vorräthen; in drei Wochen wollte er auf die andern Inseln gehen, seine Flotte vereinigen und sodann gegen den Feind ziehen.

„Man sagte uns, daß zwei Tagreisen weit nordwestlich eine kleine Insel ohne Kokosnußbäume und Wasser liege, welche aber die Eingebornen besuchen, um dort Schildkröten und Seevögel zu fangen: sie heißt Bigar.

„Den 14. März verließen wir die Radakinseln und steuerten auf die aleutischen Inseln los.

„Kadu gewöhnte sich bald an uns und benahm sich ganz wie ein Europäer. Da er uns natürlich nachahmte, so machte er uns viel Spaß; in sehr kurzer Zeit lernte er einige russische Worte; und da wir viele Worte von den Radakinseln behalten hatten, so konnten wir uns gegenseitig verständlich machen.

„Er sprach viel von Ulea, seinem Vaterlande, so wie von den benachbarten Inseln, welche wir unter dem Namen des Carolinenarchipels kennen. Kadu hatte sie alle bereist und sogar die Peliuinseln besucht. Aus seinen Berichten erfuhren wir, daß seine Landsleute kühne Schiffer sind und oft große Seereisen unternehmen; wirklich hörten wir auf den Marianen, daß die Bewohner der Carolinen jedes Jahr im Monat Mai eine Reise auf die Insel Huaham machen, um bei den Spaniern ihre Piroguen und Muscheln gegen Eisen einzutauschen.

„Kadu erzählte uns, daß seine Landsleute eine weite Reise auf eine Insel machen, deren Namen er nicht kenne, um dort Eisen zu holen; sie werde von großen Schiffen besucht, wie das unsrige sey. Die Insulaner nennen das Eisen Lulu; ebenso nennen es die Eingebornen von Guaham.

„Wir überzeugten uns, daß Kadu in der Kenntniß der Gestirne sehr bewandert sey; aber er zog unsere Boussolen vor, denn er sah, daß man selbst bei nebeligem und trübem Wetter nach diesem Instrumente seine Fahrt richten könne, während sich die Bewohner der Inseln, welche nur die Gestirne zu Führern haben, in großer Verlegenheit befinden, wenn diese nicht sichtbar sind.

„Die Insulaner von Radak sind auch gute Seeleute; ihre Piroguen sind, wie die carolinischen, so erbaut, daß sie gegen den Wind fahren können, und haben viel Aehnlichkeit mit den lezteren.

„Nach den Berichten Kadu's und unsern eigenen Beobachtungen haben die Bewohner von Radak keinen öffentlichen Gottesdienst. Indeß sieht man gewöhnlich im östlichen Winkel ihrer Hütten verschiedene Gegenstände aufgehäuft, wie kleine Kieselsteine, Kokosnußblätter, Kokosnüsse, Fischköpfe. Wenn wir sie berührten oder nur betrachteten, wurden die Insulaner ungeduldig und riefen sogleich: Emo! Emo! Daraus konnten wir schließen, daß es heilige Gegenstände seyen. Mehrere Male sahen wir um den Hals der Häuptlinge auf eigenthümliche Weise geknüpfte Schnüre von Pandanusblättern. *) Wie es schien, hatten sie eine heilige Bedeutung. Endlich schien die Tättowirung auch einige Beziehung auf die Religion zu haben;

---

*) S. Blatt 1.

denn einige unserer Reisegefährten, welche sich gerne dieser Operation unterzogen hätten, konnten nicht dazu kommen, da die Häuptlinge immer einen neuen Vorwand fanden, diese Ceremonie aufzuschieben. Kadu sagte uns, daß es nicht ohne Erlaubniß der Gottheit geschehen dürfe, und daß man sie mehrere Nächte nach einander anrufen müsse; alsdann höre man ein Pfeifen, das ein Zeichen der Billigung sey. Indeß sind die Männer über 20 Jahre alle tättowirt; die Weiber empfangen diesen Schmuck beim Antritt des siebenzehnten Jahres; aber nur auf der Insel Aur ist die Tättowirung gebräuchlich.

„Nach dem Berichte Kadu's kann ein Mann mehrere Frauen heirathen; gewöhnlich begnügt er sich mit einer einzigen; die Häuptlinge haben zwei. Die Frauen sind ausnehmend fruchtbar, aber die Mutter tödtet ohne Barmherzigkeit alle Kinder, welche sie zur Welt bringt, wenn sie schon drei hat; ebenso entledigt sie sich derjenigen, welche schwach und mißgestaltet sind.

„Wie bei den meisten Völkern in der Kindheit der Civilisation sind Schamhaftigkeit und Keuschheit diesen Insulanern fremde Begriffe; ein Mann kann ohne Schande einem andern die Gunst seiner Frau anbieten; ein Vater übergibt ohne Erröthen seine Töchter den Umarmungen eines Fremden.

„Jedoch sind sie nicht so ausschweifend als die Bewohner der Sandwichinseln. Wir fanden bei ihnen keine syphilitischen Krankheiten; jedoch sagte uns Kadu, daß eine dieser sehr ähnliche Krankheit vorkomme. Wenn der von ihr Befallene nicht schnell sich an die Greise wendet, welche die Eigenschaften der Heilkräuter kennen, so stirbt er in wenigen Tagen.

„Gewöhnlich herrscht mit Ausnahme der Insel Ulea, wo ewiger Frieden wohnt, Krieg auf den Carolinen. Die unruhigste ist Yap; sie ist unter mehrere kleine Häuptlinge getheilt.

„Umsonst versuchten wir mehrere Wochen lang, von Kadu seine Vorstellungen von der Gottheit zu vernehmen; er bemühte sich aufs Aeußerste, sich uns verständlich zu machen, aber vergeblich. Endlich gelang es ihm; sein Gesicht flammte, sein ganzer Körper zitterte. „Ah! rief er, ihr wollt den Namen Desjenigen wissen, den wir weder sehen, noch hören;“ zugleich hielt er sich Augen und Ohren zu; „sein Name ist Tautup.“ Als man ihn fragte, wo er wohne, zeigte er gen Himmel.

„Kadu hielt viel auf die magische Kraft gewisser Gesänge, die Winde zu beruhigen. Wie groß war sein Erstaunen, als wir auf dem Wege nach den aleutischen Inseln in die Meere im Norden des Wendekreises gelangten, und er sah, daß die Winde ungeachtet seiner langen Balladen, der Gebärden, womit er sie begleitete, um ihnen zu zeigen, von welcher Seite sie blasen sollten, ungeachtet seines häufigen Ausspeiens, ihm nicht gehorchten! Er konnte von seinem Erstaunen kaum zurückkommen. „Oh!“ sagte er zu uns, „auf den Inseln, von welchen wir kommen und in meinem Vaterlande können die Winde nicht länger dauern, als ein Gesang.“ Die Behauptung des Insulaners war nicht ganz grundlos; denn, wie bekannt ist, dauern die Windstöße zwischen den Wendekreisen im Allgemeinen nur einige Minuten oder höchstens einige Stunden.

„Die Kälte war Kadu'n sehr unbehaglich, so wie auch uns selbst; das Thermometer zeigte 18 Grade, und wir waren genöthigt, unsere leichten Kleider, die wir unter den Tropen getragen hatten, gegen andere wärmere zu vertauschen. Kadu war auch sehr warm gekleidet; als wir unter 50°

nördlich waren, sah er zum ersten Male Schnee fallen; diese Erscheinung versezte ihn in großes Erstaunen.

„Als wir ihn an Bord nahmen, sagten wir ihm, daß wir zwei Monate lang auf dem Meere seyn würden, ohne Land zu sehen; er schien davon nicht betroffen zu seyn; da aber mehrere Wochen hingingen, ohne daß er es sah, so traute er unsern Reden nicht mehr; er glaubte, wir seyen durch den Wind weit vom Lande getrieben worden, wie er, und suchen es vergeblich. Da er indeß bemerkt hatte, daß wir ruhig waren und nichts an Bord fehlte, so ließ seine Unruhe bald nach.

„Um seinen Hals trug er eine Schnur, an welcher er mit Knoten die Zeit bemerkte; indeß war seine Rechnung nicht genau. Einen großen Werth legte er auf sein Halsband von Muscheln. Er erzählte uns, daß er im lezten Kriege, als die Insulaner von Arno Aur geplündert hätten, am Kampfe Theil genommen habe. Er hatte einen Feind besiegt und schickte sich an, ihm den Hals mit einer Muschel abzuschneiden: da eilt plötzlich ein Mädchen in Thränen herbei, wirft sich ihm zu Füßen und bittet um Gnade für ihren Vater. Gerührt von ihren Thränen, verschont Kadu das Leben des Vaters. Das Mädchen, außer sich vor Freude, ihren Vater gerettet zu sehen, bat Kadu, zum Beweis ihrer Dankbarkeit ihr Halsband anzunehmen; Kadu nahm es gerne an. Der Vater machte ihm den Vorschlag, seine Tochter zu heirathen und auf Arno zu bleiben, wo er sein Sohn heißen sollte. Obgleich Kadu'n das Mädchen sehr gut gefiel, wollte er doch mit den Feinden Radaks keine Gemeinschaft haben, versprach aber, das Halsband sein ganzes Leben hindurch zu tragen.

„In den ersten Tagen seines Aufenthaltes an Bord konnte die Neugierde des guten Karoliners kaum befriedigt werden; er wollte Alles sehen. Bald aber war er so von Neuigkeiten gesättigt, daß er Alles mit Gleichgültigkeit betrachtete.

„Kadu war lustig und dienstfertig; er machte sich bei Offizieren und Matrosen beliebt. Er war stolz auf seine weiten Reisen. Oft sang er alle Gesänge, welche er wußte; besonders gerne sang er eine Melodie von der Insel Guap, welche viel Aehnlichkeit mit einer Melodie von Radak hat.*) Diese Melodie, sagt Choris, ertönte oft auf den Schneegebirgen von Unalaschka im amerikanischen Rußland; Kadu brachte ganze Stunden damit hin; dann rührte ihn die Erinnerung an sein Vaterland und seine Reisen bis zu Thränen."

Große Gilpert-Gruppe.

Diese Gruppe, die wir zu dem großen Carolinenarchipel rechnen mußten, und die aus den zwei Gruppen Scarborough und Kingsmill besteht, enthält die kleinen niedrigen Inseln Chase und Francis, die Insel Drummond, die Sydenhaminseln, die Hendervilleinseln, die Inseln Woodle, Hopper und Hall, die Inseln Gilbert und Marshall, die Inseln Knox, Charlotte, Matthews und Pitt, ein wenig östlich von den Gilbertinseln die Insel Byron, und ein wenig westlich von denselben die Insel Ocean, die Insel Pleasant und die Insel Atlantique. Diese drei leztern sind beinahe ganz unbekannt.

Geht man von Norden nach Süden, so sieht man die kleinen niedrigen

*) S. Blatt 1 über Oceanien, S. 20, Musik, Nro. 6.

Inseln Chase und Francis. Die erste liegt unter 2° 28′ südlicher Breite und 174° östlicher Länge, die zweite unter 1° 40′ südlicher Breite und 173° 15′ östlicher Länge. In diesen Strichen empfindet man wieder die Windstillen der Linie und ihren nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Seeleute.

Die Insel Drummond wurde im Jahr 1799 von Bishop entdeckt, und im Jahr 1824 von Duperrey wieder gesehen. Der gelehrte Seemann d'Urville sagt in seinem Tagebuch des Coquille Folgendes über sie:

„Leicht konnten wir mehrere Eingeborne mit ihren Frauen, Weibern und Kindern und Hunden am Ufer entdecken, welche uns aufmerksam betrachteten. Indessen boten ungefähr 15 Piroguen mit Segeln und Rudern zugleich Allem auf, um uns zu erreichen; sie waren je mit 3 bis 9 Personen bemannt; auch bewegten sie aus der Ferne Matten hin und her und machten uns so ein Zeichen, sie zu erwarten. Zwei oder drei derselben, welche bis auf eine halbe Kabeltaulänge bis hinten an das Schiff gekommen waren, brauchten noch lange, bis sie uns einholten, ungeachtet wir kaum 3 Meilen in der Stunde machten, ein Beweis, daß ihre Fahrzeuge nicht sehr schnell gehen. Endlich hielten wir an, und eines von ihnen, mit 3 Eingebornen bemannt, legte nach kurzem Bedenken am Schiffe an. Diese Männer waren von mittlerer Größe, hatten eine sehr dunkelbraune Farbe, und ihre Haut war mit Aussatzschuppen bedeckt.

„Ihre Kleidung bestand in kleinen Röcken von einer groben Matte, welche um den Hals gelegt waren, und in Mützen vom nämlichen Stoffe. Ihre Züge waren nicht angenehm, ihr Wuchs war ziemlich hager und ihre Sprache von den polynesischen Idiomen gänzlich verschieden. Ihre Piroguen und Segel waren sehr grob gearbeitet. Keiner von ihnen war tättowirt und sie brachten keine andere Vorräthe, als einige Mollusken vom Weihkesselmuschelgeschlecht, welche sie gegen Messer und Angeln eintauschten. Sie verriethen sehr wenig Verstand, und alle unsere Bemühungen, die Namen ihrer Insel von ihnen zu erfahren, waren rein vergeblich. Nach einer halben Stunde verließen sie uns und kehrten auf die Insel zurück."

Der Kapitän Paulding erzählt uns, er habe einige Eingeborne von Drummond an Bord züchtigen lassen, weil sie mehrere auf der See unentbehrliche Gegenstände gestohlen hätten.

„Die Bewohner der Insel Byron", sagt Paulding, „sind groß, lebhaft und gut gewachsen. Alle sind nackt und mit Narben bedeckt; einige tragen Mützen, welche aus einer Art Gras gemacht sind und Halsbänder von kleinen Scheiben aus Kokosnuß. Ihr Schmuck ist grob, und es wird nur selten solcher von ihnen getragen. Er besteht aus Muscheln und Halsbändern, die man aus etwas macht, was Walfischknochen sehr ähnlich ist, und die einige um den Gürtel, andere um den Hals tragen. Ihre Haare sind lang und geflochten und ihre Farbe sehr dunkel; ihr Bart ist nicht sehr stark und am Kinn gekräuselt, wie bei den Negern. Es kamen nur wenige Frauen in den Piroguen mit: ihre Bildung ist grob, und sie schienen beinahe eben so stark zu seyn, als die Männer. Um die Lenden trugen sie eine kleine, einen Fuß breite Matte, welche unten mit einer Franze geziert war. Wenige Männer waren, und zwar nur sparsam tättowirt. Ihre Piroguen sind geschickt gearbeitet und aus einer Menge Holzstücken zusammengesezt, die durch Schnüre von Kokoswolle zusammengehalten werden; aber sie ließen von allen Seiten Wasser eindringen, und ein Mann war

beständig beschäftigt, sie auszuschöpfen. Sie waren an der Spitze jedes Endes sehr eng und an einer Seite mit einer Plateforme versehen, um sie aufrecht zu halten. Die Piroguensegel sind auf allen diesen Inseln von Stroh- oder Grasmatten."

Die Insel Byron ist eine Kette niedriger, bewaldeter und stark bevölkerter Inselchen, welche auf einem gemeinschaftlichen Riffe liegen; sie liegt unter 1° 18′ südlicher Breite und 175° 0′ östlicher Länge.

Die Sydenhaminseln wurden im Jahr 1799 von Bishop entdeckt und im J. 1824 von Duperrey wieder erkannt. Nach d'Urville gleichen die Bewohner ganz den Eingebornen von Drummond. Was ihm am meisten auffiel, war, daß sie Westen und Hosen von stark geflochtenen Kokosnußfasern trugen.

Die Hendevilleinseln wurden im Jahr 1788 von den Kapitänen Gilbert und Marshall entdeckt. Diese Insulaner, sagt der leztere, scheinen eine schöne Menschenraße zu seyn. Sie sind kupferfarbig, stark und gut gewachsen; ihre Haare sind lang und schwarz, und sie haben sehr schöne Zähne. Bei mehreren war das Gesicht weiß bemalt. Nach seinem Berichte sind sie verständig, lebhaft und erfahren. Der Kapitän Duperrey, welcher im Jahr 1824 bei den Hendevilleinseln anhielt, fügt noch bei, daß die Weiber nur eine kurze Schürze tragen und ihr Schmuck in Leda-Eiern und kleinen rothen Kammmuscheln bestehe, welche um den Hals gehängt werden.

Die Hendevillegruppe besteht aus niedrigen und bewaldeten Inselchen, von welchen die größte sechs Meilen lang und höchstens eine halbe Meile breit ist. Die ganze Gruppe hat nur fünfzehn bis zwanzig Meilen im Umfang; ihre nördliche Breite ist 0° 6′, ihre östliche Länge 171° 23′ (südliche Spitze).

Ungeachtet des verdienten Lobes, das man den meisten Bewohnern dieser Gruppen und überhaupt allen Eingebornen des ungeheuren Carolinenarchipels ertheilt, muß man gestehen, daß einige Caroliner finster und treulos sind. Sie gebrauchen Bogen und Pfeile, welche mit Fischknochen besezt und bisweilen vergiftet sind, was auf Polynesien selten ist. Auch haben sie Messer, mit Haifischzähnen besezt, welche gräßliche Wunden machen. Sie durchbohren sich die Ohren und verlängern sie bedeutend, um dieß furchtbare Messer hineinzustecken.

Religion, Schiffbau, Schifffahrt der Bewohner der niedrigen Inseln des Carolinenarchipels.

Die Bewohner der niedrigen Inseln dieses Archipels hegen große Ehrfurcht für die Geister. Ein Genius, den sie Hanno oder Hannulappe nennen, herrscht auf jeder Inselgruppe; er versorgt sie mit allen ihren Bedürfnissen. Uebrigens ist er, den Eingebornen zufolge, einem unendlich höheren Wesen untergeordnet. Wenige nur genießen das Vorrecht, diesen Geist zu sehen, ihn zu hören und seine Befehle zu erkennen, und verdanken es nur der Verwendung ihrer in der Jugend gestorbenen Kinder: übrigens haben sie weder besondere Rechte, noch werden sie besonders geachtet. Mertens, welcher uns die vorzüglichsten Thatsachen dieses Kapitels liefert, erzählt uns, diese Auserwählten seyen bisweilen den Angriffen eines bösen Geistes ausgesezt, der in den Korallen wohne, auf welchen ihre Inseln ruhen und sie um die Gunst beneide, die heitere Stirne Hanno's zu

eintritt, so suchen sie durch Beobachtung des Windes ihre Bahn einzuhalten; dieser ist zwischen den Wendekreisen zuweilen so beständig, daß er auf einer kurzen Ueberfahrt wohl als Boussole dienen kann; indeß kann er sich doch auch ändern. Dann vornehmlich kommt es vor, daß sie sich verirren; in diesem Falle laviren sie gegen den Wind, indem sie an irgend einer Insel zu landen suchen, um einen neuen Ausgangspunkt zu haben; haben sie sich orientirt, so treten sie von Neuem ihre Reise an. Wenn sie aber unglücklicher Weise keine Insel finden, so bleibt ihnen nichts übrig, als auf dem Meere umzukommen oder an irgend eine unbekannte Küste oft auf eine beträchtliche Entfernung verschlagen zu werden. So landet, Kadu, dieser Ulysses Polynesiens, nach einer langen Seefahrt auf Radak 760 Meilen westlich von seinem Vaterlande, das er vergeblich suchte. Diese langen, gegen den Wind gemachten Reisen lassen sich leicht durch die große Schnelligkeit der Piroguen erklären, wenn sie dicht beim Winde segeln, ohne daß es, wie wir von Kadu gesagt haben, einer achtmonatlichen Fahrt bedarf, was beinahe unglaublich ist. Es ist wohl zu entschuldigen und sehr natürlich, wenn dieser unglückliche Reisende in der tödtlichen Angst und Unruhe, die er, zwischen Leben und Tod gestellt, fühlen mußte, sieben oder acht Wochen für eben so viele Monate gehalten hat.

Wenn ein Caroliner eine Pirogue erbauen will, so sucht er zuerst auf der ganzen Insel einen Baum, den er sich von dem Eigenthümer gegen Matten, Seile oder andere Industriegegenstände eintauscht. Er kann auf den Beistand seiner Landsleute rechnen, welche ihm sogleich den Stamm so nahe als möglich an der Wurzel umhauen helfen. Damit ihnen das gelinge, greifen sie ihn von allen Seiten an und hauen ihn im Kreise herum bis auf das Herz an, eine Vorsicht, die sie für unerläßlich halten, damit sich der Baum beim Falle am Fuße nicht spalte, was ihn zum Schiffbau untauglich machen würde. Da sie kein Eisen haben und ihre Beile für eine solche Arbeit nicht geeignet sind, so können sie trotz aller Anstrengungen nur langsam vorrücken und müssen lange Pausen bei ihrer Arbeit machen, um sich von der Anstrengung zu erholen. Sie arbeiten einen Tag und an den beiden folgenden ruhen sie aus. Sie wachen sorgfältig darüber, daß der Baum im Fallen die ihn umgebenden nicht beschädige, denn sie müßten dieselben dem Eigenthümer bezahlen. Ist der Baum umgehauen, so wird er mit Seilen an das Ufer neben das öffentliche Haus geschleppt, wo man ihn mehrere Monate lang, nur mit einigen Zweigen bedeckt, den Sonnenstrahlen aussetzt, damit das Holz recht trocken sey, ehe man es gebraucht: und nun beginnt die Arbeit.

Auf der Murilögruppe findet man nur 3 Baumeister für Canots. Derjenige, welchen man wählt, hält zuerst öffentlich eine Rede, welche gewöhnlich sehr lang ist, hernach mißt er vermittelst eines Kokosstieles den Stamm aus, bestimmt die Länge des Kieles und bezeichnet die Grenzen. Er leitet die Arbeit und wacht darüber, daß jeder Arbeiter seine Schuldigkeit thue. Sobald das Aeußere des Stammes ins Grobe gearbeitet ist, beginnt die Aushöhlung desselben, was sehr schnell vor sich geht, weil bisweilen mehr als 30 Menschen mit dieser Arbeit beschäftigt sind. Eine Ruderbarke ist gewöhnlich das Werk eines Tages. Das Vorder- und Hintertheil der Piroguen oder Canots, das mit besonderer Aufmerksamkeit gearbeitet seyn muß, wird besonders verfertigt und erfordert die größte Sorgfalt. Manchmal haut man mehrere Bäume vergeblich um, ehe man einen

findet, der zu diesem Zwecke taugt. Für die Seiten des Canots, an deren Bearbeitung man hierauf geht, verwendet man eine andere Holzart. Aus diesen näheren Angaben kann man auf die Schwierigkeit und Dauer der Arbeit schließen, besonders wenn man die elenden Werkzeuge betrachtet, deren sich diese industriösen Insulaner bedienen und welche für alle ihre Unternehmungen ausreichen müssen. Auch steigt die Freude aufs Höchste, wenn man bis auf diesen Punkt gekommen ist, und große Gastmähler finden bei dieser Gelegenheit Statt; Männer, Weiber, Kinder, Alles, was arbeiten kann, eilt, Fische zu fangen und beschäftigt sich mit Zubereitung der bei ihnen gewöhnlichen Speisen, welche aus Kokosnüssen, Brodfrüchten und Arrowroot u. s. w. bestehen. Von dieser Zeit an kommt man überein, nur bis um die Mitte des Tages zu arbeiten; nun wird das Essen aufgetragen und man sezt junge Kokosfrüchte unter die Pirogue als Opfergabe für Hanno. Diese Ceremonie wiederholt sich täglich, bis die Barke ganz vollendet ist. Erst jezt ist es erlaubt, Fische zu speisen, welche man zwischen heißen Steinen gekocht hat und in gut verschlossenen Löchern aufbewahrt. Das Vorder- und Hintertheil werden nun mit Blumenguirlanden verziert und man wartet nur auf eine günstige Gelegenheit, das nun vollendete Canot vom Stapel laufen zu lassen; es erbt den Namen von irgend einem andern außer Gebrauch gekommenen; denn man bewahrt immer irgend einen Theil davon auf, den man in das neue einfügt. Der Erbauer des Canots wird für seine Mühe gewöhnlich durch reiche Geschenke an Matten, Früchten oder anderen Gegenständen entschädigt.

Ich bedaure unendlich, sagt Mertens, nur unbestimmte Nachrichten über die Art der Ausrüstung der Seefahrer auf diesen Inseln, wenn sie eine große Seereise unternehmen, zu haben. Näheres kann ich nur über die Reisen von Rua auf die hohe Insel Ruch oder Ulea mittheilen, was kaum eine Entfernung von 80 Seemeilen ist. Für diese Reise, welche gewöhnlich in einem Tage ausgeführt wird, nehmen sie zwölf geröstete Brodfrüchte mit; überdieß bereitet man eine Speise aus der Brodfrucht, welche in Muscheln aufgetragen wird. Auch Kokosnüsse und Fische werden nicht vergessen, wenn man sich solche verschaffen kann.

Mertens fügt noch bei, daß unter den hauptsächlichsten Erfordernissen zu den Reisen, welche sie unternehmen, auch das Mar (eine Art gegorner, aus der Brodfrucht bereiteter Teig, der beinahe die einzige Nahrung den Winter über ist), Kleidungsstücke und einige Küchengeräthschaften gehören. Wenn sie auf Ulea angekommen sind, so begeben sie sich zu einem Gastfreunde, bei dem sie einer herzlichen Aufnahme gewiß seyn dürfen. Dieser erstattet sogleich nach ihrer Ankunft einen Bericht an den Tamol, der ihnen sagen läßt, daß sie bis zu ihrer Abreise von der Insel ihre Segel bei ihm niederlegen sollen; eine Ceremonie, welche ihnen den Schutz der Gesetze sichert. Der gegenseitige Austausch ihrer Erzeugnisse findet noch am nämlichen Abend Statt. Die Gegenstände des Handels der Bewohner der niederen Inseln sind Canots, Segel, Ruder, Seile, Lanzen, Keulen, Körbe, Matten aus Pandanusblättern, Geräthschaften u. s. w., welche sie gegen Mäntel, Gürtel und andere Kleidungsstücke, die meistens aus den Fasern des Bananenbaums und des Hibiscus, welche bei ihnen gar nicht vorkommen, gemacht sind, eintauschen; Mar, Tek, ein aus einem Bananengewächs gezogene Frucht, das eine der prächtigsten Orangefarben gibt; rothe Erde, schwarze Kalksteine, welche sie zur Bereitung ihres Arrowroots gebrauchen.

Ist der Markt geschlossen, so lassen sie ihre gewöhnlichen Kleidungsstücke schwarz färben, was umsonst geschieht. Die folgenden Tage bringen sie mit Belustigungen hin und begnügen sich während derselben mit Speisen, welche aus Brodfrüchten, Kokosnüssen und arönähnlichen Wurzeln bereitet sind.

Produkte, Nahrungsmittel, Krankheiten und Klima.*)

Mehrere Produkte der hohen Inseln, z. B. die Yams, eine Art Wurzel, welche der Kartoffel gleicht, die Orangen, die Bananen, die kostbare Frucht der Cratöva und das Zuckerrohr, so wie Fische, welche dort sehr häufig vorkommen, sind den Bewohnern der niederen Inseln verboten, und sie beobachten dieses Verbot sehr gewissenhaft, weil sie glauben, der Dämon, der in dem Regenbogen residire, würde sie bei ihrer Rückkehr versenken, wenn sie sich eines Ungehorsams schuldig machen würden. Bei ihrer Abreise von der Insel werden ihre Canots mit Koie, einer aus einer geringeren Art von Brodfrucht bereiteten Speise, beladen; dieses Koie ist sehr nährend und ein wichtiges Hülfsmittel in der Hungersnoth, welche im Winter auf den niedrigen Inseln sehr häufig eintritt; man fordert nie etwas für diese Speise. Die Rückreise erheischt wenigstens fünf Tage, weil sie gegen den Wind fahren müssen; nun muß sich das Talent des Steuermanns entwickeln, damit er durch Laviren die Richtung von Rua nicht verliere. Wenn sie von einer solchen Reise zurückkommen, so wird dem Steuermann sogleich ein Essen bereitet, das man Oeddere nennt, und woran durchaus Niemand sonst Theil nehmen darf. Ehe der Steuermann, der in ihrer Sprache Apalla heißt, sein Mahl beginnt, spricht er einige Worte, wie es scheint, eine Dankbezeigung gegen Hanno. Beinahe die ganze Bevölkerung, welche bei Bereitung des Gastmahles mitgewirkt hat, ist gegenwärtig, wenn er die Speisen kostet, die man ihm darbietet, und welche immer in großem Ueberflüsse vorhanden sind. Alles, was er nicht ißt, wird für ihn aufgehoben; man trägt es sogleich in sein Haus, und Dieß ist die einzige Belohnung, welche er für seine Reisen erhält, aber man darf auch nicht vergessen, daß die meisten dieser Seefahrten im gemeinschaftlichen Interesse der Insel und nicht von Privatleuten unternommen werden. Das Amt eines Steuermanns gehört zu den ausgezeichnetsten. Man kann leicht denken, in welchem Ansehen diese Piloten stehen, wenn man hört, daß es nur zwei auf Rua gibt; der eine ist der alte Tamol selbst, der andere der Sohn seiner Schwester.

Wir sahen oben, daß es eine Art **Kalk** gibt, welchen man bei Erbauung der Piroguen gebraucht, um die Bretter fest zu verbinden. **Mertens** gibt nähere Nachweisungen über die Art seiner Zubereitung, woraus man sehen kann, daß die verschiedenen, auf der Erde verbreiteten Völkerstämme sich der nämlichen Mittel bedienen, um aus den mannigfachen Produkten, welche ihnen die Natur geliefert hat, Nutzen zu ziehen. Zur Bereitung dieses Kalks suchen die Insulaner zuerst große Massen von Sternkorallen und bringen sie an einen bestimmten Ort am Ufer; dort machen sie ein ziemlich tiefes Loch, das mit einem engen zur Seite gegrabenen Kanal in Verbindung steht, und zünden ein Holzfeuer an, um es recht zu erhitzen; dann legen sie die Korallen hinein, bedecken sie mit einer Schichte

*) Wir entnehmen dieses Kapitel aus einer kleinen trefflichen und beinahe unbekannten Denkschrift des Dr. **Mertens**, der uns nur zu wenig nähere Nachweisungen über den interessanten Carolinenarchipel gegeben hat, und dessen frühen Verlust Reisende und Gelehrte bitter betrauern müssen.

Kokosblätter, über welche sie alte Matten, oder Alles, was gerade bei der Hand ist, legen. Nach dieser Vorkehrung häufen sie das Loch ganz mit Sand und Erde u. s. w. auf. Durch den Kanal, der sich neben dem Loche befindet, lassen sie so viel als möglich Wasser hineintreten und verstopfen sodann die Oeffnung, damit die aus der Masse aufsteigenden Dämpfe dort zurückgehalten werden. So bleiben die Korallen einige Monate liegen, worauf das Loch sorgfältig geöffnet wird und man die Korallen in eine weiße, sehr ätzende Masse verwandelt findet, von der sie mit Hülfe von Muschelschalen kleine Quantitäten herausnehmen; diese tragen sie nach Hause, reiben sie auf einem Brette, um die darin befindlichen kleinen Steine herauszubringen, vermischen sodann diesen Kitt mit aus der Blumenscheide oder der faserigen Hülle alter Kokosfrüchte gezogener Kohle, und nun ist er zur Verarbeitung fertig. Indessen muß man ihn sogleich verwenden, sonst wird er hart, und man kann ihn nicht mehr gebrauchen.

Man bedient sich der lederartigen Blätter des Callophyllum, um diesen Kalk an die verschiedenen Orte zu bringen, wo man ihn verwenden will. Hat man denselben aufgetragen, so bedeckt man ihn sorgfältig mit Blättern, damit er an der Sonne nicht zu sehr austrockne. Wenn die Eingebornen Feuer machen wollen, so nehmen sie gewöhnlich ein Stück Holz von beliebiger Größe von dem Hibiscus populneus. Dieses Holz ist ausnehmend leicht; sie machen in dasselbe der ganzen Länge nach eine Art Einschnitt und legen es auf die Erde, während ein anderer ein Stäbchen vom nämlichen Holze macht und spitzig schneidet, es senkrecht in diesen Einschnitt bringt und mit beiden Händen von einem Ende zum andern hin- und herreibt, und zwar mit aller nur denkbaren Kraft und Schnelligkeit. Der Erfolg hängt ganz von der Geschicklichkeit im Reiben und der Trockenheit des Holzes ab; oft genügt ein einziges Reiben, um Feuer hervorzubringen, das man mit den Fasern der Frucht der Bamingtonia speciosa, die man vorher getrocknet hat, unterhält. Ein anderes Mal vergehen mehrere Stunden, ehe man das gewünschte Resultat erhält.

Das Kawa, dieses auf allen Inseln des großen Oceans so allgemein angenommene Getränke, ist auf der Insel Rua nicht gebräuchlich; auch erzeugen die Morileninseln die Frucht nicht, woraus es bereitet wird. Floyd versicherte den gelehrten Dr. Mertens, daß man es eben so wenig auf Otto oder Ruch kenne, was zu verwundern ist, denn auf Ualan ist der piper methysticum, die Pflanze, aus der man dieses Getränke bereitet, so gemein und so gesucht, daß dieser Pfeffer das einzige Einkommen der Häuptlinge der Insel bildet.

Die Caroliner der niedrigen Inseln und besonders der kleinen Murilögruppe genießen eine sehr gute Gesundheit, sind aber doch nicht von Krankheiten frei. Eine Art Blattern, Rup genannt, herrscht bei ihnen; sie ist oft sehr gefährlich. Diesen Namen geben sie auch einer andern Krankheit, welche große Verheerungen anrichtet; sie greift zuerst die Handflächen und Fußsohlen an. Zuerst zeigt sich eine trockene Aufschürfung der Haut; eine Menge faulen Fleisches löst sich ab und muß auf der Stelle geätzt werden, um den Folgen vorzubeugen, welche sich daraus ergeben würden, wenn man diese Vorsicht versäumte. Wenn man zu rechter Zeit dieses gewaltsame Hülfsmittel gebraucht, so wird diese gräßliche Krankheit sicher geheilt. Eine dritte Krankheit endlich, welche auch Rup heißt, ist gänzlich unheilbar; es ist eine Art Aussatz (herpes exedens), der schnell den Organismus

zerstört und dem Unglücklichen, der davon befallen wird, ein scheußliches Aussehen gibt. Auch herrscht daselbst die Elephantiasis: Mertens sah mehrere Häuptlinge, welche stark daran litten. Ein markiges Fleischgewächs (fungus hömotodes) bricht auch gerade, wie bei uns, durch die Augenhöhle der Kinder. Blinde sind nicht selten und man findet solche von jedem Alter ohne Unterschied. Den Namen Mack geben die Insulaner einer Art Gliederweh; manchmal schwellen die Gelenke auf; ein andermal aber stellen sich große Schmerzen ein, ohne daß man eine Geschwulst bemerkt; diese Schmerzen sind beinahe immer periodisch. Will man einen davon befallenen Kranken heilen, so wendet man die Nadelpunktirung an; man befestigt unten an ein Stäbchen einen der Zähne, welche sich unten an dem Schwanze einer Fischart, aspisurus genannt, befinden, und zwar so, daß er mit dem Stäbchen einen rechten Winkel bildet; er wird auf die kranke Stelle gesezt und durch schwache Schläge auf das Stäbchen hineingetrieben. Die Schuppenkrankheit ist auch sehr gewöhnlich; man nennt sie Episa, und den, der davon befallen ist, Meidome. Anfangs hat diese Krankheit keine weiteren Folgen; der Patient beklagt sich über keinen Schmerz oder Unbehaglichkeit, mit Ausnahme eines beinahe fortwährenden Juckens. Sobald dieses Symptom eintritt, untersagt man den Kranken den Fischfang und den Gebrauch der Bäder, weil die Einwirkung des Meerwassers seine Schmerzen verdoppeln würde. Die Haut des Kranken wird rauh und schält sich fortwährend ab, so daß sie wie Fischschuppen aussieht und Figuren bildet, welche mäandrischen Madreporen ausnehmend viel gleichen. Die Kinder sind auch der Mundfäule unterworfen; diese Krankheit rafft in den ersten Wochen nach der Geburt viele Kinder weg.

Es gibt Individuen auf diesen Inseln, welche im Besitz des Geheimnisses sind, verschiedene Krankheiten heilen zu können; man befragt sie immer, aber sie hüllen ihre Verordnungen in ein tiefes Geheimniß. Man entschädigt sie für ihre Mühe freigebig durch Geschenke an verschiedenen Produkten der Insel. Was zu diesen Mitteln kommt, ist gänzlich unbekannt. Floyd, der sich gerne auch auf die Heilkunde gelegt hätte, weil er vorgeblich einige Kenntnisse in derselben besaß, war niemals so glücklich, auch nur das Geringste über die Mittel zu erfahren, welche sie bei Heilung so mancher Krankheiten gewöhnlich anwenden; sie waren sehr stolz auf ihre Kuren. Mehrere Insulaner sind auch ziemlich gewandt in einigen leichteren chirurgischen Operationen; sie können zur Ader lassen, die Nadelpunktirung ausführen, das Moxa*) anwenden, äzen, Klistiere beibringen, Verrenkungen, ja sogar Beinbrüche wieder einrichten.

Das Klima dieser Inseln ist gewöhnlich köstlich; die tropische Hitze wird durch frische Winde und das nahe Meer gemildert. Während des Sommers herrschen lange Windstillen, aber alsdann gewähren der Thau und der heitere Himmel Erfrischung. Der viele Regen, welcher in dieser Jahreszeit fällt, macht sie oft unangenehm; solche starke Regen dauern bisweilen 24 Stunden und oft mehrere Tage nach einander. Uebrigens sind dort Platzregen in keiner Jahreszeit selten, es vergehen keine fünf oder sechs Tage, ohne daß ein solcher fällt: ob sie gleich so häufig vorkommen, so sind die Eingebornen doch sehr empfindlich dagegen, und besonders die

---

*) Die Caroliner dürften den Gebrauch des Moxa und der Nadelpunktirung von den Chinesen und Japanesen gelernt haben.

Frauen und Kinder fürchten sie auf merkwürdige Weise. Nur wenn es junge Brodfrüchte gibt, dann könnte kein Guß sie zurückhalten; handelt es sich darum, solche Früchte zu holen, dann gibt es keine Hindernisse mehr, und ein solcher Genuß verdient es auch wohl, daß man sich einige Mühe darum gibt.

Die Zeit, welche bei ihnen unseren Monaten Januar und Februar entspricht, ist die unangenehmste des Jahres; alsdann wehen sehr häufig heftige Winde. Um diese Zeit verlassen die Insulaner niemals die Insel, auch sind sie dann durch Donner (bat) und Blitze (li-li) in lebhafte Unruhe versezt, Erscheinungen, die neben großem Schrecken zugleich eine tiefe Scheu einflößen. Wenn sie sich an einem Feinde rächen wollen, so begeben sie sich während des Sturmes zu den auserwählten Alten, und bringen ihnen Opfergaben, welche in Matten, Früchten u. s. w. bestehen, und bitten sie, den Bliz zu beschwören, daß er ihren Feind niederschmettere. Doch hieße es diesem gutmüthigen Volke Unrecht thun, wenn man nicht auch zugleich erwähnte, daß sie einige Stunden nachher mit neuen noch werthvolleren Opfergaben zurückkommen, und sie bitten, den Sturm und ihren Feind zu beruhigen.

Wahrscheinlich sind diese Inseln auch Erdbeben ausgesezt, denn große Spalten, die man in dem Riffe, auf welchem die Uleaigruppe ruht, entdeckt, beweisen es deutlich, daß sie nicht frei davon sind.

Die häufigen Regen, und noch mehr ein kleiner schwarzer Käfer, richten großen Schaden an den Dächern der Hütten an, so daß die Insulaner sie regelmäßig alle Jahre zweimal erneuern müssen; noch besser aber würden sie thun, sie viermal zu erneuern. Die Dächer sind aus Kokosnußblättern gemacht. Bei jeder neuen Errichtung bereiten die Weiber der Werkleute, unter welchen der Eigenthümer immer der erste ist, ein artiges kleines Mahl.

Ratten sind auch eine große Plage für diese Inseln; sie sind in ungeheurer Menge vorhanden und vernichten alle Vorräthe der Eingebornen. Man erzählte dem Dr. Mertens, auf Olla hätten die Ratten eine beträchtliche Menge Mar gestohlen, und in eine unterirdische Höhle getragen, was zu großer Freude der Einwohner einige Kinder entdeckten. — Um die Stiche des Tausendfußes, der sehr häufig auf diesen Inseln vorkommt, mit Erfolg zu heilen, verordnet man eine Aderlässe an der Stelle des Stiches selbst. Während der Regenzeit sind die Muskito's sehr häufig. Um sich Nachts vor ihnen zu schützen, machen die Eingebornen sehr große Säcke, die nur auf einer Seite offen sind, und bedecken sich ganz damit.

Uebersicht der Geschichte der Entdeckungen in diesem Archipel.

Der spanische Seemann Lazeono entdeckte im Jahr 1686 im Süden Guaham's eine große Insel, welche er zu Ehren des Königs Karl II Karolina nannte. Nach seinem Berichte wandten Andere, welche andere Inseln trafen, und der Meinung waren, es seye die nämliche, welche Lazeono entdeckt habe, den nämlichen Namen auf sie an, der sich so allen in diesem Theile des großen Oceans gelegenen Inseln mittheilte.

Die Jesuitenmissionäre des Kollegiums von Manilla waren die ersten, von denen man erfuhr, daß diese Inseln von einem gutmüthigen und menschlichen Volke bewohnt seyen, das sich mit Handel und Schif-

beschäftige. Dieß war genug, um den Eifer dieser Mönche zu erwecken, und ihnen den Wunsch einzuflößen, das Licht der Religion einem Volke, welches so schöne Hoffnungen gab, zu bringen. Der Pater Juan Antonio Cantova, der auf Guaham wohnte, machte mit Karolinern, welche im Jahr 1721 auf die Küsten dieser Insel verschlagen worden waren, Bekanntschaft, und sammelte von ihnen genaue Nachweisungen sowohl über die Lage, als die Regierung und Sitten dieser Inseln. Im folgenden Jahre besuchte sie Cantova und wiederholte von da an häufig seine apostolischen Besuche; mit welchem Erfolge, weiß man nicht. Endlich im Jahr 1731 gründete er eine Mission auf der Insel Falalep (Uluthy-Gruppe), und kurz Zeit hernach wurde er auf der benachbarten Insel Mogmog getödtet, was dem Verkehr der Spanier mit den Karolinen ein Ende machte.

Die von den Missionären gesammelten Nachweisungen, denen wir die Uebersicht entnehmen, sagt Lütke, die Charten, welche man auf die Angaben der Missionäre hin entwarf, und hauptsächlich die Charte Cantova's waren beinahe ein Jahrhundert lang die einzigen Wegweiser der europäischen Geographen. Wenn gleich die Missionäre ziemlich genaue Berichte über die Zahl und gegenseitige Lage der Inseln enthielten, so konnten sie doch nicht mit der nämlichen Genauigkeit ihre Größe und ihre gegenseitige Entfernung bestimmen. Daher kam es, daß diese Inseln, welche kaum auf dem Wasser sichtbar sind, aber doch so gut als die großen immer jede ihren Namen hatten, von ihnen als einige Meilen umfassend bezeichnet wurden, und daß Gruppen von 10 bis 15 Meilen im Umfang einen Raum von einigen Graden einnahmen: woraus auf ihren Charten ein unergründliches Labyrinth entstand, und dieses Labyrinth ging in seiner ursprünglichen Form auf alle Seecharten über. Die Schiffer mieden es, wie die Scylla und Charybdis; einige, die kühner waren als die anderen und es nach allen Richtungen durchkreuzten, wunderten sich, nicht einmal die Anzeichen eines Landes da zu finden, wo sie ganze Archipele zu treffen erwarteten; und die, welche zufällig Inseln entdeckten, freuten sich, anstatt sich um die Erforschung ihrer ursprünglichen Namen zu bemühen, um die Identität ihrer Entdeckung mit früheren herzustellen, über die Gelegenheit, den Namen einiger ihrer Freunde oder ihren eigenen anbringen zu können, indem sie ihn auf die Charte sezten; sie fügten neue Inseln hinzu, ohne die alten wegzuschaffen, was die Verwirrung nur vermehren mußte. Die indischen Namen, welche man mehreremale wiederholt antrifft, und welche oft unverständlich sind wegen der Verschiedenheit der Aussprache auf den verschiedenen Gruppen des Archipels, und weil sie durch die ungleiche Schreibart der Reisenden entstellt werden, vermischten sich mit europäischen Namen, die bisweilen eben so fremdartig sind als die ersteren. Aus allem Diesem entstand ein solches Chaos, daß die gründlichsten Geographen verzweifelten, es entwirren zu können, und einige sich entschlossen, der Schwierigkeit durch Zerhauung des gordischen Knotens zu entgehen, indem sie in der Ueberzeugung, daß die meisten derselben gar nicht vorhanden seyen, sie gar nicht auf ihre Charten sezten. Sie verfielen so auf das entgegengesezte Extrem; aber es wäre schwer, das eine oder das andere Extrem zu vermeiden.

Dr. Chamisso war der Erste, der einiges Licht über dieses Chaos verbreitete. Sein glückliches Zusammentreffen mit dem von Uleaï gebürtigen Kadu und später mit Don Luis Torres zu Guaham sezten ihn in den Stand, die Identität einiger neueren Entdeckungen mit den alten

Namen zu erkennen; aber, sagt Lütke, der Mangel an bestimmten Nachweisungen ließ immer ein weites Feld für Vermuthungen offen, in welchen der gelehrte Reisende nicht immer glücklich war: so ist z. B. seine Vergleichung der Gruppe von Uleaï mit der von Lugunor gänzlich unrichtig; denn die Namen der ersteren kommen kleinen Inseln zu, welche eine kleine Gruppe bilden, und die lezten sind die Namen abgesonderter Gruppen, wovon einige größer sind, als ganz Uleaï. Die Charte, welche er herausgegeben hat, so wie die Charte Cantova's haben der Geographie nicht viel Nutzen gebracht. Während Chamisso seine interessante Denkschrift über die Karolinen schrieb, durchkreuzte die französische Corvette Uranie diesen Archipel von Süden nach Norden, und untersuchte drei dieser Inseln, Soug, Puluot und Fanadik, auf welche nun ihre wahre Namen angewendet wurden, ob sie gleich schon vorher von europäischen Seeleuten gesehen worden waren. Während seines zweimonatlichen Aufenthaltes auf Guaham, konnte der Kapitän Freycinet in viel höherem Grade, als sein Vorgänger Chamisso, die Tagebücher und mündlichen Berichte des Don Luis benutzen, und hatte überdieß Gelegenheit, von Karolinern, welche sich auf den Marianen befanden, mehrere Nachweisungen zu erhalten. Das Kapitel über die Karolinen in der Reise der Uranie enthält viele sehr merkwürdige ethnographische Nachrichten: aber es fehlt noch an einer soliden Basis, um die geographischen Kenntnisse dieser Insulaner in ein allgemeines geographisches System zu bringen, und darum war die dieser Reise angehängte Charte noch unvollständig.

Einige Jahre nachher durchschiffte der Kapitän Duperrey den Archipel von Osten nach Westen, und bestimmte die Lage einiger Inseln und Gruppen, und unter anderen von Hogolen (Rug auf der Charte Lütkes), Satual (oder Sotvan) und Byghella. Hernach kam der Kapitän d'Urville, der die Insel Guap untersuchte, und von den Eingebornen von Elivi Nachweisungen über ihre Inseln sammelte.

Dieß war der Zustand, in welchem sich die Geographie des Karolinenarchipels befand, als der Seniavine seine Untersuchungen begann.

Wir können nicht besser schließen, als mit Aufführung der trefflichen Bemerkungen des Kapitän Lütke über die Gesammtheit des Archipels und seine eigenen Arbeiten.

„Die Nachrichten und Untersuchungen, von denen wir so eben gesprochen haben," sagt der gelehrte und wahrheitsliebende russische Seemann, „erleichterten unsere Arbeit um Vieles, indem sie uns so zu sagen als Absteckpfähle dienten, auf welche wir unsere eigenen Arbeiten, und besonders die nach und nach an verschiedenen Orten unter den Insulanern gesammelten Nachweisungen zurückführen konnten, und mit Hilfe derer unsere Fahrt so gerichtet werden konnte, daß so wenig als möglich Inseln unbestimmt gelassen wurden. So haben die geographischen Kenntnisse der Karoliner, die, obgleich unzureichend für die Wissenschaft, doch für Wilde ausgedehnt sind, und eine so große Verwirrung in die Charten gebracht hatten, selbst zu ihrer eigenen Aufklärung gedient.

„Wenn man die den zahlreichen Namen von Inseln, Bänken, Untiefen u. s. w., die zu verschiedenen Zeiten gesammelt wurden, entsprechenden Punkte gefunden haben wird, so kann man für die Zukunft sicher seyn, daß es im Karolinenarchipel keine unbekannten Gefahren mehr gibt; denn man kann mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Karoliner alle diese

Punkte in ihrem Archipel kennen. Es gibt nur sehr wenige unter diesen Namen, über welche die Geographen ungewiß waren, denen wir nicht ihre Stelle angewiesen hätten. Indem wir das Nähere unserer Untersuchungen über diesen Punkt für den geographischen Theil vorbehalten, wollen wir hier nur zwei oder drei der Vornehmsten erwähnen.

„Wir hörten an mehreren Orten von der hohen Insel Arao sprechen; sie war Floyd'n bekannt, und ist in der Liste Luïtu's aufgeführt; man kann also an ihrem Vorhandenseyn nicht mehr zweifeln. Diese Insel liegt nach der Aussage der Karoliner zwischen dem Osten und Südosten Puynipet's, in einer Entfernung von 6 bis 8 Tagreisen: sie ist kleiner und niedriger, als diese leztere, und zwischen beiden befinden sich einige kleine und niedere Gruppen, auf denen man anhält, um auszuruhen. Folgt man dieser Beschreibung, welche der gegenseitigen Lage von Puynipet und Ualan vollkommen entspricht, noch bei, daß sie sonst von keiner anderen hohen Insel im Osten Pyunipet's sprechen, und daß ihnen wahrscheinlich Ualan nicht bekannt ist, so wird wohl nicht mehr an der Identität dieser beiden Inseln zu zweifeln seyn. Aber folgender Umstand hindert nicht, daß ich mich bestimmt über diesen Punkt ausspreche. Floyd erzählte, daß fünf Jahre vor seiner Ankunft auf Rua eine Pirogue von dieser Insel durch einen Westwind auf Pyunipet verschlagen worden sey, dessen Bewohner ihre Gäste sehr gut aufgenommen hätten, und daß sie mit einander nach Arao gegangen seyen, wo sie eine Ladung von der Wurzel, welche das gelbe Pulver gibt, eingetauscht hätten. Floyd fügte bei, die Puynipeter stehen in beständigem Verkehre mit Arao, um sich diese Wurzel, die bei ihnen selten ist, so wie Matten und Gewebe, zu verschaffen. Wenn dieß Alles wahr ist, so kann Arao nicht Ualan seyn, weil wir in diesem Falle, wie es scheint, einige Spuren dieses Verkehrs hätten finden müssen. Alle Bemühungen aber, zu erfahren, ob den Ualanesern einige andere Inseln bekannt seyen, waren immer vergeblich. Man sagte auch, daß es anderen Insulanern, welche nach Arao kommen, nicht erlaubt sey, die Insel frei zu durchwandern; Dieß läßt sich auf Ualan gleichfalls nicht anwenden. So ist das also eine Frage, welche noch unentschieden bleiben muß, bis die Zeit sie aufklären wird.

„Kadu spricht von der niederen Gruppe Tarva, und wir hörten auch auf Lugunor und an anderen Orten davon sprechen. Wir können aber nicht einmal annähernd ihre Lage bestimmen, und wissen bloß, daß sie südlich von der Insel Arao liegt.

„Wir haben schon von der Insel oder Gruppe Pyghiram gesprochen. Nach den auf Lugunor erhaltenen Nachweisungen liegt sie gerade südlich von dieser lezteren Gruppe, und südwestlich $\frac{1}{4}$ westlich von Muguor; also unter 206° $\frac{1}{4}$ Länge, und ungefähr 2° 20′ nördlicher Breite.

„Die Lage der Inselchen Pig und Orolong ist beinahe bekannt; die erstere liegt zwischen Fanadik und Pyghella, und die leztere westlich von der Morileugruppe; es wird also nicht schwer seyn, sie zu finden.

„Wenn alle diese Inseln einmal untersucht sind, so kann man die Entdeckung des Karolinenarchipels als vollständig beendigt ansehen. Ohne die Inseln Yap und Pally zu rechnen, bis auf welche sich unsere Untersuchung nicht erstreckt hat, besteht der Karolinenarchipel aus 46 Gruppen

nd enthält gegen 400 Inseln.*) Auf zwei Fahrten hat der Seniavine 26 Gruppen oder abgesonderte Inseln untersucht, wovon 10 bis 12 neue ntdeckungen sind: gewiß ein beträchtlicher Archipel! — Erscheint es a nicht seltsam, wenn man sagt, daß, wenn man, die hohen Inseln lalan, Puynipet und Rug ausgenommen, alle anderen vereinigen und sie oben auf die Spitze von Petropaulofsky stellen würde, sie ganz St. Petersburg und seine Vorstädte kaum bedecken würden! Von dieser Art ist die Formation der Koralleninseln. Wären alle diese Inseln (die Riffe ungerechnet) der Länge nach in einander gefügt, so würden sie 25 eutsche Meilen einnehmen; wenige sind über 100 Toisen breit, die Hälfte ber erreicht dieses Maß nicht. Nimmt man das mittlere Maß von 100 Toisen an, so wird man eine Oberfläche erhalten, welche nicht einmal ine deutsche Quadratmeile erreicht.

„Es ist hier wie überall schwer, die Bevölkerung zu bestimmen. Eine nnähernde Berechnung kann indeß nicht ohne Interesse seyn, wegen des großen Unterschiedes, der zwischen der hier auf einer Geviertmeile enthaltenen Bevölkerung und derjenigen besteht, welche man darauf in anderen Ländern findet. Die Bevölkerung der niedrigen Inseln schlagen wir folgendermaßen an:

	Erwachsene Männer.
Mortlock	300
Ngarik	30
Namoluk	40
Namonuïto	150
Namurrek und Elato	100
Olimarao	20
Ifaluk	150
Eurypyk	30
Uleaï	350
Farroïlap	60
Murilen	150
Fananu	150
Faïs	100
Ulathy	100
Inseln, welche wir nicht gesehen haben:	
Palelap und die anstoßenden Inseln	60
Die von dem Kapitän Freycinet gesehenen Inseln	120
Luazap	80
Sataual	40
Sorol	30
Rugnor	200
Pyghiram	150
Summa	2490.

„Diese Berechnung ist weit entfernt, sowohl von den Angaben des karolinischen Häuptlings Luito, als von der von dem Kapitän Freycinet

*) Wegen der Ausdehnung, welche wir diesem Archipel gegeben haben, indem wir die Insel Pelli mit ihren Zugehörden, so wie die Gruppen Ralik und Radak und die große Gilbertgruppe dazu rechnen, finden wir ungefähr 600.

in den Archvien der Stadt Agagna gefundenen Notiz, und gründet sich auf die Angaben eines anderen Häuptlings, weil jene beide übermäßig hoch sind. Der erstere gibt z. B. der einzigen Gruppe Namurrek 1400, und der lezteren 2000 Seelen; während die drei angränzenden Gruppen zusammengenommen weniger als einen Quadratwerst einnehmen, und gewiß nicht mehr als 30 Familien ernähren können. Was die Hauptgruppen, wie Lugunor, Ifaluk, Uleaï, Murileu u. s. w., so wie die Insel Faïs betrifft, so ist unsere Berechnung gewiß nicht weit von der Wahrheit entfernt.

„Die Bevölkerung der anderen haben wir annähernd berechnet, entweder nach der Zahl der Piroguen, welche wir gesehen haben, oder nach der Vergleichung ihres Umfangs mit andern Orten. So können also alle niedrigen Inseln von Ualan bis Mogmog 2500 erwachsene Männer, und von beiden Geschlechtern ungefähr 5000 Seelen, die Kinder ungerechnet, enthalten. Auf Ualan zählten wir 800 Individuen beiderlei Geschlechts, auf Puynipet ungefähr 2000. Ueber die Bevölkerung Rug's haben wir keine Nachweisung. Nach seiner Größe kann man sie nicht auf 2000 Seelen schätzen. So betrüge also die Bevölkerung des ganzen Karolinenarchipels (Yap und Pally ausgenommen) ungefähr 9000 Seelen.

„Die Bevölkerung der Inseln scheint auf den ersten Anblick über allem Verhältniß mit der großer Inseln zu stehen, da sie 5000 Seelen auf die Geviertmeile beträgt. Das übersteigt um Vieles die bevölkertsten Theile von Europa. Aber die Bevölkerung der Koralleninseln kann auf keine Weise mit der Bevölkerung eines Festlandes verglichen werden. Hier nimmt man nach dem gewöhnlichen Grundsatze politischer Arithmetik 2 Drittheile des Gebiets, die als unfruchtbar und unbewohnbar betrachtet werden, nicht mit in Berechnung, und trotz dessen nimmt man nur an, daß eine Quadratmeile 3000 Individuen nähren könne. Es gibt auf den Koralleninseln keine unfruchtbaren Stellen. Der schmale Streifen, der eine Insel bildet, ist mit Pflanzen und Fruchtbäumen ganz bedeckt. Das Meer bespült den Fuß der Kokospalmen, deren mit Früchten beladene Gipfel oft einige Toisen weit über das Wasser herhangen. Was wir einen Morast nennen würden, ist der beste Boden für verschiedene Pflanzen, deren Wurzeln eine mehlartige Substanz geben (arum esculentum and macrorhizon, tacca, pinatifida u. s. w.). Das Mißverhältniß wird also minder groß. Nehmen wir aber die hohen Inseln hinzu, wovon nur drei in diesem Raume bekannt sind, so ändert sich das Verhältniß gänzlich. Die Insel Ualan umfaßt 1½, Puynipet 6 Quadratmeilen. Der Umfang von Rug ist nicht genau bekannt; aber man kann annehmen, daß die beiden Inseln 1½mal größer sind, als Puynipet, also 9 Quadratmeilen umfassen; alle zusammen geben 16½, und mit den niedrigen Inseln 17½ Quadratmeilen, oder 500 Individuen auf eine Quadratmeile, was weniger ist, als in allen Staaten Europa's, Rußland und Schweden ausgenommen. Das kommt daher, daß auf den hohen Inseln nur die Meeresufer bewohnt sind, und das Innere ein undurchdringlicher Wald ist.“

Bemerkungen des Kapitän Lütke über die Abstammung und den Charakter der Karoliner.

Die Bewohner nicht bloß des eigentlichen Karolinenarchipels, sondern auch des Radakarchipels, der weiter östlich liegt, und vielleicht auch der

Marianen, sind, wie eine Vergleichung ihrer Sprache zeigt, die Sprößlinge einer und derselben Rasse. Alle Reisenden und Ethnographen sind übrigens, so viel ich weiß, über diesen Punkt einig, nur sind ihre Meinungen hinsichtlich des Stammes, aus dem sie hervorgegangen sind, getheilt. Dr. Chamisso glaubt, sie gehören, wie alle Stämme des östlichen Polynesiens, der nämlichen malaischen Rasse an, und hierin stimmt ihm auch der gelehrte Balbi bei. Ein allgemein geschäzter Reisender, Lesson, rechnet sie dagegen zur mongolischen Rasse, und macht aus ihnen einen besondern Zweig, den er den mongolo-pelagischen nennt.

Diese Meinung stüzt sich hauptsächlich auf zwei Betrachtungen: die physische Konstitution der Bewohner (die schiefe Richtung der Augen, die hellgelbe oder Citronenfarbe des Körpers) und die Spuren einiger Gebräuche und Künste; die Macht der Häuptlinge, die Unterdrückung der geringeren Klassen, die Hüte von chinesischer Form, die Gewebe, die Boussole, der Firnißüberzug an den Piroguen. Der gelehrte Reisende, dem man diese Beobachtungen über die Karoliner verdankt, hat sie hauptsächlich auf der Insel Ualan gemacht, auf deren Bewohner sie in der That zum Theil anwendbar sind. Auch wir bemerkten unter den Männern dieser Insel einige mit engen und schiefen Augen (wie z. B. Nena, von dem in unserem Berichte so oft die Rede ist); aber die meisten hatten eine ganz andere Physiognomie, und unter den Weibern finden wir nicht eine einzige mongolische Gesichtsbildung. Die Häuptlinge bringen ihr Leben in Unthätigkeit und Trägheit zu Hause hin, und setzen sich nur selten den Sonnenstrahlen oder kalten Winden aus; daher ist ihre Körperfarbe nicht so dunkel, als die ihrer Vasallen, deren kastanienbraune Haut sich in Nichts von anderen Hautfarben Oceaniens unterscheidet. Wir haben auch an keinem Orte von der Unterwürfigkeit der Ualaneser gegen ihre Häuptlinge gesprochen. Wären nun aber die Bemerkungen Lesson's in Bezug auf alle Bewohner von Ualan nach ihrem ganzen Umfange richtig, so wäre gleichwohl die Frage doch nur zur Hälfte gelöst: denn wollen wir sie auf andere Karoliner anwenden, so werden wir große Unterschiede finden. Ihre großen hervorspringenden Augen, ihre dicken Lippen, ihre aufgestülpte Nase bieten einen auffallenden Kontrast mit der Gesichtsbildung der Japanesen und Chinesen, und eine große Aehnlichkeit mit den Gesichtsbildungen der Bewohner der Tonga- und Sandwichinseln dar: eine Aehnlichkeit, die sich, wie wir fanden, über das ganze Aeußere erstreckt. Die kastanienbraune Farbe ihres Körpers verbirgt sich sogar nicht unter der Schichte gelber Farbe, womit sie sich reiben.

Die lärmende Lustigkeit, welche im allgemeinen Alle kund geben, die Gleichheit, welche unter ihnen herrscht, die äußerst beschränkte Macht der Tamol's, gestatten nicht, auch nur eine Spur des mongolischen Sklavensinnes zu entdecken.

Die Art, wie sie ihre Zeuge bereiten, ist von der im östlichen Oceanien gebräuchlichen gänzlich verschieden, und zeugt unbestreitbar davon, daß sie von einem Volke abstammen, bei welchem die Künste blühten; dieses Volk aber könnte eben so gut von indischer als mongolischer Rasse seyn. Ihre kegelförmigen Hüte gleichen sehr viel den chinesischen, und man kann beinahe nicht umhin, zu glauben, sie hätten dieselben von ihnen entlehnt; sie beweisen aber eben so wenig ihren chinesischen Ursprung, als ihre den Poncho's der Südamerikaner ähnlichen Mäntel dafür sprechen, daß sie von

der Rasse der Araucano's abstammen, oder als die Helme und Mäntel der Sandwichinsulaner beweisen würden, daß sie Abkömmlinge der Römer seyen. Ebenso kann man von den langen Nägeln, welche wir bei einigen lugunorischen Häuptlingen bemerkten, sagen, daß sie diese chinesischen Gewohnheiten von den Philippinen, auf welchen sehr viele chinesische Auswanderer wohnen, oder sogar von Chinesen selbst entlehnt haben sollten, welche zufällig auf ihre Inseln verschlagen wurden. Ebenderselbe Reisende spricht von der bei den Karolinern gewöhnlichen Boussole. Hätten die ersten Europäer, welche sie besuchten, dieses Instrument bei ihnen gefunden, so wäre man allerdings zu dem Schlusse berechtigt, daß sie von den Chinesen abstammen, welche es wohl vor den Europäern kannten; indeß kennen noch jezt die Karoliner, welche jährlich die europäischen Kolonien und die Fahrzeuge besuchen, welche vor ihren Inseln vorüberfahren, den Gebrauch der Boussole durchaus nicht, und wissen nur dadurch etwas von ihrer Existenz, weil sie sie auf diesen Schiffen sehen. Der Glanz, welchen die Karoliner ihren Piroguen zu geben wissen, wird auch als eine Spur chinesischer oder japanesischer Kunst angesehen, und man muß in der That gestehen, daß ihre leichten, hübschen Piroguen weit mehr dem gefirnißten Geschirr der lezteren gleichen, als ihren häßlichen und schwerfälligen Jonken. — Wäre aber Japan die Wiege der Karoliner, so könnte man nicht begreifen, wie alle Spuren ihrer ursprünglichen Sprache so vollständig sich verwischt haben sollten. In unserer Sammlung karolinischer Wörter aus verschiedenen Dialekten fanden sich nur zwei, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit japanesischen Worten haben; nämlich Li-ti, Brüste (im Japanesischen tsi-tsi), und Fuenmas, Orangenblatt, das mit kfu-nen-bo Aehnlichkeit hat, was im Japanesischen Orange bedeutet. Dagegen findet man mehr als 20 Wörter, welche entweder dieselben sind, wie auf den Tongainseln, oder viel Aehnlichkeit mit denselben haben. Unter den 10 Namen der Hauptzahlen in dieser leztern Sprache gibt es ebenso 7, welche die nämlichen sind, wie die entsprechenden Namen in den karolinischen Dialekten; und merkwürdig ist, daß sie theils mit ualanesischen, theils mit lugunorischen Namen mehr Aehnlichkeit haben. Kadu, der auf Uleaï geboren war, konnte sich, nachdem er einige Tage mit den Bewohnern der Sandwichinseln verkehrt hatte, leicht mit ihnen unterhalten. Diese Betrachtungen führen uns auf die Ueberzeugung, daß die Dialekte der Karoliner aus der nämlichen Wurzel stammen, wie die Sprachen der Freundschafts-, Sandwich- und anderer Inseln, d. h. aus der malaïschen Wurzel.

Die Piroguen, die Werkzeuge, sogar mehrere Gewohnheiten und Gebräuche, und ebenso das äußere Aussehen erinnern an die Insulaner des östlichen Polynesiens. Beide Piroguen haben auf einer Seite einen Balancirer, sind mit einem dreieckigen Mattensegel und mit Pagayen versehen, ihr Hinter- und Vordertheil ist gleich; und wenn die einen ihre Piroguen mit erhabenen Figuren, die anderen mit einem Firniß verzieren, wenn die einen zwei Piroguen zusammenbinden, damit sie eine größere Anzahl von Kriegern fassen können, während die anderen sie so ausrüsten, daß sie weite Reisen unternehmen können: so werden wir offenbar den Grund dieser Verschiedenheit in der verschiedenen Richtung suchen müssen, welche ihre Civilisation genommen hat. Die einen beschäftigen sich ausschließlich mit dem Kriege, die anderen mit dem Handel und den

Schifffahrt; bei den einen ist der Ruhm der vorherrschende Gedanke, bei den anderen der Gewinn; daher die Verschiedenheit der Sitten, und vielleicht auch der merkwürdige Umstand, daß, da die Karoliner den auf den anderen Archipeln so gewöhnlichen Götzendienst nicht kennen, ihre friedlichen Unternehmungen, an denen die Leidenschaften keinen Antheil haben, dem höchsten Wesen nur angenehm seyn können, und keine blutigen Opfer fordern; der Erfolg hängt von ihrer eigenen Geschicklichkeit ab, und sie haben also nicht nöthig, zu blutigen Wahrsagereien ihre Zuflucht zu nehmen, um das Schicksal zu befragen. Die nämlichen Stein- und Muschelbeile, die nämlichen Angeln, der Tol der Karoliner und der Maro der östlichen Oceanier, die sehr ähnlichen pantomimischen Tänze, die gleiche Art, sich Feuer zu verschaffen, das Kochen der Früchte unter der Erde, das Seka auf Ualan und das Kava auf Taïti und anderen Inseln, beides aus der Wurzel einer Pfeffergattung bereitet, sollten alle diese Züge von Aehnlichkeit nur ein Werk des Zufalls seyn? Man könnte noch viele Beispiele anführen, allein es scheint hinlänglich damit bewiesen zu seyn, daß die Völker, von denen wir sprechen, aus Einem Stamme entsprungen sind. Wir müssen nur noch bemerken, daß die Karoliner sowohl ihrem äußeren Ansehen nach, als in anderen Beziehungen, mehr Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Tongainseln, als mit anderen Insulanern Polynesiens haben. Auf den Tongainseln gibt es in den der Gottheit geweihten Häusern keine unförmlichen Götzenbilder; ihre Priester bilden keine abgesonderte Klasse, sondern sind mit den anderen Klassen vermischt; das Andenken an die verstorbenen Häuptlinge erhält sich unter ihren Abkömmlingen, und ihre Gräber werden heilig geachtet; die Männer behandeln die Frauen rücksichtsvoll und überladen sie nicht mit Arbeiten; die Weiber zeichnen sich durch ihre Keuschheit und Anhänglichkeit an ihre Ehegatten aus, und beide Geschlechter durch eine Sittenreinheit, welche auf den Gesellschafts-, Freundschafts- und anderen Inseln nicht einheimisch sind; in ihren Unterhaltungen beobachten sie einen besondern Anstand und viel Höflichkeit; alle diese Punkte der Verschiedenheit zwischen den Tonga-Insulanern und den anderen sind eben so viele Züge von Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Karolinern. Dazu kann man auch noch die Ceremonien nehmen, welche auf Tonga beim Trinken des Kava, und auf Ualan beim Trinken des Seka beobachtet werden.

Eine umständliche Untersuchung ihres politischen Zustandes, ihrer religiösen Ideen, ihrer Ueberlieferungen, ihrer Kenntnisse und Künste, könnte uns sicherer auf die Entdeckung ihres Ursprungs leiten; aber es fehlt uns bis Jetzt an einer genügenden Grundlage zu einer solchen Untersuchung. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Neigung zu weiten Seereisen, oft mit der ganzen Familie, und ohne einen andern Zweck, als sich auf einer andern Insel zu unterhalten, die für solche Unternehmungen unentbehrliche Beobachtung der Gestirne, die Eintheilung des Horizontes, die Beobachtung der Mondszeiten, es ist nicht wahrscheinlich, sage ich, daß alles Dieß seinen ersten Ursprung unter Völkerschaften gehabt habe, welche auf weit von einander getrennte Koralleninselchen zerstreut sind, die zu ihrer Existenz wenig beitragen konnten. Wir sind überzeugt, daß sie von einem Volke, bei dem die Civilisation schon große Fortschritte gemacht hatte, von einem handeltreibenden und seefahrenden Volke abstammen müssen;

und hier deutet die Wahrscheinlichkeit von Neuem eher auf die reiselustige indische Rasse, als auf die Chinesen und Japanesen, welche ihren Heerd niemals verlassen. *)

Die Seereisen der Karoliner sind wirklich bewunderungswürdig. Außer einer großen Kühnheit, sogar Tollkühnheit, erfordern sie eine genaue Ortskenntniß. Die Insulaner bestimmen mit überraschender Genauigkeit die gegenseitige Lage aller Inseln ihres Archipels, wie wir aus mehreren Erfahrungen uns überzeugen konnten; was aber die Entfernungen betrifft, so sind ihre Angaben viel unbestimmter: wie denn alle Völker, die noch in der Kindheit der Civilisation stehen, dafür nur ein ungewisses und veränderliches Maß, die Dauer der Reise, haben. Von Uleaï nach Faïs beträgt die Entfernung in gerader Linie 410 Meilen; bei einem guten Winde rechnen sie zwei, und bei einem schwachen Winde drei Tagreisen; 4 Tage für die Rückfahrt, weil man laviren muß; von Mogmog fünf Tagreisen; von Uleaï nach Namurrek 150 Meilen, zwei Tagreisen. Jede Entfernung unter 50 Meilen wird für eine Tagreise gerechnet, wäre die eine auch zwei bis dreimal geringer, als die andere; Unfälle sind weniger häufig, als man bei einer solchen Art von Schifffahrt erwarten sollte; sie finden besonders in den Monaten Statt, in welchen es keine Brodfrüchte gibt, und welche den Wintermonaten in der nördlichen Hemisphäre entsprechen. Heftige Stürme kommen nur zwei oder dreimal des Jahres vor; aber dann werden gewöhnlich mehrere Piroguen die Opfer derselben. Im November wüthete ein solcher Sturm; er fing im Süden an, und ging über Westen nach Norden über die große Murileugruppe und ihre Nachbarschaft; er riß sehr viele Brodbäume nieder und verschlug mehrere Piroguen. In dieser Jahreszeit gehen die Karoliner nur auf großen Piroguen auf's Meer, im Sommer aber in kleineren, welche höchstens 4 Menschen fassen. Für ihre Fahrt wählen sie beständiges Wetter und Mondschein. Nachts steuern sie nach den Sternen und dem Monde, bei Tag nach der Sonne. Bedeckt sich der Himmel mit Wolken, so richten sie sich nach dem Winde, bis sich das Wetter wieder aufhellt; hiebei verirren sie sich sehr oft. Sie haben keine sicheren Vorzeichen für das Wetter, statt dessen aber Zauberer, welche durch Singen und Schütteln eines an einen Stock gebundenen Grasbündels die Wolken zerstreuen können. Diese Mittel genügen ihnen gewöhnlich, weil ihre Fahrt bei günstigem Winde nur sehr selten länger als drei Tage dauert; da sie gegen den Wind laviren, so sind sie weniger in Gefahr, den Ort ihrer Bestimmung zu verfehlen; und wenn sie auch über ihn hinaussegeln, so gerathen sie früher oder später auf irgend eine andere Insel, wo sie sich alsdann von Neuem orientiren. Wenn sie aber unglücklicherweise bis zur Lugunorgruppe auf keine Gruppe stoßen, und auch vollends über diese hinaussegeln, so können sie, Gott weiß wohin, kommen, weil die Inseln östlich von dieser Gruppe sehr zerstreut sind. Durch einen solchen Zufall wurde Kadu bis nach Radak geführt. Indeß mußte er darum nicht acht Monate unterwegs bleiben, wie er erzählt. Rechnet man, wie viel Zeit sie von Mogmog nach Uleaï brauchen, wenn sie laviren, so würde

*) Der ehrenwerthe Lütke begeht hier einen doppelten Irrthum. Die Gesetze Manu's verbieten den Hindu's, ihr Land zu verlassen. Die Chinesen dagegen reisen in ganz Asien und vornehmlich in Malaisien, wo sie sich ungeachtet der kaiserlichen Verbote niedergelassen haben. Die Japanesen hatten einst häufigen Verkehr mit den Philippinen, mit Polynesien und einem Theile Mikronesiens, das sie vielleicht kolonisirt haben, und dessen Bewohner zur Zeit, als die Regierung dieses Landes die Christen verfolgte, nach Japan zurückgekehrt seyn mögen.

zu einer Reise von Uleaï nach Radak weniger als ein Monat erfordert. Es scheint mir physisch unmöglich zu seyn, sich acht Monate lang ohne alle Hülfsmittel auf dem Meere halten zu können. Allein es darf nicht befremden, daß Kadu'n in der Lage, in welcher er sich befand, acht Wochen als ebenso viel Monate vorkommen konnten.

Ihre Mundvorräthe bestehen in frischen und gegorenen Brodfrüchten (Huro) und in jungen Kokosnüssen. Das Huro nehmen sie nur für den Fall mit, daß sie sich verirren und auf eine Insel verschlagen werden sollten, wo es keine Brodbäume gäbe; denn ihr Vorrath an frischen Brodfrüchten ist für die ganze Dauer ihrer Fahrt berechnet. Wenn sie dieselben kochen wollen, stellen sie mitten in die Pirogue mit Sand gefüllte Körbe, in welchen sie das Feuer anzünden. Sie nehmen nur wenig süßes Wasser in Kokosnußschalen mit. Die Piroguen haben weder Maste, noch Raaen im Vorrath; ihre Mattensegel sind so stark, daß eher die Raa brechen würde, als daß das Segel zerrisse. Bei heftigen Winden machen sie das Segel kürzer. Sie gebrauchen keinen Anker irgend einer Gattung: soll die Pirogue festgehalten werden, so wird sie mit Seilen an Steinen angebunden; da wo sich keine Steine über der Oberfläche des Wassers befinden, tauchen sie unter und binden sie an unter dem Wasser befindliche Steine, wenn die Tiefe es erlaubt. Floyd wollte ihnen diese Vorkehrung erleichtern, und rieth ihnen, Steine anstatt des Ankers zu gebrauchen; er wollte sie eine Schleife machen lehren, allein sie blieben immer bei ihrem alten und mühsamen Verfahren. Auf kurzen Reisen legen sie sich niemals zum Schlafen nieder; dauert aber die Fahrt einige Tage, so schlafen sie, auf kleinen Piroguen je einer, auf großen je zwei, aber nie mehr, unter dem Dache, das den Balancirer bedeckt. Das Steuern der Pirogue erfordert eine ununterbrochene Aufmerksamkeit. Ihre Häuptlinge sind gewöhnlich die ersten Piloten; darum nannten sie auch, wenn sie sich auf europäische Weise ausdrücken wollten, ihre Häuptlinge Pulot (Pilote).

Ansicht des Verfassers über Ursprung, Charakter und Sprache der Karoliner, und ihre Aehnlichkeit mit den Polynesiern.

Die Karoliner bilden eine Gesammtheit von Völkerstämmen, welche durch die nämlichen Künste und Gewohnheiten, durch zwar verschiedene, aber in ihrem Grunde ähnliche mit der Dayasprache von Kalemantan oder Borneo nahe verwandte Dialekte, so wie durch großen Handel- und Schifffahrtsbetrieb unter einander verbunden sind. Sie sind friedliche und sanfte Völker, haben keinen Götzendienst, leben von den Gaben der Erde, ohne Hausthiere zu besitzen, und bringen die Erstlinge der Früchte, von denen sie sich nähren, unsichtbaren Göttern dar. Ihre Tänze und sogar ihre Hütten gleichen denen der Daya's. Sie erbauen sehr kunstreiche Piroguen, und machen mit Hilfe ihrer genauen Kenntniß der Passatwinde, der Strömungen und Gestirne weite Reisen.

Unterscheiden kann man den Theil des Karolinenarchipels, welcher sich von den Mortlockinseln bis zur Ulevigruppe erstreckt, und eigentlich von einem seefahrenden und handeltreibenden Volke bewohnt ist. Die andern östlicher wohnenden von derselben Rasse haben keinen regelmäßigen Verkehr mit ihnen, und die, welche weiter gegen Westen wohnen, unternehmen, obgleich Fremde zu ihnen kommen, doch selbst keine Reisen. Was die Bewohner von Puynipet betrifft, so gehören sie zur Papua-Rasse.

Die Bewohner der Radak- und Ralikgruppen, so wie der großen Gilbertgruppe, gehören zu der nämlichen Rasse, und unterscheiden sich nicht mehr von den Karolinern *), als die Bewohner der verschiedenen in dem Raume, den wir bestimmt haben, begriffenen Inseln sich von einander unterscheiden.

Wir haben theils durch Das, was wir in dem allgemeinen Gemälde von Oceanien und in der Uebersicht von Polynesien vorgebracht haben, theils durch unsern Auszug aus der Reise des Seniavine, bewiesen, daß die Aehnlichkeit der Karoliner und anderer Polynesier ebenfalls unbestreitbar ist. Wirklich findet man auf den Karolinen, wie im übrigen Polynesien die Tätowirung, die nämliche Art Krieg zu führen und Frieden zu schließen, einige Beispiele von Menschenfresserei, die gleiche Begrüßungsweise, den Dienst der Geister, und selbst das Tabu, auf Ulea unter dem Namen Tapu, auf den eigentlichen Karolinen unter dem Namen Penaut, auf Guap unter dem Namen Matemat, auf den Radakinseln unter dem Namen Emo, auf der Insel Buc unter dem Namen Tabui, wie Kotzebue und Choris versichern. Die Häuser der Karoliner **) haben eine gleiche Bauart. Die große Gewalt der Häuptlinge, die Eintheilung in Klassen, ihre Geräthschaften und Waffen, der Umstand, daß sie Bogen und Pfeile nicht kennen, ihr Tol, der dem Maro der östlichen Polynesier gleicht, die beinahe gleichen pantomimischen Tänze, die nämliche Art, Feuer anzumachen, das Kochen der Früchte in der Erde, der Gebrauch des berauschenden Getränkes, welches bald Kava, bald Seka heißt, gewisse Etiquettegesetze u. s. w., Alles beweist uns, daß die Karoliner und Polynesier vom nämlichen Ursprunge sind, und diesen Ursprung haben wir ihnen bei den Daya's angewiesen, deren ursprüngliche Gebräuche ihnen, so wie allen übrigen Polynesiern, die Bugis gebracht haben, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Karoliner minder abergläubisch, grausam und ausschweifend, als die meisten Polynesier, und nach unserer Ansicht das sanfteste und friedlichste Volk sind, nicht bloß auf den Inseln des großen Ocean's, sondern vielleicht auf der ganzen Welt.

Roggeweenarchipel.

Bis uns die Namen bekannt werden, welche die Eingebornen den vornehmsten Ländern geben, die an die eben besprochenen Inseln gränzen, glaubten wir sie in einen Bündel gruppiren und ihnen den Namen dieses alten Seefahrers geben zu dürfen. Unser Roggeweenarchipel wird aus folgenden Inseln bestehen: Malden, Starbuck, Karoline, Flint, Penrhyn, Pescado, Humphrey, Rearson, Suwaroff, Danger, Solitaire, Clarence, York, Sidney, Birney, Mary, endlich den Gardner- und Arthurinseln, und mehreren anderen, von denen wir nur eine kurze Beschreibung geben werden, weil einige nicht wieder gefunden, und die meisten nicht besucht wurden.

Die Insel Malden wurde am 29. Juli 1825 durch den Kapitän Byron entdeckt. Sie ist niedrig, bewaldet, und in ihrem ganzen Umfang von 12 bis 15 Meilen von Riffen umgeben; zur Zeit ihrer Entdeckung war sie wüste, man bemerkte aber Spuren von früheren Bewohnern. Man sah dort ungeheure, viereckige Plateformen, die aus von Menschen behauenen

*) S. Blatt 264. **) S. Blatt 265.

Korallen in Schichten aufgemauert waren, mit einem Stein in der Mitte, welcher wahrscheinlich einen Altar vorstellte. Ihre Gestalt erinnerte an die Moraïs von Nukahiva und Taïti. Die Insel liegt unter 4° südlicher Breite und 157° 30′ westlicher Länge. Ein amerikanisches Verzeichniß mehrerer Inseln des großen Oceans sezt gerade auf die Hälfte des Weges zwischen Madden und Nukahiva eine Insel, deren Daseyn zweifelhaft ist.

Die Insel Starbuck wurde im Jahr 1823 von dem Kapitän dieses Namens entdeckt, als er Rio-Rio und seine Gattin, den König und die Königin der Ha-uaïinseln nach England überführte. Byron sah sie wieder im Jahr 1825. Der leztere versichert, daß sie unfruchtbarer sey, als Madden, und nur einen einzigen Baum habe. Sie liegt unter 5° 58′ südl. Breite und 157° 26′ westl. Länge.

Die Insel Karoline entdeckte Broughton im Jahr 1795. Arrowsmith behauptet, sie sey wenige Jahre später von Baß wieder gesehen worden. Paulding landete dort im Jahr 1825, und ihm verdankt man die beste Beschreibung. Die Insel Karoline ist ein niedriges Land, von geringer Ausdehnung und mit Klippen umgeben, ist 6 bis 7 Meilen lang, aber nicht sehr breit. Man sieht dort mehrere große Bäume, aber viel mehr dichtes Gestrüpp; überall zeigen sich Spuren einer wilden Industrie. Sie liegt unter 9° 55′ südlicher Breite und 152° 20′ westlicher Länge. Es ist die nämliche Insel, der mehrere Wallfischfänger den Namen Thornton gegeben haben.

Der gelehrte Admiral Krusenstern glaubt, die Insel Flint sey im Jahre 1801 entdeckt worden, und sezt sie unter 11° 30′ südlicher Breite und 154° 30′ westlicher Länge. Einige Geographen glaubten, es sey die alte Peregrino von Quiros.

Der Kapitän Sever, Kommandant der Lady Penrhyn, sah zuerst die Inseln, welche den Namen seines Schiffes empfingen; Kotzebue aber besuchte sie im Jahr 1816 und verkehrte mit den Einwohnern. Die Gruppe besteht aus verschiedenen niedrigen Inseln, welche mit Kokospalmen und anderen Bäumen bedeckt sind und auf einer Korallenbank ruhen. Der russische Seemann sezte ihren Mittelpunkt unter 9° 2′ südlicher Breite und 159° 55′ westlicher Länge.

„Am 30. April," sagt Kotzebue, „erblickten wir die Penrhyninseln, welche beinahe einen Zirkel bilden und durch Korallenriffe mit einander verbunden sind. Da wir sie für unbewohnt gehalten hatten, wurden wir angenehm überrascht, als wir an mehreren Stellen Rauchsäulen aufsteigen sahen, welche uns von unserm Irrthum überzeugten. Mit Hilfe unserer Fernrohre unterschieden wir wirklich Menschen am Ufer. Als wir uns am folgenden Tage bis auf zwei Meilen genähert hatten, sahen wir viele je mit 12 bis 15 Mann besezte Canots auf uns zukommen; mitten in jedem Canot bemerkte man einen Greis, welcher die Ruderer zu befehligen schien und in der Hand einen Palmzweig, das Symbol des Friedens bei allen Insulanern des Südmeeres, hielt. Als die Wilden beinahe auf zwanzig Klafter sich dem Rurik genähert hatten, hielten sie an und stimmten einen kläglichen Gesang an; sodann näherten sie sich uns ganz, ohne jedoch an Bord steigen zu wollen. Nun begann ein Tauschhandel zwischen ihnen und uns. Lebensmittel hatten sie keine, aber Geräthschaften und Waffen verkauften sie uns gegen Nägel und Eisenstücke. Wir warfen ihnen zu diesem Behufe ein Seil zu, an welches sie zutrauensvoll knüpften,

was sie hatten, und geduldig erwarteten, was wir ihnen auf dieselbe Weise zuschickten. Indeß wurden sie nach und nach kühner; sie wollten Alles stehlen, was sie erlangen konnten, ohne sich um unsere Vorstellungen zu bekümmern, und bedrohten uns sogar. Ein in die Luft abgefeuerter Flintenschuß hatte die gewünschte Wirkung. Alle Wilden warfen sich ins Meer, und blieben ziemlich lang unter dem Wasser, so daß plötzlich das tiefste Stillschweigen auf ihr Geschrei folgte, und das Meer sie verschlungen zu haben schien. Jedoch nach einigen Sekunden zeigten sie sich wieder nach einander, als sie sich überzeugt hatten, daß der Donner, der sie erschreckt, keinen von ihnen beschädigt habe. Von diesem Augenblick an wurden sie zurückhaltender.

„Diese Insulaner haben die Größe der Bewohner der Nukahiva-Inseln, aber eine dunklere Farbe. Sie tätowiren sich nicht, machen sich aber auf Brust und Rücken lange rothe Streifen, welche ihnen ein wahrhaft gräßliches Aussehen geben. Die meisten gehen ganz nackt, nur einige tragen um den Leib eine Art Gürtel vom grobem Zeuge. Allem Anschein nach hat ihre Sprache einige Aehnlichkeit mit der Sprache auf den Freundschaftsinseln, denn mehrere Worte dieser lezteren, womit wir sie anredeten, verstanden sie. Bei einer geringen Mannschaft und der großen Anzahl Insulaner, von der wir umgeben waren, hielt ich es nicht für rathsam, eine Landung zu versuchen; auf 26 Canots zählte ich gegen 400 Mann. Nachdem wir zwei Tage vor Anker gelegen waren, verließen wir die Penrhyninseln, deren Bewohner uns ein wenig begleiteten und uns auf jede Weise verständlich zu machen suchten, daß sie uns wiederzusehen wünschten.“

Hören wir auch noch den Bericht des Zeichners der Expedition Kotzebue's, Choris:

„Bei Sonnenuntergang erblickte man auf einem sandigen Punkte der nördlichen Küste der Penrhyngruppe Menschen. Am folgenden Tage näherte man sich, und bald ruderten 14 Piroguen, auf welchen man je 6 bis 13 Mann zählte, gegen uns heran. Sie waren ganz nackt, mit Ausnahme eines aus Kokoswolle gemachten Blattes, das ihre Schamtheile bedeckte und mit einer Schnur um den Leib gebunden war.

„Der älteste jeder Pirogue, welcher ihr Häuptling zu seyn schien, hielt, wie es schien, eine lange Rede an uns, während er die Hände, in welchen er einen Kokoszweig hatte, in der Luft bewegte, und jenen hin- und herdrehte, als hätte er uns zeigen wollen, daß er keine Waffen trage. Um den Hals hatten die Indianer ein Palmblatt offenbar als Friedenszeichen geknüpft; jedoch war jede Pirogue mit Piken und langen Lanzen versehen. Die Piroguen waren aus mehreren Stücken Holz zusammengefügt und hatten Balancirer.

„Ihre Farbe war hellbraun. Der älteste jeder Pirogue war viel fetter, als seine Gefährten; einige hatten an jedem Daumen Nägel, welche beinahe so lang waren, als dieser Finger selbst.

„Endlich kamen sie an das Schiff heran, und der Tauschhandel begann; sie gaben uns Kokosnüsse für Eisen, besonders für Nägel; auch verkauften sie Angeln von Perlmutter, ganz wie die auf den Sandwichsinseln. Endlich gaben sie sogar ihre Waffen weg, wenn sie gegen das Metall, welches das Ziel ihrer Wünsche war, nichts Anderes mehr einzutauschen hatten.

„Mehrere machten sich daran, das Eisen, das an dem hinten am

Schiffe angebundenen Canot war, wegzureißen; sie hatten sich sogar des Boothakens bemächtigt. Man wollte sie zurückhalten, indem man sich des Wortes Tabu bediente, um ihnen begreiflich zu machen, daß sie Nichts berühren dürften; da diese Vorstellung vergeblich blieb, so mußte man zwei blinde Schüsse abfeuern; sogleich stürzten sich alle ins Wasser, und warfen weg, was sie genommen hatten; sie erholten sich aber wieder von ihrem Schrecken, als sie sahen, daß es ihnen Nichts geschadet hatte, und wollten uns die Gegenstände, für welche sie schon den Kaufpreis erhalten hatten, uns nicht mehr zustellen. Die Brandung am Ufer war so stark, das Wetter so veränderlich und die Windstöße so häufig, daß wir den Plan, zu landen, aufgaben; wir fuhren ab; mehrere Piroguen folgten uns lange, endlich aber kehrten sie, da sie uns nicht einholen konnten, auf die Insel zurück. Da es angefangen hatte zu regnen, so bedeckten sich die Insulaner die Schultern mit kleinen aus Kokosnußblättern geflochtenen Mänteln, welche so kurz waren, daß sie kaum bis auf die Hälfte des Rückens herabfielen.

„Diese Indianer waren nicht tätowirt; einige jedoch hatten auf Brust und Armen regelmäßige, parallellaufende Linien eingeschnitten; andere hatten einen Kopfschmuck von Federn des Fregattvogels, sehr kurze Haare und einen ziemlich starken Bart.“

Arrowsmith hat die Insel Pescado auf seiner Charte beibehalten; wir betrachten sie aber als zweifelhaft.

Die Inseln Humphrey und Rearson könnten leicht mit der ersten verwechselt werden. Beide Inseln wurden von Patrickson entdeckt, der sie im Jahr 1822 sah, und als niedrige und bewohnte Inseln bezeichnete, welche unter 10° 32′ südlicher Breite und 163° 10′ westlicher Länge liegen. Die Suwaroffinseln, denen der Lieutenant Lazareff den Namen seines Schiffes gab, sind eine Gruppe kleiner Inseln, welche unter 13° 2′ südlicher Breite und 165° 5′ westlicher Länge liegen.

Die Dangerinseln, im Jahr 1765 von Byron gesehen, scheinen mit der Insel Solitaire, welche von Mendana im Jahr 1595 bemerkt wurde, identisch zu seyn. Sie bilden eine Gruppe von drei niedrigen, gut bewaldeten, bevölkerten, und mit gefährlichen Riffen, welche sich auf mehr als 4 Lieues von der Westküste aus erstrecken, umgebenen Inseln. Nach diesem Kapitän, der übrigens mit den Eingebornen nicht verkehren konnte, liegen diese Inseln unter 10° 15′ nördlicher Breite und 168° 18′ westlicher Länge; aber vielleicht ist diese Angabe ungenau.

Die Insel Clarence wurde im Jahr 1791 von dem Kapitän Edwards entdeckt, der nicht dort landete, und im Jahr 1825 von dem amerikanischen Lieutenant, nun Kapitän, Paulding besucht. Sein Schiff Dolphin hielt im Angesichte der Insel an, und war bald von einem Haufen Piroguen umgeben, deren jede 4 bis 8 Mann trug.

D'Urville gab folgenden Auszug aus dem Berichte Pauldings:

„Als eine Pirogue nahe herangekommen war, warf man ihr vom Schiffe aus ein Tau zu, damit sie an Bord anlegen konnte. Die Wilden ergriffen das Ende des Taus; aber anstatt sich desselben für den bezeichneten Zweck zu bedienen, zogen sie so viel an sich, als sie konnten, und hieben es sodann ab: Dieß hieß mit einem kecken Diebstahle auftreten. Ohne sich darum zu bekümmern, wie man die Sache aufnehmen würde, ruderten sie immer wieder gegen das Schiff heran und forderten ein neues Tau;

und da man es ihnen förmlich verweigerte, stieg ein Wilder, ein unerschrockener und kräftiger Mann, auf das Verdeck. Man umringte ihn, und wollte mit ihm sprechen; er aber bekümmerte sich um Nichts, ging seinen Absichten nach, wie wenn das Schiff verlassen wäre, lief in das Hintertheil, und gab seiner Pirogue ein Zeichen, sich auf Wurfweite zu nähern; sodann ergriff er Alles, was er sah, Körbe, Seile, Geräthschaften, Eisen, Platten, Lebensmittel, Werkzeuge, und warf es ohne Umstände seinen Gefährten zu, die es auffingen und in das Fahrzeug stellten. Einige Matrosen wollten den unverschämten Dieb zurückhalten, worüber er sehr ärgerlich wurde, und nur noch eifriger als zuvor in seinem Beginnen fortfuhr. Nun glaubte Paulding einschreiten zu müssen; er schlug den frechen Indianer leicht mit seiner Muskete; dieser aber ergriff, ohne aus der Fassung zu kommen, den Lauf der Flinte; und da Paulding ihm Widerstand leistete, so faßte er ihn um den Leib, und würde ihn, Mann und Muskete, ins Meer geworfen haben, wenn die Mannschaft ihn nicht gepackt hätte, dennoch aber entwischte der Dieb; er warf sich ins Meer, gelangte wieder zu seiner Pirogue und sezte sich triumphirend auf seine Beute. Dieses Beispiel lockte die anderen Insulaner. Auf allen Punkten wurden die frechsten Spitzbubenstreiche begangen. Hier hatte man von einem Boote das eiserne Steuerruder genommen, das der Kapitän wieder in seine Hände bekam, und neben sich stellte; im Augenblick aber, als er sich umdrehte, war es aufs Neue weggeschnappt, und der Dieb sprang mit seiner Beute ins Meer. Dort war das Senkblei bedroht, das man von Zeit zu Zeit der Sicherheit wegen auswerfen mußte. Weder Drohungen, noch Bitten fruchteten; man mußte das Senkblei jedesmal mit der Besorgniß auswerfen, Blei und Schnur einzubüßen.

„Unter Feindseligkeiten und gegenseitiger Beobachtung ging der ganze Morgen hin. 100 Piroguen umringten immer das Fahrzeug, und die darauf befindlichen Insulaner schleuderten von Zeit zu Zeit Keule und Kokosnüsse an Bord; sodann stießen sie ein gellendes und betäubendes Geschrei aus. Eine sehr schwere Nuß traf den Chirurgen; ohne seinen Hut wäre er schwer verwundet worden. Erst um 1 Uhr zog sich die tobende Menge zum Theil zurück; ein Boot, das die Umgebungen untersuchen und einen Ankerplatz auffinden sollte, war ausgesezt worden, und bei seinem Anblick waren die Piroguen in verschiedenen Richtungen geflohen. Das Geschäft wurde nicht gestört; aber als das Canot zum Schiffe zurückkehren wollte, wurde es von einer Menge Piroguen umzingelt, die Mannschaft wurde der Ruderstangen beraubt, und die Insulaner schwangen ihre Keulen über ihnen. Ihre Lage war kritisch; aber ein Pistolenschuß befreite sie. Ein Wilder wurde an der Hand verwundet, und der Knall genügte, die anderen zu verjagen. Das Boot kam wieder an das Schiff zurück. Ungeachtet dieses Vorfalles stellte sich das Vertrauen doch wieder her. Die Piroguen kamen wieder, und der Verwundete stieg an Bord, wo er verbunden und mit Geschenken überhäuft wurde. Nun entstand ein kleiner Tauschhandel. Die Wilden tauschten gut gearbeitete Matten, Angeln, Zierrathen von Muscheln und Knochen gegen Eisenstücke oder alte Nägel aus. Aber nicht immer waltete Ehrlichkeit auf diesem Markte, und mehr als Ein Insulaner hatte noch Gelegenheit, seine Gewandtheit in der Taschenspielerei an den Tag zu legen. Die Insulaner waren beinahe alle bewaffnet, theils mit langen Lanzen, theils mit einer andern kürzeren Waffe, die wie ein Säbel

leicht gekrümmt war. Die Lanzen waren 8 bis 12 Fuß lang; einige hatten 2 oder 3 Spitzen, welche auf 1 oder 2 Schuh weit mit Reihen von Haifischzähnen, die mit Schnüren von Kokoswolle fest angemacht werden, besezt waren. Die Säbel waren auf dieselbe Art besezt; die Wunden davon werden gräßlich und oft tödtlich. Nur wenige waren mit Guirlanden von trockenen Kokosblättern geschmückt. Ihre Kleidung bestand aus einem Gürtel von geflochtenen Blättern, und aus einer 2 bis 3 Fuß breiten und 4 Fuß langen Matte. Unten hatte diese Matte eine Franze, welche theils als Zierde, theils als Schutz gegen die Muskito's diente, deren es auf diesen Inseln sehr viele giebt. Die Insulaner, welche eine kupferartige Farbe haben, sind kräftig und gut gewachsen, und daß sie Lanze und Säbel häufig gebrauchen, davon zeugen die Narben, womit sie bedeckt sind. Ihre Haare sind lang und in häßliche Locken geflochten. Ihr Bart ist im Allgemeinen weder lang, noch kraus."

Kapitän Paulding sagt uns, daß Clarence eine Gruppe niedriger und bewaldeter Inselchen sey, welche auf einem Riffe liegen, das eine große Ausdehnung zu haben scheint. Als er auf der Insel, die ihm am nächsten lag, landete, erblickte er die entferntesten kaum. Die Gruppe liegt unter 9° 12′ südlicher Breite und 173° 50′ westlicher Länge.

40 Meilen nordöstlich von der vorhergehenden ist die Insel York, entdeckt im Jahr 1765 von Byron. Er fand sie verlassen, und versah sich daselbst mit Kokosnüssen. Edward sah sie wieder im Jahr 1791, und Paulding besuchte sie im Jahr 1825. Damals bewohnte sie eine den Bewohnern der Clarencegruppe ähnliche, aber minder starke, kränklichere und also ärmere Rasse. Die Gruppe ist eine Kette niedriger und bewaldeter Inselchen, die auf einem gemeinschaftlichen Riffe, das ungefähr 12 Lieues im Umfange hat, ruhen.

Nach Purdy wurde die kleine Insel Sidney im Jahr 1823 von Emmant entdeckt, und wieder gesehen im Jahr 1828 von Tromelin. Sie ist unbewohnt, ziemlich niedrig, und liegt unter 4° 27′ südlicher Breite und 73° 4′ westlicher Länge.

Auch die kleine Insel Birney wurde nach Purdy von dem nämlichen Seemanne und zur nämlichen Zeit entdeckt; sie liegt unter 3° 21′ südlicher Breite und 173° 50′ westlicher Länge.

Die kleine Gruppe Mory wurde neuerdings von einem Schiffe dieses Namens entdeckt; sie ist ein Haufen Inselchen von 20 Lieues im Umkreise, hat in ihrem Innern eine Lagune, und liegt unter 2° 48′ südlicher Breite und 174° 30′ westlicher Länge. Die Inseln Gardner und Arthur endlich sind ebenso zweifelhaft, als ihre Angabe.

Nukahiva-Archipel.

Die Nukahiva-Inseln sind ungefähr 600 Lieues von Ha-uaï entfernt, sie liegen zwischen 8° und 10° südlicher Breite und 140° und 142° westlicher Länge. Sie nehmen einen Raum von ungefähr 60 Seemeilen von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost, und eine Breite von beinahe 15 Lieues ein, die Hauptinsel des Archipels ist Nukahiva, deren wahrer Name uns zuerst durch den russischen Kapitän, nun Admiral Krusenstern enthüllt wurde. Seine größte Länge von der südöstlichen bis zur westlichen Spitze beträgt 17 Meilen. Die erste, von Hergest Martinspitze genannt,

liegt nach den Beobachtungen des russischen Seemanns unter 8° 57' südl. Breite und 139° 32' 30" westlicher Länge; das südöstliche Ende unter 8° 58' 40" südlicher Breite und 139° 49' 00" westlicher Länge. Die Königin dieses Archipels, das lachende Nukahiva, wurde von Ingraham Federal Island genannt; von Marchand Insel Baux; von Hergest Sir Henry Martin's Island, und von Roberts Adams Island. Wie gewöhnlich werden wir ihr, so wie dem ganzen Archipel, den Namen geben, welchen ihm die Eingebornen beilegen. Seine Bevölkerung begreift ungefähr 16,000 Bewohner, welche in Stämme getheilt sind.

18 Meilen von der Martinspitze Nukahiva's liegt die Insel Uahuga; ihre Richtung ist Ost-Nord-Ost und West-Süd-West; ihre ganze Länge beträgt 9 Meilen; ihre westliche Spitze liegt unter 8° 58' 15" südlicher Breite, und unter 139° 13' 0" westlicher Länge. Marchand kannte diese Insel nicht. Ingraham nannte sie Washington; Hergest Riu's Island, und Roberts Massachusetts Island.

Das nordwestliche Ende von Ua-Pua ist 24 Meilen davon entfernt und liegt gerade unter 139° 33' 00" westlicher Länge. Die Offiziere des Solide nannten sie Insel Marchand; Ingraham Adamsinseln; Roberts Jeffersonsinsel, und Hergest Trevanion. Sie ist hoch und bevölkert, und hat 20 Meilen im Umfang.

Südöstlich von der Südspitze von Ua-Pua, in einer Entfernung von 1½ Meilen, liegt eine kleine flache Insel von ungefähr 10 Meilen im Umkreise, welche Marchand flache Insel, Ingraham Lincoln, Wilson Lewel und Roberts Revolutionsinsel nannte. Sie liegt unter 9° 29' 30" südlicher Breite. Nach Marchand ist es ein mit anderen Riffen verbundenes Riff. Die Eingebornen geben diesen Inseln den Kollektiv-Namen Mottualty; ihre gegenseitige Lage ist östlich und westlich, und sie sind durch einen ungefähr eine Meile breiten Kanal getrennt. Sie liegen im Nordwest ¼ West, und 30 Meilen von der südlichen Spitze Nukahiva's. Die Bewohner der benachbarten Inseln besuchen sie des Fischfangs wegen. Sie liegen nach Hergest unter 8° 37' 30" südlicher Breite und 140° 20' 00" westlicher Länge. Ingraham hatte sie Franklin-Island, und Roberts Blake-Island genannt.

Hido und Fatuhu sind zwei unbewohnte Inseln; die erste ist 8 Meilen lang und 2 Meilen breit; nach den Beobachtungen Hergen's und des Astronomen Gooch liegen sie unter 7° 59' südlicher Breite und 140° 13' westlicher Länge. Diese landeten dort, und fanden Kokospalmen in großer Menge. Die Mitte von Fatuhu, welches rund und viel kleiner ist, liegt unter 7° 50' südlicher Breite und 140° 6' westlicher Länge. Beide Inseln liegen im Nord-Nord-Westen der westlichen Spitze Nukahiva's und 60 Meilen davon entfernt. Die Bewohner der andern Inseln holen dort Kokosnüsse und Vogelfedern zu ihrem Schmucke. Ingraham nannte sie Knox- und Hancock-Islands; Marchand Musse und Chanal; Roberts Freemantle und Langton; Hergest Roberts-Islands.

Otahi-Hoa, Santa-Magdalena Mendana's, ist eine Insel, welche nur 15 bis 20 Meilen im Umkreise hat; sie ist hoch, und hat eine, im Verhältniß zu ihrem geringen Umfang große Bevölkerung.

Nach der Charte Stewarts liegt im Süd-Osten Otahi-Hoa's ein kleines Inselchen, welches Motu-Nao heißt.

10 Meilen von Otahi-Hoa liegt die kleine Insel Motane, San-

Pedro Mendana's; sie hat nur eine schwache Bevölkerung, und auf einigen Charten ist im Süden der Insel eine große Bank angezeigt. Im Westen liegt die Insel Lao-Wati Krusensterns, Santa-Christina Mendana's, Wai-Tao Marchands. Sie hat 50 Meilen im Umfang, und ihre Bevölkerung beträgt 10,000 Seelen.

Ohivoa-Hoa, Dominica Mendana's, liegt unter 9° 42' südlicher Breite und 141° 22' westlicher Länge, und hat ungefähr 14 bis 15 Lieues im Umkreise. Ihre Oberfläche ist, wie bei den andern Inseln, von Hügeln und Thälern durchschnitten. Die Einwohnerzahl wird auf 7000 geschätzt.

6 oder 7 Lieues nordöstlich von der vorhergehenden findet man Fetugu, die Insel Hood Cooks; sie ist ein hohes, wenig bekanntes Inselchen, und hat 8 bis 10 Meilen im Umfang.

Eine Bai dieser Inseln wurde von Krusenstern Tschitschagoffbai genannt. *)

Klima, Erzeugnisse, Einwohner. — Krankheiten.

Die Nukahivainseln haben zwar ein heißes, aber doch sehr gesundes Klima, was aus dem Gesundheitszustande der Insulaner und aller Schiffsmannschaften, welche sich dort aufgehalten haben, zu ersehen ist. Aus der Reise Marchands sieht man, daß der Thermometer im Hafen Madre de Dios auf der Insel Santa-Christina im Monat Juni 27 Grade über Null stand. Krusensterns Thermometer stieg im Hafen Anna Maria (Nukahiva) bis auf 25; aber gewöhnlich zeigte er 23 oder 24 Grad. Auf dem Lande mag er 2 Grade höher stehen. Wie in allen tropischen Gegenden ist der Winter hier die Regenzeit; aber die Regen sind weder häufig noch anhaltend; bisweilen vergehen mehrere Monate, bis ein Regentropfen fällt, was oft eine Hungersnoth auf diesen Inseln herbeiführt.

Die Naturerzeugnisse des Nukahiva-Archipels sind ebenso wenig mannigfaltig, als auf den andern Inseln Polynesiens, und die Vegetation ist mit wenigen Ausnahmen beinahe dieselbe. Die Inseln sind im Allgemeinen vulkanisch; die obere Erdschichte ist ein aus vegetabilischen Resten bestehender Boden; man findet die Kokospalme, den Bananenbaum, die Ananas, den Hibiscus mit faseriger Rinde, den Artocarpus, den Papiermaulbeerbaum, den Drachenblutbaum, das Zuckerrohr, den Tabak, das Bambusrohr, den piper methysticum, woraus das Kava bereitet wird, die Casuarina, die Gardenia mit wohlriechenden Blumen, die Eugenia, die Acazie, den Wunderbaum, den Jacephyllus, die Arums, den Pandanus, den Inocarpus, der eine nahrhafte Kastanie liefert, die Aleuriten, deren Kern Oel gibt, und eine große Menge Farrenkräuter von einer Höhe und Kraft, wie man sie nur in den tropischen Gegenden findet. Auch ist dort unter dem Namen Leoh-Kaua ein mineralisches Wasser von sehr angenehmem Geschmacke bekannt, und ein wirksames Heilmittel in verschiedenen Krankheiten.

Beinahe alle Inseln der Gruppe sind hoch, gebirgig und bewaldet, obgleich vulkanisch; jedoch gibt es keinen Krater in Thätigkeit. Die Küstenschifffahrt ist sicher, weil sich die Zweige der Korallenbänke nicht weit in die See hinaus erstrecken; aber das Landen ist schwierig, weil an der Küste oft plötzliche Windstillen eintreten, und das Schiff ein Spiel der Strömungen wird, welche es gegen das Ufer treiben.

*) S. Blatt 136.

Hühner und Vampyre gibt es in Menge; von vierfüßigen Thieren kannte man auf Nukahiva, wie in ganz Polynesien, vor der Ankunft der Europäer nur das Schwein, den Hund und die Ratte.

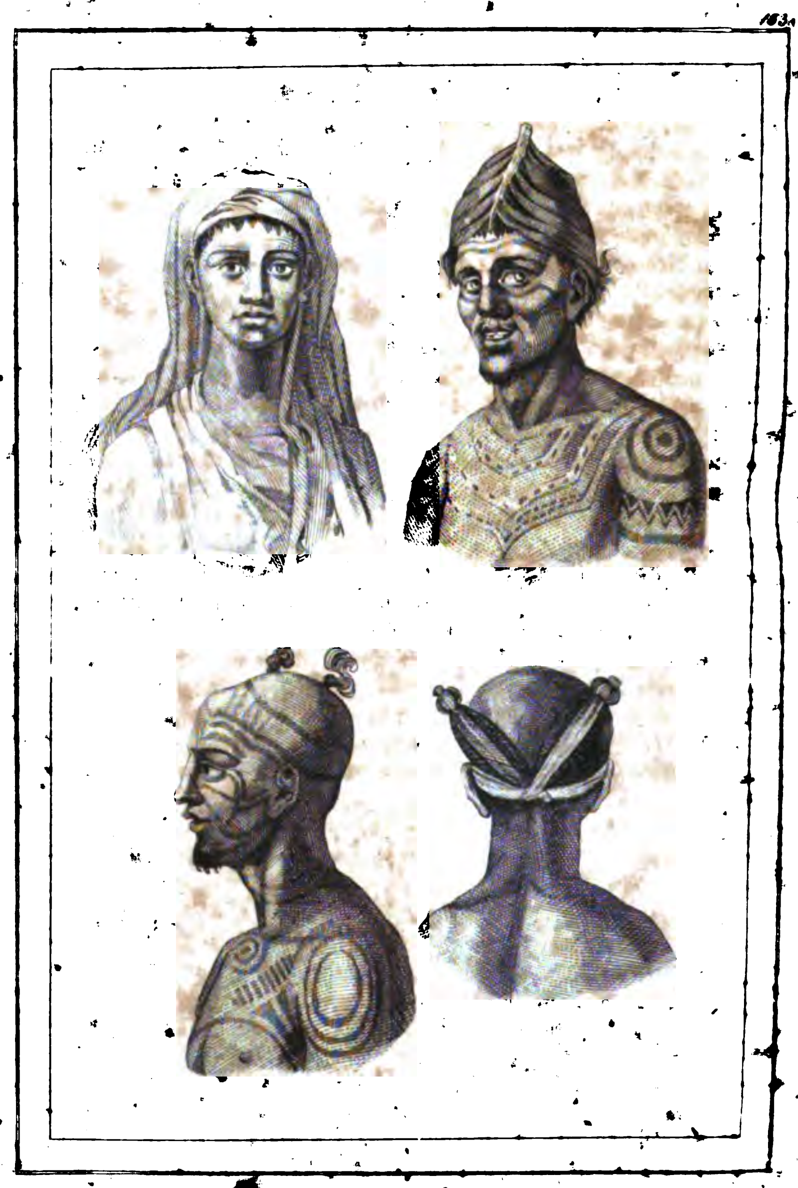
Die Bewohner oder vielmehr die liebenswürdigen Kinder von Nukahiva verdankten es dem Wohlwollen mehrerer dankbaren Seemänner, daß mehrere nützliche Thiere bei ihnen einheimisch gemacht wurden; aber nur die Katze scheint sich fortgepflanzt zu haben. Die Eingebornen schreiben ihre Einführung einem Gotte Namens Itaïti zu, der sie vor 60 Jahren nach Tao-Wati brachte, von wo aus sie sich auf dem ganzen Archipel verbreitete. Dieser Gott kam in einer Pirogue so groß wie eine Insel, und tödtete während seines Aufenthaltes einen Mann. Diese Tradition bezieht sich offenbar auf Cook, der im Jahr 1773 Tao-Wati besuchte. Wirklich wurde ein Eingeborner während seines Aufenthaltes getödtet, und der Name Itaïti, den man dem Seemanne gibt, ist eine Verwechslung mit Taïti, das er besucht hatte, und dessen Name ohne Zweifel oft von seiner Mannschaft ausgesprochen wurde.

Fische gibt es sehr viele in diesem Archipel, und zwar mehrere Gattungen von vortrefflichem Geschmacke; auch Muscheln von ausgezeichneter Schönheit in Form und Farbe in großer Menge, und sie gewähren eine angenehme Nahrung.

Den Kapitän Krusenstern, einen strengen und keineswegs enthusiastischen Beobachter, und besonders den Kapitän Waldegrave, der die Nukahivier mehr mißhandelt, als lobt, ausgenommen, entwarfen alle Seemänner, welche den Nukahiva-Archipel besucht haben, das schmeichelhafteste Bild von den physischen und moralischen Eigenschaften seiner Bewohner. Sie wiesen ihnen sogar ohne Bedenken unter den Insulanern, welche die unzähligen Inseln Polynesiens bewohnen, den ersten Rang an. Besonders die Frauen sind der Gegenstand ihrer glänzendsten Lobsprüche. Der Berichterstatter über die Reise Mendana's schließt, nachdem er lange von ihnen gesprochen hat, folgendermaßen: „Mit Einem Worte, sie haben den Vorzug vor unsern reizendsten Frauen zu Lima *).“ Die Beschreibung, welche Porter von diesen Inseln und den Sitten ihrer Bewohner entwirft, scheint Alles zusammenzufassen, was je über diesen Gegenstand gesagt worden ist; auch dürfte ihr sein langer Aufenthalt unter ihnen mehr Glaubwürdigkeit verleihen, als die Berichte der Seemänner oder Reisenden haben, die nur einen Augenblick auf dem lachenden Nukahiva-Archipel verweilten. Er entwarf folgendes Bild von den Eingebornen. Er sagt:

„Die Nukahivier wurden mit dem Namen von Wilden gebrandmarkt; niemals aber wurde ein Ausdruck fälscher angewendet, denn sie nehmen auf der Stufenleiter des menschlichen Geschlechts eine erhabene Stelle ein, mag man sie nun nach ihren physischen oder moralischen Eigenschaften betrachten. Wir fanden sie tapfer, edel, ehrlich, wohlwollend, fein, geistreich, verständig; die Schönheit und die regelmäßigen Verhältnisse ihres Körpers entsprechen ihren geistigen Eigenschaften. Sie haben mehr als mittlere Größe, indem sie nur selten weniger als 5 Fuß 11 Zoll (englisch), gewöhnlich aber 6 Fuß und 2 bis 3 Zoll messen. Ihr Gesicht und ihre schelmischen und durchdringenden Augen sind von merkwürdiger Schönheit; ihre

*) S. Blatt 134.



Männliche u. weibliche Portraits von Nuka-hiva

Zähne sind weiß und schöner als Elfenbein; auf ihren offenen und ausdrucksvollen Gesichte malen sich alle ihre Gemüthsbewegungen, und ihre Beine, die ebenso kraftvoll als schön sind, könnten unseren Bildhauern zum Modelle dienen *). Die Haut der Männer ist von dunkler Kupferfarbe, die der jungen Leute und Frauen aber nur leicht braun. Die Frauen sind nicht so schön als die Männer; ihre Arme und besonders ihre Hände sind bewunderungswürdig; sonst aber ist ihr Wuchs nicht sehr zierlich, und ihre Füße groß, weil sie ohne Beschuhung gehen. Uebrigens sind sie verschmitzt, kokett, und halten nicht viel auf Treue; der erste Fehler zeugt von einem feinen und bildungsfähigen Geiste; der zweite ist nicht bloß den Nukahiverinnen eigen; die Treue aber scheint ihnen nicht nothwendig zu seyn, und ihre Gatten entbinden sie davon. Man sah sie in ihren Wohnungen, und man wird Zeuge seyn von der aufrichtigen, gegenseitigen Liebe der Ehegatten, der Kinder und Eltern: außerhalb derselben betrachtet man einander als gänzlich fremd; alle Bande scheinen verschwunden zu seyn; jede Frau verfügt über sich in Dem, was ihr geziemt, nach ihrer Einsicht.

Die meisten Wohnungen sind mit menschlichen Haaren, Zähnen und Schädeln geschmückt, welche die Nukahiver gerne als Trophäen ihrer Tapferkeit aufbewahren; einige haben sogar Fächerstiele, Ringkrägen und Waffen aus den kleinen Knochen ihrer getödteten Feinde; auch macht man sogar Götzenbilder daraus, und stellt sie auf, wo es sich thun läßt. Aus den dicksten schneidet man mit [illegible] Arbeit geschmückte Harpunen.

Zu voreilig hat man ihnen vielleicht die abscheuliche Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, beigelegt. Kein Reisender hat es je gesehen, und die eingebornen Häuptlinge wiesen diesen Vorwurf immer von sich. Krusenstern ist der Erste, der davon gesprochen hat, und zwar auf die Aussage von zwei Männern hin, welche zwar schon mehrere Jahre in inniger Verbindung mit den Eingebornen gelebt hatten, deren Zeugniß aber, wie ich glaube, doch noch der Bestätigung bedarf. Ebenfalls auf ihre Aussage hin sezt er noch bei, daß die Männer bei einer Hungersnoth Frauen, Kinder und Greise tödten, ihr Fleisch braten und verzehren.

Obgleich die Nukahiver im Allgemeinen mit günstigen Farben geschildert werden, so scheint es nach den neueren Nachrichten, welche man über diesen Archipel erhalten hat, gewiß zu seyn, daß sie sich seit einigen Jahren in Folge der Herausforderungen und der Habsucht einiger europäischen und amerikanischen Matrosen sogar erlaubt haben, Schiffe wegzunehmen und zu plündern. Eine große Tugend dieser Menschen, welche so ungerechter Weise Wilde genannt werden, ist aber ihr Patriotismus und ihre in der Welt vielleicht einzige Anhänglichkeit an das Land, wo sie das Leben empfangen haben, und wo die Gebeine ihrer Väter, Gattinnen und Kinder ruhen.

Die gewöhnlichen Krankheiten des ganzen Archipels sind Hautausschläge, Abscesse, Augenübel, sodann die Wassersucht, Lungen- und Leberübel, welche, wie die Eingebornen sagen, von dem Genusse tabuirter oder verbotener Früchte herrühren. Was die Augenkrankheit betrifft, so rührt sie von der Bezauberung des davon befallenen Individuums durch einen Feind

*) S. [illegible] 133.

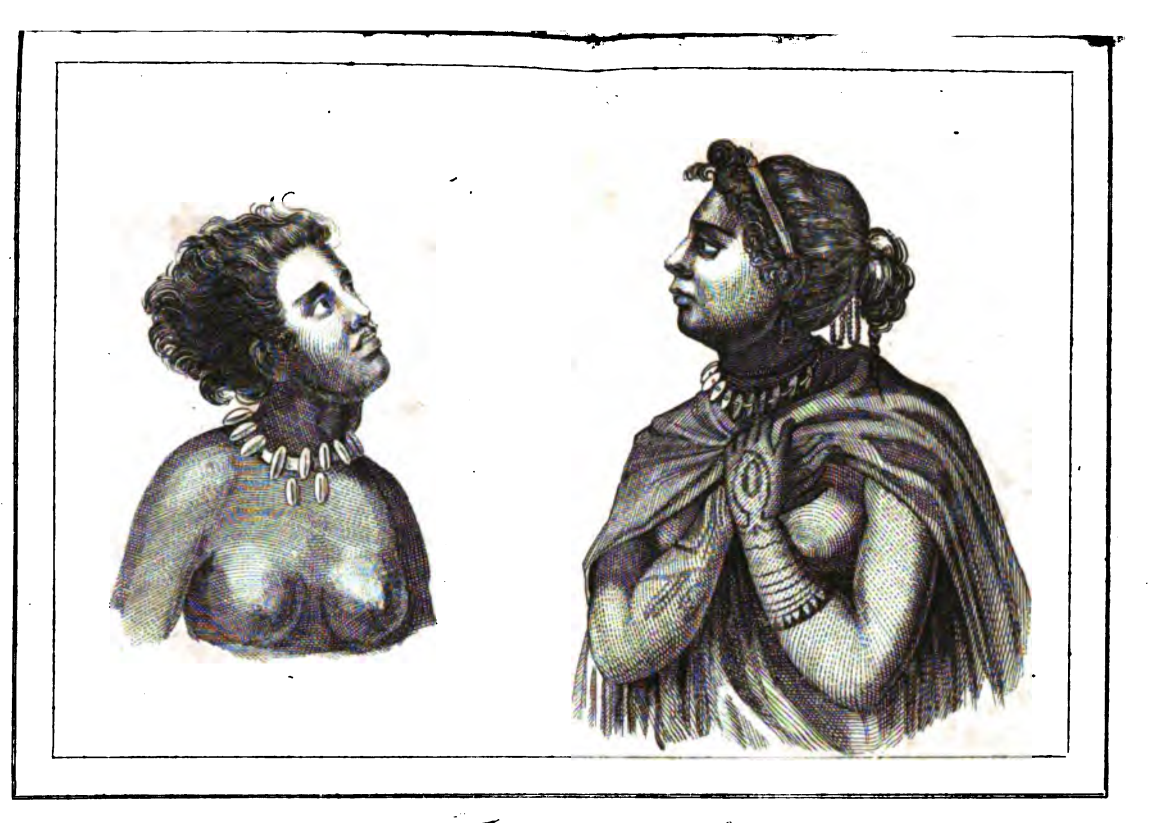
Andern, die ebenso neugierig waren als diese, überfallen und zum Gegen… stand einer Untersuchung gemacht, welche sie über ihre Zweifel aufkl… Dieser neuen Untersuchung entronnen, entflieht der neue heilige Antonius … das Ufer, und sucht das Schiff, welches ihn weit von diesem abscheuli… Lande wegführen sollte; aber vergeblich. Als er mit der Kiste, worin s… Habseligkeiten waren, am Meeresufer angekommen war, konnte er sich … Schiffe nicht vernehmlich machen, und ward bald von einer Menge … geborner umgeben, welche ihm sein leichtes Gepäck wegnahmen. Ver… zweiflung und aus Furcht, wieder in die Hände jener Bachanal… fallen, flüchtete er sich in den Wald, wo man ihn einige Tage nachh… einem beklagenswerthen Zustande antraf. Dieses traurige Ereigniß gl… nach der Landung entmuthigte jedoch keinen unternehmenden Mitb… nicht. Indeß sollte der Zustand von Wohlbehagen und Ruhe, in wel… er lebte, auch sein Ende haben. Er sah sich bald genöthigt, dieses … zu verlassen, ungeachtet des Schutzes eines mächtigen Häuptlings, auf … er sich stützte, und landete auf Nukahiva, wo er auch nicht mehr … bleiben konnte. Seitdem scheint man keine neue Versuche dieser Ar… macht zu haben.

Eine der eigenthümlichen religiösen Gewohnheiten der Nukahiwer … das Tabu, das selbst die Häuptlinge nicht zu verletzen wagen. Aus … Scheu, sagt Krusenstern, welche die Eingebornen vor diesem … haben, folgt, daß sein Ursprung für sie von einem Gefühle herrührt, … Quelle außer ihnen selbst liegt. Nur die Priester können ein allge… Tabu aussprechen; jeder Privatmann aber hat die Macht, sein Eigenth… mit dem Tabu zu belegen, was ganz einfach mit der Ankündigung ge… daß der Geist eines Häuptlings oder irgend einer anderen Person … ruhe, und Niemand wagt es mehr zu berühren. Der Mann, welcher … unvorsichtig ist, ein Tabu zu verletzen, wird Kikino genannt, und … sind es, welche in den Schlachten immer zuerst fallen. Wenigstens … ständigt man sich darüber, und die Priester scheinen diesem glaub… Gaukelspiel nicht fremd zu seyn. Die Person der Häuptlinge und … Glieder seiner Familie sind von Geburt Tabu. Weiß ist die Farbe … das Symbol des Friedens; eine weiße Fahne bezeichnet die tabuirten … Orte, zu welchen, wie auf ganz Polynesien, dem Volke der Zutritt … sagt ist.

Die Särge werden in ein starkes Stück weißen Holzes, wie ein Trog … und genau so groß wie der Leichnam, ausgehauen. Sie werden poli… und mit der größten Sorgfalt gearbeitet, ein Beweis von der größ… Achtung der Nukahiwer für die Ueberreste ihrer Geliebten. Wenn ein Indi… duum stirbt, so wird sein Leichnam in den Sarg gelegt, den man auf … einen hervorragenden Hügel entweder in ein dazu bestimmtes Haus, oder … vor ein tabuirtes Haus in ein kleines Gebäude, das gerade so groß ist, … daß es denselben fassen kann, gestellt. Die erste Ceremonie wird haupt… sächlich bei Frauen beobachtet, die zweite bei Männern; zur Bewachung … und zum Schutze derselben wird sodann ein Wächter aufgestellt. Hat sich … das Fleisch von den Knochen abgelöst, so werden diese sorgfältig gereinigt; … ein Theil davon wird als Reliquie aufbewahrt, und der andere in den … Morais niedergelegt.



Morai (Art von Kirchhof) zu Nukahiwa.



Frauen von Nuka-Hiva

Regierung und Gesetze.

Als die drei ersten Schiffer den Nukahiva-Archipel besuchten, lebten die Bewohner desselben unter der ganz patriarchalischen Regierung gewisser Häuptlinge oder Heakikis, deren Einfluß sogar ganz persönlich war, obgleich ihre Würde eine erbliche war. Die einzige der ihrigen gleiche Würde war die des Tuo, des Anführers der Krieger, dessen Ansehen übrigens überall, das Schlachtfeld ausgenommen, wenig geachtet wurde. Jeder wirkte zur Vertheidigung des Bodens nach Gutdünken mit.

So war es auch noch im Jahr 1812, denn Porter, dem die Nukahiver viele Dienste geleistet hatten, macht folgende Bemerkung: „Es erscheint wunderbar, daß ein Volk ohne eine Regierungsform, ein Volk, dessen Häuptlinge keine Gewalt haben, es nicht zur Arbeit zwingen und es nicht strafen können, mit Blitzesschnelligkeit die Werke, welche uns in Erstaunen setzen, unternehmen und ausführen kann.“ Weiter unten setzt er noch bei: „Aber sie haben Patriarchen, die sie regieren, wie ein sanfter und wohlwollender Vater seine Kinder leitet.“

Sitten, Gebräuche und Kleidung.

Die Nukahivier haben, so wie die meisten Bewohner Polynesiens, durch ihren Verkehr mit den Europäern, und besonders mit einer Menschenklasse (den Matrosen), deren Sitten nichts weniger als tadellos sind, mehr verloren, als gewonnen. Die Art, wie man ihre Gastfreundschaft mißbraucht hat, benahm ihnen viel von ihrer frühern Naivetät und Dienstfertigkeit. Nun sind Gewaltthätigkeit und Mißbrauch der Uebermacht dort nicht mehr unbekannt, wie sonst.

Im Allgemeinen ist die Ehe unter den Nukahiviern ein Verhältniß, dessen Bande sehr leicht sind, und wobei man sich beinahe zu Nichts verbindlich macht, und die Parteien haben sogar die Freiheit, sich wieder zu trennen, wenn sie nach Verlauf einiger Zeit keine Kinder bekommen. Die einzige dabei gebräuchliche Ceremonie ist ein Fest, wobei das Gastmahl die Hauptsache ist. Indeß verleihen bei den Häuptlingen die Folgen, welche aus einer Heirath entspringen, derselben eine große Bedeutung. Ein Ehebündniß bringt einer durch den Krieg verheerten Gegend den Frieden, und vereinigt Feinde, welche man für unversöhnlich hielt. Als so der Häuptling der Taypis und der Häuptling Keita-Merei, sein beständiger Feind, sich entschlossen hatten, ihre Kinder mit einander zu verbinden, brachte ein reiches Canot die Tochter des erstern zu ihrem Verlobten. Die ganze Meeresfläche, über welche sie fuhr, und welche beide Thäler trennten, war eben dadurch mit dem Tabu belegt; ins Künftige wurde jede an diesem Orte begangene Feindseligkeit ein Verbrechen, und ewig mußte dort Friede herrschen, denn der Geist der Prinzessin, welche nach ihrem Tode atua genannt worden war, verewigte auch jenseits des Grabes die Macht des Tabu. Ein ähnlicher Vorfall hatte zwischen dem Stamme des Thales Tiao-Hea und einem andern Stamme im Innern ewigen Frieden gestiftet.

Die Mädchen verheirathen sich selten vor dem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre. Bis dahin können sie über ihren Leib frei verfügen; davon machen sie auch meistens Gebrauch, und führen das ausschweifendste Leben. Sobald sie aber eine Verbindung eingegangen haben, steht das Recht über

sie zu versagen, nur ihrem Ehegatten zu. Wir haben schon gesehen, wie wenig schwierig leztere in dieser Hinsicht sind. Die Frauen bleiben bis in ziemlich hohes Alter schön. Sie haben keine schwere Arbeit zu verri nur häusliche Geschäfte. Die Verfertigung der Kleider und die Sorg das Haus und die Kinder liegen ihnen ob.

Die Männer gehen gewöhnlich nackt, selbst die Häuptlinge nicht genommen; denn ein schmales Stück Baumrinde, womit sie ihre bedecken, kann man keine Kleidung nennen. Sie haben zwei Bena für diesen Gürtel; der von feinerem Zeuge heißt tatu, der von gr tschiabu. Nicht alle Männer tragen diesen Gürtel.

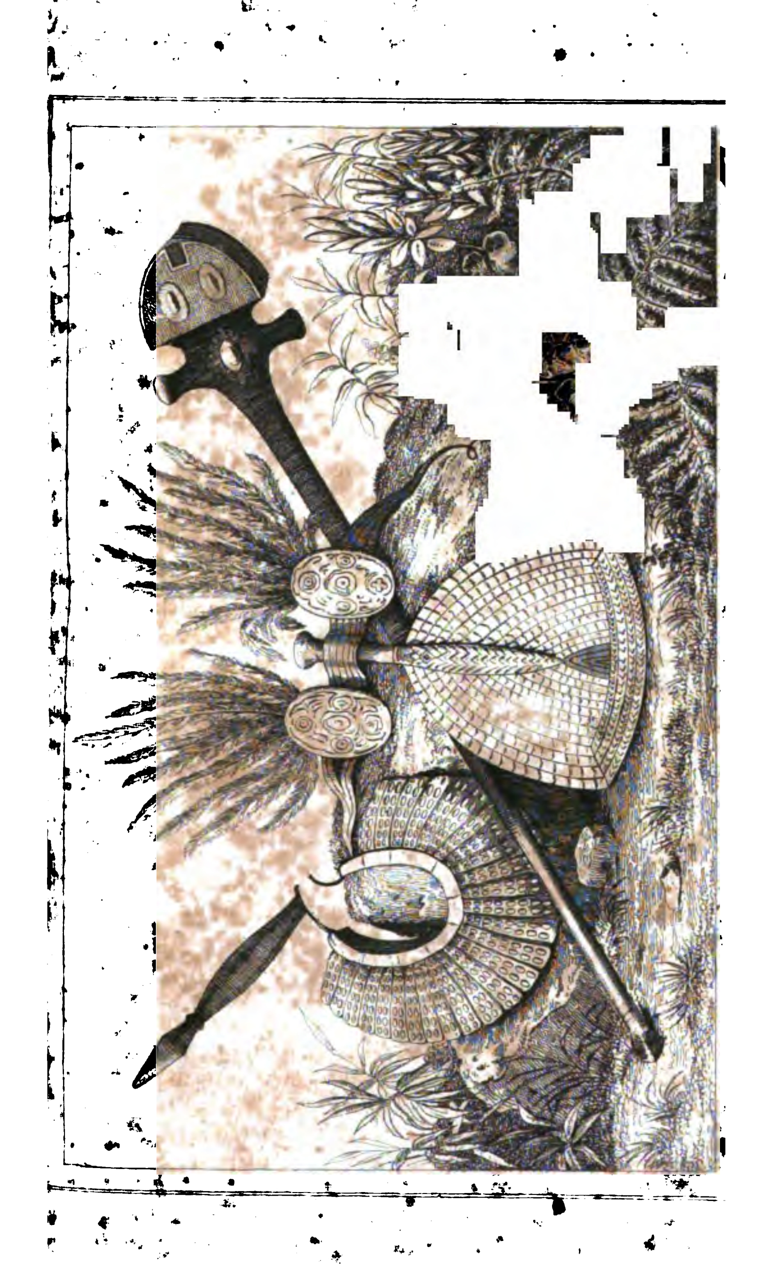
Die Frauen scheinen mehr Kleidungsstücke zu haben, als die Mä aber sie sind nicht mehr bekleidet. Ein Stück Zeug aus der Rin Papiermaulbeerbaumes, welches ihre Lenden umgibt, und wie ei bis über das Knie herabfallen soll, fällt selten so weit herab; ein a nachlässig über die Schultern geworfenes Stück Zeug, das lang genug um bis auf die Fersen herabzureichen, und ihren Busen, welcher g lich Jedermanns Blicken ausgesezt ist, bedecken sollte, verhüllt den so, daß nach einem Kunstausdruck der Maler die Drapperie nicht hind Nackte zu sehen. Wie Amphibien bringen sie einen Theil des Ta Wasser zu, und scheinen hier ebenso in ihrem Elemente zu seyn, als sie auf einer Rasenbank lägen, oder auf einem Federbette spielten. Kopf ist nicht mit Zierathen überladen; sie überlassen ihr schö schwarzes Haar dem Spiel der Winde; nur wenn sie im Freien si ihnen ein breites Palmblatt als Sonnenschirm, und schüzt ihr Ge der zu großen Hitze; bisweilen, und besonders wenn sie aus dem gehen, verhüllen sie sich den Kopf mit einem Zipfel des Zeuges, man glauben sollte, daß sie ihn zu ihrer Bedeckung hätten. Bei kunft Marchands trugen sie Halsbänder von schwarzen Körnern, welchen kleine Muscheln sich befanden; bald aber vertauschten sie mit unsern Glasperlen, welche sie sehr gerne haben. Obgleich ihre wie bei den Männern, durchbohrt sind, so tragen sie doch nur sel Ohrgehänge, hängen aber von europäischen Spielereien daran, wa daran hängen läßt. *)

Jedoch ist die Kleidung der Weiber nicht in allen Bezirken Krusenstern sah welche in lange Shawls aus gelbem Zeuge geh sonders aber zeichneten sie sich durch eine Art Turban von weißem aus, der mit Geschmack um den Kopf geschlungen war, und ihnen trefflich stand.

Sehr gewöhnlich ist es bei ihnen, sich den Leib mit Kokosöhl zu was ihrem Körper einen Glanz gibt, den sie für eine große Sch halten; auch salben sie sich die Haare damit, wie wir es in Indien, Taïti, bei den Karolinern und anderen Völkern fanden.

Die Nukahivier haben Zierathen verschiedener Gattung; jedo es keine, welche die Großen ausschließlich tragen dürften. Schwein und rothe Beeren spielen die erste Rolle bei ihrem Schmuck. Ihr schmuck ist ein großer Helm von schwarzen Hahnenfedern, oder ein Diadem oder Tresse von Kokosnußschalen mit Perlenschleifen besezt, nur einfach ein biegsamer Baumzweig, an welchen man eine Reihe Sch hängt. Bisweilen befestigen sie in ihren Haaren große Blätter.

*) Siehe die Reise des Solide im Jahr 1791, von Marchand, Bd. I, p. 123.



Gehänge sind dicke runde Muschelschalen, mit einer festen sandigen Sub-
z angefüllt; durch sie geht ein durchbohrter Schweinszahn, den sie in Ohrläppchen stecken; ein kleiner Holzpflock, welcher in das Loch des nes gesteckt wird, verhindert, daß er herausfällt. Die meiste Sorgfalt r verwenden sie auf ihren Halsschmuck. Sie tragen nämlich eine Art skragen in Form eines Halbmondes, der aus weichem Holze gemacht und auf welchen mehrere Reihen rother Beere aufgeleimt sind. Uebri- s scheint dieser Schmuck beinahe ausschließlich den Priestern vorbehalten seyn. Die andern Insulaner haben dagegen einen sehr seltsamen Hals- muck; es ist eine Reihe an eine Schnur von Kokosnußfasern gebundener ne. Auch tragen sie einzelne Zähne, welche man im Barte anbringt, r Kugeln von der Größe eines Apfels, die ganz mit rothen Beeren ckt sind. *)

Die Nukahivier sind sehr reinlich, Männer wie Frauen, und besonders die rren, welche oft ganze Tage im Wasser zubringen; auch haben die Rei- en auf diesen Inseln keine Hautkrankheiten beobachtet, die in tropischen naten so gewöhnlich sind. Die fortwährende Ausdünstung des Körpers igt zu fortwährenden Abwaschungen, um die Poren der Haut freizu- hen. Die Weiber schmieren den ganzen Körper und sogar die Haare Kokosöl ein, um ihnen einen Glanz zu geben, auf den sie viel halten. eitelsten reiben sich mit Papasaft, um ihren Leib gegen den Einfluß Luft zu sichern, und seine weiße Farbe zu erhalten. Die Wohnungen sehr reinlich. Der Kapitän Chanal, ein Gefährte Marchands, nte mehreremale ihren Mahlzeiten bei, welche Männer, Weiber und der zweimal des Tages, am Mittag und gegen Abend, halten, und be- kte dabei immer viel Reinlichkeit und Ordnung. Der berühmte For- r hatte schon gesagt, daß sie reinlicher seyen als die Taitier. Zwar be- ldigte Kapitän Cook die Bewohner von Santa-Christina der Unreinlich- aber er that es offenbar zu schnell und auf die Beobachtung zweier sachen hin, wovon die eine ein einzelnes Individuum, die andere aber Kinder betraf.

Man sollte kaum glauben, welchen hohen Werth die Insulaner auf lfischzähne legen. Kein Edelstein, wie hohen Werth er auch haben , wird in Europa halb so hoch geschätzt, als von ihnen ein Zahn dieses hieres. Das schönste und bestgearbeitete Elfenbein halten sie niederer; nur unteren Klassen tragen es; auch geben sie ihm die Gestalt dieses es, welcher der Gegenstand ihres Ehrgeizes ist. **)

Ihre Fächer, welche sie nach Art der Matten aus einer Art harten es oder aus Palmblättern flechten, sind von überraschender Zartheit; ihre alt ist halbzirkelförmig. Die Stiele werden aus 4 Götterfiguren ge- t, welche sich je zu zwei mit den Rücken aneinanderlehnen und über des gestellt werden. Sie werden aus Sandel- oder Toaholz, aus Elfenbein Menschenknochen gemacht, und mit großer Geschicklichkeit geschnitzt. Die hivier legen großen Werth auf ihre Fächer, und sparen keine Mühe,

---

S. Blatt 139.
Man kann sich aus folgender Berechnung Porters leicht einen Begriff von ihrem Werthe machen: „Ein Schiff von 300 Tonnen," sagt er, „könnte für 10 Wallfischzähne auf Nukahiva seine ganze Ladung in Sandelholz einnehmen, wobei die Eingebornen noch das Holz in den entferntesten Gegenden hauen und bis zum Einschiffungsplatz schleppen würden: was sich in China mit 5 Mill. Franken verwerthen würde."

um sie rein zu erhalten, indem sie dieselben von Zeit zu Zeit mit Kalk oder irgend einer ähnlichen Substanz bleichen.

Marchand bemerkte, daß die Bewohner von Nukahiwa sich der Stelzen bedienen; er erklärt sich diesen Gebrauch aus den Ueberschwemmungen, denen diese Inseln in der Regenzeit ausgesezt sind; und dieß ist um so eher anzunehmen, als sehr viele Wohnungen in den niedrigen Theilen auf sehr hohen Plateformen erbaut sind. Porter spricht von diesem Werkzeuge, ohne eine nähere Nachweisung über seinen Gebrauch zu geben, und Krusenstern erwähnt desselben gar nicht. Der Tritt an diesen Stelzen ist beinahe immer sorgfältig ausgeschnizt. Seine Höhe wechselt je nach den Stellen, welche man damit überschreiten muß. Die Eingebornen bedienen sich ihrer mit vieler Gewandtheit.

Tättowirung. — Haarkultur.

Die Tättowirung wird mit einem Werkzeuge vollzogen, das die Gestalt eines einfachen Kammes hat. Soll sie ausgeführt werden, so taucht man die Spitze der Zähne in eine Mischung von Wasser und Kokosnußkohlenpulver, und schlägt sie mit einem Stück Holz, das als Hammer dient, in das Fleisch hinein. Diese Operation muß, wie man sieht, äußerst schmerzhaft seyn; aber so mächtig ist die Herrschaft der Mode, daß Diejenigen, welche sich dieser Operation unterwerfen, sich auf den Boden festbinden lassen, damit die Qualen, welche sie erdulden, den Operateur nicht unterbrechen.

Mit der Tättowirung beginnt man bei den Männern, sobald sie im Stande sind, den Schmerz zu ertragen, was gewöhnlich im achtzehnten oder zwanzigsten Jahre der Fall ist; die Operation wird aber vor 15 Jahren nicht vollendet.

Bei den Frauen fängt man im nämlichen Alter an; aber die Operation dauert nicht so lange, weil der so beliebte Schmuck nur auf den Armen, Händen und Beinen, den Ohrläppchen und Lippen angebracht wird; übrigens wird sie hier mit außerordentlicher Sorgfalt und Zartheit ausgeführt.

Jeder Stamm ist auf verschiedene Weise tättowirt, und jede Linie hat ihre bestimmte Richtung, welche bei Festen Dem, der sie trägt, gewisse Vorrechte verleiht.

Die Häuptlinge und die Glieder ihrer Familien, und die Oberpriester sind die Einzigen, welche sich den Körper vom Kopfe bis zu den Füßen tättowiren; selbst auf dem Gesichte, den Augen und dem Theile des Kopfes, von dem die Haare weggeschoren sind, bringt der geschickteste Tättowirer Zierrathen an. Auch die Krieger sind ganz damit bedeckt. Da aber die Individuen aus niedrigeren Klassen nur wenig, manche auch gar nicht tättowirt sind, so glauben wir, daß die Tättowirung ein Vorrecht der höheren Klassen auf den meisten polynesischen Inseln ist, und aus Hieroglyphen besteht, welche nur für die Häuptlings- und Priesterkasten verständlich sind.

Obgleich die Tättowirung keine bedenklicheren Folgen nach sich zieht, so wird doch der Patient erst mehrere Wochen nach der Operation wieder hergestellt.

Die Nukahivier scheeren sich den Kopf; ihre Barbiere bedienen sich dazu eines Haifischzahnes, einer Muschel, öfter aber eines Stückes von

Ein Nukahiwier tatouirt eine Frau.

iem Eisenringe, der so scharf ist, daß die Operation beinahe ohne Schmer-
n ausgeführt werden kann. Manchmal brennt man auch die Haare mit
em Feuerbrand weg. Der Bart der jungen Leute und das Haar, das
h unter den Achselhöhlen befindet, wird bei Personen beiderlei Geschlechts
it Muschelschalen abgenommen, und die Frauen achten an gewissen Thei-
n des Körpers, welche die Natur absichtlich verhüllt hat, ihr Werk
neswegs. Bei einigen Gelegenheiten bedecken sich die Frauen die
aare; bei andern lassen sie dieselben herabfallen oder schneiden sie sehr
rz, oder bisweilen ganz ab; den Grund davon konnte aber keiner der
eisenden, welche Nukahiva besucht haben, erfahren. Ihr Haarputz wird
f sehr verschiedene Weise geordnet; am gewöhnlichsten aber ist es, daß
an die Haare in zwei Theile scheidet, und sie zu beiden Seiten vom
opfe herabfallen läßt, wo sie mit einem Streifen weißen Zeuges festge-
lten werden; dieß Alles geschieht mit einer Sorgfalt und Eleganz, der
gleich zu thun unsern Haarkünstlern sehr schwer seyn würde.

Der Kapitän Chanal und der Wundarzt Roblet, Reisegefährten
Marchands, sprechen von einem bei allen männlichen Bewohnern dieser
nsel ständigen Gebrauche, von dem die spanischen und englischen Reisenden
ichts erwähnen, und der, wie man weiß, auch bei den Stämmen Neusee-
ands zu Hause ist, nämlich das Ende eines gewissen Theiles ihres Kör-
ers mit einer Binde zu umwickeln, was beweisen soll, daß sie nicht be-
chnitten sind. Hat diese Binde nicht den Zweck, den empfindlichsten Theil
es Körpers gegen die Stiche der Insekten zu schützen, und ihn durch die
ngebrachte Umhüllung gegen jede Verletzung zu sichern, so könnte
man, da es bekannt ist, wie wollüstig sie sind, glauben, dieser Gebrauch
ey nur eine Erfindung raffinirter Wollust, die keinen andern Zweck habe,
ls an dem immer bedeckten Theile fortwährend die größte Reizbarkeit
u erhalten.

Kriegswesen.

Der nukahivische Krieger, wie ihn uns Porter abgebildet hat,
at etwas Phantastisches und Auffallendes in seinem Aufzuge. Sein
Körper ist mit zahllosen Tättowirungen von wahrhaft bewunderungswürdi-
er Eleganz bedeckt. Er schmückt sich mit einer Menge Federn von Häh-
en und Kriegsmännern (eine Art Vogel), mit langen Federn aus dem
Schwanze des Tropikvogels, so wie mit großen, runden oder ovalen Ohr-
ehängen von Wallfischzähnen, Elfenbein oder einer Art leichten Holzes,
welches mit Kalk weiß gefärbt wird. Dicke Haarbüschel hangen an seinem
Gürtel, seinen Knöcheln und Lenden. Um die Schultern ist mit seltener
ierlichkeit ein Mantel von Papiermaulbeerbaumrinde geworfen, der oft
oth, gewöhnlich aber weiß ist. An seinem Hals hängen Wallfischzähne, schön
chön polirte Muscheln, und ein Stück sehr starken Papiermaulbeerbaum-
euges, dessen eines Ende, wie ein Schurz, herabfällt, und sich um seine
enden windet. Auf der Schulter trägt er eine 12 Fuß lange Lanze,
der eine reich geschnitzte Keule. *)

Die Kriegführung der Nukahivier besteht bloß in beständigen Schar-
mützeln. Die kriegführenden Parteien stellen sich auf dem Abhange von

*) S. Blatt 132.

zwei entgegenstehenden Hügeln auf, und lassen in der Mitte einen Kampfplatz von einiger Ausdehnung. Ein oder zwei kostbar aufgepuzte, mit Muscheln, Haarbüschchen, Ohrgehängen u. s. w. geschmückte Krieger rücken unter einem Hagel von Lanzen und Steinen tanzend gegen das feindliche Heer vor und fordern ihre Gegner zum Kampfe heraus. Sogleich werden sie von einer Abtheilung feindlicher Krieger verfolgt, und wenn sie auf ihrem Rückzuge von einem Steine getroffen fallen, tödtet man sie vollends mit Lanzenstößen und Keulenschlägen, und trägt sie sodann im Triumphe weg.

Die Nukahivier haben zwei Arten von Lanzen, welche mit vieler Sorgfalt gearbeitet sind, und niemals von ihnen abgegeben werden: die eine ist ungefähr 14 Fuß lang, und wird aus einem harten, schwarzen Holze, Toa genannt, gemacht, welches eine sehr schöne Politur annimmt; die andern, welche aus der Ferne geworfen werden (die Insulaner sind sehr gewandt damit), ist viel kleiner und von leichterm Holze. Auf eine gewisse Entfernung von der Spitze werden drei runde Löcher hineingebohrt, damit sie um so leichter in der Wunde durch ihr eigenes Gewicht abbrechen, und es um so schwerer sey, sie herauszuziehen. Die Schleudern, welche aus den Fasern grüner Kokosnüsse geflochten werden, sind oval, gut polirt und wiegen ein halbes Pfund. Sie werden in einem am Gürtel hangenden Netze getragen. Da sie die Nukahivier mit Schnelligkeit und Geschicklichkeit weithin werfen, so ist ihre Wirkung so mörderisch, als unser Infanteriefeuer. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die vielen Individuen sieht, welche mit Narben bedeckt oder deren Arme oder Beine gebrochen sind, ob sie gleich diesen Wurfwaffen mit großer Gewandtheit auszuweichen wissen. *)

Jeder Stamm hat ein oder mehrere befestigte Dörfer, eine Art Citadellen, welche auf den unzugänglichsten Bergen, beinahe wie die Pahs der Neuseeländer, oder auch in einer Ebene am Eingange der bedeutendsten Engpässe gebaut werden. Die Befestigungen bilden große 40 Schuh lange Baumstämme, welche auf ein Ende gestellt, und durch andere Holzstücke, die man fest damit verbindet, fest gehalten werden. Das Ganze bildet eine Brustwehr oft von beträchtlicher Ausdehnung, welche bisweilen unübersteiglich ist, und nur durch europäische Artillerie zerstört werden könnte. Hinter dieser Mauer erhebt sich ein Gerüste, auf welches man eine Plateforme stellt, die die Krieger auf Leitern besteigen, und von wo aus sie eine Menge Lanzen und Steine auf ihre Feinde werfen.

Industrie.

Die Nukahivier sind sehr gewerbsam, und da sie wenige Bedürfnisse haben, so kennen sie im Grunde alle Mittel, sie zu befriedigen. Ihre gewöhnlichen Beschäftigungen sind der Ackerbau, der Fischfang, die Erbauung von Canots und Wohnungen, und die Verfertigung von Zeugen zu Kleidern. Sie haben verschiedene Handwerke; keines aber ist auf den Grad von Vollkommenheit gebracht, auf welchem die Tättowirung und die Fabrikation von Ohrgehängen steht, Gewerbe, auf welche sich besondere Männer

*) Die Keulen sind ungefähr 5 Fuß lang und aus Casuarinaholz gemacht; sie sind sehr schön polirt und sehr schwer, denn sie wiegen nicht weniger als 10 Pfund. An dem einen Ende befindet sich ein ausgeschnitzter Menschenkopf.



Zwei tatuirte Krieger.

egen, die sie mit größter Sorgfalt vervollkommnen. Ebenso verhält es sich mit den Barbieren. Was die Heilkunde betrifft, so befindet sich diese Wissenschaft, wie wir sahen, in den Händen jener Klasse von Priestern, welche Tahuna's heißen. Die Gegenstände zum gewöhnlichen Gebrauche, welche man in allen Hütten antrifft, sind Matten von vorzüglicher Arbeit, Kürbisflaschen, Körbe, Kavaschalen von Kokosnuß; Kinderwiegen, welche aus einem mit vieler Sorgfalt ausgehöhlten Baumstamme bestehen; einige kleine Kisten, ebenfalls aus ausgehöhlten Holzstücken mit Deckeln; hölzerne Mulden aus Brettern, welche so gestellt sind, daß die Ratten nicht dazu kommen können. Die Calebassen und Geschirre aus Kokosschalen sind gewöhnlich mit Bein, das von den Armen oder Fingern ihrer Feinde genommen wird, verziert.

Das einzige Ackerbauwerkzeug, dessen sie sich bedienen, ist ein spitziger Pfahl, womit sie den Boden umgraben.

Ein runder Holzblock und ein Schlägel ist Alles, was sie zur Verfertigung der Zeuge brauchen, womit sie sich bekleiden, und die nur in geschlagener Baumrinde bestehen. Diese beiden Werkzeuge werden aus dem nämlichen Holze gemacht wie die Keulen. Der Schlägel ist ungefähr achtzehn Zoll lang; der Handgriff ist rund, das übrige ist viereckig und der ganzen Länge nach zierlich ausgekehlt. Wird der Zeug bereitet, so klopft man ihn auf dem Holzblocke, und mit der andern Hand erhält man ihn feucht und dehnt ihn leicht aus. Dieses Geschäft versehen gewöhnlich alte Weiber, welche in Einem Tage gewöhnlich drei Cahu's oder Ueberkleider verfertigen können. Diese Art von Zeug ist sehr reinlich und regelmäßig, so stark als baumwollenes oder leinenes Tuch; aber nur kann es das Bleichen noch nicht ertragen; dazu bereitet man es vor, daß man es eine Woche trägt, worauf es gebleicht und von Neuem geklopft wird, damit es Glanz und Festigkeit erhalte. So kann sich eine Frau bei mäßiger Anstrengung in Einem Tage Kleider auf sechs Wochen machen. Ist das Kleidungsstück beschädigt worden, so braucht man nur die Ränder des Risses zusammenzubringen und darauf zu klopfen, daß sie vereinigt werden. Dieses so bequeme Verfahren, die Verwüstungen der Zeit oder die Folgen der Nachlässigkeit wieder auszubessern, hat ihnen die Nadel, welche ihnen übrigens auch unbekannt ist, selbst bei der Verfertigung von Kleidungsstücken entbehrlich gemacht, die gewöhnlich aus vier viereckigen Stücken zusammengesezt sind.

Fischfang, Piroguen und Canots.

Die Nukahiwier beobachten ein Verfahren beim Fischfang, das ihnen eigenthümlich ist. Sie schneiden die Wurzel einer Pflanze, welche auf den Felsen wächst, in Stücke, und diese streut sogleich ein Taucher auf dem Meeresgrunde aus. Sie hat die Wirkung auf die Fische, daß diese in kurzer Zeit halb todt auf der Oberfläche des Wassers erscheinen und leicht gefangen werden können. Ein ähnliches Verfahren beobachtet man auch auf Taiti.

Jedoch haben sie auch Netze, deren sie sich aber, wie es scheint, selten bedienen.

Drittens fangen sie Fische auch mit der Angel, welche aus Perlmutter sehr künstlich gearbeitet ist. Die Leine und alle Seile, die sie bei ihren Piroguen brauchen, werden aus der Rinde des Fau gemacht. Auch

verfertigen sie eine Art gut geflochtenes und sehr starkes Seil aus den Fasern der grünen Kokosnuß. Uebrigens ist der Fischfang eine Beschäftigung, die Jeder verachtet, der ein zu seinem Unterhalte ausreichendes Stück Land besizt, so daß nur die Aermsten sich auf denselben legen.

Die Canots sind gewöhnlich vierzig Fuß lang, dreizehn Zoll breit und achtzehn Zoll tief. Sie werden aus Brodbaumholz, welches in Bretter geschnitten wird, die man durch Fasern von grünen Kokosnüssen an einander befestigt, erbaut. Die Fugen werden innen und außen mit Bambusschienen bedeckt, die am Ende eines jeden Brettes befestigt und mit Werg, das man aus grünen Kokosnüssen macht, umwunden werden; dessen ungeachtet fassen sie so viel Wasser, daß beständig zwei Personen mit dem Ausschöpfen desselben beschäftigt seyn müssen. Der Kiel ist aus einem einzigen Stücke Holz gemacht, das von einem Ende des Canots bis zum andern reicht, seine Gestalt bekommt und es in fortwährender Spannung erhält. Drei Brettstücke theilen das Canot in vier Theile und erhalten es in der Gestalt, welche man ihm gegeben hat. Damit es nicht umschlage, was bei seiner geringen Breite leicht geschehen könnte, bringt man quer über, hinten, in der Mitte und vornen drei durch zwei andere verbundene Stücke Holz an, welche so eine Art Rahmen bilden, der in zwei Theile getheilt ist und als Balancirer dient. Das platte Vordertheil des Canots ist mit dem grob ausgeschnizten Kopfe irgend eines Thiers verziert. Bisweilen verbindet man damit ein kleines von einer auf dieselbe Art ausgehauenen Menschenfigur getragenes Brett. Das Hintertheil bildet einen acht Fuß weit vorwärts reichenden Vorsprung. Die Pagaien sind sehr künstlich aus schwarzem und hartem Holze, das sehr schön polirt wird, gearbeitet. Der Stiel derselben ist kurz und der platte Theil oval und am untern Theile, welcher in einen Falkenschnabel ausläuft, breiter. Diese Fahrzeuge sind nie mit Segeln versehen.

Die Kriegscanots unterscheiden sich wenig von den eben beschriebenen, ausgenommen, was ihre Größe betrifft; auch sind sie reich verziert. Sie sind ungefähr fünfzig Fuß lang, zwei Fuß breit und verhältnißmäßig tief. Jedes dazu gehörige Stück, selbst die Pagaien nicht ausgenommen, hat seinen Eigenthümer. Einem gehört das lange Stück, das vom Hintertheil aus hervorragt, einem Andern das Vordertheil, und wenn ein Canot aus einander gelegt ist, so sind seine Bestandtheile in einem ganzen Bezirk zerstreut und befinden sich bisweilen in den Händen von zwanzig Familien. Jedes kann über das ihm gehörige Stück nach Gutdünken verfügen, und soll es zusammengesezt werden, so bringt er es sammt Allem herbei, was man zu seiner Befestigung braucht. Und doch geht alles Dieß mit der nämlichen Ordnung und Regelmäßigkeit vor sich, welche die Eingebornen bei allen ihren Arbeiten beobachten. Uebrigens gehören die Kriegscanots nur reichen Familien, und man bedient sich ihrer nur bei Kriegszügen, bei Feierlichkeiten oder wenn ein Häuptling einem andern einen Besuch abstattet. In diesem Falle schmückt man sie reichlich mit Menschenhaarbüscheln, worunter man andere Büschel von grauen Barthaaren mischt. Sie legen einen großen Werth darauf, und die lezteren besonders werden von ihnen so hoch geschäzt als bei uns die reichsten Federn. Der Patron des Canots sizt, mit Federn geschmückt, auf einem mit Palmblättern und weißen Zeugen verzierten Size. Der Häuptling hat seinen Plaz auf einer Erhöhung mitten im Canot, und ein anderes phantastisch gekleidetes Individuum

Pirogen der Insel Nuka-hiwa

das verschiedene Zierrathen von Perlmuscheln, die an Kokosnußzweigen hängen, trägt, hält sich im Vordertheile auf. Die Ruderer sitzen zu zwei und zwei, und versehen ihr Geschäft mit vieler Regelmäßigkeit; von Zeit zu Zeit stoßen sie ein Geschrei aus, um einander zu ermuthigen und ihren Bewegungen Einheit zu geben. Eine Flotte dieser Kriegscanots mit ihren Ruderern, die sich mit ihrem durchdringenden Geschrei ermuntern, hat etwas Glänzendes, Regelmäßiges und Etwas von militärischem Prunke. *)

Die Canots zum Fischfang sind noch größer als die Kriegscanots, indem sie oft sechs Fuß breit und eben so tief sind. Die Pagaien haben die Gestalt unserer Ruder und werden auf dieselbe Weise, nur senkrecht, gehandhabt.

Auch haben sie kleinere Canots, die oft nichts Anderes sind, als die ausgehöhlten Kiele großer Canots, von denen die Einfassung hinweggenommen ist; man gebraucht sie zum Fischfang in der Nähe der Häfen. Die Canots, welche man zur Ueberfahrt von einer Insel auf die andere gebraucht, sind den größeren Fischercanots ähnlich, aber zu zwei an einander befestigt, wie ihr Name: doppelte Canots anzeigt; wie es scheint, dauern sie lange auf dem Meere aus. Sie sind mit einem Mattensegel versehen, welches dem, das unsere Seeleute das dreieckige Bramsegel nennen, ähnlich ist; aber es ist in umgekehrter Stellung angebracht, denn die Großseite ist unten. Weht kein Wind, so gebrauchen sie die Räder. Die Fahrzeuge, auf welchen man auf die Entdeckung neuer Länder ausgeht, sind noch fester gebaut, jedoch auf ebendieselbe Weise zugerichtet.

Was wir bisher gesagt haben, geht nur die vorzüglicheren Fahrzeuge an, die auf Nukahiva ebenso zahlreich als mannigfaltig sind.

Wohnungen.

Ihre Häuser sind lang und schmal, aus Bambus und Stämmen des Faubaumes erbaut, die mit Kokosblättern und Farnkraut durchflochten werden. Die hintere Mauer ist höher als die vordere, so daß das Dach nur auf einer Seite herabgeht; es ist einen halben Schuh dick und wird aus trockenen Brodbaumblättern gemacht. Das Innere des Hauses ist durch einen auf dem Boden der ganzen Länge nach hinlaufenden Balken abgetheilt; der vordere Theil ist gepflastert; der hintere ist mit Matten bedeckt, welche der Familie und den Dienstboten ohne Unterschied des Geschlechts zum Lager dienen. In einer kleinen an einem Ende angebrachten Abtheilung werden die kostbarsten Möbel verschlossen. Ihre Calebassen, Beile, Waffen, Trommeln u. s. w. hangen an den Mauern und Dächern. Um die Federn und andere Gegenstände, auf welche sie Werth legen, vor der Gefräßigkeit der Ratten zu sichern, legt man sie in Körbe, die so geflochten sind, daß das Ungeziefer sie nicht durchbeißen kann. Die ungefähr drei Fuß hohe Thüre befindet sich in der Mitte des Gebäudes: die Familien sitzen gewöhnlich im Kreise um sie herum.

In einer Entfernung von 20 bis 25 Toisen von diesem Hause befindet sich ein anderes, dessen Inneres ebenso abgetheilt ist; nur ist es anderthalb bis zwei Fuß über dem Boden erhoben. Einige Fuß von diesem Gebäude erhebt sich eine aus großen Steinen errichtete Plateform von

*) S. Blatt 157.

zehn bis zwölf Fuß, die eben so lang als dieses ist; sie dient als Sp- saal. Indeß haben sie nur die Häuptlinge, ihre Verwandte, die P- und einige ausgezeichnete Krieger; denn sie sezt einen gewissen Reich- voraus, indem der Eigenthümer immer eine große Anzahl von G- haben muß. Diese bilden eine besondere Gesellschaft, die er selbst in Zeiten der größten Hungersnoth ernähren muß. Die Glieder dieses K- erkennen einander an gewissen tättowirten Zeichen. Die Weiber w- diesen Gesellschaftsmahlen nie an; sogar das Haus, wo das Ge- Statt findet, ist immer tabu für sie.

Zehn bis fünfzehn Schritte von den Wohnungen sieht man i- eines oder mehrere mit Steinen ausgemauerte und mit Zweigen oder- tern bedeckte Löcher, worin die Vorräthe aufbewahrt werden. Der- gehört eine Art Pudding oder Teig aus Brodfrüchten und Tarow- es hält sich in jenen Löchern mehrere Monate. Die Küche der Nukah- ist sehr einfach. Außer dem Schweinefleisch, das sie wie die Taitier - nähren sie sich hauptsächlich von einem aus Brodfrüchten und Tarow- bereiteten Teige, der sich in den eben besprochenen Kellern mehrere - lang hält, und der nach Porter wie eine stark gezuckerte Ap- schmeckt. Auch essen sie Ignamen, Taro, Bananen und Zuckerrohr; - überhaupt nehmen sie mehr vegetabilische als animalische Nahrung z- Ihre Speisen werden auf Bananenblättern gekocht, die ihnen auch als Platten dienen. Die Fische essen sie gewöhnlich roh und nur in Salzwas- ser eingetaucht. Die Weiber dürfen mit den Männern essen, aber nur in ihren Häusern. Das Schweinefleisch ist ihnen zwar nicht verboten, aber man gibt ihnen nur selten welches.

Das gewöhnliche Getränke der Nukahivier ist Kokosmilch. Die Ein- wohner von Santa-Christina trinken Meerwasser, ohne eine Beschwerde davon zu empfinden. Der Kapitän Manhand ließ ihnen Wein geben, der ihnen jedoch nicht so zu behagen schien als der Branntwein, den man ihnen anbot. Krusenstern bemerkt, daß sie das Kava sehr mäßig trinken; Porter hat jedoch diese Bemerkung nicht bestätigt.

Musik, Gesänge, Tänze.

Krusenstern, der ein ungünstiges Vorurtheil gegen die Nukahivier hatte, suchte eine Analogie zwischen ihrer Musik und ihrem Charakter zu finden. Wie es scheint, ist sie aber von der Musik der anderen Polynesier nicht verschieden. Ihre Trommeln sind ungeheuer groß und haben einen hohlen und dumpfen Ton. Wollen sie den Takt schlagen, so stützen sie den linken Arm gegen den Körper und schlagen mit der rechten hohlen Hand auf die linke hohle, was einen schallenden Ton gibt, der ihnen ange- nehmend gefällt.

Ihr Tanz besteht in einem Hüpfen auf derselben Stelle, wobei sie von Zeit zu Zeit die Hände in die Höhe heben und die Finger schnell bewegen. Ihre Gesänge sind weiter Nichts als ein Geheul.

Geschichte.

Einige im Gedächtniß dieser Insulaner Jahrhunderte durch aufbewahrte Traditionen sind die einzigen Urkunden, welche wir über ihren Ursprung haben. Oataïa, ihr gemeinschaftlicher Vater, und Oanova, seine Frau,

men, sagen sie, von einer Insel, Namens Vavao, welche in einiger Ent-
nung unter Nukahiva liegt. Sie brachten verschiedene Pflanzenarten
sich, von welchen ihre vierzig Kinder, eines (Po oder die Nacht) aus-
mmen, ihre Namen erhielten. Diese Erzählung scheint uns nicht un-
hrscheinlich zu seyn. Wirklich heißt die größte der Tongainseln Vavao
 liegt unter Nukahiva, wenn man den Parallelkreis betrachtet, der
ch diese leztere geht, denn ihre Richtung ist West-Süd-West. Auch sind
e Produkte von den Erzeugnissen unsers Archipels nicht viel verschieden.
Im Jahr 1567 sandte der Vicekönig von Peru Don Alvaro de
endoza und Don Alvara Mendana de Neyra auf eine Ent-
ungsreise im stillen Ocean aus. Nach dreimonatlicher Fahrt ent-
kte man mehrere große Inseln, welche Salomoninseln genannt wurden,
der Meinung, hier sey das Ophir Salomons und hier gebe es Gold
 Ueberfluß. Nach seiner Rückkehr richtete Mendana mehrere Denk-
riften über diesen Gegenstand an den spanischen Hof. Dieser, die ganze
ichtigkeit dieser neuen Länder anerkennend, befahl im Jahr 1594 dem
on Garcia de Mendoza, Statthalter von Peru, die Galione St.
ieronymus und drei andere Schiffe ausrüsten und hinreichend verprovian-
ren zu lassen; auf diesen Schiffen wurden sodann zugleich alle unnützen
Männer und Weiber von Peru eingeschifft, die den Kern einer Kolonie
lden sollten. Das Kommando über diese Flottille wurde Mendana an-
rtraut. Ungefähr tausend Meilen westlich von Lima, unter dem 10°
dlicher Breite, entdeckte man eine Insel, deren Bewohner, nachdem sie
ie Spanier sehr übel empfangen hatten, doch ihre Landung zu wünschen
hienen. Nachdem sie weiter gefahren waren, entdeckten sie drei andere
Inseln, die man San-Pedro, Santa-Magdalena und Santa-Dominica nannte.
Die leztere war größer als die ersteren; ein klarer und tiefer, eine Meile
eiter Kanal trennte sie von einer vierten, welche man Santa-Christina
nnte. So wurde der Nukahiva-Archipel entdeckt. Jedoch bilden diese
nf Inseln nur den südlichen Theil. Mendana gab ihnen den Collektiv-
amen Marquesas de Mendoza, zu Ehren der Gemahlin des Vicekönigs.
Da ihm die hohl gehende See nicht gestattet hatte, auf Dominique zu
anden, wie er gewünscht hatte, so sandte er am folgenden Morgen, dem
Feiertage des heiligen Jakobs (25. Juli), einen Offizier mit zwanzig Sol-
aten ab, um einen Hafen und einen Ort, wo man Wasser holen könnte,
u suchen. Dieser landete auf der westlichen Küste in einem schönen Ha-
en, den man Puerto de la Madre de Dios (Mutter-Gottes-Hafen) nannte
nd der nun Tao-Uti heißt. Sie landeten unter Trommelschlag, und das
reundschaftliche Verhältniß, welches sich bald zwischen beiden Theilen ent-
pann, wäre wahrscheinlich nie gestört worden, wenn man nicht einige allzu
reche Diebe mit Flintenschüssen hätte bestrafen müssen. Dieser Vorfall
ar übrigens vergessen und am 28. stieg der Kommandant mit seiner
attin ans Land. Er ließ dort eine Messe lesen, welche die Eingebornen
uf den Knieen, friedlich und in tiefer Stille anhörten. Aber kaum war
Mendana auf sein Schiff zurückgekehrt, als die schlechte Aufführung der
Spanier Streitigkeiten veranlaßte, welche sich mit einem Gefechte endigten,
worin sich die ganze Ohnmacht ihrer Gegner kund gab. Hierauf wurde
ufs Neue Frieden geschlossen, und man verließ sie als die besten Freunde.
Den 5. August gingen die Schiffe unter Segel und steuerten immer gegen
Westen, um die Inseln aufzusuchen, wohin ihre Fahrt gerichtet war.

Der Nukahiva-Archipel schien gänzlich vergessen zu seyn, als Cook auf seiner zweiten Reise im Jahr 1774 diese Inseln besuchte. Außer den- jenigen, welche Mendana entdeckt hatte, fand er die Insel Hood, wel- die Eingebornen Tatugu nennen. Nachdem er nach einander die In- San-Pedro, Dominica und Santa-Christina aufgefunden hatte, fuhr er der südöstlichen Küste der zweiten hin und ankerte in dem Hafen Madre de Dios, den er Revolutionsbai nannte. Die Schiffsman- wurde von den Eingebornen ebenso aufgenommen und behandelt wi- spanische Seemann. Nur mußte man ihnen wiederum vermittelst der waffen den Grundsatz der politischen Oekonomie verständlich machen, die Auswechslungsgegenstände beim Tauschhandel so ziemlich von glei- Werthe seyn müssen; denn häufig nahmen sie Alles, was man ihnen ohne Etwas dagegen zu geben. Die Beschreibung der Entdeckungen Men- dana's, welche wir haben, ließ, ob sie gleich in gewissen Beziehun- vollständig ist, doch in Hinsicht der Bestimmungen der astronomischen Vieles zu wünschen übrig. Dieser Umstand bestimmte den Kapitän mehrere Tage hier zu verweilen, um alle Zweifel in dieser Beziehung lösen, während zugleich die Naturforscher Forster und Sparzmann geographische Beschreibung des Landes vervollständigten. Als der Kapi- am 9. April ans Land gestiegen war, hatte er eine Zusammenkunft einem Häuptling, Namens Honu, der sich unter dem Titel eines Heu- für den König der ganzen Insel ausgab; indeß schien sich sein Ansehen bei seinen vorgeblichen Unterthanen beinahe auf Nichts zu beschränken. Er erschien in großem Putze, der aus einem Mantel von Papiermaulbeer- baumzeug, aus großen Ohrgehängen, einem Halskragen und vielen Men- schenhaarbüscheln bestand; auf seinem Kopfe trug er eine Art Diadem. Da man sah, daß man auf dieser Insel keine hinreichende Quantität von Erfrischungen für eine Mannschaft bekommen könne, welche seit fünf Mona- ten nur von Eingesalzenem lebte, so steuerte die Revolution zwei Tage nachher auf Taiti los.

Fünfzehn Jahre nachher, im Jahr 1791, entdeckte der Kapitän In- graham von Boston Das, was den gewissenhaften Nachforschungen Cooks entgangen war, nämlich die nördlichen Inseln des Archipels; indeß gab er bloß die Lage davon an. Uebrigens war er nur einen Monat vor Marchand dort gewesen, der am 12. Juni desselben Jahrs auf dem Schiffe Solide, welches ein Haus von Marseille für eine Handelsreise nach der nordwestlichen Küste Nordamerika's ausgerüstet hatte, dort ankam. Kaum hatte das Fahrzeug Anker geworfen, als es von einer Menge Ka- nots, die mit Eingebornen, welche von der Insel selbst und vom Dominica herkamen, angefüllt waren, umgeben wurde. Auch dieses Mal eröffnete sich der Verkehr auf ebenso freundschaftliche Weise als mit Mendana und Cook. Als man sich gegen ihre erstaunliche Gewandtheit im Stehlen gesichert hatte, erlaubte man ihnen an Bord zu kommen, und der Tausch- handel begann. Durch diesen verschaffte man sich eine beträchtliche Menge Kokosnüsse, Bananen, Brodfrüchte und Fische, so wie verschiedene Geräthe der Insulaner. Während der Kapitän und die Offiziere mit diesem Handel beschäftigt waren, entspann sich ein Verkehr anderer Art zwischen der Mannschaft und den hübschen Insulanerinnen, deren Gunst unsere jungen Matrosen in vollem Maße gewonnen hatten. Indessen artete derselbe so aus, daß man sich genöthigt sah, Ordnung zu stiften.

Nachdem man einige Anordnungen getroffen hatte, um jedem Ueberfall von Seiten der Eingebornen zuvorzukommen, stiegen die Kapitäne Marchand und Chanal ans Land. Dort begrüßte sie ein Greis, den sie für den Häuptling eines Distrikts hielten, auf polynesische Weise, d. h. indem er mehrere Male seine Nase sehr gravitätisch an den ihrigen rieb. Nach diesem Empfang, welcher von den wohlwollendsten Gesinnungen zeugte, führte man sie in einen mit vier bis fünf Fuß hohen Steinmauern eingeschlossenen Platz, den die Frauen nicht betreten durften. Man lud die Fremden ein, unter einem großen Baum, der den ganzen Platz beschattete und sie gegen die Sonnenstrahlen schüzte, niederzusitzen. Die Eingebornen stellten ihnen nun einen Mann von kleinem Wuchse und sehr hohem Alter vor, dem sie den Titel Otouh (Atua?) gaben, was, wie sie glaubten, König oder Häuptling bedeuten dürfte; denn sie gaben ihn auch dem Kapitän Marchand, sobald sie in ihm den Kommandanten des Schiffes erkannt hatten. Dieser kleine Greis war ausnehmend häßlich, und weit entfernt, die Zuversicht zu zeigen, welche die Würde verleiht, schien er eher gewissermaßen furchtsam zu seyn; auch konnten unsere Reisende kaum glauben, daß ein so erbärmliches Wesen der Häuptling eines Bezirks seyn solle. Sein Gefolge, vielleicht seine Minister, ließen ihn zwischen den zwei Kapitänen niedersitzen. Nach einander wurden vier Schweine herbeigebracht, und jeder der Eigenthümer legte, nachdem er eine kurze Anrede gehalten hatte, eine Gabe zu den Füßen der Fremden nieder. In den folgenden Tagen beschäftigte man sich mit einer allgemeinen Besichtigung des Landes und mit Wasserholen; das Schiff blieb bis zum 21. an der Küste, worauf es in Folge gewisser Anzeichen in der Atmosphäre, welche ein Land in geringer Entfernung von den Marquisen ankündigten, seine Reise fortsezte. Wirklich entdeckte man bald ein hohes Land, dem die Offiziere des Solide einstimmig den Namen Insel Marchand gaben. Man nahm im Namen der französischen Nation Besitz von derselben. Darauf erblickte man nach und nach die Insel Baux, die Zwei-Brüder-Inselchen, die Insel Masse und die Insel Chanal. Der ganze Archipel erhielt den Namen Revolutionsinseln zu Ehren des großen Ereignisses, welches das Schicksal Frankreichs umgestaltet hatte. Der Kapitän Marchand gab uns zahlreiche Nachweisungen über den Nukahiva-Archipel, und es wäre ungerecht, ihm die Ehre der Entdeckung aller eben von uns genannten Inseln zu versagen, da er, wie es auch in der That war, Nichts von der Entdeckung Ingrahams wissen konnte, der in Nichts einen Vorzug vor ihm hat, als daß er einige Tage vor ihm gekommen ist.

Am 30. März 1792 sah der Lieutenant Hergest, welcher der von Vancouver kommandirten Flottille die nöthigen Lebensmittel überbringen sollte, die nördlichen Inseln wieder, untersuchte sie sorgfältig, nahm Karten davon auf, beschrieb sie genauer als irgend ein Reisender und gab ihnen neue Namen, da er noch nicht wußte, daß Dieß bereits von seinen beiden Vorgängern geschehen sey. Alles Dieß hätte sich bei der Abfassung der Beschreibungen leicht vereinigen lassen, da die Entdeckung des amerikanischen Seemannes zu der Zeit, als sie verfaßt wurden, schon bekannt war; aber so trat von beiden Seiten die Eigenliebe mit ins Spiel, und die Sachen blieben im vorigen Stande. So wurde die Wissenschaft, anstatt einfacher zu werden, von Tag zu Tag mehr verwirrt.

Einige Monate nach Hergest fuhr der Kapitän Brown, Komman-
dant des Schiffes Butterworth, zwischen diesen Inseln hindurch, ohne ih-
jedoch Namen zu geben, eine Ehre, die ihnen schon einmal widerfah-
war. Der Lezte endlich, der diese Gruppe entdeckte, war Joseph Rober-
Kapitän des amerikanischen Schiffes Jefferson, und der Name Washin-
den Ingraham der Insel Uahonga allein gegeben hatte, wurde von
der ganzen Gruppe gegeben.

Im Jahr 1797 brachte Kapitän Wilson die protestantischen Mi-
näre, welche beschlossen hatten, die verschiedenen Archipele Polynes-
civilisiren, auf dem Schiffe Duff dahin.

Krusenstern besuchte den Nukahiva-Archipel zu Anfang des M-
Mai 1804. Kaum hatten die Matrosen Anker geworfen, als das S-
von mehreren hundert Canots umringt wurde. Auf einem derselben
fand sich ein Engländer, Namens Roberts, den man auf den ersten
unmöglich von den Eingebornen unterscheiden konnte, da er ganz in
Aufzuge erschien. Er sagte, es befinde sich auch noch ein anderer
ropäer, ein Franzose, Namens Cabri, auf Nukahiwa. Diese bei-
Männer, welche einen großen Einfluß auf diesem Theile der Insel ge-
nen hatten, waren alte Feinde, und schienen am Ende der Welt den
zu repräsentiren, der damals ihr Vaterland entzweite; Krusenstern
mühte sich umsonst, sie mit einander auszusöhnen. Beide ließen sich
wiren. Cabri *) wurde ein großer Krieger; aber er konnte sich
entschließen, Menschenfleisch zu essen: gegen einen Gefangenen tauschte er
immer ein Schwein ein. Uebrigens leisteten ihm diese beiden Männer
wichtige Dienste; denn da er die Landessprache gar nicht verstand, so
er nur sehr unsichere Vermuthungen über Nukahiva aufstellen können.
Roberts hatte eine Verwandte des Königs geheirathet; diese Verbindung
gab ihm großes Ansehen und sezte ihn in den Stand, dem russischen Se-
manne wichtige Dienste zu leisten.

Kurze Zeit nachdem das Schiff Anker geworfen hatte, kam auch
König mit seinem ganzen Gefolge an Bord. Es war ein Mann von
bis 45 Jahren, gut gewachsen, kräftig, mit dickem Halse und von braun-
beinahe schwarzer Farbe. Er war ganz tättowirt, aber durch Nichts
seinen Unterthanen ausgezeichnet. Krusenstern machte ihm so wie seinem
Gefolge einige Geschenke; da aber nach zwei oder drei solchen Besuchen
ein Mißverständniß von seiner Seite Streitigkeiten hätte herbeiführen kön-
nen, glaubte er, sich zu ihm begeben zu müssen, um ihn von seinen wohl-
wollenden Gesinnungen gegen ihn zu überzeugen. Lassen wir diesen Rei-
senden selbst weiter reden:

„Der Kapitän Lisianskoi begleitete mich; wir verließen das Schiff
um acht Uhr Morgens, nachdem wir eine Stunde vorher unsere Schaluppen
an den Wasserplatz geschickt hatten. Vierzig Mann stark, worunter zwanzig
Bewaffnete waren, stiegen wir ans Land; wir selbst waren auch mit Waf-
fen versehen. Ueberdieß hatten die beiden Fahrzeuge, welche Wasser holen
sollten, je zwei kleine einpfündige Kanonen und achtzehn Mann unter dem
Kommando zweier Lieutenants. Also konnten wir der ganzen Insel Troz
bieten, wenn man Lust hatte, uns anzugreifen. Bei unserer Landung

*) Cabri, der aus dem südlichen Frankreich gebürtig ist, ist dahin zurückgekehrt.

fand sich Niemand am Ufer. Die ganze vorige Nacht hatten wir Feuer an verschiedenen Orten gesehen, und des Morgens brachten die Insulaner nicht wie gewöhnlich Kokosnüsse; wie es schien, waren die Gemüther noch nicht ganz beruhigt. Wir gingen gerade auf das eine Meile entfernte, in einem Thale gelegene Haus des Königs zu. Der Weg führte durch ein Gehölz von Kokosnuß-, Brodfrucht- und Mayobäumen. Das Gras war so hoch und dick, daß es uns bis an die Kniee ging und unsern Marsch verzögerte; endlich kamen wir zu einem Fußpfade, auf welchem wir die Spuren einer taktischen Gewohnheit fanden, die kein Beweis von der Reinlichkeit der Nukahivier ist. Ein einen Fuß tiefer Wassergraben führte uns auf einen gut unterhaltenen Weg. Sodann kamen wir in einen prächtigen Wald, der sich, wie es schien, bis zu der den Horizont begrenzenden Bergkette erstreckte. Die siebenzig bis achtzig Fuß hohen Bäume des Waldes waren hauptsächlich Kokosnuß- oder Brodbäume, die man an den Früchten, womit sie beladen waren, leicht erkannte. Die Bäche, welche sich von den Bergen herabstürzten, bespülten die Wohnungen im Thale; wo Felsenmassen ihren Lauf unterbrachen, bildeten sie rauschende und malerische Wasserfälle. Neben den Häusern sah man große Pflanzungen von Taro- und Maulbeerbäumen, in schönster Ordnung gereiht und mit hübschen Zäunen von weißen Latten umgeben, ein Anblick, der von großen Fortschritten in der Kultur zeugte. Dieser wahrhaft entzückende Anblick unterdrückte für einige Augenblicke das Gefühl, uns in der Mitte eines Kannibalenvolks zu befinden, das den empörendsten Lastern ergeben war. . . . . . .

»Der König kam uns auf einige hundert Schritte von seiner Wohnung entgegen und empfing uns aufs Herzlichste. Wir fanden seine ganze Familie um ihn versammelt; sie war sehr erfreut über unsern Besuch, denn Jeder von uns brachte ein Geschenk. Die Königin war aufs Höchste entzückt, als man ihr einen kleinen Spiegel schenkte. Ich bat den König, mir offen zu sagen, Was ihn bewogen habe, ein Gerücht zu verbreiten, das das gute Vernehmen, welches glücklicherweise zwischen uns geherrscht habe, habe stören müssen und zu blutigen Scenen, die wohl nicht zu seinem Vortheil ausgefallen wären, hätte Veranlassung geben können. Er erklärte mir, er habe nie Etwas von mir befürchtet; aber der Franzose habe ihm gesagt, ich würde ihn gewiß in Ketten werfen lassen, wenn das Schwein nicht sogleich an Bord gebracht würde. Ich sah hieraus, daß mein Verdacht gegen Cabri nur zu sehr gegründet war. Ich machte dem König und seiner Familie schöne Geschenke und bat ihn, überzeugt zu seyn, daß ich, wenn ich nicht dazu genöthigt würde, gegen Niemand, und am wenigsten gegen ihn, den ich als meinen Freund betrachte, Gewalt brauchen würde.

»Nachdem wir ausgeruht und uns mit Kokosmilch erfrischt hatten, besahen wir unter der Führung Roberts einen Morai; ehe wir aber das Haus verließen, stellte man uns die Enkelin des Königs vor, welche, wie alle Kinder und Enkel der königlichen Familie, als Atua (göttliches Wesen) behandelt wird. Sie hatte ihr eigenes Haus, das mit Ausnahme ihrer Mutter, Großmutter und ihrer nächsten Verwandten Niemand betreten durfte. Für alle übrigen Insulaner war es tabu. Der jüngste Bruder trug diese kleine Gottheit, welche ein Kind von acht bis zehn Monaten war, auf seinen Armen. Ich fragte, wie lange die Mütter ihre Kinder säugen. Man antwortete mir, daß es gewöhnlich gar nicht geschehe.

Sobald ein Kind auf die Welt kommt, nimmt es eine der nächsten wandten, unter welchen gewöhnlich sich ein Streit darüber erhebt, mit nach Hause und nährt es mit Früchten und rohen Fischen. So diese Insulaner also nicht gesäugt, und doch sind sie von Körperbau.

„Endlich machten wir uns auf den Weg nach dem Morai und bei einer Mineralquelle vorbei, deren es viele auf dieser Insel gibt. Morai befindet sich auf einem hohen Berge, den wir nur mit Mühe bestiegen, da die Sonne beinahe senkrecht auf unsere Köpfe Mitten in einem dichten Walde, der so mit Lianen durchschlungen er undurchdringlich schien, fanden wir eine Art Gerüste, auf welchem Sarg mit einem Leichnam stand, von welchem man nur den Kopf Der Morai war außen mit hölzernen Säulen verziert, welche men Figuren vorstellten; die Arbeit war aber von einem ungeschickten Neben diesen Statuen erhoben sich Säulen, welche mit Kokosblätter weißem baumwollenem Tuche umhüllt waren. Wir hätten sehr fahren, was diese Umhüllungen zu bedeuten hätten; man sagte weiter Nichts, als daß diese Säulen tabu seyen. Neben diesen befand sich das Haus des Priesters, welcher gerade abwesend war. Familie hat ihren eigenen Morai; der, den wir sahen, gehörte der des Priesters; und ohne Roberts, der mit dieser Familie so gut der königlichen verwandt ist, hätten wir ihn vielleicht nicht besuchen denn die Nukahivier erlauben es nicht gerne. Die Morai's sind auf den Bergen in der Mitte des Landes: dieser macht eine denn er ist nicht weit vom Ufer entfernt. Sobald Tilesius seine nung vom Morai vollendet hatte, kehrten wir zu unseren Booten zur

Während seines Aufenthaltes beobachtete Krusenstern mehrere bräuche, die seinen Vorgängern entgangen waren; z. B. jenes neue beat, das bei den Häuptlingen herkömmlich ist und darin besteht, einen Stellvertreter bei ihren Gattinnen lassen, der alle ihre Rechte und den man den Feueranzünder des Königs nennt. Wir sahen oben seltsamen Vorfall und die beklagenswerthen Folgen, welche es für Missionär Harris hatte.

Die denkwürdigste Epoche der Geschichte Nukahiva's war aber Aufenthalt des amerikanischen Kapitäns Porter im Jahr 1813. hatte die Gruppe der Gallapagosinseln verlassen, wo die Niederla zahlreichen Prisen von englischen Walfischfängern war, die er in Theile des großen Oceans während des lezten Krieges zwischen Eng und den Vereinigten Staaten gemacht hatte.

Porter landete auf Nukahiva am 25. Oktober 1813. Er fand einen Engländer, Namens Wilson, und einen Amerikaner, Namens John Maury, der kurze Zeit vor seiner Ankunft durch ein Schiff der Verein ten Staaten dort gelassen worden war, um für dasselbe eine Ladung Sandel zu besorgen. Der Engländer, der seit mehreren Jahren auf verschiede Inseln des Archipels sich aufgehalten hatte, sprach die Landessprache so gut als die seinige, und unterschied sich nur durch die weiße Farbe von den Insulanern, deren Geberden und Manieren er sämmtlich angenommen

*) S. Blatt 198.

e. Obgleich Porter Anfangs vor ihm gewarnt worden war, glaubte ch, einen guten und ehrlichen Mann an ihm zu finden, der bereit ihm alle möglichen Dienste zu leisten; bald aber sah er, daß er es it einem vollendeten Heuchler zu thun habe. Uebrigens leistete er seine genaue Kenntniß der Idiome und Gebräuche der Eingebornen amerikanischen Kapitän bei seinem Verkehr mit denselben wichtige ste.

Die Berge, welche das Thal umgeben, wo man landete, waren mit ichen Gruppen von Eingebornen bedeckt. Sie waren bereit, den An-ines kriegerischen Stammes zurückzuschlagen, der Happah hieß, jen-der Berge wohnte und der schon seit mehreren Wochen Krieg mit Bewohnern des Thales führte, in das er eingefallen war und wo er Häuser zerstört, Pflanzungen verwüstet und viele Brodfruchtbäume um-en hatte. Jedoch schien ihr neuer Einfall durch die Ankunft der en Schiffe verzögert worden zu seyn. Porter schickte eines der lez-an ihn ab, und ließ ihnen sagen, daß er Streitkräfte genug habe, e von der Insel zu verjagen, daß er ein Truppenkorps gegen sie aus-n würde, wenn sie in das Thal eindrängen, um sie zurückzuschlagen; überhaupt alle Feindseligkeiten aufhören müßten, so lange er sich auf iva befinde, und daß ihnen alle Sicherheit und Erleichterung gewährt ollte, wenn sie Schweine und Früchte vertauschen wollten.

Nach dieser vorbereitenden Eröffnung wurde ein Bote an Gattaneua -Nui Krusensterns), den Häuptling des schönen Thales Tieuhoy, schönste Felder tabuirt waren, geschickt; er befand sich damals in seiner Citadellen, kam aber ohne Verzug herbei. Porter ließ ihm, ihm seine ganze Achtung für seine Person und seine friedlichen Gesin-gen zu beweisen, ein englisches Mutterschwein anbieten. Da die Ein-rnen besonders gern Schweine aufziehen, so war Dieß, einen Walfisch-n etwa ausgenommen, das schmeichelhafteste Geschenk, das man ihm en konnte. Der Häuptling erwiderte seinen Besuch an Bord, und er ihn verließ, bat er ihn um seinen Beistand in dem Kriege, in den erwickelt war, was ihm auch versprochen wurde, jedoch nur in dem l, daß die Happahs in das Thal einfallen würden.

Da diese gegen alle Vorstellungen taub waren, alle Vorschläge zurück-iesen und sich sogar Thätlichkeiten erlaubt hatten, so begannen die Feind-gkeiten. Jedoch schob Porter den Anfang derselben noch so lange aus, als es seine Lage und die Sicherheit seiner Verbündeten erlaubte. ne sechspfündige Kanone wurde von den Eingebornen mit wahrhaft ßerordentlicher Gewandtheit auf den Gipfel eines hohen Berges gebracht, ährend das auf der Küste errichtete Lager zugleich Verstärkungen erhielt d mit zwei Artilleriestücken versehen wurde. Am 28. Morgens begab h der Lieutenant Downes an der Spitze einer Abtheilung und von Ein-bornen begleitet an die bedrohten Orte. Die Happahs wurden aus allen tellungen vertrieben und flüchteten sich in ein Fort, das bald in die Ge-alt ihrer Gegner fiel. Man fand dort eine große Menge Tamtams, atten und andere Hausgeräthschaften, Schweine, Kokosnüsse und andere rüchte. Die Feinde verloren fünf Mann und unterwarfen sich ohne Ver-g dem amerikanischen Kapitän, der dieses glückliche Ereigniß durch einige eschenke besiegelte. Dem Beispiele der Happahs folgten bald die angren-nden Stämme, und auf die Bitte der Häuptlinge beschloß Porter, den

Plan zu einem Dorfe zu entwerfen, das sich wie durch Zauber unter den Händen von 4 bis 5000 Eingebornen erhob, welche zu Ausführung dieses Werkes herbeigekommen waren. Bei dieser Gelegenheit konnte man die Ordnung, welche die Nukahivier bei Allem, was sie unternahmen, einhalten, nicht genug bewundern. Ohne daß sie ein Häuptling leitete, führten sie Das, was man von ihnen verlangte, mit Ordnung, Eifer, Schnelligkeit und großer Einsicht aus. Als das Dorf vollendet war, erhielt es den Namen Madisonville, und auf einem Hügel, der es beherrscht, errichtete man ein Fort,*) wo die Fahne der Vereinigten Staaten aufgepflanzt wurde.

In Folge dieses Zuges faßte er nachfolgendes Aktenstück über die Besitznahme der ganzen Insel Nukahiva im Namen der Union ab, obgleich zwei Stämme noch nicht unterworfen waren.

„Durch Gegenwärtiges thue ich Jedermann kund, daß ich, David Porter, Schiffskapitän im Dienste der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kommandant der Fregatte Essex, im Namen der besagten Vereinigten Staaten die Insel in Besitz genommen habe, welche von den Eingebornen Nuhiva (Nukahiva) genannt wird, allgemein unter dem Namen Henry Martin bekannt ist, nun aber Madison heißt; daß ich auf die Bitte und mit der Hülfe der Bewohner des Thales Tieuhoy so wie der Gebirgsstämme, welche wir bezwungen und unserer Flagge unterworfen haben, das Dorf Madisonville habe erbauen lassen, welches aus sechs schönen Häusern, einer Seilerwerkstatt, einer Bäckerei und anderen Zugehörden besteht; daß ich zur Vertheidigung des Dorfes und zum Schutze der verbündeten Eingebornen ein Fort errichtet habe, das sechszehn Kanonen aufnehmen kann, daß ich vier Geschütze dort aufgestellt und es Fort Madison genannt habe.

„Unsere Rechte auf diese Insel, die sich auf die nicht zu läugnende Priorität der Entdeckung, Eroberung und Besitznahme gründen, können nicht bestritten werden. Ueberdieß haben die Insulaner, um den ihnen nöthigen Schutz von uns zu erhalten, den Wunsch geäußert, in die große amerikanische Familie aufgenommen zu werden, deren republikanische Regierung viel Aehnlichkeit mit der ihrigen hat. Darum habe ich, geleitet von dem Wunsche, zu ihrem Vortheil und Glück Etwas beizutragen, und zugleich unsere Rechte auf eine in sehr vielen Beziehungen sehr wichtige Insel unbestreitbar zu machen, es über mich genommen, ihnen zu versprechen, daß sie von den Vereinigten Staaten angenommen werden sollen, und unser Oberhaupt auch das ihrige seyn sollte. Ihrerseits haben sie mich versichert, daß sie diejenigen ihrer amerikanischen Brüder, welche sie fernerhin besuchen würden, gastfreundlich aufnehmen, daß sie ihnen im Ueberfluß alle Vorräthe liefern würden, welche die Insel besitze, daß sie ihnen gegen alle ihre Feinde beistehen und, so weit es in ihrer Macht stehe, verhindern würden, daß die Unterthanen Großbrittaniens auf ihrer Insel landen, bis der Friede zwischen beiden Ländern geschlossen sey.

„Während unsers Aufenthalts auf dieser Insel erhielten wir reiche Geschenke von allen Stämmen: hier die Liste der lezteren:

„Sechs Stämme im Thale Tieuhoy, genannt die Taihs; nämlich: die Hoatta's, die Mauhs, die Uniahs, die Pakeuhs, die Hekuahs, die Harru's.

„Drei Stämme Mamatuahs: die Mamatuahs, die Tiuhs und die Kahala's.

---

*) S. Blatt 267.

„Zwei Stämme Attatokahs: die Takiahs, die Paheutahs.

„Ein Stamm Niki's.

„Zwölf Stämme Taipi's; die Poheguahs, die Naeguahs, die Attuekahs, die Cahunukoahs, die Tomacáhinahs, die Tieheymaues, die Muaahs, die Atterhau's, die Attestapughunahs, die Attehacues, die Attetomoey's und die Attaka-Kaha-Neuahs:

„Welche größtentheils den Wunsch geäußert haben, unter unsern Schutz gestellt zu werden und uns geneigt schienen, um jeden Preis ein Bündniß zu schließen, das ihnen so großen Nutzen verspricht.

„Aus diesen Gründen und auch, daß der Besitz dieser Insel uns in der Folge nicht streitig gemacht werden könne, habe ich in einer am Fuße des Forts Madison eingegrabenen Bouteille eine Abschrift der gegenwärtigen Urkunde nebst mehreren Münzen mit dem Stempel der Vereinigten Staaten niedergelegt. Zu Beurkundung Dieses habe ich meine Unterschrift beigesetzt.

19. November 1813.

David Porter."

Die Besitznahme erstreckte sich so über die ganze Insel. Obgleich die Taipi's und ihre Verbündeten nicht unterworfen waren, ließ sie Porter auffordern, sich als Unterthanen der Vereinigten Staaten anzuerkennen; da sich die Taipi's aber nicht sehr beeilten, diese Anerkennung auszusprechen, und andere Stämme ihrem Beispiele folgten, so glaubte Porter, in Unterhandlung mit ihnen treten zu müssen, und ließ ihnen andeuten, daß sie entweder den Frieden zu wählen hätten, indem sie einen Tribut bezahlten, oder den Krieg, wenn sie seiner Freundschaft entsagen wollten. Die versöhnenden Vorschläge, die man ihnen deßhalb machte, wurden mit einer übermüthigen Ausforderung beantwortet. „Die Bewohner des Thales Tieuhoy und ihr König Keata-Nui sind Feige," sagten sie; „die Happahs sind geschlagen worden, weil es auch Feige sind. Porter und seine Gefährten aber sind weiße Eidechsen, welche bei der ersten Strapaze umfallen werden, welche weder die Berge ersteigen, noch den Wassermangel ertragen, noch ihre Waffen werden tragen können. Und doch fordern diese Feinde die Taipi's heraus, die schon so oft siegten und denen ihr Gott immer den Sieg versprochen hat! Mögen sie kommen, diese weißen Eidechsen; wir fordern sie heraus; mögen sie kommen, wir fürchten ihre Buhi's (Flinten) nicht, die höchstens Feige wie Taihs, Happahs und Chumene's erschrecken können."

Um das Beginnen der Feindseligkeiten so weit als möglich hinauszuschieben, ließ Porter, um sie einzuschüchtern, eine furchtbare Rüstung machen; allein anstatt daß dieses Mittel die gewünschte Wirkung gehabt hätte, erfolgten Angriffe des rebellischen Stammes auf die Happahs, Taihs und Chumene's. Endlich am 3. November erschienen zwei Fregatten und zehn Kriegscanots vor dem Landungsplatze der Taipi's, wohin sich die Taihs und Happahs bereits begeben hatten. Ihre vereinigten Streitkräfte konnten sich auf 5000 Mann belaufen. Da sich die Amerikaner auf ein Terrain eingelassen hatten, das sie nicht kannten, so erhielten sie eine Schlappe, und schifften sich um so unwilliger wieder ein, als Dieß in den Augen ihrer Verbündeten einigen Schatten auf sie werfen mußte. Der unerschrockene Kommandant wurde indeß dadurch keineswegs entmuthigt und beschloß, seinen Feinden einen Schlag beizubringen, der ihnen eine

hohen Inseln und mehreren Inselchen; das Inselchen Crescent, Pit
Oeno; Elisabeth und Ducie, das davon entfernt ist, das wir aber
diesem Archipel rechnen müssen, weil es die Spitze der überseeisch
ist, welche die Grundlage der von Korallen gebildeten Pomotuinsel
Bird, Hood, Langsford, Whitsunday, Queen-Charlotte, Egmont,
Heïn oder de la Harpe, Dua-Hidi, eine Kette niedriger und be
Inselchen, Croker, Chaine oder Anaa, Cockburn, Osnabruck,
Bligh, Barrow, Clermont-Tonnere, Serles, eine Gruppe niedrig
San-Pablo, Narcisse, Lanciers, Tehai, eine Gruppe von Inselch
cester, San-Miguel, Margaret, Turnbull, Britomart, Cumberland
William Henry, eine Kette kleiner Inseln, Marakau, eine Ins
Byers, niedrige und nahe bei einander liegende Inseln, Manoa
Saint-Quentin, Humphrey, Honden, Desappointement, Predpriat
tschieff, Wolkonsky, Barklay, Good-Hope, Nigeri, Holt, Philips,
Adventure, Tchitchagoff, Sacken, Raraka, Wittgenstein, San-Dieg
Carlshoff, Palliser, vier abgesonderte Gruppen enthaltend, Roman
eine Kette niedriger Inseln, Tiukea, eine andere Gruppe niedriger
Wilson, Waterland Vliegen, Krusenstern, Lazareff und Matia.

Alle diese Inseln sind niedrige von Korallen gebildete Ins
Ausnahme Pitcairns und der Gambiergruppe, in welcher das I
hohen Inseln, wie Peards und einiger anderen, vulkanischen U
ist. Sie haben Ueberfluß an Fruchtbäumen und Kokospalmen,
Küsten einiger dieser Inseln, wovon mehrere unbewohnt sind,
Perlmuscheln.

Die Bevölkerung des ganzen Archipels mag sich auf 20,00
belaufen. Die Bewohner gehören zur polynesischen Rasse; sie sin
ungebildeter als die Bewohner von Taiti, ihre Nachbarn, und die
ner der Insel Tiukea in den Strichen, wo man Perlen fischt, sind,
scheint, zum Theil noch Menschenfresser, obgleich der andere Th
Christenthum sich bekennt.

Geographische Beschreibung.

Die Insel oder vielmehr die Gruppe **Gambier** wurde im J
von **Wilson** entdeckt, der sie aber nicht betrat; auch scheint
Beechey, der im Jahr 1826 dahin kam, nicht von Anderen u
worden zu seyn. Er war in den ersten Tagen genöthigt, mit den
bornen Krieg zu führen, und gebrauchte seine Artillerie zu ihrer
werfung.

Die ganze Gruppe besteht aus einem beinahe zirkelförmigen Ri
vierzig Meilen im Umfang; in seiner Mitte erheben sich fünf oder
mäßig hohe Inseln und auf seiner innern Kette mehrere ziemlich
Inselchen. Die größte der hohen Inseln, die Insel Peard, ist vier
lang und beinahe eine halbe Meile breit. Ein doppelter Pick, der
Duff genannt, erhebt sich dort auf 1100 Fuß.

Alle niedrigen Inseln und das Ufer der hohen Inseln sind von
rallen gebildet, das Innere dieser lezteren aber ist vulkanischen Urspr
Die Felsen sind im Allgemeinen von poröser basaltischer Lava und an
gen Orten findet man sehr regelmäßige Krystalle von dichtem
Beechey fand dort Zeolithen, kohlensauren Kalk, Chalcedone,
Jaspisse von verschiedenen Farben. Nirgends bemerkte man einen

Inseln prangten mit dem bewunderungswürdigsten Grün. Die Pflanzde scheint dort nicht sehr tief, aber sehr fruchtbar zu seyn. Ihre kte und Bewohner sind ganz polynesisch, nur stehen die lezteren auf niedrigern Stufe der Kultur und Civilisation. Dagegen sind sie sitt als auf den anderen Gruppen. Die Frauen schienen nicht geneigt, den Fremden anzubieten. Beechey schäzt die Bevölkerung der ganzen ppe auf 1500 Seelen. Den Berg Duff, welcher ihr Mittelpunkt ist, er unter 23° 8′ südl. Breite und 137° 15′ westl. Länge.

Die Bewohner der Gambierinseln sind gut gewachsen, aber nicht so und stark als die der Gesellschaftsinseln; ihre Farbe ist viel weißer Frauen sind sehr hübsch und bedecken sich mit einem Mattengürtel. Männer gehen ganz nackt. Ihre Begrüßung besteht darin, daß sie Nasen an einander reiben und sich stark anhauchen. Sie haben weder uen noch Waffen, eine Art Lanze ausgenommen. Häufig sind auf Gruppe die Kokospalme, der Brodfruchtbaum und die Platane. Von üßigen Thieren gi[illegible] nur Ratten, welche zahm zu seyn scheinen; trifft man einige Hühner. Die Insulaner sind schamlose Diebe, vor em aber greifen sie nach dem Eisen.

Die Insel Hood wurde im Jahr 1791 von Edwards entdeckt, im hr 1797 von Wilson und im Jahr 1826 von Beechey wieder gese, welcher sie unter 21° 31′ südl. Breite und 137° 54′ westl. Länge le (Westspitze).

Carysford wurde im Jahr 1791 von Edwards entdeckt und im hr 1826 von Beechey wieder gesehen, der ein Boot absandte, um sie untersuchen. Beim Landen wäre der Naturforscher der Gesellschaft beihe ertrunken. Unter den Bäumen fand man drei Brunnen, einige Hüt und ein seit langer Zeit verlassenes steinernes Grabmal. Beechey t sie unter 20° 45′ südl. Breite und 140° 43′ westl. Länge.

Neben Corysford findet sich auf den Karten eine Insel Duff, welche ilson im Jahr 1797 gesehen zu haben glaubt; mehrere Male wurde umsonst gesucht, und wir glauben, daß sie, wie so viele andere, nicht rklich vorhanden ist.

Die Insel Withsunday wurde im Jahr 1767 von Wallis entdeckt, ein Boot ans Land schickte; man fand Hütten und Piroguen, aber e Bewohner; sie waren gegen Westen geflohen. Withsunday liegt un 19° 24′ südl. Breite und 140° 57′ westl. Länge (nordwestliche Spitze); e ist vier Meilen lang und drei Meilen breit.

Die Lage von Queen-Charlotte sezte Beechey unter 19° 17′ südl. eite und 141° 4′ westl. Länge. Sie ist sechs Meilen lang und eine eile breit.

Ueber Queen-Charlotte sahen wir Egmont, eine kleine, bewohnte, rige und bewaldete Insel. Sie hat sechs Meilen im Umfang und liegt ter 10° 24′ südl. Breite und 141° 36′ westl. Länge. Wallis entdeckte im Jahr 1767.

Zweihundert Toisen davon entfernt ist die Insel Tui-Tui, entdeckt von rteret im Jahr 1767, der sie Gloucester nannte, und wieder gesehen n Beechey, der sie unter 19° 8′ südl. Breite und 143° 0′ westl. nge sezt.

Die Insel Heïu besteht aus sehr schmalen Korallenzungen, welche auf r Windseite mit Bäumen bedeckt, unter dem Wind aber ganz nackt sind.

hohen Inseln und mehreren Inselchen; das Inselchen Crescent, Pi
Oeno, Elisabeth und Ducie, das davon entfernt ist, das wir abe
diesem Archipel rechnen müssen, weil es die Spitze der überseei
ist, welche die Grundlage der van Korallen gebildeten Pomotuins
Bird, Hood, Langsford, Whitsunday, Queen-Charlotte, Egmont,
Heiu oder de la Harpe, Dua-Hidi, eine Kette niedriger und
Inselchen, Croker, Chaine oder Anaa, Cockburn, Osnabruck,
Bligh, Barrow, Clermont-Tonnere, Serles, eine Gruppe niedri
San-Pablo, Narcisse, Lanciers, Tehai, eine Gruppe von Inselch
cester, San-Miguel, Margaret, Turnbull, Britomart, Cumberla
William Henry, eine Kette kleiner Inseln, Marakau, eine I
Buyers, niedrige und nahe bei einander liegende Inseln, Manu
Saint-Quentin, Humphrey, Honden, Desappointement, Predpri
tschieff, Wolkonsky, Barklay, Good-Hope, Nigeri, Holt, Philips,
Adventure, Tchitchagoff, Sacken, Raraka, Wittgenstein, San-Die
Carlshoff, Palliser, vier abgesonderte Gruppen enthaltend, Roma
eine Kette niedriger Inseln, Tiukea, eine andere Gruppe niedrig
Wilson, Waterland Vliegen, Krusenstern, Lazareff und Matia.

Alle diese Inseln sind niedrige von Korallen gebildete In
Ausnahme Pitcairns und der Gambiergruppe, in welcher das I
hohen Inseln, wie Peards und einiger anderen, vulkanischen
ist. Sie haben Ueberfluß an Fruchtbäumen und Kokospalmen,
Küsten einiger dieser Inseln, wovon mehrere unbewohnt sind,
Perlmuscheln.

Die Bevölkerung des ganzen Archipels mag sich auf 20,0
belaufen. Die Bewohner gehören zur polynesischen Rasse; sie
ungebildeter als die Bewohner von Taiti, ihre Nachbarn, und di
ner der Insel Tiukea in den Strichen, wo man Perlen fischt, si
scheint, zum Theil noch Menschenfresser, obgleich der andere
Christenthum sich bekennt.

Geographische Beschreibung.

Die Insel oder vielmehr die Gruppe Gambier wurde im
von Wilson entdeckt, der sie aber nicht betrat; auch schein
Beechey, der im Jahr 1826 dahin kam, nicht von Anderen
worden zu seyn. Er war in den ersten Tagen genöthigt, mit de
bornen Krieg zu führen, und gebrauchte seine Artillerie zu ihre
werfung.

Die ganze Gruppe besteht aus einem beinahe zirkelförmigen
vierzig Meilen im Umfang; in seiner Mitte erheben sich fünf
mäßig hohe Inseln und auf seiner innern Kette mehrere ziemli
Inselchen. Die größte der hohen Inseln, die Insel Peard, ist vi
lang und beinahe eine halbe Meile breit. Ein doppelter Pic,
Duff genannt, erhebt sich dort auf 1100 Fuß.

Alle niedrigen Inseln und das Ufer der hohen Inseln sind
rallen gebildet, das Innere dieser lezteren aber ist vulkanischen
Die Felsen sind im Allgemeinen von poröser basaltischer Lava und
gen Orten findet man sehr regelmäßige Krystalle von dichtem
Beechey fand dort Zeolithen, kohlensauren Kalk, Chalcedone,
Jaspisse von verschiedenen Farben. Nirgends bemerkte man, ei

Inseln prangten mit dem bewunderungswürdigsten Grün. Die Pflan- ...de scheint dort nicht sehr tief, aber sehr fruchtbar zu seyn. Ihre ...kte und Bewohner sind ganz polynesisch, nur stehen die lezteren auf ...niedrigern Stufe der Kultur und Civilisation. Dagegen sind sie sitt- ...r als auf den anderen Gruppen. Die Frauen schienen nicht geneigt, ...den Fremden anzubieten. Beechey schäzt die Bevölkerung der ganzen ...uppe auf 1500 Seelen. Den Berg Duff, welcher ihr Mittelpunkt ist, ...er unter 23° 8′ südl. Breite und 137° 15′ westl. Länge.

Die Bewohner der Gambierinseln sind gut gewachsen, aber nicht so ...d und stark als die der Gesellschaftsinseln; ihre Farbe ist viel weißer. ...Frauen sind sehr hübsch und bedecken sich mit einem Mattengürtel. ...Männer gehen ganz nackt. Ihre Begrüßung besteht darin, daß sie ...Nasen an einander reiben und sich stark anhauchen. Sie haben weder ...uen noch Waffen, eine Art Lanze ausgenommen. Häufig sind auf ...Gruppe die Kokospalme, der Brodfruchtbaum und die Platane. Von ...bigen Thieren gibt es nur Ratten, welche zahm zu seyn scheinen; ...trifft man einige Hühner. Die Insulaner sind schamlose Diebe, vor ...m aber greifen sie nach dem Eisen.

...Die Insel Hood wurde im Jahr 1791 von Edwards entdeckt, im ...1797 von Wilson und im Jahr 1826 von Beechey wieder gese- ...welcher sie unter 21° 31′ südl. Breite und 137° 54′ westl. Länge ...(Westspitze).

...arysford wurde im Jahr 1791 von Edwards entdeckt und im ...1826 von Beechey wieder gesehen, der ein Boot absandte, um sie ...ersuchen. Beim Landen wäre der Naturforscher der Gesellschaft bei- ...ertrunken. Unter den Bäumen fand man drei Brunnen, einige Hüt- ...nd ein seit langer Zeit verlassenes steinernes Grabmal. Beechey ...e unter 20° 45′ südl. Breite und 140° 43′ westl. Länge.

...eben Corysford findet sich auf den Karten eine Insel Duff, welche ...n im Jahr 1797 gesehen zu haben glaubt; mehrere Male wurde ...onst gesucht, und wir glauben, daß sie, wie so viele andere, nicht ...vorhanden ist.

...ie Insel Withsunday wurde im Jahr 1767 von Wallis entdeckt, ...Boot ans Land schickte; man fand Hütten und Piroguen, aber ...Bewohner; sie waren gegen Westen geflohen. Withsunday liegt un- ...° 24′ südl. Breite und 140° 57′ westl. Länge (nordwestliche Spitze), ...vier Meilen lang und drei Meilen breit.

...ie Lage von Queen-Charlotte sezte Beechey unter 19° 17′ südl. ...und 141° 4′ westl. Länge. Sie ist sechs Meilen lang und eine ...breit.

...ber Queen-Charlotte sahen wir Egmont, eine kleine, bewohnte, ...und bewaldete Insel. Sie hat sechs Meilen im Umfang und liegt ...0° 24′ südl. Breite und 141° 36′ westl. Länge. Wallis entdeckte ...Jahr 1767.

...elhundert Toisen davon entfernt ist die Insel Tui-Tui, entdeckt von ...ret im Jahr 1767, der sie Gloucester nannte, und wieder gesehen ...Beechey, der sie unter 19° 8′ südl. Breite und 143° 0′ westl. ...fezt.

...ie Insel Heïu besteht aus sehr schmalen Korallenzungen, welche auf ...undseite mit Bäumen bedeckt, unter dem Wind aber ganz nackt sind.

Sie ist ungefähr dreißig Meilen lang und fünf Meilen breit. Bougainville entdeckte sie im Jahr 1768 und nannte sie wegen ihrer Gestalt Insel la Harpe. Cook sah sie im folgenden Jahre und gab ihr aus demselben Grunde den Namen Bow. Der Kapitän Duperrey sah sie im Jahr 1823; Beechey endlich sezte sie im Jahr 1826 unter 18° 26' südl. Breite und 142° 59' westl. Länge (Mitte).

Alle niedrigen Inseln der Gruppe la Harp (Bow oder Heiu), welche so genannt werden, weil sie beinahe die Form einer Scheere haben, bestehen aus einem Korallenriff, das sich an den höchsten Stellen selten über zehn Fuß über den Meeresspiegel erhebt und dessen mittlere Breite 150 bis 200 Schritte beträgt. Innerhalb dieses Riffes ist eine Lagune, welche an einigen Stellen gänzlich abgeschlossen ist, öfter aber mit dem Meere in Verbindung steht. Die Bewohner dieser Inseln haben keine anderen Nahrungsmittel als Fische, eine nicht sehr nahrhafte Frucht und Kokospalmen, die aber nicht einmal auf allen Inseln vorkommen. Gewöhnlich lassen die Eingebornen die Nüsse nicht reif werden und schlagen sie schon frühe herab, um ihr Wasser zu trinken. Auf allen niedrigen Inseln gibt es einen Baum, dessen Blätter zu Verfertigung der Matten und zur Bedeckung der Häuser dienen. Die ovale, acht Zoll lange und fünf Zoll breite Frucht besteht aus vielen kegelförmigen Schnitzen, die sich losmachen, wenn die Frucht reif ist. Der angewachsene Theil hat eine schöne gelbe Farbe und einen sehr süßen Geschmack, und das Ganze besteht aus sehr zarten Fasern; innen sind ein oder zwei Mandeln von gutem Geschmack. Die Eingebornen verzehren eine große Menge dieser Früchte, und die Frauen zerschlagen sie oft mit schweren Steinen, um die Mandeln zu bekommen, nachdem sie den minder faserigen Theil ausgesaugt haben. — Damit sich die Fische aufbewahren lassen, werden sie zwölf bis fünfzehn Stunden geräuchert und, nachdem die Gräten herausgenommen sind, an der Sonne gut getrocknet; so halten sie sich mehrere Tage. — Schildkröten gibt es in Menge auf der Insel la Harpe. Wie es scheint, ist sie ein heiliges Thier bei den Eingebornen; die Weiber bekommen nie davon, außer wenn sie sonst Nichts zu essen haben.

Der Kapitän eines Handelsschiffes, das von Valparaiso nach den Taitiinseln segelte, landete im November 1831 auf diesen Inseln. Von den Bewohnern entwirft er folgendes Gemälde, das wir den Seeannalen (19. Jahrgang, 1834) entnehmen:

„Die Bewohner der Gruppe la Harpe sind sehr kräftig und lebhaft; sie sind nackt bis auf eine Matte, welche von den Lenden bis auf die Mitte der Schenkel herabgeht. Indeß fangen sie an, auch Zeuge zu schätzen. Sie sind sehr sanft gegen einander, leben nach patriarchalischer Sitte und theilen ihre Nahrung mit einander. Ihre Kinder scheinen sie sehr zu lieben. Ihre Häuser gewähren den erbärmlichsten Anblick; sie sind alle ungefähr zwölf Fuß lang, fünf Fuß breit und vier Fuß hoch und mit groben Matten bedeckt, wodurch sie vor dem Regen geschüzt sind. Ihr Bett besteht aus einer Matte und ihr Kopfkissen aus einer kleinen hölzernen Bank. Jede Haushaltung hat eine kleine Pirogue mit einem Balancirer und einem Mattensegel; diese Pirogue besteht aus mehreren Stücken, welche mit Seilen und Schnüren, die aus der Hülle der Kokosnuß gemacht werden, zusammengebunden sind. Jeder Mann hat eine zehn bis zwölf Fuß lange Lanze, womit er den Fisch verfolgt und durchbohrt, so wie auch

n Netz und Angeln von Holz, Perlmutter oder Eisen. Der König hat nehrere Frauen und lebt ein wenig bequemer als die Anderen; er hat ine große doppelte Pirogue, welche 36 Fuß lang ist. Alle Eingebornen ind voll von Läusen, die sie einander suchen und verzehren; trotz aller Vorsicht konnten wir uns selbst von diesem Ungeziefer nicht rein erhalten. Die Eingebornen sind sehr lustig und singen ganze Stunden lang. Sie aben einige religiöse Begriffe; der Ort, wo sie die Schalen der Schildkröten, die sie fangen, niederlegen, ist heilig; auch hängen sie diese Schalen o wie die Gebeine an Bäume. Man weiß nicht, ob sie einen Tempel nd religiöse Gebräuche haben. Großen Werth legten sie auf ein Buch ber die Schifffahrtskunde, das sie uns genommen hatten, und auf einen leinen Spiegel, in dem sie sich mit Wohlgefallen betrachteten."

Dua-Hidi ist eine Kette niedriger, bewaldeter und bevölkerter Inselchen, cht bis zehn Meilen breit, wahrscheinlich im Jahr 1769 von Bougainville entdeckt, im folgenden Jahr von Cook gesehen und unter seinen wo-Groups begriffen. Er erblickte von Weitem die Einwohner, die ihm ut gewachsen und mit Lanzen bewaffnet zu seyn schienen. Beechey sezte e im Jahr 1826 unter 18° 12′ südl. Breite und 144° 38′ westl. Länge Mitte).

Die Insel Bird (Vogel) ist niedrig, unbewohnt und hat höchstens ier Meilen im Umfang. Sie wurde im Jahr 1768 von Bougainville ntdeckt, der sich aber nicht die Mühe nahm, ihr einen Namen zu geben, m folgenden Jahre von Cook gesehen, der ihr diesen Namen gab, im Jahr 1826 von Beechey, der sie unter 17° 48′ südl. Breite und 145° vestl. Länge (Südspitze) sezte.

Die Insel Croker ist eine kleine, niedrige, sechs bis sieben Meilen ange und eine Meile breite Insel. Bougainville hatte ihr im Jahr 768 ebenfalls keinen Namen gegeben. Beechey nannte sie Croker. D'Urville*) glaubt, daß sie die St. Quentin des Spaniers Bonechea ey, der sie in den Jahren 1772 und 1774 sah. Sie liegt unter 17° 26′ üdl. Breite und 145° 47′ westl. Länge.

Die Insel Anaa wurde im Jahr 1769 von Cook entdeckt, der sie Chain nannte; er sah sie wieder im Jahr 1773, besuchte sie aber nicht. Es ist ohne Zweifel dieselbe, welche Bonechea im Jahr 1772 Todos los Santos nannte. Beechey sah sie auch im Jahr 1826 und sezte sie unter 17° 26′ südl. Breite und 147° 50′ westl. Länge (Mitte). Dieser gelehrte Seemann besuchte sie nicht, fand aber auf einer kleinen Insel süd-süd-westlich von Tui-Tui, das er Byam nannte, vierzig Eingeborne, welche von Anaa gebürtig und zum Christenthum bekehrt waren. Die Auswanderung hatte folgende Ursache: Anaa ist Taiti zinsbar, von dem es jedoch 200 Meilen entfernt ist, und hatte den Häuptling Tuwari und 150 Eingeborne abgesandt, um auf dieser Insel den jungen Pomare zu begrüßen, der eben den Thron bestiegen hatte. Im Angesichte Taiti's zerstreuten und verjagten die Westwinde die Piroguen; zwei gingen unter; eine dritte kam, nachdem sie auf der Insel Barrow gelandet hatte, nach Byam, verlor aber einen Theil ihrer Mannschaft. Da fand sie nun Beechey; auf ihre Bitten nahm er Tuwari an Bord und führte ihn in sein Vaterland zurück.

*) Wir haben von diesem großen Seemanne einen Theil des Verzeichnisses dieser kleinen Inseln entlehnt, das er selbst sorgfältig aus den von den benannten Seemännern angegebenen Lagen angegeben hatte.

Diese von Taiti abhängige Insel ist nun ganz christlich, und liefern bereits Missionäre auf andere Punkte des Pomotu-Archipels. Sie heißt auch Ketteninsel. Wegen des unternehmenden und diebischen Charakters ihrer Bewohner kann man sie die Flibustier dieses Theils Oceaniens nennen.

Die Insel Cockburn ist eine kleine, niedrige und unbewohnte Insel und hat in ihrem Innern eine Lagune. Sie wurde im Jahr 1826 von Beechey entdeckt; sie ist vier Meilen lang und drei Meilen breit, und liegt unter 22° 12′ südl. Breite und 141° westl. Länge (nordöstliche Spitze).

Die Insel Osnabruck, eine Gruppe niedriger, bewaldeter und unbewohnter Inselchen, hat in ihrem Innern eine sehr große Lagune. Sie wurde im Jahr 1767 von Carteret entdeckt und war Zeuge von dem Schiffbruche des Walfischfängers Matilda im Jahr 1792. Beechey, der sie im Jahr 1826 besuchte, fand noch die Ueberreste dieses Schiffbruchs. Sie scheint keine anderen Bewohner gehabt zu haben als Seevögel, Eidechsen, Krabben und Schildkröten. Ihre Länge beträgt fünfzehn Meilen von Osten nach Westen und ihre Breite sieben Meilen von Norden nach Süden. Lage: 21° 50′ südl. Breite und 141° 5′ westl. Länge (Ostspitze).

Die Insel Lagon de Bligh, ein niedriges, bewaldetes und bewohntes Inselchen, mit einer Lagune. Sie wurde im Jahr 1792 von Bligh entdeckt und im Jahr 1826 von Beechey gesehen. Die Eingebornen sind beinahe nackt und von sehr dunkler Farbe. Sie tragen ihre Haare in einen Knoten auf den Kopf gebunden. Als Beechey erschien, empfingen sie ihn mit Lanzen, Keulen und Steinen. Südl. Breite 21° 38′, westl. Länge 142° 58′ (Nordspitze).

Die Insel Barrow, klein, niedrig und bewaldet, hat vier bis fünf Meilen im Umfang und eine Lagune. Beechey, der sie im Jahr 1826 entdeckte und besuchte, fand daselbst Spuren, daß sie kürzlich noch bewohnt gewesen. Kokosnußbäume, Pandanus, Scevola, Casuarina, Pemphis, Tournefortia und mehrere andere Bäume bedecken die ganze Insel. Südl. Breite 20° 45′, westl. Länge 144° 24′.

Die Insel Clermont-Tonnere, niedrig und bewaldet, mit einer Lagune. Entdeckt i. J. 1822 von dem Kapitän der Minerva, Bell, wurde sie im Jahr 1823 von Duperrey wieder gesehen, dessen Schiff sich in der Nacht sehr nahe an ihren Klippen befand. Wieder gesehen im Jahr 1826 von Beechey. Die Bewohner waren beinahe nackt; einer von ihnen hatte die Farbe eines afrikanischen Negers. Sie zeigten sich argwöhnisch und immer bewaffnet. Die ganze Gruppe ist zwölf Meilen lang von Nordwest nach Südwest und drei bis vier Meilen breit. Südl. Breite 18° 28′, westl. Länge 138° 47′ (Nordspitze).

Die Insel Serles, eine Gruppe niedriger und bewaldeter Inseln, mit einer Lagune, entdeckt im Jahr 1767 von Wilson; man sah dort einen Morai und einige Spuren von Bevölkerung. Im Jahr 1823 sah sie Duperrey von Weitem; Beechey sah sie im Jahr 1826 in der Nähe, und berichtet uns, ihre Bewohner seyen den Eingebornen der Insel Lagon de Bligh ähnlich. Serles ist achthalb Meilen lang und zwei Meilen breit. Südl. Breite 18° 22′, westl. Länge 139° 17′ (südöstliche Spitze).

Die Insel San-Pablo; man findet sie auf den alten spanischen Karten; die neueren Seefahrer aber haben sie nicht wieder aufgefunden.

Die Insel Narcisse, niedrig, bewaldet, bevölkert, mit ein
esehen im Jahr 1822 von den Kapitänen Clarke und Hump
Jahr 1823 von Duperrey. Diese Insel ist acht Meilen lan
Nordost nach Süd-Südwest und eine bis zwei Meilen breit. S
17° 20′, westl. Länge 140° 48′ (Mitte).

Die Insel Lanciers, niedrig, rund und bewaldet. Entdeckt
m Jahr 1768 von Bougainville, der sie so nannte, weil
wohner mit Lanzen bewaffnet sah; ein Jahr hernach sah sie Co
Thrumb-cap nannte; Beechey fand sie im Jahr 1826 unbewo
hat drei bis vier Meilen im Umfang und liegt unter 18° 30′ s
und 141° 30′ westl. Länge (Nordwestspitze).

Die Insel Tehai, eine Gruppe niedriger, bewaldeter und
Inselchen, mit einer Lagune. Bougainville sah sie zuerst vo
und nannte sie les quatre Facardins; im folgenden Jahre gab
den Namen Lagon. Beechey verkehrte im Jahr 1826 mit den
die ihm eine merkwürdige Rasse zu seyn schienen. Von athletischer
mit gelockten und buschigen Haaren und hellerer Farbe als die
der benachbarten Inseln, waren sie, ganz das Gegentheil von den
ehrlich und freundschaftlich in ihrem Verkehr mit uns. Einer v
hatte einen Knebelbart und eine so weiße Haut, daß man ihn
Europäer hätte halten können. Uebrigens waren sie weder geschm
tättowirt. Die Männer trugen den Moro, bisweilen auch ein
über die Schultern und Federn auf dem Kopfe. Die Frauen v
ihre Lenden mit einer Matte; sie schienen hier mehr Rechte zu h
in jeder andern Gegend Polynesiens. Wenn die Männer mit ein
gehandelten Gegenständen ans Land zurückkehrten, nahmen sie i
Frauen weg. Die Gruppe hat acht bis zehn Meilen im Umfa
südl. Breite ist 18° 43′, ihre westl. Länge 141° 10′ (Gehölz im

Die Insel Gloucester, niedrig, sandig und unbewohnt. Mit
folgenden zusammen bildet sie die Gruppe, welche Quiros Quat
nados nannte. Carteret sah sie wieder im Jahr 1767; der
im Jahr 1803; Beechey im Jahr 1826. Auf der Südostspit
sich damals ein steinernes Morai. Lage: 20° 37′ südl. Breite,
westl. Länge (Mitte).

Die Insel San-Miguel, entdeckt von Quiros im J. 1606
gesehen von Carteret im Jahr 1767, der daraus eine der Glouce
machte. Lage: 20° 33′ südl. Breite, 145° 41′ westl. Länge.

Die Insel Margaret, eine kleine, niedrige, bewaldete und
Insel, entdeckt im Jahr 1803 von Margaret. Turnbull verk
ihren Bewohnern. Ihre Farbe ist dunkel, ihre Haare geflochten u
sie erschienen mit Lanzen bewaffnet. Lage: 20° 24′ südl. Breite u
34′ westl. Länge.

Die Insel Turnbull, niedrig und bewohnt, entdeckt von M
im Jahr 1803; drei Meilen lang. Lage: 20° südl. Breite,
w... Länge.

Die Insel Britomart, entdeckt im Jahr 1822, ob man sie
di Insel San-Pablo von Quiros halten könnte. Lage: 19°
Breite, 147° 44′ westl. Länge.

Die Insel Cumberland, niedrig und bewaldet, entdeckt von
im Jahr 1767, wieder gesehen von Beechey im Jahr 1826; si

Diese von Taiti abhängige Insel ist nun ganz christlich, und liefert bereits Missionäre auf andere Punkte des Pomotu-Archipels. Sie heißt auch Ketteninsel. Wegen des unternehmenden und diebischen Charakters ihrer Bewohner kann man sie die Flibustier dieses Theils Oceaniens nennen.

Die Insel Cockburn ist eine kleine, niedrige und unbewohnte Insel und hat in ihrem Innern eine Lagune. Sie wurde im Jahr 1826 von Beechey entdeckt; sie ist vier Meilen lang und drei Meilen breit, und liegt unter 22° 12′ südl. Breite und 141° westl. Länge (nördliche Spitze).

Die Insel Osnabruck, eine Gruppe niedriger, bewaldeter und unbewohnter Inselchen, hat in ihrem Innern eine sehr große Lagune. Sie wurde im Jahr 1767 von Carteret entdeckt und war Zeuge von dem Schiffbruche des Walfischfängers Matilda im Jahr 1792. Beechey, der sie im Jahr 1826 besuchte, fand noch die Ueberreste dieses Schiffbruches. Sie scheint keine anderen Bewohner gehabt zu haben als Seevögel, Eidechsen, Krabben und Schildkröten. Ihre Länge beträgt fünfzehn Meilen von Osten nach Westen und ihre Breite sieben Meilen von Norden nach Süden. Lage: 21° 50′ südl. Breite und 141° 5′ westl. Länge (Ostspitze).

Die Insel Lagon de Bligh, ein niedriges, bewaldetes und bewohntes Inselchen, mit einer Lagune. Sie wurde im Jahr 1792 von Bligh entdeckt und im Jahr 1826 von Beechey gesehen. Die Eingebornen sind beinahe nackt und von sehr dunkler Farbe. Sie tragen ihre Haare in einen Knoten auf den Kopf gebunden. Als Beechey erschien, empfingen sie ihn mit Lanzen, Keulen und Steinen. Südl. Breite 21° 38′, westl. Länge 142° 58′ (Nordspitze).

Die Insel Barrow, klein, niedrig und bewaldet, hat vier bis fünf Meilen im Umfang und eine Lagune. Beechey, der sie im Jahr 1826 entdeckte und besuchte, fand daselbst Spuren, daß sie kürzlich noch bewohnt gewesen. Kokosnußbäume, Pandanus, Scevola, Casuarina, Pemphis, Tournefortia und mehrere andere Bäume bedecken die ganze Insel. Südl. Breite 20° 45′, westl. Länge 144° 24′.

Die Insel Clermont-Tonnere, niedrig und bewaldet, mit einer Lagune. Entdeckt i. J. 1822 von dem Kapitän der Minerva, Bell, wurde sie im Jahr 1823 von Duperrey wieder gesehen, dessen Schiff sich in der Nacht sehr nahe an ihren Klippen befand. Wieder gesehen im Jahr 1826 von Beechey. Die Bewohner waren beinahe nackt; einer von ihnen hatte die Farbe eines afrikanischen Negers. Sie zeigten sich argwöhnisch und immer bewaffnet. Die ganze Gruppe ist zwölf Meilen lang von Nordwest nach Südwest und drei bis vier Meilen breit. Südl. Breite 18° 28′, westl. Länge 138° 47′ (Nordspitze).

Die Insel Serles, eine Gruppe niedriger und bewaldeter Inseln, mit einer Lagune, entdeckt im Jahr 1767 von Wilson; man sah dort einen Morai und einige Spuren von Bevölkerung. Im Jahr 1823 sah sie Duperrey von Weitem; Beechey sah sie im Jahr 1826 in der Nähe und berichtet uns, ihre Bewohner seyen den Eingebornen der Insel Lagon de Bligh ähnlich. Serles ist achthalb Meilen lang und zwei Meilen breit. Südl. Breite 18° 22′, westl. Länge 139° 17′ (südöstliche Spitze).

Die Insel San-Pablo; man findet sie auf den alten spanischen Karten; die neueren Seefahrer aber haben sie nicht wieder aufgefunden.

Die Insel Narcisse, niedrig, bewaldet, bevölkert, mit einer Lagune, gesehen im Jahr 1822 von den Kapitänen Clarke und Humphrey, im Jahr 1823 von Duperrey. Diese Insel ist acht Meilen lang von Ost-Nordost nach Süd-Südwest und eine bis zwei Meilen breit. Südl. Breite 17° 20′, westl. Länge 140° 48′ (Mitte).

Die Insel Lanciers, niedrig, rund und bewaldet. Entdeckt wurde sie im Jahr 1768 von Bougainville, der sie so nannte, weil er die Bewohner mit Lanzen bewaffnet sah; ein Jahr hernach sah sie Cook, der sie Thrumb-cap nannte; Beechey fand sie im Jahr 1826 unbewohnt. Sie hat drei bis vier Meilen im Umfang und liegt unter 18° 30′ südl. Breite und 141° 30′ westl. Länge (Nordwestspitze).

Die Insel Tehai, eine Gruppe niedriger, bewaldeter und bewohnter Inselchen, mit einer Lagune. Bougainville sah sie zuerst von Weitem und nannte sie les quatre Facardins; im folgenden Jahre gab ihr Cook den Namen Lagon. Beechey verkehrte im Jahr 1826 mit den Wilden, die ihm eine merkwürdige Rasse zu seyn schienen. Von athletischem Wuchse, mit gelockten und buschigen Haaren und hellerer Farbe als die Bewohner der benachbarten Inseln, waren sie, ganz das Gegentheil von den Anderen, ehrlich und freundschaftlich in ihrem Verkehr mit uns. Einer von ihnen hatte einen Knebelbart und eine so weiße Haut, daß man ihn für einen Europäer hätte halten können. Uebrigens waren sie weder geschmückt noch tättowirt. Die Männer trugen den Moro, bisweilen auch eine Matte über die Schultern und Federn auf dem Kopfe. Die Frauen verhüllten ihre Lenden mit einer Matte; sie schienen hier mehr Rechte zu haben als in jeder andern Gegend Polynesiens. Wenn die Männer mit einigen eingehandelten Gegenständen ans Land zurückkehrten, nahmen sie ihnen die Frauen weg. Die Gruppe hat acht bis zehn Meilen im Umfang; ihre südl. Breite ist 18° 43′, ihre westl. Länge 141° 10′ (Gehölz im Westen).

Die Insel Gloucester, niedrig, sandig und unbewohnt. Mit den drei folgenden zusammen bildet sie die Gruppe, welche Quiros Quatro Coronados nannte. Carteret sah sie wieder im Jahr 1767; der Margaret im Jahr 1803; Beechey im Jahr 1826. Auf der Südostspitze befand sich damals ein steinernes Morai. Lage: 20° 37′ südl. Breite, 145° 23′ westl. Länge (Mitte).

Die Insel San-Miguel, entdeckt von Quiros im J. 1606; wieder gesehen von Carteret im Jahr 1767, der daraus eine der Gloucesterinseln machte. Lage: 20° 33′ südl. Breite, 145° 41′ westl. Länge.

Die Insel Margaret, eine kleine, niedrige, bewaldete und bewohnte Insel, entdeckt im Jahr 1803 von Margaret. Turnbull verkehrte mit ihren Bewohnern. Ihre Farbe ist dunkel, ihre Haare geflochten und lang; sie erschienen mit Lanzen bewaffnet. Lage: 20° 24′ südl. Breite und 145° 34′ westl. Länge.

Die Insel Turnbull, niedrig und bewohnt, entdeckt von Margaret im Jahr 1803; drei Meilen lang. Lage: 20° südl. Breite, 145° 39′ westl. Länge.

Die Insel Britomart, entdeckt im Jahr 1822, ob man sie gleich für die Insel San-Pablo von Quiros halten könnte. Lage: 19° 52′ südl. Breite, 147° 44′ westl. Länge.

Die Insel Cumberland, niedrig und bewaldet, entdeckt von Wallis im Jahr 1767, wieder gesehen von Beechey im Jahr 1826; sie ist acht

Die Insel Furneaux, entdeckt im Jahr 1773 von Cook; niedrige und bewohnte Insel mit einer Lagune von sechszig Meilen im Umfang. Lage: 17° 6′ südl. Breite, 145° 24′ westl. Länge (Mitte).

Die Insel Adventure, niedrig, von Cook entdeckt im Jahr 1773; Niemand sah sie seitdem wieder. Südl. Breite 7° 4′, westl. Länge 145° 38′ (Mitte).

Die Insel Tchitschagoff, entdeckt von Bellinghausen im J. 1819; eine Gruppe niedriger Inseln auf einem Riffe, das von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West eilf Meilen lang und vierthalb Meilen breit ist. Lage: 16° 51′ südl. Breite, 147° 12′ westl. Länge.

Die Inselgruppe Sacken, entdeckt von Bellinghausen, auf einem Riffe ruhend, das sich auf 13½ Meilen von Nordwest nach Südost erstreckt. Lage: 16° 29′ südl. Breite, 146° 36′ westl. Länge.

Die Insel Baraka, entdeckt im Jahr 1831 von dem Kapitän Ireland; eine niedrige Insel von fünfzehn bis zwanzig Meilen Ausdehnung. Lage: 16° 6′ südl. Breite, 147° 16′ westl. Länge (Mitte).

Die Insel Wittgenstein, entdeckt im Jahr 1819 von Bellinghausen; eine auf einem Riffe, das von Nordwest nach Südost 32 Meilen lang und 9½ Meilen breit ist, liegende Kette. Lage: von 16° 5′ bis 16° 52′ südl. Breite und von 147° 43′ bis 148° 5′ westl. Länge.

Die Insel San-Diego, eine hohe Insel, deren Daseyn zweifelhaft ist, und die der Kapitän des Begleitungsschiffes Bonechea's ungefähr unter 16° 50′ südl. Breite und 149° 30′ westl. Länge sezt.

Die Insel Greig, entdeckt von Bellinghausen im Jahr 1819; eine Gruppe niedriger und unbewohnter Inseln, welche auf einem Riffe liegen, das siebenzehn Meilen Umfang hat. Lage: 16° 11′ südl. Breite und 148° 41′ westl. Länge.

Die Insel Carlshoff, entdeckt im Jahr 1722 von Roggeween und wieder gesehen im Jahr 1824 von Kotzebue; eine niedrige Insel mit einer Lagune, bewaldet und unbewohnt, erstreckt sich auf zehn Meilen von Osten nach Westen und ist vier Meilen breit. Lage: 15° 27′ südl. Breite und 147° 48′ westl. Länge (Mitte).

Die Palliserinseln, entdeckt im J. 1722 von Roggeween, der sie verderbliche Inseln nannte, weil eines seiner Schiffe dort unterging und die beiden anderen nur mit größter Schwierigkeit sich retteten. Die Eingebornen waren von hohem Wuchs; ihre Haare lang, ihr Körper mit allerlei Farben bemalt, die Gesichtsbildung roh und wild. Cook sah diese Inseln wieder im Jahr 1774 und nannte sie Palliserinseln; Wilson sah sie auch im Jahr 1797; neuerdings wurden sie untersucht von Bellinghausen im Jahr 1819 und von Kotzebue im Jahr 1824. Es sind vier abgesonderte Gruppen: die erste im Norden hat sechszig Meilen im Umfang und liegt unter 15° 17′ südl. Breite und 148° 53′ westl. Länge (Mitte); die zweite im Nordosten ist vierzehn Meilen lang und neun Meilen breit und liegt unter 15° 28′ südl. Breite und 148° 29′ westl. Länge (Mitte); die dritte im Südosten, Elisabeth genannt, ist neunzehn Meilen lang von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost und sechs Meilen breit, und liegt unter 15° 55′ südl. Breite und 148° 20′ westl. Länge (Mitte); die vierte endlich im Südwesten erstreckt sich auf ungefähr zwanzig Meilen von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West und liegt unter 15° 46′ südl. Breite und 149° 5′ westl. Länge (Mitte).

Die Insel Romanzoff, entdeckt und besucht im J. 1816 von Kotzebue; eine niedrige, unbewohnte, gut bewaldete Insel von acht bis neun Meilen im Umfang. Lage: 14° 55′ südl. Breite und 146° 56′ westl. Länge.

Die Inseln Ura und Tiukea, entdeckt im J. 1616 von Schouten, der sie Zondergrond nannte, um damit anzudeuten, daß er bei ihnen keinen Grund gefunden habe. Die Eingebornen sind diebisch und hinterlistig und griffen mit ihren Keulen die Holländer an, welche genöthigt waren, Feuer auf sie zu geben. Männer und Weiber, Alles vertheidigte sich, Jene mit Lanzen, welche mit Fischgräten besetzt waren und mit Schleudern, die Weiber nur mit ihren Händen, indem sie den Fremden an den Hals sprangen. Diese Insulaner waren groß, gut gewachsen, mit Stumpfnasen und durchbohrten Ohren. Das Eisen schätzten sie sehr, und suchten Alles, was sich an Bord fand, wegzunehmen. Byron sah diese Gruppe im Jahr 1765 wieder und nannte sie King-Georges-Inseln. Er landete mit Gewalt daselbst und verschaffte sich einige Kokosnüsse. Die Piroguen der Eingebornen, welche sie mit Gewandtheit lenkten, trugen bis gegen dreißig Mann. Byron fand auf dieser Insel das Steuerruder einer Schaluppe und verschiedene Gegenstände von Eisen und Kupfer, augenscheinlich Trümmer eines Schiffbruches. Cook erschien wiederum auf diesen Inseln im Jahr 1774. Die Eingebornen wagten nichts Feindliches gegen die Europäer zu unternehmen; aber sie zeigten sich so aufdringlich und unverschämt, daß der Kapitän aus Furcht vor einem Ueberfall sich zurückzog und ihnen als Abschiedsgruß eine Artilleriesalve zusandte. Die Eingebornen waren schwärzer und kräftiger als die Taitier; ihre Tättowirung bestand nur in Fischfiguren. Die Männer trugen nur den Maro; aber die Frauen hatten mehr Kleider. Sie kannten den Nasengruß und hatten Hunde wie die taitischen, nur mit langem und weißem Haare. „Sie gebrauchten,“ sagt Forster, „eine Art Löffelkraut, das sie Jeu nannten, um die Fische zu berauschen, indem sie es mit gewissen Schaalthieren fein reiben.“ Der Boden besteht nur aus einer ganz dünnen Lage auf einer Korallenbank. Die Sprache dieser Wilden gleicht der taitischen, ob sie gleich mehr Kehllaute hat. Auch die Morai's sind die nämlichen wie auf Taiti. Diese Inseln wurden später von Kotzebue wieder gesehen, wenigstens die südliche, welche er Spiridof nannte, indem er glaubte, sie sey noch nicht bekannt. Er sah sie wieder im Jahr 1824 und scheint auf seiner Meinung beharrt zu haben.

Tiukea ist eine Gruppe niedriger, bewaldeter und bevölkerter Inseln, hat ungefähr dreißig Meilen im Umfang und liegt unter 14° 27′ südl. Breite und 147° 11′ westl. Länge.

Ura, das auch eine Kette niedriger, bewaldeter und bevölkerter Inseln ist, erstreckt sich auf zehn bis zwölf Meilen von Nordost nach Südost; sie liegt unter 14° 39′ südl. Breite und 147° 27′ westl. Länge (Mitte).

Die Insel Wilson, entdeckt von Wilson im Jahr 1797, der sie für Tiukea hielt; wieder gesehen von Turnbull im Jahr 1803; eine Gruppe niedriger Inseln, welche auf einem Riffe von zwanzig bis dreißig Meilen Umfang liegen. Lage: 14° 28′ südl. Breite und 148° 30′ westl. Länge (Mitte).

Die Insel Waterland, entdeckt im Jahr 1616 von Schouten, der keine Bewohner dort fand; wieder gesehen im Jahr 1797 von Wilson,

der sie für Ura hielt, und im Jahr 1803 von Turnbull. Eine Gruppe niedriger Inseln auf einem Riffe von zwanzig bis dreißig Meilen Umfang. Lage: 14° 36′ südl. Breite und 148° 45′ westl. Länge (Mitte).

Die Insel Vliegen, entdeckt im Jahr 1616 von dem Kapitän Schouten und so genannt wegen der unzähligen Muskitos, die er dort fand. Schouten sah dort fünf oder sechs Wilde. Roggeween sah diese Gruppe wieder im Jahr 1722 und nannte sie Labyrinth wegen der Riffe, welche sie umgeben. Was er von einem Lande von dreissig Lieues Länge, das er 25 Meilen von den verderblichen Inseln fand, sagt, läßt sich wenigstens auf diese Inseln anwenden. Wie Dem auch seyn mag, der Kapitän Byron sah sie wieder im Jahr 1765; er nannte sie Prinz-Wallis-Inseln und fuhr an der nördlichen Küste hin; der Margaret nannte sie im J. 1803 Dean-Inseln; Kotzebue kam im Jahr 1816 an denselben vorbei und überzeugte sich, daß sie eine Kette bewaldeter Inseln bilden, welche sich auf mehr als siebenzig Meilen von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West erstrecken und wenigstens zwanzig Meilen Breite und eine Lagune in ihrem Innern haben. Lage: von 14° 49′ bis 15° 21′ südl. Breite und von 149° 18′ bis 150° 18′ westl. Länge.

Die Insel Krusenstern, entdeckt von Kotzebue im Jahr 1816 und wieder gesehen von Bellinghausen im Jahr 1819. Es ist eine Kette niedriger Inseln mit einer Lagune, in deren Mitte sich eine bewaldete Insel erhebt. Die Gruppe erstreckt sich auf fünfzehn Meilen von Nord-Nord-Ost nach Süd-Süd-West. Lage: 15° 00′ südl. Breite und 150° 34′ westl. Länge (Mitte).

Die Insel Lazareff, klein und unbewohnt, entdeckt im J. 1819 von Bellinghausen, ist von Osten nach Westen sechsthalb Meilen lang. Diese Insel ist die westlichste des Pomotu-Archipels. Lage: 14° 56′ südl. Breite und 151° 5′ westl. Länge.

Insel Matia. Sie wurde Cook im Jahr 1769 von dem Taitier Tupaïa bezeichnet, der sie unter dem Namen Matechiva oder Matea kannte. Bonechea hörte von ihr im Jahr 1774 durch einen Piloten von Taiti; aber Turnbull ist der Erste, der sie im Jahr 1803 sah. Er beschreibt sie als eine sehr hohe, auf sechs bis sieben Lieues Entfernung sichtbare und mit einer reichen Vegetation bedeckte Fläche. Der Margaret ankerte in einer schönen Bai unter dem Winde, und sein Verkehr mit den Eingebornen war friedlich. Die Sitten, die Gebräuche, die Kleidungen, die Hütten, die Piroguen hatten viel Aehnlichkeit mit den taitischen; nur war Alles gröber und minder künstlich. Man traf auf der Insel eine Pirogue, die vor einiger Zeit von Taiti gekommen war, um den Tribut einzuziehen. Ein Missionär ist der Meinung, man sollte diese Insel eher zu Taiti rechnen als zu Pomotu. Bellinghausen, der sie im Jahr 1819 wieder sah, schäzt ihren Umfang auf vier Meilen. Sie liegt unter 15° 53′ südl. Breite und 150° 39′ westl. Länge.

Insel Ducie. Der Spanier Quiros, der sie zuerst 1666 sah, nannte sie Incarnacion. 1791 fand sie der Engländer Edwards wieder und nannte sie Ducie. Der gelehrte Kapitän Beechey kam im Jahr 1826 sehr nahe an ihr vorbei, sezte sie unter 24° 40′ südl. Breite und 127° 6′ westl. Länge und untersuchte sie genau. Ihm zufolge ist sie ein kleines, niedriges, unbewohntes und mit zwölf bis fünfzehn Fuß hohem Gestrüpp

edecktes Inselchen, zwei Meilen lang und eine Meile breit. In ihrem Mittelpunkte befindet sich eine Lagune oder ein kleines Bassin von Meerwasser, das tief zu seyn scheint, zu welchem der Zugang aber äußerst schwierig ist. Auf der Korallenbank, welche die Insel wie ein Gürtel umgibt, gibt es Fische und besonders Haifische in Menge. Oneie ist wahrscheinlich das Ende der unterseeischen Kette, welche den vulkanischen und den von Korallen gebildeten Inseln Taiti's zur Unterlage dient.

Die Insel Elisabeth ist eine Meile breit und fünf Meilen lang; ihre durch das Meer unterhöhlten Küsten sind ungefähr fünf Fuß hoch. Ihr Boden ist Korallenkalk wie die Bank, auf welcher sie ruht. Wahrscheinlich verdankt sie ihr Daseyn einem unterseeischen Vulkan. In einer Entfernung von hundert Klaftern vom Ufer findet man den Grund auf 25 Faden; hernach erreicht ihn aber das Blei auf 200 Faden Tiefe nicht mehr. Die Widersee macht die Landung beinahe unmöglich. Sie ist mit sehr niedrigem, aber dichtem und undurchdringlichem Gebüsche bedeckt, daß man nur mit größter Mühe auf den Gipfel der Hügel kommen kann; die höchsten Bäume der Insel sind die Pandanusbäume; sonst sieht man nur Strauchwerk, Gesträpp, Farrnkräuter und Schlingpflanzen. Eßbare Früchte gibt es hier nicht.

Die Insel Elisabeth wurde im J. 1606 von Quiros entdeckt, der sie San-Juan-Baptista nannte; Krusenstern schreibt ihre Entdeckung dem Engländer H. King zu; Beechey, der zuerst ihre Lage bestimmte, nämlich unter 24° 21′ südl. Breite und 130° 38′ westl. Länge, meint, sie sollte den Namen Henderson führen, ob er gleich gern glauben möchte, daß sie zuerst von der verunglückten Mannschaft des Essex entdeckt worden sey, der im Jahr 1820 von einem Walfisch zerstört wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Pollard, der Kommandant des Walfischfängers Essex, befand sich am 20. November 1820 neben dem Aequator und unter 120° westl. Länge. Seine Mannschaft hatte zwei Walfische gefangen, welche sie noch an den Harpunen hielt und welche die Boote verfolgten und ermüdeten, als plötzlich mitten am Tage ein solches Thier, wie wenn es die gefangenen hätte rächen wollen, auf das Schiff losstürzte und so heftig gegen das Hintertheil anstieß, daß es erschüttert wurde. Indeß hatte die Brigg noch gehalten; aber nach Verlauf einer Stunde erneuerte der nämliche Walfisch seinen Angriff, stieß noch wüthender gegen dasselbe und machte einen so breiten Leck, daß sich der Schiffsraum plötzlich füllte. Um der drohenden Gefahr zu entgehen, belud die Mannschaft, die zwanzig Mann stark war, schnell die drei Schaluppen mit Waffen, Instrumenten und Lebensmitteln, und überließ sich dem Meer und der Willkür der Winde. Die eine Schaluppe mit sieben Mann wurde nie wieder gesehen; die beiden anderen landeten nach dreiwöchentlicher beschwerlicher Fahrt auf der Insel Elisabeth, wo sie Nichts als die von den Chinesen so gesuchten Seeschwalbennester fanden.

Die unglückliche Mannschaft des Essex ging wieder in See und ließ auf der Insel Elisabeth drei Männer auf ihr Verlangen zurück. Sie blieben drei Monate auf diesem Felsen und lebten von Vögeln und Schildkröten. Ihr Obdach war eine Grotte, in welcher sie acht menschliche Skelette fanden. Da es auf der Insel kein süßes Wasser gibt, so mußten die Unglücklichen alle Qualen des Durstes ausstehen und einen Regen abwarten,

um ihren brennenden Durst zu löschen. Sie wurden von dem [illegible] Kapitän Montgommery, aufgenommen, der, nachdem er die Schiffbrüchigen der Schaluppen aufgefunden hatte, zu dem Ende auf die Insel Elisabeth geschickt worden war. Diese lezteren hatten nicht weniger gelitten als ihre Gefährten. Sie erduldeten alle Qualen des Hungers und verzehrten zuerst zwei ihrer Gefährten, welche aus Ermattung gestorben waren; dann warfen sie das Loos über einander, und da dieses auf den Schiffsjungen gefallen war, so tödteten sie diesen Unglücklichen und aßen ihn; endlich verzehrten sie auch noch den Leichnam eines Andern, der gestorben war. Als man den beiden Booten begegnete, waren sie von einander getrennt und die Mannschaft glich Gespenstern.

Geschichte der Empörer vom Schiffe Bounty.

Die englische Regierung machte im Jahr 1787 den Plan, auf einige ihrer Kolonien in Amerika den Brodbaum und andere Früchte und nützliche Erzeugnisse des Südmeers zu verpflanzen. Im Monat August desselben Jahrs wurde der Schiffslieutenant William Bligh zum Kommandanten des Schiffes Bounty ernannt, welches 45 Tonnen hielt und vier sechspfündige Kanonen, vier Steinböller und 46 Mann, den Kapitän mit inbegriffen, hatte. Es ging im Monat December von England ab und kam am 26. Oktober 1788 auf Taiti an.

Nachdem Bligh sechs Monate auf dieser Insel verweilt und alle Brodfruchtpflanzen und Anderes im besten Zustande eingesammelt und eingeschifft hatte, lichtete er am 4. April in größter Ordnung den Anker; seine Mannschaft war vollkommen gesund, wohl versehen und that ihren Dienst mit jener strengen Subordination, welche man auf englischen Kriegsschiffen gewohnt ist.

Vierundzwanzig Tage nach der Abfahrt von Taiti empörte sich die Hälfte der Mannschaft gegen ihren Kapitän, der, aber ohne Erfolg, von der andern Hälfte unterstüzt wurde. Das in tiefster Stille gereifte Komplott kam am 28. April 1789 zur Ausführung. Achtzehn Mann und der Kapitän wurden mit Gewalt in einer 22 Fuß langen Schaluppe eingeschifft, welche mit 150 Pfund Zwieback versehen und dann in das weite Meer hinausgestoßen wurde. Es begann nun eine wunderbar glückliche Fahrt, auf welcher die Mannschaft eben so viel Hingebung zeigte, als der Kapitän Muth und Geschicklichkeit entwickelte. Sie kamen, ohne einen Mann zu verlieren, auf Timor an, nachdem sie in 48 Tagen 1206 Seemeilen zurückgelegt hatten. Was wurde nun aber, während der treue Theil der Mannschaft des Bounty seine wundervolle Fahrt beendigte und ein halbcivilisirtes Land betrat, aus den Meuterern, und was sollten die Folgen eines so seltsamen und verbrecherischen Unternehmens seyn? Darüber gibt uns die Erzählung des Kapitäns Beechey Aufschluß, der in den Jahren 1825 bis 1828, vierzig Jahre nach dem Ereignisse, Kommandant des königlichen Schiffes Blossom war und seine Gefährten vom Blossom allein überlebte. Sie lautet:

„Die Theilnahme, welche die Ankündigung erweckte, daß man von den Masten des Blossom die Insel Pitcairn erblicke, führte Alle auf das Verdeck und gab zu einer Reihe von Betrachtungen Veranlassung, welche unsern Wunsch, sobald als möglich mit den Bewohnern in Verkehr zu treten, die Freuden ihrer kleinen Gesellschaft zu sehen und zu theilen und genauer,

ausführliche Nachrichten über das Bounty einzuziehen, noch mehr steigerten; aber der Einbruch der Nacht nöthigte uns, die Erfüllung unserer Wünsche auf den folgenden Tag zu verschieben. Wir fuhren nun, an der bereits von Carteret untersuchten Insel hin, hofften dort Anker werfen zu können, und hatten, während dieß geschah, die Freude, ein Boot auf uns zusegeln zu sehen. Auf den ersten Anblick zweifelten wir, ob die Bemannung dieses Fahrzeuges aus Insulanern bestehe, und vermutheten, sie gehören zu einem Wallfischfänger auf der entgegengesezten Küste; aber bald wurden wir durch die merkwürdige Zusammensetzung seiner Mannschaft überrascht. Es war der alte Adams und alle Jünglinge der Insel.

„Ehe die Insulaner an Bord kamen, fragten sie an, ob man sie zulassen wolle. Als man ihnen die Erlaubniß dazu gegeben hatte, sprangen sie an Bord, und drückten einem jeden Offizier mit sichtbarer Freude die Hand.

„Der alte Adams, der nicht so flink war, als die Anderen, kam zulezt an Bord. Er war ein Mann von 65 Jahren, von einer in diesem Alter seltenen Kraft und Thätigkeit, ob er gleich sehr dick war. Er trug ein Matrosenhemd, Hosen, und einen niederen Hut, den er beständig in der Hand hielt, bis man ihn aufforderte, sich zu bedecken. Troz dem behielt er die Manieren eines Matrosen, und verneigte sich leicht mit dem Kopfe, so oft ihn ein Offizier anredete.

„Es war das erste Mal seit der Meuterei, daß er sich an Bord eines Kriegsschiffes befand, und dieß brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit, die noch durch die Erinnerung an die Scenen bei der Wegnahme des Bounty, und durch die Vertraulichkeit vermehrt wurde, mit der sich Personen, denen er zu gehorchen gewohnt war, mit ihm unterhielten. Uebrigens hatte er keine Besorgniß wegen seiner persönlichen Sicherheit. Er hatte sowohl von der brittischen Regierung, als von vielen anderen Personen zu viele Beweise von Wohlwollen erhalten, als daß er die geringste Besorgniß in dieser Hinsicht hätte hegen sollen, und da Jeder ihn zu beruhigen und zutraulich zu machen sich bemühte, so war er bald wieder in seiner natürlichen guten Laune.

„Die jungen Insulaner, zehn an der Zahl, waren von hohem Wuchse, kräftig und gesund, und die Gutmüthigkeit, welche sich in ihrem Gesichte aussprach, würde ihnen überall eine freundschaftliche Aufnahme verschafft haben; ihr einfaches Benehmen und ihre Besorgniß, etwas Unanständiges zu begehen, hätten nicht einmal den Gedanken an eine Beleidigung von ihrer Seite aufkommen lassen. Mit größter Naivetät richteten sie verschiedene Fragen an uns, die sich eher für Personen gepaßt hätten, welche aufs Innigste mit ihnen vertraut gewesen wären, oder sie erst vor Kurzem verlassen hätten, als an Fremde. Sie fragten uns um Nachrichten von Schiffen und Leuten, von denen wir nie hatten sprechen hören. Ihre Kleidung, Geschenke von Kapitänen oder von der Mannschaft von Handelsfahrzeugen, bildete vollständige Karikaturen. Die einen trugen einen langen schwarzen Rock und Hosen, andere Hemde ohne Kleider, andere bloß Westen; keiner hatte Schuhe oder Strümpfe, und nur zwei besaßen Hüte, die sie ihrem Zustande nach nicht mehr lange tragen konnten.

„Sie waren ebenso neugierig, von uns über die einzelnen Theile des Schiffes belehrt zu werden, als wir begierig waren, von ihnen über den Zustand der Kolonie und das Schicksal der Empörer, welche sich auf der

um ihren brennenden Durst zu löschen. Sie wurden von dem Eng
Kapitän Montgommery, aufgenommen, der, nachdem er die Sch
chigen der Schaluppen aufgefunden hatte, zu dem Ende auf die In
Elisabeth geschickt worden war. Diese lezteren hatten nicht weniger g
ten als ihre Gefährten. Sie erduldeten alle Qualen des Hungers und
zehrten zuerst zwei ihrer Gefährten, welche aus Ermattung gestorben w
dann warfen sie das Loos über einander, und da dieses auf den
jungen gefallen war, so tödteten sie diesen Unglücklichen und
endlich verzehrten sie auch noch den Leichnam eines Andern, der g
war. Als man den beiden Booten begegnete, waren sie von einander g
trennt und die Mannschaft glich Gespenstern.

Geschichte der Empörer vom Schiffe Bounty.

Die englische Regierung machte im Jahr 1787 den Plan, auf ein
ihrer Kolonien in Amerika den Brodbaum und andere Früchte und
liche Erzeugnisse des Südmeers zu verpflanzen. Im Monat August de
selben Jahrs wurde der Schiffslieutenant William Bligh zum Kom
mandanten des Schiffes Bounty ernannt, welches 45 Tonnen hielt und
vier sechspfündige Kanonen, vier Steinböller und 46 Mann, den Kapitän
mit inbegriffen, hatte. Es ging im Monat December von England ab und
kam am 26. Oktober 1788 auf Taiti an.

Nachdem Bligh sechs Monate auf dieser Insel verweilt und alle
Brodfruchtpflanzen und Anderes im besten Zustande eingesammelt und ein
geschifft hatte, lichtete er am 4. April in größter Ordnung den Anker;
seine Mannschaft war vollkommen gesund, wohl versehen und that ihren
Dienst mit jener strengen Subordination, welche man auf englischen Kriegs
schiffen gewohnt ist.

Vierundzwanzig Tage nach der Abfahrt von Taiti empörte sich die
Hälfte der Mannschaft gegen ihren Kapitän, der, aber ohne Erfolg, von
der andern Hälfte unterstüzt wurde. Das in tiefster Stille gereifte Kom
plott kam am 28. April 1789 zur Ausführung. Achtzehn Mann und der
Kapitän wurden mit Gewalt in einer 22 Fuß langen Schaluppe eingeschifft,
welche mit 150 Pfund Zwieback versehen und dann in das weite Meer
hinausgestoßen wurde. Es begann nun eine wunderbar glückliche Fahrt,
auf welcher die Mannschaft eben so viel Hingebung zeigte, als der Kapitän
Muth und Geschicklichkeit entwickelte. Sie kamen, ohne einen Mann zu
verlieren, auf Timor an, nachdem sie in 48 Tagen 1206 Seemeilen zurück
gelegt hatten. Was wurde nun aber, während der treue Theil der Mann
schaft des Bounty seine wundervolle Fahrt beendigte und ein halbcivilisirtes
Land betrat, aus den Meuterern, und was sollten die Folgen eines so sel
samen und verbrecherischen Unternehmens seyn? Darüber gibt uns die
Erzählung des Kapitäns Beechey Aufschluß, der in den Jahren 1825
bis 1828, vierzig Jahre nach dem Ereignisse, Kommandant des königlichen
Schiffes Blossom war und seine Gefährten vom Blossom allein überlebte.
Sie lautet:

„Die Theilnahme, welche die Ankündigung erweckte, daß man von den
Masten des Blossom die Insel Pitcairn erblicke, führte Alle auf das Ver
deck und gab zu einer Reihe von Betrachtungen Veranlassung, welche un
sern Wunsch, sobald als möglich mit den Bewohnern in Verkehr zu treten,
die Freuden ihrer kleinen Gesellschaft zu sehen und zu theilen und genauer

usführliche Nachrichten über das Bounty einzuziehen, noch mehr steigerten; ber der Einbruch der Nacht nöthigte uns, die Erfüllung unserer Wünsche uf den folgenden Tag zu verschieben. Wir fuhren nun, an der bereits m Carteret untersuchten Insel hin, hofften dort Anker werfen zu können, nd hatten, während dieß geschah, die Freude, ein Boot auf uns zusegeln sehen. Auf den ersten Anblick zweifelten wir, ob die Bemannung dieses ahrzeuges aus Insulanern bestehe, und vermutheten, sie gehören zu einem allfischfänger auf der entgegengesezten Küste; aber bald wurden wir durch merkwürdige Zusammensetzung seiner Mannschaft überrascht. Es war r alte Adams, und alle Jünglinge der Insel.

„Ehe die Insulaner an Bord kamen, fragten sie an, ob man sie zu- ssen wolle. Als man ihnen die Erlaubniß dazu gegeben hatte, sprangen an Bord, und drückten einem jeden Offizier mit sichtbarer Freude e Hand.

„Der alte Adams, der nicht so flink war, als die Anderen, kam zu- t an Bord. Er war ein Mann von 65 Jahren, von einer in diesem ter seltenen Kraft und Thätigkeit, ob er gleich sehr dick war. Er trug Matrosenhemd, Hosen, und einen niederen Hut, den er beständig in r Hand hielt, bis man ihn aufforderte, sich zu bedecken. Troz dem be- elt er die Manieren eines Matrosen, und verneigte sich leicht mit dem opfe, so oft ihn ein Offizier anredete.

„Es war das erste Mal seit der Meuterei, daß er sich an Bord eines iegsschiffes befand, und dieß brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit, e noch durch die Erinnerung an die Scenen bei der Wegnahme des Bounty, d durch die Vertraulichkeit vermehrt wurde, mit der sich Personen, denen zu gehorchen gewohnt war, mit ihm unterhielten. Uebrigens hatte er ne Besorgniß wegen seiner persönlichen Sicherheit. Er hatte sowohl von r brittischen Regierung, als von vielen anderen Personen zu viele Be- ise von Wohlwollen erhalten, als daß er die geringste Besorgniß in ser Hinsicht hätte hegen sollen, und da Jeder ihn zu beruhigen und zu- lich zu machen sich bemühte, so war er bald wieder in seiner natür- hen guten Laune.

„Die jungen Insulaner, zehn an der Zahl, waren von hohem Wuchse, ftig und gesund, und die Gutmüthigkeit, welche sich in ihrem Gesichte ssprach, würde ihnen überall eine freundschaftliche Aufnahme verschafft ben; ihr einfaches Benehmen und ihre Besorgniß, etwas Unanständiges begehen, hätten nicht einmal den Gedanken an eine Beleidigung von rer Seite aufkommen lassen. Mit größter Naivetät richteten sie ver- iedene Fragen an uns, die sich eher für Personen gepaßt hätten, welche s Innigste mit ihnen vertraut gewesen wären, oder sie erst vor Kurzem lassen hätten, als an Fremde. Sie fragten uns um Nachrichten von hiffen und Leuten, von denen wir nie hatten sprechen hören. Ihre eidung, Geschenke von Kapitänen oder von der Mannschaft von Handels- rzeugen, bildete vollständige Karikaturen. Die einen trugen einen lan- schwarzen Rock und Hosen, andere Hemde ohne Kleider, andere bloß sten; keiner hatte Schuhe oder Strümpfe, und nur zwei besaßen Hüte, sie ihrem Zustande nach nicht mehr lange tragen konnten.

„Sie waren ebenso neugierig, von uns über die einzelnen Theile des hiffes belehrt zu werden, als wir begierig waren, von ihnen über den stand der Kolonie und das Schicksal der Empörer, welche sich auf der

welche ihrem Kommandanten treu geblieben waren, wurden genöthigt, sie zu besteigen; man gab ihnen ein kleines Wasserfaß, 150 Pfund Zwieback, einen kleinen Vorrath von Rhum und Wein, einen Atlas, einen Kompaß, einige Fischleinen, Tonnen, Segelgarn, Tuch und andere in ihrer Lage ihnen unentbehrliche Gegenstände. Endlich ließ man den Kommandanten hineinsteigen. Da dieser die Empörer bat, man solle ihm mit dem Mundvorrath auch einige Musketen geben, damit sie sich im Nothfalle vertheidigen könnten, verweigerte man dieß, und gab der Mannschaft der Schaluppe bloß einige Säbel. Bald befand sich das Schiff zwei Meilen von Tofoo, man hieb das Seil der Schaluppe ab, und alle Empörer riefen einstimmig: nach Taiti, nach Taiti! So befanden sich nun in der Schaluppe neunzehn Personen: der Lieutenant, der Steuermann, der Wundarzt, der zweite Steuermann, der Botaniker, drei Offiziere, der Zahlmeister und acht Matrosen; auf dem Bounty befand sich die Elite der Mannschaft: Christian, dem das Kommando übergeben war, die Marine-Aspiranten Haywood, Young, Stewart, der Waffenschmied und der Zimmermann, die man gegen ihren Willen zu bleiben genöthigt hatte, weil man ihrer Dienste benöthigt seyn konnte, der Zahlmeister, der Gärtner, der Rest der Matrosen, unter ihnen Martin, der mit der Schaluppe hatte abgehen wollen, aber durch Quintal, der ihm die Muskete auf die Brust sezte, daran verhindert worden war. Vergleicht man die numerische Stärke der Empörer und der Besiegten, so wird man sich über das Gelingen der Verschwörung wundern; aber der Plan war von Christian zu gut angesponnen, seine Anhänger waren zu gut ausgewählt, als daß er hätte scheitern können.

„Was das Schicksal Blighs und seiner Gefährten war, weiß man. Nachdem das Schiff einige Zeit West-Nord-West gesteuert war, um die Mannschaft der Schaluppe über den Weg, den es einschlagen wollte, zu täuschen, lenkte es, sobald der Wind es erlaubte, auf Taiti zu. Nachdem sie einige Tage vergeblich sich abgemüht hatten, dahin zu kommen, steuerten sie auf die kleine Insel Tubuai zu, welche beinahe 300 Meilen von der Stelle, wo sie sich befanden, entfernt war. Umsonst versuchten sie es, sich dort niederzulassen; die Eingebornen machten ihnen jeden Fuß breit Landes streitig. Da sie jedoch hofften, dort eine Niederlassung gründen zu können, wenn sie den Eingebornen ihre friedlichen Absichten begreiflich machen würden, so steuerten sie nach Taiti, um dort Dolmetscher zu holen. Nach achttägiger Fahrt kamen sie auf dieser Insel an, wo sie von ihren alten Freunden mit großer Güte aufgenommen wurden. Christian und seine Gefährten erzählten ihnen eine Geschichte, um ihnen jeden Verdacht einer Empörung zu benehmen; sie sagten, daß der Lieutenant Bligh, da er eine zu einer Niederlassung taugliche Insel gefunden habe, dort mit dem Rest der Mannschaft gelandet sey und sie mit dem Schiffe abgesandt habe, um sich lebende Thiere zu verschaffen, so wie Alles, was der neuen Kolonie von Nutzen seyn könnte, und auch die Insulaner, welche sie begleiten wollten, von Taiti mitzunehmen.

„Ihre Erzählung hatte die gewünschte Wirkung; man gab ihnen Alles, was sie nöthig hatten; sie erhielten sogar eine Kuh und einen Stier, die einzigen Thiere dieser Gattung, welche sich auf der Insel befanden und welche man den Häuptlingen von Taiti zur Besorgung übergeben hatte

ich verstanden sich eingeborne Frauen und Männer dazu, sie nach der an- blichen Niederlassung, von der sie gesprochen hatten, zu begleiten.

„Voll Hoffnung nun, daß die Erläuterungen ihrer Dolmetscher ihren ufenthalt auf Tobuai endlich erleichtern würden, und mit allen Bedürf- issen wohl versehen, steuerten sie zum Zweitenmale nach dieser Insel. Al- lein der neue Versuch war nicht glücklicher als der erste; denn die Einge- rnen, gegen deren Angriffe sie sich durch Errichtung eines mit einem raben umgebenen Forts auf jeden Fall schützen zu müssen glaubten, mach- , weil sie sich einbildeten, in diesem Graben sollten sie begraben werden, Plan, sie unversehens zu überfallen, und die Meuterer wären ohne eifel verloren gewesen, wenn einer ihrer Dolmetscher nicht den gräßli- n Plan entdeckt und sie davon in Kenntniß gesezt hätte. Sie kamen n den Eingebornen zuvor, griffen sie am folgenden Tage an und trieben nachdem sie einige getödtet oder verwundet hatten, ins Innere der In- zurück. Große Zwistigkeiten erhoben sich darauf unter der Mannschaft Bounty. Einige wollten das Fort verlassen und nach Taiti zurückkeh- , andere sich nach den Nukahiva-Inseln begeben; die Mehrheit aber war den Augenblick der Meinung, Das zu vollenden, was sie begonnen ten, und also auf Tobuai zu bleiben. Endlich entschlossen sie sich, da von den Eingebornen beständig beunruhigt wurden, gegen die Absicht istians, der ihnen die ganze Thorheit dieses Entschlusses und das glück, das sich für sie daraus ergeben könnte, vorstellte, nach Taiti zu- zukehren, wo sie mit der nämlichen Freundschaft empfangen wurden, bei ihrem lezten Besuche.

„Die Meisten wollten auf dieser Insel bleiben; aber beinahe Alle, che sich dazu entschlossen hatten, wurden später durch das englische Schiff ra, das sogleich nach der Rückkehr des Lieutenants Bligh nach Eng- zu diesem Behufe ausgesandt worden war, aufgehoben, durch ein gsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die anderen, nämlich ung, Brown, Mills, Williams, Quintal, Mac-Coy, rtin und Christian waren nur 24 Stunden auf Taiti geblieben. dem Geräthschaften, Vorräthe u. s. w. gleich getheilt waren, über- n ihnen ihre Gefährten das Schiff. Nun entschlossen sie sich auf den Christians, sich auf irgend Eine unbewohnte Insel zu begeben, um eine bleibende Niederlassung zu gründen und der Strafe der Rebellion tgehen. Sie luden mehrere Frauen von Taiti an Bord ein, um Ab- ed von ihnen zu nehmen; hierauf hieben sie die Taue ab und führten mit den Taitiern, welche ihnen folgen wollten, weg.

„Da sie Pitcairn zum Orte ihrer ewigen Verbannung ausersehen hat- , so steuerten sie auf diese Insel zu, wo sie nach einigen Tagen anka- . Sie untersuchten das Land und fanden es für ihre Plane angemes- , sowohl wegen seiner im Falle eines Angriffs vortheilhaften Lage, als en des Bodens und der nothwendigen Unterhaltsmittel, die man sich verschaffen konnte. Sie legten das Fahrzeug im Norden der Insel iner kleinen Bai, welche Bounty Bai genannt wurde, vor Anker, lan- n Alles, was ihnen von Nutzen seyn konnte, und am 23. Januar 1790 örten sie das Schiff und verbrannten es, aus Furcht, man möchte ih- Zufluchtsort entdecken.

„Indeß besorgten sie noch immer, von den Eingebornen in einem Au- blicke angegriffen zu werden, wo sie es am wenigsten vermutheten, da

welche ihrem Kommandanten treu geblieben waren, wurden genöthigt, sie zu besteigen; man gab ihnen ein kleines Wasserfaß, 150 Pfund Zwieback, einen kleinen Vorrath von Rhum und Wein, einen Atlas, einen Kompaß, einige Fischleinen, Tonnen, Segelgarn, Tuch und andere in ihrer Lage ihnen unentbehrliche Gegenstände. Endlich ließ man den Kommandanten hineinsteigen. Da dieser die Empörer bat, man solle ihm außer dem Mundvorrath auch einige Musketen geben, damit sie sich im Nothfall vertheidigen könnten, verweigerte man dieß, und gab der Mannschaft der Schaluppe bloß einige Säbel. Bald befand sich das Schiff zwei Meilen von Tofoo, man hieb das Seil der Schaluppe ab, und alle Empörer riefen einstimmig: nach Taiti, nach Taiti! So befanden sich nun in der Schaluppe neunzehn Personen: der Lieutenant, der Steuermann, der Wundarzt, der zweite Steuermann, der Botaniker, drei Offiziere, der Zahlmeister und acht Matrosen; auf dem Bounty befand sich die Elite der Mannschaft: Christian, dem das Kommando übergeben war, die Marineaspiranten Haywood, Young, Stewart, der Waffenschmied und der Zimmermann, die man gegen ihren Willen zu bleiben genöthigt hatte, weil man ihrer Dienste benöthigt seyn konnte, der Zahlmeister, der Gärtner und der Rest der Matrosen, unter ihnen Martin, der mit der Schaluppe hatte abgehen wollen, aber durch Quintal, der ihm die Muskete auf die Brust sezte, daran verhindert worden war. Vergleicht man die numerische Stärke der Empörer und der Besiegten, so wird man sich über das Gelingen der Verschwörung wundern; aber der Plan war von Christian zu gut angesponnen, seine Anhänger waren zu gut ausgewählt, als daß er hätte scheitern können.

„Was das Schicksal Blighs und seiner Gefährten war, weiß man. Nachdem das Schiff einige Zeit West-Nord-West gesteuert war, um die Mannschaft der Schaluppe über den Weg, den es einschlagen wollte, zu täuschen, lenkte es, sobald der Wind es erlaubte, auf Taiti zu. Nachdem sie einige Tage vergeblich sich abgemüht hatten, dahin zu kommen, steuerten sie auf die kleine Insel Tubuai zu, welche beinahe 300 Meilen von der Stelle, wo sie sich befanden, entfernt war. Umsonst versuchten sie es, sich dort niederzulassen; die Eingebornen machten ihnen jeden Fuß breit Boden streitig. Da sie jedoch hofften, dort eine Niederlassung gründen zu können, wenn sie den Eingebornen ihre friedlichen Absichten begreiflich machen würden, so steuerten sie nach Taiti, um dort Dolmetscher zu holen. Nach achttägiger Fahrt kamen sie auf dieser Insel an, wo sie von ihren alten Freunden mit großer Güte aufgenommen wurden. Christian und seine Gefährten erzählten ihnen eine Geschichte, um ihnen jeden Verdacht einer Empörung zu benehmen; sie sagten, daß der Lieutenant Bligh, da er eine zu einer Niederlassung taugliche Insel gefunden habe, dort mit dem Reste der Mannschaft gelandet sey und sie mit dem Schiffe abgesandt habe, um sich lebende Thiere zu verschaffen, so wie Alles, was der neuen Kolonie von Nutzen seyn könnte, und auch die Insulaner, welche sie begleiten wollten, von Taiti mitzunehmen.

„Ihre Erzählung hatte die gewünschte Wirkung; man gab ihnen Alles, was sie nöthig hatten; sie erhielten sogar eine Kuh und einen Stier, die einzigen Thiere dieser Gattung, welche sich auf der Insel befanden, und welche man den Häuptlingen von Taiti zur Besorgung übergeben hatte;

auch verstanden sich eingeborne Frauen und Männer dazu, sie nach der angeblichen Niederlassung, von der sie gesprochen hatten, zu begleiten.

„Voll Hoffnung nun, daß die Erläuterungen ihrer Dolmetscher ihren Aufenthalt auf Tobuai endlich erleichtern würden, und mit allen Bedürfnissen wohl versehen, steuerten sie zum Zweitenmale nach dieser Insel. Allein der neue Versuch war nicht glücklicher als der erste; denn die Eingebornen, gegen deren Angriffe sie sich durch Errichtung eines mit einem Graben umgebenen Forts auf jeden Fall schützen zu müssen glaubten, machten, weil sie sich einbildeten, in diesem Graben sollten sie begraben werden, den Plan, sie unversehens zu überfallen, und die Meuterer wären ohne Zweifel verloren gewesen, wenn einer ihrer Dolmetscher nicht den gräßlichen Plan entdeckt und sie davon in Kenntniß gesezt hätte. Sie kamen nun den Eingebornen zuvor, griffen sie am folgenden Tage an und trieben sie, nachdem sie einige getödtet oder verwundet hatten, ins Innere der Insel zurück. Große Zwistigkeiten erhoben sich darauf unter der Mannschaft des Bounty. Einige wollten das Fort verlassen und nach Taiti zurückkehren, andere sich nach den Nukahiva-Inseln begeben; die Mehrheit aber war für den Augenblick der Meinung, Das zu vollenden, was sie begonnen hatten, und also auf Tobuai zu bleiben. Endlich entschlossen sie sich, da sie von den Eingebornen beständig beunruhigt wurden, gegen die Absicht Christians, der ihnen die ganze Thorheit dieses Entschlusses und das Unglück, das sich für sie daraus ergeben könnte, vorstellte, nach Taiti zurückzukehren, wo sie mit der nämlichen Freundschaft empfangen wurden, wie bei ihrem lezten Besuche.

„Die Meisten wollten auf dieser Insel bleiben; aber beinahe Alle, welche sich dazu entschlossen hatten, wurden später durch das englische Schiff Flora, das sogleich nach der Rückkehr des Lieutenants Bligh nach England zu diesem Behufe ausgesandt worden war, aufgehoben, durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die anderen, nämlich Young, Brown, Mills, Williams, Quintal, Mac-Coy, Martin und Christian waren nur 24 Stunden auf Taiti geblieben. Nachdem Geräthschaften, Vorräthe u. s. w. gleich getheilt waren, überließen ihnen ihre Gefährten das Schiff. Nun entschlossen sie sich auf den Rath Christians, sich auf irgend Eine unbewohnte Insel zu begeben, um dort eine bleibende Niederlassung zu gründen und der Strafe der Rebellion zu entgehen. Sie luden mehrere Frauen von Taiti an Bord ein, um Abschied von ihnen zu nehmen; hierauf hieben sie die Taue ab und führten sie mit den Taitiern, welche ihnen folgen wollten, weg.

„Da sie Pitcairn zum Orte ihrer ewigen Verbannung ausersehen hatten, so steuerten sie auf diese Insel zu, wo sie nach einigen Tagen ankamen. Sie untersuchten das Land und fanden es für ihre Plane angemessen, sowohl wegen seiner im Falle eines Angriffs vortheilhaften Lage, als wegen des Bodens und der nothwendigen Unterhaltsmittel, die man sich dort verschaffen konnte. Sie legten das Fahrzeug im Norden der Insel in einer kleinen Bai, welche Bounty Bai genannt wurde, vor Anker, landeten Alles, was ihnen von Nutzen seyn konnte, und am 23. Januar 1790 zerstörten sie das Schiff und verbrannten es, aus Furcht, man möchte ihren Zufluchtsort entdecken.

„Indeß besorgten sie noch immer, von den Eingebornen in einem Augenblicke angegriffen zu werden, wo sie es am wenigsten vermutheten, da

sie unweit des Ortes, wo der Bounty verbrannt worden war, einige gut ausgehauene Bildnisse gefunden hatten. Aber da sich fernerhin keine neue Spur von Bewohnern gezeigt hatte, so beruhigten sie sich allmälig und beschäftigten sich fortan ausschließlich mit ihrer Niederlassung. Sie erbauten ein Dorf auf einer Stelle der Insel, welche vom Ufer entfernt war, und durch ein dichtes Gehölz den Schiffen, die etwa vorbeisegeln würden, verborgen blieb; alle Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, daß man ihren Zufluchtsort nicht entdecken sollte. Die Segel vom Bounty gebrauchten sie zur Errichtung von Zelten und zu Verfertigung ihrer Kleider. Das Land wurde zu gleichen Theilen vertheilt, die armen Taitier, ihre sogenannten Freunde, oder besser gesagt, ihre Sklaven, wurden ausgeschlossen und diese trugen die gegen sie begangene Ungerechtigkeit und das Joch, das man ihnen auferlegte, sogar ohne das geringste Zeichen von Mißvergnügen, bis ein Vorfall sie plötzlich zur Rache trieb. In dem Augenblicke, wo die entstehende Kolonie ein gewisses, weit über ihre Erwartungen gehendes Glück zu genießen schien, forderte Williams, der zwei Monate nach der Ankunft auf der Insel das Unglück gehabt hätte, seine Frau zu verlieren, welche beim Aufsuchen von Vögeln von einem Abhang herabgestürzt war, man solle ihm seine Gefährtin wieder ersetzen, indem er die Insel auf einem Boote des Bounty zu verlassen drohte, wenn man ihm nicht willfahre. Die Empörer, wohl fühlend, wie wichtig die Dienste seyen, welche ihnen ein Waffenschmied leiste, gaben seinen beharrlichen Forderungen auf Kosten ihrer Sklaven nach, und zwangen Talalu, einen der Taitier, ihm seine Frau abzutreten. Erbittert über dieses neue Unrecht, machten die Polynesier gemeinschaftliche Sache, und beschlossen, ihre Unterdrücker zu ermorden; aber unkluger Weise waren die Frauen mit in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht worden, und sie wurden durch folgenden Gesang, der ihren Argwohn erweckte, entdeckt: „Warum schwarzer Mann sein Beil schärfen? Um den weißen Mann zu tödten." Da sich die Taitier entdeckt sahen, baten sie um Gnade, und erkauften sie mit dem Tode der zwei Hauptverschwörer. Ohu wurde feiger Weise von seinem Neffen ausgeliefert und ermordet, und Talalu wurde durch seine eigene Frau ermordet, deren Beleidigung er hatte rächen wollen, nachdem er vergeblich den Versuch gemacht hatte, sich mit Gift zu tödten.

„Diesem auf so traurige Weise vereitelten Plane folgte jedoch nach zwei Jahren ein anderer, der zur Ausführung gebracht wurde. Durch ihre ungerechten und tyrannischen Bedrücker, und besonders durch die schlechte Behandlung, welche sie von Mac-Coy und Quintal zu erfahren hatten, aufs Äußerste getrieben, beschlossen die Insulaner die Ermordung aller Europäer. Sie kamen überein, daß zwei von ihnen, Timoa und Rehu, sich Feuerwaffen verschaffen, ihre Herren verlassen, sich sodann im Gehölze verbergen und häufig Zusammenkünfte mit ihren Kameraden Tehateite und Menali halten, am bestimmten Tage aber alle Engländer angreifen und tödten sollten, während sie in ihren Pflanzungen arbeiten würden. Tehateite entlehnte, um seine Partei zu verstärken, an diesem Tage von seinem Herrn eine Flinte und Schießbedarf, unter dem Vorwande, Schweine zu tödten, welche zu dieser Zeit wild geworden waren und sehr überhand genommen hatten; aber statt dessen vereinigte er sich mit seinen Mitverschwornen, und alle fielen über Williams her und tödteten ihn. Christian arbeitete eben

in seinem Ignamenfelde; sie überfielen auch ihn und tödteten ihn mit Hülfe Menali's, des Sklaven von Mills.

„Es war den Taitiern gelungen, unter einem Vorwande Mac-Coy von Mills zu entfernen, und sie sezten die Ausführung ihres Racheplanes fort. Mills fiel als ein Opfer seines Vertrauens zu seinem Sklaven, den er zum Freunde gemacht hatte. Mac-Coy, der ihren Streichen entgangen war, stieß zu Quintal, der schon das Resultat der Verschwörung kannte und seine Frau ausgesandt hatte, um seine Gefährten zu benachrichtigen. Hernach wurden Martin und Brown von Menali und Tenina einzeln ermordet.

„Adams, den die Frau Quintals von der drohenden Gefahr unterrichtet hatte, hätte Anfangs in den Wald entfliehen können: da er aber nach Verlauf von drei bis vier Stunden Alles ruhig glaubte, so war er unkluger Weise auf sein Ignamenfeld gegangen, um sich einen Vorrath zu sammeln. Hier wurde er von den Taitiern entdeckt und lebhaft angegriffen; ein Flintenschuß ging ihm durch die rechte Schulter und den Hals, und ein Finger wurde ihm zerbrochen, als er die Flintenkolbenschläge der Mörder abzuwehren suchte. Obgleich durch seine Wunden erschöpft, hatte er doch so viele Kräfte gesammelt, um die Flucht zu ergreifen, und sogar seinen Feinden einen Vorsprung abzugewinnen, als diese, weil sie sahen, daß er ihnen nun entwischen würde, ihm Schonung anboten, wenn er zurückkommen wolle. Sie hielten ihr Versprechen; Adams wurde in das Haus Christians getragen, wo er die Pflege erhielt, die seine Lage erforderte. Young, den die Frauen sehr liebten, und den sie vor ihren wüthenden Landsleuten verborgen hatten, wurde gleichfalls dahin geführt. Quintal und Mac-Coy gelang es, in den Wald zu entkommen, wo sie von Wurzeln lebten. So endigte sich dieser traurige Tag mit dem Siege der Taitier und dem Tode von fünf ihrer Unterdrücker.

„Die Ermordung der weißen Männer wurde bald durch den Tod derselben gerächt. Diese stritten um die Weiber, deren Männer gefallen waren. In Folge dieses Streites hatte Menali, nachdem er Timao getödtet hatte, Tehateite angegriffen, der die Frau Youngs über den Tod ihres Lieblingssohnes tröstete, und nur die Dazwischenkunft der Frauen hatte diesen neuen Mord verhindert. Hierauf vereinigte er sich mit Mac-Coy und Quintal im Gebirge.

„Diese lezteren benuzten die Vermehrung ihrer Streitkräfte und forderten ihre Gegner heraus, indem sie eine Flintensalve über das Dorf hin abschossen. Die Bewohner schickten nun Adams an sie ab, und luden sie unter der Bedingung, daß sie Menali tödten würden, zur Rückkehr ein. Menali fiel unter ihren Streichen; jedoch weigerten sie sich, der Einladung des Adams zu folgen, so lange noch eine gelbe Haut in dem Dorfe sey. Tehateite und Nehu wurden die Opfer dieser Forderung der beiden Engländer. Die Frauen, welche noch immer den Verlust ihrer ermordeten Männer bedauerten, hatten bereits vor der Flucht Menali's auf Rache gesonnen. In Folge dessen tödtete Susan den Tehateite mit Beilschlägen, während dieser neben seiner Geliebten schlief, und Nehu wurde von Young erschossen. Mac-Coy und Quintal verstanden sich erst dann zur Rückkehr, als man ihnen die Köpfe dieser Unglücklichen zeigte. Dieß ereignete sich am 3. Oktober 1793.

„So endeten alle Eingebornen. Nun waren noch auf der Insel übrig: Adams, Young, Mac-Coy und Quintal, 10 Weiber und einige Kinder. Zwei Monate nachher begann Young ein Tagebuch, welches eine genaue Nachweisung über den Zustand der Insel und die Beschäftigung ihrer Bewohner gibt: man sieht sie friedlich bei einander leben, ihre [illegible] ser bauen, ihre Ländereien bepflanzen und mit Zäunen umgeben, auf Fisch- und Vogelfang ausgehen und Fallen stellen zur Ausrottung der [illegible] den Schweine, welche damals in Menge vorhanden waren und die [illegible] menfelder zerstörten. Nur unter den Frauen, welche bald bei diesem, [illegible] bei jenem Manne lebten, entstand Mißvergnügen.

„Young berichtet in seinem Tagebuche über einen zwischen den [illegible] nern und Frauen entstandenen Streit. Sie weigerten sich, die Schädel [illegible] fünf von den Taitiern ermordeten Europäer herauszugeben, und [illegible] ten sich ihrem Begräbnisse. Seit dem Tode jener Männer und [illegible] Streite, in welchem sie nachgeben mußten, wünschten sie sehnlichst, [illegible] sel zu verlassen. Ihre Bitten wurden sogar so dringend, daß [illegible] 11. April 1794 anfing, ein Boot für sie zu zimmern. Da es an [illegible] und Nägeln fehlte, so riß Jenny, welche später auf Taiti blieb, [illegible] Hitze Bretter von ihrem Hause weg, und forderte ihre Gefährtinnen [illegible] ihrem Beispiele zu folgen, jedoch ohne Erfolg.

„Eine neue Täuschung ihrer Hoffnung sollte ihr Mißvergnügen [illegible] höher steigern. Das Boot war am 13. August vollendet und am [illegible] vom Stapel gelassen worden; aber zum Glücke für sie schlug es um, [illegible] verhütete so das traurige Schicksal, das ihnen ohne Zweifel geworden [illegible] wenn sie sich bei ihrer Unkenntniß in Leitung eines Schiffes auf [illegible] zerbrechlichen Fahrzeuge dem Spiele der Wellen und Winde überlassen [illegible]

„Am 16. August grub man ein Grab für die Reste der Todten, [illegible] am 23. Oktober 1794 feierte man in dem Hause Quintals den [illegible] tag der Vernichtung der unglücklichen Taitier.

„Die Weiber beklagten sich fortwährend über die Strenge, [illegible] Mac-Coy und besonders Quintal gegen sie übten, der sogar den [illegible] schlag gemacht hatte, weder mit den Mädchen zu spielen, noch zu [illegible] und ihnen Nichts zu geben; auch bewahrten sie noch immer das [illegible] Andenken an den Verlust des Bootes, an welches sich die Hoffnung [illegible] Befreiung so lebhaft geknüpft hatte, und endlich machten sie den Plan, [illegible] Männer im Schlafe zu ermorden. Ihr Vorhaben wurde entdeckt; [illegible] bemächtigte sich ihrer, und zwang sie, ihren frevelhaften Plan einzuge[illegible] hen, bewilligte ihnen aber für diesesmal noch Verzeihung unter der [illegible] gung, daß sie sich für die Zukunft besser und so aufführen würden, daß [illegible] Verdacht gegen sie entstehen könnte. Ungeachtet ihrer Versprechungen [illegible] ten die Männer doch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu [illegible] sen. Ihre traurigen Erwartungen trafen ein; denn am 30. November machten die Weiber einen gemeinschaftlichen Angriff auf sie. Die Männer vergaßen auch diesen wiederholten Versuch, vergaßen sogar, daß sie bei einer ähnli- chen Gelegenheit übereingekommen waren, jede Frau, deren Benehmen feindliche Absichten verrathe, aus dem Wege zu räumen, verziehen von Neuem, und bedrohten sie bloß mit dem Tode, im Falle sie sich wieder Solches zu Schulden kommen lassen würden. Da sie sahen, daß diese Drohungen doch nicht ausgeführt wurden, so kehrten sie sich nicht daran, und einige verbargen sich an den am wenigsten besuchten Orten der Insel.

ie Männer, denen sie an Zahl überlegen waren, besorgten einen plötzli-
en Ueberfall, und mußten sich immer zur Vertheidigung bereit halten.

„Am 6. Mai 1795 hatten sie nach zweitägiger Arbeit ein Boot zu
stande gebracht, und trieben nun den Fischfang, und besonders den Ma-
relenfang mit mehr Erfolg. Einige Jahre vergingen so, ohne daß sich
i der Geschichte der Bewohner Pitcairns etwas Bemerkenswerthes zuge-
agen hätte. Die Weiber hatten sich mit den Männern ausgesöhnt und
urden mit mehr Rücksicht von ihnen behandelt; alle Familien leisteten
nander gegenseitige Hülfe; alle führten ein wahrhaft patriarchalisches Le-
n. Ein einziger Vorfall störte einmal die Einförmigkeit dieser glücklichen
uhe. Mac-Coy war von einer Kokospalme herabgefallen, hatte sich
n Schenkel schwer beschädigt, den Fuß verstaucht und sich in der Seite
rwundet. Mehrere chemische Versuche waren ihnen gelungen. Unglück-
herweise kostete einer derselben Mac-Coy'n das Leben. Sie hatten
us der Ti-Wurzel (dracaena terminalis) eine Flasche Branntwein zu Stande
bracht; häufige Berauschungen waren die Folge davon. Mac-Coy be-
nders berauschte sich häufig, und in einem Zustande gräßlicher Betäubung
ürzte er sich von einem steilen Felsen herab und blieb todt. Dieses Er-
gniß war nicht ohne Nutzen für die Anderen: sie beschlossen, keinen ge-
orenen Trank mehr anzurühren.

„Im Jahr 1799 verlor Quintal seine Frau, welche beim Aufsuchen
on Vogeleiern von einem Felsen herabgestürzt war. Er wurde täglich
ißvergnügter, und ob er gleich unter mehreren Frauen die Wahl hatte,
verlangte er durchaus die Frau eines seiner Gefährten, ohne daran zu
enken, welches Unheil eine ähnliche Forderung schon einmal herbeige-
ührt hatte. Die Vermessenheit eines solchen Anspruchs und das Beharren
ei seiner Forderung kostete ihm das Leben. Da Adams und Young
ie Abtretung verweigert hatten, so hatte er einen Versuch gemacht, sie zu
rmorden, und sie sogar bedroht, diesen feigen Versuch wieder zu erneuern,
achdem er ihm das erste Mal mißlungen war. Seine Gefährten konn-
en in dieser beständigen Unruhe und Angst vor einem Ueberfalle nicht le-
en; sie glaubten sich durch die Drohungen Quintals zu seiner Ermor-
ung berechtigt und tödteten ihn mit Axthieben.

„So hatten sieben von den Europäern einen schmählichen Tod gefunden.
Christian und Young stammten aus angesehenen Familien, und hatten
ine gute Erziehung genossen. Adams ertheilte ihnen große Lobsprüche
nd erzählte, daß man von ihnen auch nie das leiseste Murren über ihre
age gehört habe. Christian stellte sich sogar glücklich vor den Augen
einer Gefährten, und bewahrte bis zu seinem Tode die Achtung Aller.
Adams und Young, welche von 15 gelben und weißen Männern, die
uf Pitcairn gelandet waren, allein noch übrig waren, kamen nun auf ern-
ste Gedanken und dachten an Reue. Sie nahmen die Religion zu Hülfe,
estimmten, daß ihre Familien alle Sonntage dem Morgen- und Abend-
ebet und einem Gottesdienst des Nachmittags beiwohnen sollten, und auf
iese Art gelang es ihnen, ihre und ihrer Gefährtinnen Kinder zur Frömmig-
eit und Tugend zu erziehen. Young, der eine sehr sorgfältige Erziehung
enossen hatte, war ganz fähig, den von ihm und Adams gefaßten Plan
ns Werk zu setzen; unglücklicherweise starb er aber schon ein Jahr nach
Quintals Tode an Engbrüstigkeit.

„Dieser Verlust erhöhte noch die Reumüthigkeit Adams und bewog

„So endeten alle Eingebornen. Nun waren noch auf der Insel [illegible]: Adams, Young, Mac-Coy und Quintal, 10 Weiber und [illegible] Kinder. Zwei Monate nachher begann Young ein Tagebuch, [illegible] eine genaue Nachweisung über den Zustand der Insel und die Beschä[illegible] ihrer Bewohner gibt: man sieht sie friedlich bei einander leben, ihre [illegible] ser bauen, ihre Ländereien bepflanzen und mit Zäunen umgeben, auf [illegible] Fisch- und Vogelfang ausgehen und Fallen stellen zu Ausrottung der [illegible] den Schweine, welche damals in Menge vorhanden waren und die [illegible] menfelder zerstörten. Nur unter den Frauen, welche bald bei diesem [illegible] bei jenem Manne lebten, entstand Mißvergnügen.

„Young berichtet in seinem Tagebuche über einen zwischen den [illegible] nern und Frauen entstandenen Streit. Sie weigerten sich, die Schä[illegible] fünf von den Taitiern ermordeten Europäer herauszugeben, und [illegible] ten sich ihrem Begräbnisse. Seit dem Tode jener Männer und [illegible] Streite, in welchem sie nachgeben mußten, wünschten sie sehnlichst [illegible] sel zu verlassen. Ihre Bitten wurden sogar so dringend, daß [illegible] 11. April 1794 anfing, ein Boot für sie zu zimmern. Da es an [illegible] und Nägeln fehlte, so riß Jenny, welche später auf Taiti blieb, [illegible] Hitze Bretter von ihrem Hause weg, und forderte ihre Gefährtin[illegible] ihrem Beispiele zu folgen, jedoch ohne Erfolg.

„Eine neue Täuschung ihrer Hoffnung sollte ihr Mißvergnügen [illegible] höher steigern. Das Boot war am 13. August vollendet und [illegible] vom Stapel gelassen worden; aber zum Glücke für sie schlug es [illegible] verhütete so das traurige Schicksal, das ihnen ohne Zweifel geworden [illegible] wenn sie sich bei ihrer Unkenntniß in Leitung eines Schiffes auf [illegible] zerbrechlichen Fahrzeuge dem Spiele der Wellen und Winde überlassen [illegible]

„Am 16. August grub man ein Grab für die Reste der Todten [illegible] am 23. Oktober 1794 feierte man in dem Hause Quintals den [illegible] tag der Vernichtung der unglücklichen Taitier.

„Die Weiber beklagten sich fortwährend über die Strenge, [illegible] Mac-Coy und besonders Quintal gegen sie übten, der sogar [illegible] schlag gemacht hatte, weder mit den Mädchen zu spielen, noch zu [illegible] und ihnen Nichts zu geben; auch bewahrten sie noch immer das [illegible] Andenken an den Verlust des Bootes, an welches sich die Hoffn[illegible] Befreiung so lebhaft geknüpft hatte, und endlich machten sie den [illegible] Männer im Schlafe zu ermorden. Ihr Vorhaben wurde entdeckt [illegible] bemächtigte sich ihrer, und zwang sie, ihren frevelhaften Plan [illegible] hen, bewilligte ihnen aber für diesesmal noch Verzeihung unter der [illegible] gung, daß sie sich für die Zukunft besser und so aufführen würden, [illegible] Verdacht gegen sie entstehen könnte. Ungeachtet ihrer Versprechungen [illegible] ten die Männer doch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen [illegible] sen. Ihre traurigen Erwartungen trafen ein; denn am 30. November [illegible] die Weiber einen gemeinschaftlichen Angriff auf sie. Die Männer [illegible] auch diesen wiederholten Versuch, vergaßen sogar, daß sie bei einer [illegible] chen Gelegenheit übereingekommen waren, jede Frau, deren [illegible] feindliche Absichten verrathe, aus dem Wege zu räumen, verziehen [illegible] Neuem, und bedrohten sie bloß mit dem Tode, im Falle sie sich [illegible] Solches zu Schulden kommen lassen würden. Da sie sahen, daß [illegible] Drohungen doch nicht ausgeführt wurden, so kehrten sie sich nicht [illegible] und einige verbargen sich an den am wenigsten besuchten Orten der [illegible]

ie Männer, denen sie an Zahl überlegen waren, besorgten einen plötzlien Ueberfall, und mußten sich immer zur Vertheidigung bereit halten.

„Am 6. Mai 1795 hatten sie nach zweitägiger Arbeit ein Boot zu Stande gebracht, und trieben nun den Fischfang, und besonders den Marelenfang mit mehr Erfolg. Einige Jahre vergingen so, ohne daß sich i der Geschichte der Bewohner Pitcairns etwas Bemerkenswerthes zugetagen hätte. Die Weiber hatten sich mit den Männern ausgesöhnt und urden mit mehr Rücksicht von ihnen behandelt; alle Familien leisteten nander gegenseitige Hülfe; alle führten ein wahrhaft patriarchalisches Len. Ein einziger Vorfall störte einmal die Einförmigkeit dieser glücklichen uhe. Mac-Coy war von einer Kokospalme herabgefallen, hatte sich n Schenkel schwer beschädigt, den Fuß verstaucht und sich in der Seite rwundet. Mehrere chemische Versuche waren ihnen gelungen. Unglücklicherweise kostete einer derselben Mac-Coy'n das Leben. Sie hatten s der Ti-Wurzel (dracaena terminalis) eine Flasche Branntwein zu Stande bracht; häufige Berauschungen waren die Folge davon. Mac-Coy besonders berauschte sich häufig, und in einem Zustande gräßlicher Betäubung ſtzte er sich von einem steilen Felsen herab und blieb todt. Dieses Ereigniß war nicht ohne Nutzen für die Anderen: sie beschlossen, keinen gebrennen Trank mehr anzurühren.

„Im Jahr 1799 verlor Quintal seine Frau, welche beim Aufsuchen n Vogeleiern von einem Felsen herabgestürzt war. Er wurde täglich vergnügter, und ob er gleich unter mehreren Frauen die Wahl hatte, verlangte er durchaus die Frau eines seiner Gefährten, ohne daran zu nken, welches Unheil eine ähnliche Forderung schon einmal herbeigeführt hatte. Die Vermessenheit eines solchen Anspruchs und das Beharren seiner Forderung kostete ihm das Leben. Da Adams und Young Abtretung verweigert hatten, so hatte er einen Versuch gemacht, sie zu orden, und sie sogar bedroht, diesen feigen Versuch wieder zu erneuern, em er ihm das erste Mal mißlungen war. Seine Gefährten konnin dieser beständigen Unruhe und Angst vor einem Ueberfalle nicht le- sie glaubten sich durch die Drohungen Quintals zu seiner Ermorng berechtigt und tödteten ihn mit Axthieben.

„So hatten sieben von den Europäern einen schmählichen Tod gefunden. istian und Young stammten aus angesehenen Familien, und hatten gute Erziehung genossen. Adams ertheilte ihnen große Lobsprüche erzählte, daß man von ihnen auch nie das leiseste Murren über ihre gehört habe. Christian stellte sich sogar glücklich vor den Augen er Gefährten, und bewahrte bis zu seinem Tode die Achtung Aller. ams und Young, welche von 15 gelben und weißen Männern, die Pitcairn gelandet waren, allein noch übrig waren, kamen nun auf ern- Gedanken und dachten an Reue. Sie nahmen die Religion zu Hülfe, mmten, daß ihre Familien alle Sonntage dem Morgen- und Abendt und einem Gottesdienst des Nachmittags beiwohnen sollten, und auf e Art gelang es ihnen, ihre und ihrer Gefährtinnen Kinder zur Frömmig- und Tugend zu erziehen. Young, der eine sehr sorgfältige Erziehung ossen hatte, war ganz fähig, den von ihm und Adams gefaßten Plan Werk zu setzen; unglücklicherweise starb er aber schon ein Jahr nach intals Tode an Engbrüstigkeit.

„Dieser Verlust erhöhte noch die Reumüthigkeit Adams und bewog

„So endeten alle Eingebornen. Nun waren noch auf der Insel übrig: Adams, Young, Mac-Coy und Quintal, 10 Weiber und einige Kinder. Zwei Monate nachher begann Young ein Tagebuch, welches eine genaue Nachweisung über den Zustand der Insel und die Beschäftigungen ihrer Bewohner gibt: man sieht sie friedlich bei einander leben, ihre Häuser bauen, ihre Ländereien bepflanzen und mit Zäunen umgeben, auf den Fisch- und Vogelfang ausgehen und Fallen stellen zur Ausrottung der wilden Schweine, welche damals in Menge vorhanden waren und die [illegible]menfelder zerstörten. Nur unter den Frauen, welche bald bei diesem, bald bei jenem Manne lebten, entstand Mißvergnügen.

„Young berichtet in seinem Tagebuche über einen zwischen den Männern und Frauen entstandenen Streit. Sie weigerten sich, die Schädel der fünf von den Taitiern ermordeten Europäer herauszugeben, und widersetzten sich ihrem Begräbnisse. Seit dem Tode jener Männer und jenem Streite, in welchem sie nachgeben mußten, wünschten sie sehnlichst, die Insel zu verlassen. Ihre Bitten wurden sogar so dringend, daß man am 11. April 1794 anfing, ein Boot für sie zu zimmern. Da es an Brettern und Nägeln fehlte, so riß Jenny, welche später auf Taiti blieb, in der Hitze Bretter von ihrem Hause weg, und forderte ihre Gefährtinnen auf, ihrem Beispiele zu folgen, jedoch ohne Erfolg.

„Eine neue Täuschung ihrer Hoffnung sollte ihr Mißvergnügen noch höher steigern. Das Boot war am 13. August vollendet und am 15ten vom Stapel gelassen worden; aber zum Glücke für sie schlug es um, und verhütete so das traurige Schicksal, das ihnen ohne Zweifel geworden wäre, wenn sie sich bei ihrer Unkenntniß in Leitung eines Schiffes auf diesem zerbrechlichen Fahrzeuge dem Spiele der Wellen und Winde überlassen hätten.

„Am 16. August grub man ein Grab für die Reste der Todten, und am 23. Oktober 1794 feierte man in dem Hause Quintals den Jahrestag der Vernichtung der unglücklichen Taitier.

„Die Weiber beklagten sich fortwährend über die Strenge, welche Mac-Coy und besonders Quintal gegen sie übten, der sogar den Vorschlag gemacht hatte, weder mit den Mädchen zu spielen, noch zu scherzen und ihnen Nichts zu geben; auch bewahrten sie noch immer das bittere Andenken an den Verlust des Bootes, an welches sich die Hoffnung ihrer Befreiung so lebhaft geknüpft hatte, und endlich machten sie den Plan, die Männer im Schlafe zu ermorden. Ihr Vorhaben wurde entdeckt; man bemächtigte sich ihrer, und zwang sie, ihren frevelhaften Plan einzugestehen, bewilligte ihnen aber für diesesmal noch Verzeihung unter der Bedingung, daß sie sich für die Zukunft besser und so aufführen würden, daß kein Verdacht gegen sie entstehen könnte. Ungeachtet ihrer Versprechungen glaubten die Männer doch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu müssen. Ihre traurigen Erwartungen trafen ein; denn am 30. November machten die Weiber einen gemeinschaftlichen Angriff auf sie. Die Männer vergaßen auch diesen wiederholten Versuch, vergaßen sogar, daß sie bei einer ähnlichen Gelegenheit übereingekommen waren, jede Frau, deren Benehmen feindliche Absichten verrathe, aus dem Wege zu räumen, verziehen von Neuem, und bedrohten sie bloß mit dem Tode, im Falle sie sich wieder Solches zu Schulden kommen lassen würden. Da sie sahen, daß diese Drohungen doch nicht ausgeführt wurden, so kehrten sie sich nicht daran, und einige verbargen sich an den am wenigsten besuchten Orten der Insel.

die Männer, denen sie an Zahl überlegen waren, besorgten einen plötzlichen Ueberfall, und mußten sich immer zur Vertheidigung bereit halten.

„Am 6. Mai 1795 hatten sie nach zweitägiger Arbeit ein Boot zu Stande gebracht, und trieben nun den Fischfang, und besonders den Makrelenfang mit mehr Erfolg. Einige Jahre vergingen so, ohne daß sich in der Geschichte der Bewohner Pitcairns etwas Bemerkenswerthes zugetragen hätte. Die Weiber hatten sich mit den Männern ausgesöhnt und wurden mit mehr Rücksicht von ihnen behandelt; alle Familien leisteten einander gegenseitige Hülfe; alle führten ein wahrhaft patriarchalisches Leben. Ein einziger Vorfall störte einmal die Einförmigkeit dieser glücklichen Ruhe. Mac-Coy war von einer Kokospalme herabgefallen, hatte sich den Schenkel schwer beschädigt, den Fuß verstaucht und sich in der Seite verwundet. Mehrere chemische Versuche waren ihnen gelungen. Unglücklicherweise kostete einer derselben Mac-Coy'n das Leben. Sie hatten aus der Ti-Wurzel (dracaena terminalis) eine Flasche Branntwein zu Stande gebracht; häufige Berauschungen waren die Folge davon. Mac-Coy besonders berauschte sich häufig, und in einem Zustande gräßlicher Betäubung stürzte er sich von einem steilen Felsen herab und blieb todt. Dieses Ereigniß war nicht ohne Nutzen für die Anderen: sie beschlossen, keinen gegorenen Trank mehr anzurühren.

„Im Jahr 1799 verlor Quintal seine Frau, welche beim Aufsuchen von Vogeleiern von einem Felsen herabgestürzt war. Er wurde täglich mißvergnügter, und ob er gleich unter mehreren Frauen die Wahl hatte, so verlangte er durchaus die Frau eines seiner Gefährten, ohne daran zu denken, welches Unheil eine ähnliche Forderung schon einmal herbeigeführt hatte. Die Vermessenheit eines solchen Anspruchs und das Beharren bei seiner Forderung kostete ihm das Leben. Da Adams und Young die Abtretung verweigert hatten, so hatte er einen Versuch gemacht, sie zu ermorden, und sie sogar bedroht, diesen feigen Versuch wieder zu erneuern, nachdem er ihm das erste Mal mißlungen war. Seine Gefährten konnten in dieser beständigen Unruhe und Angst vor einem Ueberfalle nicht leben; sie glaubten sich durch die Drohungen Quintals zu seiner Ermordung berechtigt und tödteten ihn mit Axthieben.

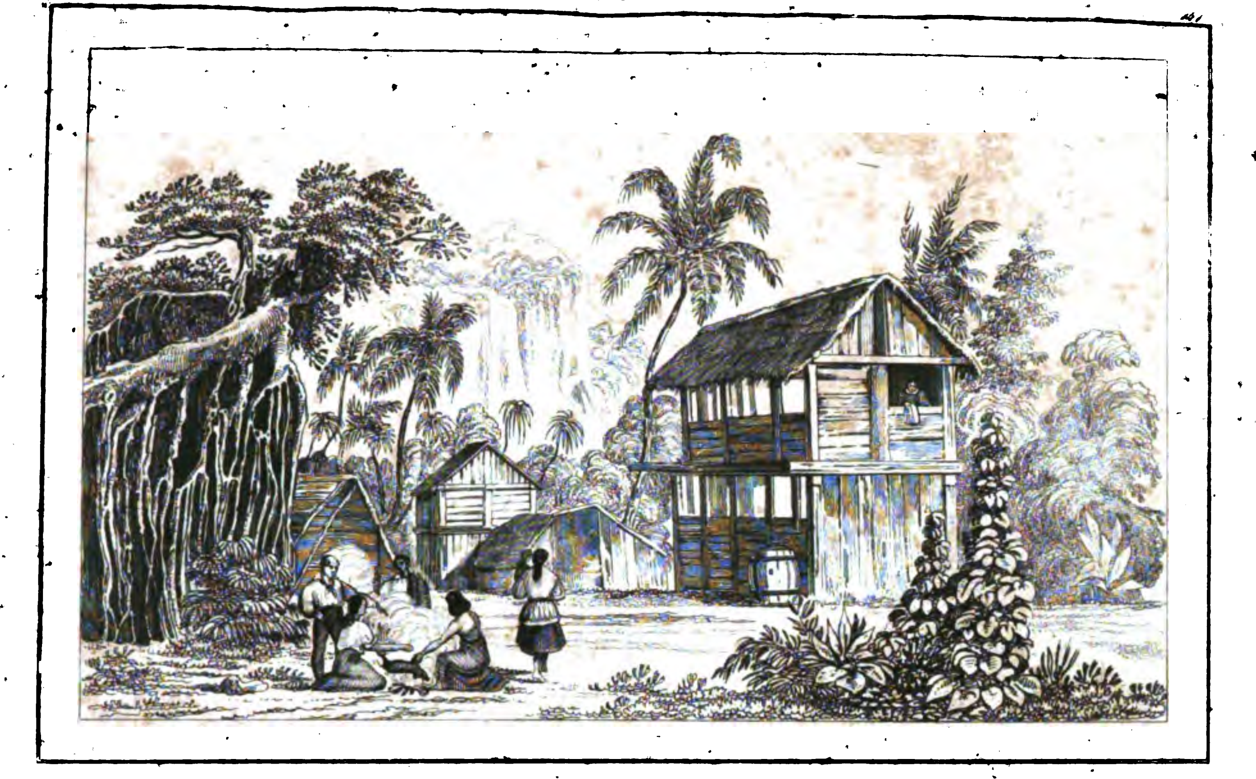
„So hatten sieben von den Europäern einen schmählichen Tod gefunden. Christian und Young stammten aus angesehenen Familien, und hatten eine gute Erziehung genossen. Adams ertheilte ihnen große Lobsprüche und erzählte, daß man von ihnen auch nie das leiseste Murren über ihre Lage gehört habe. Christian stellte sich sogar glücklich vor den Augen seiner Gefährten, und bewahrte bis zu seinem Tode die Achtung Aller. Adams und Young, welche von 15 gelben und weißen Männern, die auf Pitcairn gelandet waren, allein noch übrig waren, kamen nun auf ernsten Gedanken und dachten an Reue. Sie nahmen die Religion zu Hülfe, bestimmten, daß ihre Familien alle Sonntage dem Morgen- und Abendgebet und einem Gottesdienst des Nachmittags beiwohnen sollten, und auf diese Art gelang es ihnen, ihre und ihrer Gefährtinnen Kinder zur Frömmigkeit und Tugend zu erziehen. Young, der eine sehr sorgfältige Erziehung genossen hatte, war ganz fähig, den von ihm und Adams gefaßten Plan ins Werk zu setzen; unglücklicherweise starb er aber schon ein Jahr nach Quintals Tode an Engbrüstigkeit.

„Dieser Verlust erhöhte noch die Reumüthigkeit Adams und bewog

ihn, sich dem Wohle Aller zu widmen, in der Hoffnung, dadurch alle seine Sünden abzubüßen. Der Zeitpunkt war für seine Verbesserungsplane sehr günstig. Es waren damals 49 Kinder im Alter von 7—9 Jahren auf der Insel. Hätte man sie ihren Neigungen überlassen, so würden sie Gewohnheiten angenommen haben, die man nur schwer wieder hätte ausrotten können. In diesem zarten Alter aber folgten sie fügsam der Richtung, die man ihnen gab. Adams sah seine Hoffnungen durch den glücklichsten Erfolg belohnt. Ebenso verhielt es sich mit der Bekehrung der taitischen Frauen, wovon er sich mit Recht den größten Einfluß auf Verwirklichung seiner Plane versprochen hatte. Die Kinder sogar zeigten das lebhafteste Verlangen, die heilige Schrift kennen zu lernen, und mehr als einmal war Adams in großer Verlegenheit, was er auf ihre Fragen antworten sollte. Nun bilden sie eine regelmäßige Gesellschaft; sie haben vortreffliche Grundsätze und Gewohnheiten, und schließen Ehen unter einander. Gewiß hat Adams seine Schuld durch so glückliche Resultate, die man größtentheils seinen Bemühungen verdankt, ehrenvoll wieder gut gemacht."

Im Dezember 1825 bestand die ganze Bevölkerung von Pitcairn aus 66 Individuen, darunter 36 männlichen Geschlechts. Im Jahr 1831 hatte sie sich noch vermehrt; die Häuser waren gut gebaut, und es gab eine schöne Schule.

In dem asiatischen Journal und den Memoiren der geographischen Gesellschaft von London, Jahrgang 1832 und 1833, liest man Folgendes über diese interessante Kolonie: „John Adams, der Patriarch der Insel Pitcairn, stellte in der Besorgniß, es möchte für die Zukunft das Wasser für die Bevölkerung, die sich reißend schnell vermehrte, nicht mehr ausreichen, einem Schiffskapitän einen an die brittische Regierung gerichteten Brief zu, in welchem er im Namen Aller um Versetzung in ein anderes Land bat. Als diese Bitte in England anlangte, befand sich ein Missionär von den Taiti-Inseln gerade dort. Man befragte ihn über einen passenden Ort, wo die Bevölkerung von Pitcairn untergebracht werden könnte; er empfahl Taiti, dessen Bewohner er als das tugendhafteste Volk der Welt schilderte. Demzufolge wurden an die Behörden von Neusüdwales Befehle abgefertigt, Schiffe nach Pitcairn abzusenden, um die Kolonisten einzunehmen. Der Komet und das Transportschiff Lucy-Ann verließen Sidney am 13. Oktober 1830, hielten bei Neuseeland an, und sezten sodann ihre Reise fort. Bei der Ankunft dieser Schiffe schienen die Kolonisten ihre Meinung geändert zu haben; natürlich verließen sie nur mit großem Widerstreben eine Insel, wo beinahe Alle geboren und erzogen worden waren. Die Schiffsmannschaft lernte in ihnen Menschen von sorgfältiger, religiöser und moralischer Erziehung kennen, was ihnen um so mehr auffiel, als sie auf Neuseeland gerade das Gegentheil gefunden hatten; denn dort herrschte die größte Sittenlosigkeit, und alle Versuche der Missionäre, guten Samen auszustreuen, waren vergeblich gewesen. Nach kurzem Aufenthalt schifften die beiden Fahrzeuge die ganze Bevölkerung der Insel ein, welche sich auf 87 Personen belief. Alle wurden glücklich auf Taiti gelandet; die Königin hatte den neuen Ankömmlingen eine große Bodenfläche eingeräumt. Zwei von den Weibern, welche die Mannschaft des Bounty bei ihrer Abfahrt von Taiti mitgenommen hatte, kamen in ihr Geburtsland zurück. — Man hatte mit den Bewohnern von Taiti den Vertrag gemacht, den Ankömmlingen Lebensmittel für



Das Innere der Insel Pitcairn

Insel niedergelassen hatten, nähere Nachweisungen zu erhalten, da die verschiedenen Besucher widersprechende Nachrichten darüber mitgetheilt haben. Vor Allem wünschten wir, den Bericht über diese Umstände von Adams selbst zu erhalten, und Nichts schien interessanter zu seyn, als dieser Bericht von einem Manne, der dabei selbst eine Rolle gespielt hatte und der sich nun als frei von den Strafen betrachtete, die er sich zuvor durch sein Verbrechen zugezogen hatte.

„Während der Ueberfahrt des Bounty von England nach Taiti hatte der Lieutenant Bligh wiederholte Mißverständnisse mit seinen Offizieren, und die Mannschaft hatte im Allgemeinen gerechte Ursache, sich über ihn zu beklagen. Doch welche Gesinnungen auch die Offiziere gegen ihn gehabt haben mögen, unter der Mannschaft war doch noch keine wirkliche Unzufriedenheit, und noch weniger der Gedanke aufgekommen, sich gegen ihren Kommandanten aufzulehnen. Hinzufügen muß man jedoch, daß die Offiziere mehr Grund zu klagen hatten, als die Matrosen, besonders der Schiffsmeister und Christian; dieser leztere war ein Schützling des Lieutenant Bligh und war ihm unglücklicherweise einiges Geld schuldig. So oft sich ein Streit zwischen ihnen erhob, erinnerte ihn Bligh an diese Verbindlichkeit. Christian, äußerst aufgebracht über den beständigen Tadel, dem sowohl er, als die anderen Offiziere ausgesezt waren, konnte dieses Uebermaß von Vorwürfen nicht länger ertragen, und in einer augenblicklichen Aufreizung erklärte er seinem Kommandanten, daß der Tag, an welchem er mit ihm rechnen würde, früher oder später erscheinen würde.

„Am Tage vor der Empörung hatte Bligh mit seinen Offizieren einen der Veranlassung nach unbedeutenden Streit, der aber durch die Hitze, mit welcher er geführt ward, ernstlicher wurde. Auf Christian fiel das ganze Gewicht der Unzufriedenheit des Lieutenants, und er hatte die erlittenen Beleidigungen zu tief gefühlt, als daß er sie vergessen konnte. Am 28. April 1789, in einer der herrlichen Nächte, welche der Seemann unter dem tropischen Himmel mit Bewunderung anstaunt, ließ Christian alle die Leiden, die ihn quälten, vor seiner Seele vorübergehen; dann dachte er an seine Liebe auf Taiti, und hingerissen von dieser stillen Betrachtung, wobei er vielleicht noch seine Lage und die Täuschungen der Zukunft, die ihm aufbehalten seyn könnte, übertrieb, verlor er allmälig die Sehnsucht, in sein Vaterland zurückzukehren, und faßte, wie thöricht und gefährlich auch ein solcher Plan war, den Entschluß, auf einem Floße zu fliehen und zu versuchen, ob er nicht die Insel Tofoo, eine der Freundschaftsinseln, in deren Süden der Bounty auf seiner Rückfahrt nach England gerade steuerte, erreichen könne.

„Er hatte schon alle zu Ausführung seines Vorhabens erforderlichen Maßregeln genommen, als ein junger Offizier, der nachher auf der Pandora angekommen ist und dem er sein Geheimniß anvertraut hatte, ihm davon abzurathen suchte, und ihm eine Empörung als ein leichteres und sichreres Mittel darstellte. Der kühne Christian ergriff diesen Plan, beschloß, wenn er scheitern sollte, sich ins Meer zu stürzen, und um sich jede Rettung unmöglich zu machen, band er ein Senkblei, das er unter seinen Kleidern verbarg, sich um den Hals. Nachdem Christian den Matrosen Quintal vorläufig für eine Unternehmung, die ihm seine Geliebte und die auf Taiti genossenen Freuden wieder geben sollte, günstig

gestimmt hatte, vertraute er ihm seinen Plan; dieser aber verweigerte seine Theilnahme an einer Unternehmung, deren Ausgang ihm zu zweifelhaft schien. Da Christian in ihn drang, ihm seine Feigheit vorwarf, und ihm als Zeichen seines festen Entschlusses das Blei zeigte, das er um seinen Hals gebunden hatte, forderte ihn Quintal auf, andere von der Mannschaft zu erforschen, um zu erfahren, ob die Ausführung wohl glücken könne, und bezeichnete ihm zuerst Isaac Martin, der in der Nähe stand. Martin antwortete, daß er bereit und daß dieß sehr leicht auszuführen sey. Ermuthigt durch diesen Erfolg seines ersten Versuches, machte er der ganzen Wachmannschaft seine Vorschläge, und ehe der Tag anbrach, stand der größte Theil der Mannschaft zu seiner Verfügung.

„Adams schlief in seiner Hängmatte, als der Matrose Sammer ihm ins Ohr sagte, daß Christian sich des Schiffes bemächtigen und den Kapitän nebst dem Schiffsmeister an's Land setzen wolle. Als Adams dieß hörte, begab er sich aufs Verdeck, wo er Alles in Verwirrung fand. Weil er keinen Theil an der Sache nehmen wollte, war er eben im Begriff in seine Hängmatte zurückzukehren, als er Christian an der Waffenkiste erblickte, wie er eben Waffen austheilte. Aus Furcht, er möchte sich auf Seite der schwächeren Partei befinden, änderte er schnell seinen Entschluß und forderte einen Säbel.

„Christian hatte alle seine Anhänger vereinigt und jedem sein Geschäft angewiesen, darauf bemächtigten sich beide, er und der Waffenmeister, des Kommandanten Bligh und fesselten ihn, die Hände auf den Rücken gebunden, an das Kompaßhäuschen. Die Vorwürfe, die ihnen der Unglückliche machte, wurden mit Spott und flachen Säbelhieben beantwortet, und da er Christian der Undankbarkeit anklagte und ihn an die ihm geleisteten Dienste, so wie an Weib und Kinder erinnerte, erwiderte ihm Christian trocken, er hätte selbst früher daran denken sollen. Indessen hatten Adams und die übrigen Meuterer sich der Offiziere bemächtigt, ihnen aber die Freiheit wieder gegeben, sobald man des Lieutenants Herr geworden war. Unterdessen hatte der Steuermann, ungeachtet seiner schweren Klagen über den Despotismus des Kapitäns, von dem er mit mehr Strenge als irgend ein anderer Offizier behandelt worden war, eine Partei zu sammeln gesucht, um das Schiff wieder zu nehmen; aber man war ihm schnell zuvorgekommen, und von der Uebermacht überwältigt, mußte er als Gefangener in den Schiffsraum hinabsteigen.

„Kaum war so die Empörung beendigt, als die Meuterer schon unter sich selbst uneins wurden. Sie waren übereingekommen, die Besiegten dem Spiele der Wellen zu überlassen; zu dem Ende, wollten Einige, solle man ihnen den Kutter geben, Andere stimmten für die Schaluppe. Da die Mehrheit für die leztere war, wurde sie ins Meer hinabgelassen; Martin aber, der befürchtete, auf diesem Fahrzeuge werde es den Offizieren möglich werden, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, und man würde sodann von da aus die Empörer aufsuchen lassen, widersezte sich lebhaft diesem thörichten Zugeständniß. Seine Kameraden aber, die ihm nicht trauten, entzogen ihm die Bewachung des Käpitäns, und stellten Adams dazu auf, der, als ihm Bligh Vorwürfe machte, daß er sich auch unter seinen Feinden befinde, antwortete, daß er nur wie die Anderen gehandelt habe.

„Indeß war die Schaluppe ausgesezt worden, und alle Offiziere,

welche ihrem Kommandanten treu geblieben waren, wurden genöthigt, sie zu besteigen; man gab ihnen ein kleines Wasserfaß, 150 Pfund Zwieback, einen kleinen Vorrath von Rhum und Wein, einen Atlas, einen Kompaß, einige Fischleinen, Tonnen, Segelgarn, Tuch und andere in ihrer Lage ihnen unentbehrliche Gegenstände. Endlich ließ man den Kommandanten hineinsteigen. Da dieser die Empörer bat, man solle ihm außer dem Mundvorrath auch einige Musketen geben, damit sie sich im Nothfall vertheidigen könnten, verweigerte man dieß, und gab der Mannschaft der Schaluppe bloß einige Säbel. Bald befand sich das Schiff zwei Meilen von Tofoo, man hieb das Seil der Schaluppe ab, und alle Empörer riefen einstimmig: nach Taiti, nach Taiti! So befanden sich nun in der Schaluppe neunzehn Personen: der Lieutenant, der Steuermann, der Wundarzt, der zweite Steuermann, der Botaniker, drei Offiziere, der Zahlmeister und acht Matrosen; auf dem Bounty befand sich die Elite der Mannschaft: Christian, dem das Kommando übergeben war, die Marinecadetten Haywood, Young, Stewart, der Waffenschmied und der Zimmermann, die man gegen ihren Willen zu bleiben genöthigt hatte, weil man ihrer Dienste benöthigt seyn konnte, der Zahlmeister, der Gärtner und der Rest der Matrosen, unter ihnen Martin, der mit der Schaluppe hatte abgehen wollen, aber durch Quintal, der ihm die Muskete auf die Brust sezte, daran verhindert worden war. Vergleicht man die numerische Stärke der Empörer und der Besiegten, so wird man sich über das Gelingen der Verschwörung wundern; aber der Plan war von Christian zu gut angesponnen, seine Anhänger waren zu gut ausgewählt, als daß er hätte scheitern können.

„Was das Schicksal Blighs und seiner Gefährten war, weiß man. Nachdem das Schiff einige Zeit West-Nord-West gesteuert war, um die Mannschaft der Schaluppe über den Weg, den es einschlagen wollte, zu täuschen, lenkte es, sobald der Wind es erlaubte, auf Taiti zu. Nachdem sie einige Tage vergeblich sich abgemüht hatten, dahin zu kommen, steuerten sie auf die kleine Insel Tubuai zu, welche beinahe 300 Meilen von der Stelle, wo sie sich befanden, entfernt war. Umsonst versuchten sie es, sich dort niederzulassen; die Eingebornen machten ihnen jeden Fuß breit Boden streitig. Da sie jedoch hofften, dort eine Niederlassung gründen zu können, wenn sie den Eingebornen ihre friedlichen Absichten begreiflich machen würden, so steuerten sie nach Taiti, um dort Dolmetscher zu holen. Nach achttägiger Fahrt kamen sie auf dieser Insel an, wo sie von ihren alten Freunden mit großer Güte aufgenommen wurden. Christian und seine Gefährten erzählten ihnen eine Geschichte, um ihnen jeden Verdacht einer Empörung zu benehmen; sie sagten, daß der Lieutenant Bligh, da er eine zu einer Niederlassung taugliche Insel gefunden habe, dort mit dem Reste der Mannschaft gelandet sey und sie mit dem Schiffe abgesandt habe, um sich lebende Thiere zu verschaffen, so wie Alles, was der neuen Kolonie von Nutzen seyn könnte, und auch die Insulaner, welche sie begleiten wollten, von Taiti mitzunehmen.

„Ihre Erzählung hatte die gewünschte Wirkung; man gab ihnen Alles, was sie nöthig hatten; sie erhielten sogar eine Kuh und einen Stier, die einzigen Thiere dieser Gattung, welche sich auf der Insel befanden, und welche man den Häuptlingen von Taiti zur Besorgung übergeben hatte;

nch verstanden sich eingeborne Frauen und Männer dazu, sie nach der angeblichen Niederlassung, von der sie gesprochen hatten, zu begleiten.

„Voll Hoffnung nun, daß die Erläuterungen ihrer Dolmetscher ihren Aufenthalt auf Tobuai endlich erleichtern würden, und mit allen Bedürfnissen wohl versehen, steuerten sie zum Zweitenmale nach dieser Insel. Allein der neue Versuch war nicht glücklicher als der erste; denn die Eingebornen, gegen deren Angriffe sie sich durch Errichtung eines mit einem Graben umgebenen Forts auf jeden Fall schützen zu müssen glaubten, machten, weil sie sich einbildeten, in diesem Graben sollten sie begraben werden, den Plan, sie unversehens zu überfallen, und die Meuterer wären ohne Zweifel verloren gewesen, wenn einer ihrer Dolmetscher nicht den gräßlichen Plan entdeckt und sie davon in Kenntniß gesezt hätte. Sie kamen nun den Eingebornen zuvor, griffen sie am folgenden Tage an und trieben sie, nachdem sie einige getödtet oder verwundet hatten, ins Innere der Insel zurück. Große Zwistigkeiten erhoben sich darauf unter der Mannschaft des Bounty. Einige wollten das Fort verlassen und nach Taiti zurückkehren, andere sich nach den Nukahiva-Inseln begeben; die Mehrheit aber war für den Augenblick der Meinung, Das zu vollenden, was sie begonnen hatten, und also auf Tobuai zu bleiben. Endlich entschlossen sie sich, da sie von den Eingebornen beständig beunruhigt wurden, gegen die Absicht Christians, der ihnen die ganze Thorheit dieses Entschlusses und das Unglück, das sich für sie daraus ergeben könnte, vorstellte, nach Taiti zurückzukehren, wo sie mit der nämlichen Freundschaft empfangen wurden, wie bei ihrem lezten Besuche.

„Die Meisten wollten auf dieser Insel bleiben; aber beinahe Alle, welche sich dazu entschlossen hatten, wurden später durch das englische Schiff Flora, das sogleich nach der Rückkehr des Lieutenants Bligh nach England zu diesem Behufe ausgesandt worden war, aufgehoben, durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die anderen, nämlich Young, Brown, Mills, Williams, Quintal, Mac-Coy, Martin und Christian waren nur 24 Stunden auf Taiti geblieben. Nachdem Geräthschaften, Vorräthe u. s. w. gleich getheilt waren, überließen ihnen ihre Gefährten das Schiff. Nun entschlossen sie sich auf den Rath Christians, sich auf irgend eine unbewohnte Insel zu begeben, um dort eine bleibende Niederlassung zu gründen und der Strafe der Rebellion zu entgehen. Sie luden mehrere Frauen von Taiti an Bord ein, um Abschied von ihnen zu nehmen; hierauf hieben sie die Taue ab und führten sie mit den Taitiern, welche ihnen folgen wollten, weg.

„Da sie Pitcairn zum Orte ihrer ewigen Verbannung ausersehen hatten, so steuerten sie auf diese Insel zu, wo sie nach einigen Tagen ankamen. Sie untersuchten das Land und fanden es für ihre Plane angemessen, sowohl wegen seiner im Falle eines Angriffs vortheilhaften Lage, als wegen des Bodens und der nothwendigen Unterhaltsmittel, die man sich dort verschaffen konnte. Sie legten das Fahrzeug im Norden der Insel in einer kleinen Bai, welche Bounty Bai genannt wurde, vor Anker, landeten Alles, was ihnen von Nutzen seyn konnte, und am 23. Januar 1790 zerstörten sie das Schiff und verbrannten es, aus Furcht, man möchte ihren Zufluchtsort entdecken.

„Indeß besorgten sie noch immer, von den Eingebornen in einem Augenblicke angegriffen zu werden, wo sie es am wenigsten vermutheten, da

welche ihrem Kommandanten treu geblieben waren, wurden genöthigt, sie zu besteigen; man gab ihnen ein kleines Wasserfaß, 150 Pfund Zwieback, einen kleinen Vorrath von Rhum und Wein, einen Atlas, einen Kompaß, einige Fischleinen, Tonnen, Segelgarn, Tuch und andere in ihrer Lage ihnen unentbehrliche Gegenstände. Endlich ließ man den Kommandanten hineinsteigen. Da dieser die Empörer bat, man solle ihm außer dem Mundvorrath auch einige Musketen geben, damit sie sich im Nothfall vertheidigen könnten, verweigerte man dieß, und gab der Mannschaft der Schaluppe bloß einige Säbel. Bald befand sich das Schiff zwei Meilen von Tofoo, man hieb das Seil der Schaluppe ab, und alle Empörer riefen einstimmig: nach Taiti, nach Taiti! So befanden sich nun in der Schaluppe neunzehn Personen: der Lieutenant, der Steuermann, der Wundarzt, der zweite Steuermann, der Botaniker, drei Offiziere, der Zahlmeister und acht Matrosen; auf dem Bounty befand sich die Elite der Mannschaft: Christian, dem das Kommando übergeben war, die Marineaspiranten Haywood, Young, Stewart, der Waffenschmied und der Zimmermann, die man gegen ihren Willen zu bleiben genöthigt hatte, weil man ihrer Dienste benöthigt seyn konnte, der Zahlmeister, der Gärtner und der Rest der Matrosen, unter ihnen Martin, der mit der Schaluppe hatte abgehen wollen, aber durch Quintal, der ihm die Muskete auf die Brust sezte, daran verhindert worden war. Vergleicht man die numerische Stärke der Empörer und der Besiegten, so wird man sich über das Gelingen der Verschwörung wundern; aber der Plan war von Christian zu gut angesponnen, seine Anhänger waren zu gut ausgewählt, als daß er hätte scheitern können.

„Was das Schicksal Blighs und seiner Gefährten war, weiß man. Nachdem das Schiff einige Zeit West-Nord-West gesteuert war, um die Mannschaft der Schaluppe über den Weg, den es einschlagen wollte, zu täuschen, lenkte es, sobald der Wind es erlaubte, auf Taiti zu. Nachdem sie einige Tage vergeblich sich abgemüht hatten, dahin zu kommen, steuerten sie auf die kleine Insel Tubuai zu, welche beinahe 300 Meilen von der Stelle, wo sie sich befanden, entfernt war. Umsonst versuchten sie es, sich dort niederzulassen; die Eingebornen machten ihnen jeden Fuß breit Boden streitig. Da sie jedoch hofften, dort eine Niederlassung gründen zu können, wenn sie den Eingebornen ihre friedlichen Absichten begreiflich machen würden, so steuerten sie nach Taiti, um dort Dolmetscher zu holen. Nach achttägiger Fahrt kamen sie auf dieser Insel an, wo sie von ihren alten Freunden mit großer Güte aufgenommen wurden. Christian und seine Gefährten erzählten ihnen eine Geschichte, um ihnen jeden Verdacht einer Empörung zu benehmen; sie sagten, daß der Lieutenant Bligh, da er eine zu einer Niederlassung taugliche Insel gefunden habe, dort mit dem Reste der Mannschaft gelandet sey und sie mit dem Schiffe abgesandt habe, um sich lebende Thiere zu verschaffen, so wie Alles, was der neuen Kolonie von Nutzen seyn könnte, und auch die Insulaner, welche sie begleiten wollen, von Taiti mitzunehmen.

„Ihre Erzählung hatte die gewünschte Wirkung; man gab ihnen Alles, was sie nöthig hatten; sie erhielten sogar eine Kuh und einen Stier, die einzigen Thiere dieser Gattung, welche sich auf der Insel befanden, und welche man den Häuptlingen von Taiti zur Besorgung übergeben hatte;

uch verstanden sich eingeborne Frauen und Männer dazu, sie nach der an-
eblichen Niederlassung, von der sie gesprochen hatten, zu begleiten.

„Voll Hoffnung nun, daß die Erläuterungen ihrer Dolmetscher ihren Aufenthalt auf Tobuai endlich erleichtern würden, und mit allen Bedürfnissen wohl versehen, steuerten sie zum Zweitenmale nach dieser Insel. Allein der neue Versuch war nicht glücklicher als der erste; denn die Eingebornen, gegen deren Angriffe sie sich durch Errichtung eines mit einem Graben umgebenen Forts auf jeden Fall schützen zu müssen glaubten, machen, weil sie sich einbildeten, in diesem Graben sollten sie begraben werden, en Plan, sie unversehens zu überfallen, und die Meuterer wären ohne Zweifel verloren gewesen, wenn einer ihrer Dolmetscher nicht den gräßlichen Plan entdeckt und sie davon in Kenntniß gesezt hätte. Sie kamen un den Eingebornen zuvor, griffen sie am folgenden Tage an und trieben ie, nachdem sie einige getödtet oder verwundet hatten, ins Innere der Insel zurück. Große Zwistigkeiten erhoben sich darauf unter der Mannschaft es Bounty. Einige wollten das Fort verlassen und nach Taiti zurückkehen, andere sich nach den Nukahiva-Inseln begeben; die Mehrheit aber war ür den Augenblick der Meinung, Das zu vollenden, was sie begonnen atten, und also auf Tobuai zu bleiben. Endlich entschlossen sie sich, da ie von den Eingebornen beständig beunruhigt wurden, gegen die Absicht Christians, der ihnen die ganze Thorheit dieses Entschlusses und das Inglück, das sich für sie daraus ergeben könnte, vorstellte, nach Taiti zurückzukehren, wo sie mit der nämlichen Freundschaft empfangen wurden, vie bei ihrem lezten Besuche.

„Die Meisten wollten auf dieser Insel bleiben; aber beinahe Alle, welche sich dazu entschlossen hatten, wurden später durch das englische Schiff Flora, das sogleich nach der Rückkehr des Lieutenants Bligh nach England zu diesem Behufe ausgesandt worden war, aufgehoben, durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die anderen, nämlich Young, Brown, Mills, Williams, Quintal, Mac-Coy, Martin und Christian waren nur 24 Stunden auf Taiti geblieben. Nachdem Geräthschaften, Vorräthe u. s. w. gleich getheilt waren, überießen ihnen ihre Gefährten das Schiff. Nun entschlossen sie sich auf den Rath Christians, sich auf irgend Eine unbewohnte Insel zu begeben, um dort eine bleibende Niederlassung zu gründen und der Strafe der Rebellion zu entgehen. Sie luden mehrere Frauen von Taiti an Bord ein, um Abschied von ihnen zu nehmen; hierauf hieben sie die Taue ab und führten ie mit den Taitiern, welche ihnen folgen wollten, weg.

„Da sie Pitcairn zum Orte ihrer ewigen Verbannung ausersehen hatten, so steuerten sie auf diese Insel zu, wo sie nach einigen Tagen ankamen. Sie untersuchten das Land und fanden es für ihre Plane angemessen, sowohl wegen seiner im Falle eines Angriffs vortheilhaften Lage, als wegen des Bodens und der nothwendigen Unterhaltsmittel, die man sich dort verschaffen konnte. Sie legten das Fahrzeug im Norden der Insel in einer kleinen Bai, welche Bounty Bai genannt wurde, vor Anker, ladeten Alles, was ihnen von Nutzen seyn konnte, und am 23. Januar 1790 zerstörten sie das Schiff und verbrannten es, aus Furcht, man möchte ihren Zufluchtsort entdecken.

„Indeß besorgten sie noch immer, von den Eingebornen in einem Augenblicke angegriffen zu werden, wo sie es am wenigsten vermutheten, da

sie unweit des Ortes, wo der Bounty verbrannt worden war, einige grob ausgehauene Bildnisse gefunden hatten. Aber da sich fernerhin keine neue Spur von Bewohnern gezeigt hatte, so beruhigten sie sich allmälig und beschäftigten sich fortan ausschließlich mit ihrer Niederlassung. Sie erbauten ein Dorf auf einer Stelle der Insel, welche vom Ufer entfernt war, und durch ein dichtes Gehölz den Schiffen, die etwa vorbeisegeln würden, verborgen blieb; alle Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, daß man ihren Zufluchtsort nicht entdecken sollte. Die Segel vom Bounty gebrauchten sie zur Errichtung von Zelten und zu Verfertigung ihrer Kleider. Das Land wurde zu gleichen Theilen vertheilt, die armen Taitier, ihre sogenannten Freunde, oder besser gesagt, ihre Sklaven, wurden ausgeschlossen und diese trugen die gegen sie begangene Ungerechtigkeit und das Joch, das man ihnen auferlegte, sogar ohne das geringste Zeichen von Mißvergnügen, bis ein Vorfall sie plötzlich zur Rache trieb. In dem Augenblicke, wo die entstehende Kolonie ein gewisses, weit über ihre Erwartungen gehendes Glück zu genießen schien, forderte Williams, der zwei Monate nach der Ankunft auf der Insel das Unglück gehabt hatte, seine Frau zu verlieren, welche beim Aufsuchen von Vögeln von einem Abhang herabgestürzt war, man solle ihm seine Gefährtin wieder ersetzen, indem er die Insel auf einem Boote des Bounty zu verlassen drohte, wenn man ihm nicht willfahre. Die Empörer, wohl fühlend, wie wichtig die Dienste seyen, welche ihnen ein Waffenschmied leiste, gaben seinen beharrlichen Forderungen auf Kosten ihrer Sklaven nach, und zwangen Talalu, einen der Taitier, ihm seine Frau abzutreten. Erbittert über dieses neue Unrecht, machten die Polynesier gemeinschaftliche Sache, und beschlossen, ihre Unterdrücker zu ermorden; aber unkluger Weise waren die Frauen mit in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht worden, und sie wurden durch folgenden Gesang, der ihren Argwohn erweckte, entdeckt: „Warum schwarzer Mann sein Beil schärfen? Um den weißen Mann zu tödten.“ Da sich die Taitier entdeckt sahen, baten sie um Gnade, und erkauften sie mit dem Tode der zwei Hauptverschwörer. Ohu wurde feiger Weise von seinem Neffen ausgeliefert und ermordet, und Talalu wurde durch seine eigene Frau ermordet, deren Beleidigung er hatte rächen wollen, nachdem er vergeblich den Versuch gemacht hatte, sich mit Gift zu tödten.

„Diesem auf so traurige Weise vereitelten Plane folgte jedoch nach zwei Jahren ein anderer, der zur Ausführung gebracht wurde. Durch ihre ungerechten und tyrannischen Bedrücker, und besonders durch die schlechte Behandlung, welche sie von Mac-Coy und Quintal zu erfahren hatten, aufs Aeusserste getrieben, beschlossen die Insulaner die Ermordung aller Europäer. Sie kamen überein, daß zwei von ihnen, Timoa und Nehu, sich Feuerwaffen verschaffen, ihre Herren verlassen, sich sodann im Gehölze verbergen und häufig Zusammenkünfte mit ihren Kameraden Tehateite und Menali halten, am bestimmten Tage aber alle Engländer angreifen und tödten sollten, während sie in ihren Pflanzungen arbeiten würden. Tehateite entlehnte, um seine Partei zu verstärken, an diesem Tage von seinem Herrn eine Flinte und Schießbedarf, unter dem Vorwande, Schweine zu tödten, welche zu dieser Zeit wild geworden waren und sehr überhand genommen hatten; aber statt dessen vereinigte er sich mit seinen Mitverschwornen, und alle fielen über Williams her und tödteten ihn. Christian arbeitete eben

in seinem Ignamenfelde; sie überfielen auch ihn und tödteten ihn mit Hülfe Menali's, des Sklaven von Mills.

„Es war den Taitiern gelungen, unter einem Vorwande Mac-Coy von Mills zu entfernen, und sie sezten die Ausführung ihres Racheplanes fort. Mills fiel als ein Opfer seines Vertrauens zu seinem Sklaven, den er zum Freunde gemacht hatte. Mac-Coy, der ihren Streichen entgangen war, stieß zu Quintal, der schon das Resultat der Verschwörung kannte und seine Frau ausgesandt hatte, um seine Gefährten zu benachrichtigen. Hernach wurden Martin und Brown von Menali und Tenina einzeln ermordet.

„Adams, den die Frau Quintals von der drohenden Gefahr unterrichtet hatte, hätte Anfangs in den Wald entfliehen können: da er aber nach Verlauf von drei bis vier Stunden Alles ruhig glaubte, so war er unkluger Weise auf sein Ignamenfeld gegangen, um sich einen Vorrath zu sammeln. Hier wurde er von den Taitiern entdeckt und lebhaft angegriffen; ein Flintenschuß ging ihm durch die rechte Schulter und den Hals, und ein Finger wurde ihm zerbrochen, als er die Flintenkolbenschläge der Mörder abzuwehren suchte. Obgleich durch seine Wunden erschöpft, hatte er doch so viele Kräfte gesammelt, um die Flucht zu ergreifen, und sogar seinen Feinden einen Vorsprung abzugewinnen, als diese, weil sie sahen, daß er ihnen nun entwischen würde, ihm Schonung anboten, wenn er zurückkommen wolle. Sie hielten ihr Versprechen; Adams wurde in das Haus Christians getragen, wo er die Pflege erhielt, die seine Lage erforderte. Young, den die Frauen sehr liebten, und den sie vor ihren wüthenden Landsleuten verborgen hatten, wurde gleichfalls dahin geführt. Quintal und Mac-Coy gelang es, in den Wald zu entkommen, wo sie von Wurzeln lebten. So endigte sich dieser traurige Tag mit dem Siege der Taitier und dem Tode von fünf ihrer Unterdrücker.

„Die Ermordung der weißen Männer wurde bald durch den Tod der gelben gerächt. Diese stritten um die Weiber, deren Männer gefallen waren. In Folge dieses Streites hatte Menali, nachdem er Timao getödtet hatte, Tehateite angegriffen, der die Frau Youngs über den Tod ihres Lieblingssohnes tröstete, und nur die Dazwischenkunft der Frauen hatte diesen neuen Mord verhindert. Hierauf vereinigte er sich mit Mac-Coy und Quintal im Gebirge.

„Diese lezteren benuzten die Vermehrung ihrer Streitkräfte und forderten ihre Gegner heraus, indem sie eine Flintensalve über das Dorf hin abschossen. Die Bewohner schickten nun Adams an sie ab, und luden sie unter der Bedingung, daß sie Menali tödten würden, zur Rückkehr ein. Menali fiel unter ihren Streichen; jedoch weigerten sie sich, der Einladung des Adams zu folgen, so lange noch eine gelbe Haut in dem Dorfe sey. Tehateite und Nehu wurden die Opfer dieser Forderung der beiden Engländer. Die Frauen, welche noch immer den Verlust ihrer ermordeten Männer bedauerten, hatten bereits vor der Flucht Menali's auf Rache gesonnen. In Folge dessen tödtete Susan den Tehateite mit Beilschlägen, während dieser neben seiner Geliebten schlief, und Nehu wurde von Young erschossen. Mac-Coy und Quintal verstanden sich erst dann zur Rückkehr, als man ihnen die Köpfe dieser Unglücklichen zeigte. Dieß ereignete sich am 3. Oktober 1793.

„So endeten alle Eingebornen. Nun waren noch auf der Insel übrig: Adams, Young, Mac-Coy und Quintal, 10 Weiber und einige Kinder. Zwei Monate nachher begann Young ein Tagebuch, welches eine genaue Nachweisung über den Zustand der Insel und die Beschäftigung ihrer Bewohner gibt: man sieht sie friedlich bei einander leben, ihre Häuser bauen, ihre Ländereien bepflanzen und mit Zäunen umgeben, auf den Fisch- und Vogelfang ausgehen und Fallen stellen zu Ausrottung der wilden Schweine, welche damals in Menge vorhanden waren und die Yamsfelder zerstörten. Nur unter den Frauen, welche bald bei diesem, bald bei jenem Manne lebten, entstand Mißvergnügen.

„Young berichtet in seinem Tagebuche über einen zwischen den Männern und Frauen entstandenen Streit. Sie weigerten sich, die Schädel der fünf von den Taitiern ermordeten Europäer herauszugeben, und widersetzten sich ihrem Begräbnisse. Seit dem Tode jener Männer und jenem Streite, in welchem sie nachgeben mußten, wünschten sie sehnlichst, die Insel zu verlassen. Ihre Bitten wurden sogar so dringend, daß man am 11. April 1794 anfing, ein Boot für sie zu zimmern. Da es an Brettern und Nägeln fehlte, so riß Jenny, welche später auf Taiti blieb, in der Hitze Bretter von ihrem Hause weg, und forderte ihre Gefährtinnen auf, ihrem Beispiele zu folgen, jedoch ohne Erfolg.

„Eine neue Täuschung ihrer Hoffnung sollte ihr Mißvergnügen noch höher steigern. Das Boot war am 13. August vollendet und am 15ten vom Stapel gelassen worden; aber zum Glücke für sie schlug es um, und verhütete so das traurige Schicksal, das ihnen ohne Zweifel geworden wäre, wenn sie sich bei ihrer Unkenntniß in Leitung eines Schiffes auf diesem zerbrechlichen Fahrzeuge dem Spiele der Wellen und Winde überlassen hätten.

„Am 16. August grub man ein Grab für die Reste der Todten, und am 23. Oktober 1794 feierte man in dem Hause Quintals den Jahrestag der Vernichtung der unglücklichen Taitier.

„Die Weiber beklagten sich fortwährend über die Strenge, welche Mac-Coy und besonders Quintal gegen sie übten, der sogar den Vorschlag gemacht hatte, weder mit den Mädchen zu spielen, noch zu scherzen, und ihnen Nichts zu geben; auch bewahrten sie noch immer das bittere Andenken an den Verlust des Bootes, an welches sich die Hoffnung ihrer Befreiung so lebhaft geknüpft hatte, und endlich machten sie den Plan, die Männer im Schlafe zu ermorden. Ihr Vorhaben wurde entdeckt; man bemächtigte sich ihrer, und zwang sie, ihren frevelhaften Plan einzugestehen, bewilligte ihnen aber für diesesmal noch Verzeihung unter der Bedingung, daß sie sich für die Zukunft besser und so aufführen würden, daß kein Verdacht gegen sie entstehen könnte. Ungeachtet ihrer Versprechungen glaubten die Männer doch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu müssen. Ihre traurigen Erwartungen trafen ein; denn am 30. November machten die Weiber einen gemeinschaftlichen Angriff auf sie. Die Männer vergaßen auch diesen wiederholten Versuch, vergaßen sogar, daß sie bei einer ähnlichen Gelegenheit übereingekommen waren, jede Frau, deren Benehmen feindliche Absichten verrathe, aus dem Wege zu räumen, verziehen von Neuem, und bedrohten sie bloß mit dem Tode, im Falle sie sich wieder Solches zu Schulden kommen lassen würden. Da sie sahen, daß diese Drohungen doch nicht ausgeführt wurden, so kehrten sie sich nicht daran, und einige verbargen sich an den am wenigsten besuchten Orten der Insel.

die Männer, denen sie an Zahl überlegen waren, besorgten einen plötzlichen Ueberfall, und mußten sich immer zur Vertheidigung bereit halten.

„Am 6. Mai 1795 hatten sie nach zweitägiger Arbeit ein Boot zu Stande gebracht, und trieben nun den Fischfang, und besonders den Makrelenfang mit mehr Erfolg. Einige Jahre vergingen so, ohne daß sich in der Geschichte der Bewohner Pitcairns etwas Bemerkenswerthes zugetragen hätte. Die Weiber hatten sich mit den Männern ausgesöhnt und wurden mit mehr Rücksicht von ihnen behandelt; alle Familien leisteten einander gegenseitige Hülfe; alle führten ein wahrhaft patriarchalisches Leben. Ein einziger Vorfall störte einmal die Einförmigkeit dieser glücklichen Ruhe. Mac-Coy war von einer Kokospalme herabgefallen, hatte sich den Schenkel schwer beschädigt, den Fuß verstaucht und sich in der Seite verwundet. Mehrere chemische Versuche waren ihnen gelungen. Unglücklicherweise kostete einer derselben Mac-Coy'n das Leben. Sie hatten aus der Ti-Wurzel (dracaena terminalis) eine Flasche Branntwein zu Stande gebracht; häufige Berauschungen waren die Folge davon. Mac-Coy besonders berauschte sich häufig, und in einem Zustande gräßlicher Betäubung stürzte er sich von einem steilen Felsen herab und blieb todt. Dieses Ereigniß war nicht ohne Nutzen für die Anderen: sie beschlossen, keinen gegorenen Trank mehr anzurühren.

„Im Jahr 1799 verlor Quintal seine Frau, welche beim Aufsuchen von Vogeleiern von einem Felsen herabgestürzt war. Er wurde täglich mißvergnügter, und ob er gleich unter mehreren Frauen die Wahl hatte, so verlangte er durchaus die Frau eines seiner Gefährten, ohne daran zu denken, welches Unheil eine ähnliche Forderung schon einmal herbeigeführt hatte. Die Vermessenheit eines solchen Anspruchs und das Beharren bei seiner Forderung kostete ihm das Leben. Da Adams und Young die Abtretung verweigert hatten, so hatte er einen Versuch gemacht, sie zu ermorden, und sie sogar bedroht, diesen feigen Versuch wieder zu erneuern, nachdem er ihm das erste Mal mißlungen war. Seine Gefährten konnten in dieser beständigen Unruhe und Angst vor einem Ueberfalle nicht leben; sie glaubten sich durch die Drohungen Quintals zu seiner Ermordung berechtigt und tödteten ihn mit Axthieben.

„So hatten sieben von den Europäern einen schmählichen Tod gefunden. Christian und Young stammten aus angesehenen Familien, und hatten eine gute Erziehung genossen. Adams ertheilte ihnen große Lobsprüche und erzählte, daß man von ihnen auch nie das leiseste Murren über ihre Lage gehört habe. Christian stellte sich sogar glücklich vor den Augen seiner Gefährten, und bewahrte bis zu seinem Tode die Achtung Aller. Adams und Young, welche von 15 gelben und weißen Männern, die auf Pitcairn gelandet waren, allein noch übrig waren, kamen nun auf ernstere Gedanken und dachten an Reue. Sie nahmen die Religion zu Hülfe, bestimmten, daß ihre Familien alle Sonntage dem Morgen- und Abendgebet und einem Gottesdienst des Nachmittags beiwohnen sollten, und auf diese Art gelang es ihnen, ihre und ihrer Gefährtinnen Kinder zur Frömmigkeit und Tugend zu erziehen. Young, der eine sehr sorgfältige Erziehung genossen hatte, war ganz fähig, den von ihm und Adams gefaßten Plan ins Werk zu setzen; unglücklicherweise starb er aber schon ein Jahr nach Quintals Tode an Engbrüstigkeit.

„Dieser Verlust erhöhte noch die Reumüthigkeit Adams und bewog

ihn, sich dem Wohle Aller zu widmen, in der Hoffnung Sünden abzubüßen. Der Zeitpunkt war für seine Werke günstig. Es waren damals 49 Kinder im Alter von 1 der Insel. Hätte man sie ihren Neigungen überlassen, wohnheiten angenommen haben, die man nur schwer wie ten können. In diesem zarten Alter aber folgten sie fügs die man ihnen gab. Adams sah seine Hoffnungen durch Erfolg belohnt. Ebenso verhielt es sich mit der Weiber Frauen, wovon er sich mit Recht den größten Einfluß auf seiner Plane versprochen hatte. Die Kinder sogar zeigten Verlangen, die heilige Schrift kennen zu lernen, und mehr Adams in großer Verlegenheit, was er auf ihre Fragen Nun bilden sie eine regelmäßige Gesellschaft; sie haben vor sätze und Gewohnheiten, und schließen Ehen unter einander Adams seine Schuld durch so glückliche Resultate, die man seinen Bemühungen verdankt, ehrenvoll wieder gut gemacht.

Im Dezember 1825 bestand die ganze Bevölkerung von 66 Individuen, darunter 36 männlichen Geschlechts. Im Ja sie sich noch vermehrt; die Häuser waren gut gebaut, und schöne Schule.

In dem asiatischen Journal und den Memoire graphischen Gesellschaft von London, Jahrgang 183 liest man Folgendes über diese interessante Kolonie: „Joh der Patriarch der Insel Pitcairn, stellte in der Besorgniß, e die Zukunft das Wasser für die Bevölkerung, die sich reißend mehrte, nicht mehr ausreichen, einem Schiffskapitän einen an Regierung gerichteten Brief zu, in welchem er im Namen Ver setzung in ein anderes Land bat. Als diese Bitte in England befand sich ein Missionär von den Taiti-Inseln gerade dort. Ma ihn über einen passenden Ort, wo die Bevölkerung von Pitcairn bracht werden könnte; er empfahl Taiti, dessen Bewohner er al gendhafteste Volk der Welt schilderte. Demzufolge wurden an d den von Neusüdwales Befehle abgefertigt, Schiffe nach Pitcairn ab um die Kolonisten einzunehmen. Der Komet und das Trans Lucy-Ann verließen Sidney am 13. Oktober 1830, hielten bei land an, und sezten sodann ihre Reise fort. Bei der Ankunft dieser schienen die Kolonisten ihre Meinung geändert zu haben; natürlich sen sie nur mit großem Widerstreben eine Insel, wo beinahe Alle g und erzogen worden waren. Die Schiffsmannschaft lernte in Menschen von sorgfältiger, religiöser und moralischer Erziehung k was ihnen um so mehr auffiel, als sie auf Neuseeland gerade das G theil gefunden hatten; denn dort herrschte die größte Sittenlosigkeit, alle Versuche der Missionäre, guten Samen auszustreuen, waren verg gewesen. Nach kurzem Aufenthalt schifften die beiden Fahrzeuge die g Bevölkerung der Insel ein, welche sich auf 87 Personen belief. Alle l den glücklich auf Taiti gelandet; die Königin hatte den neuen Ankömm gen eine große Bodenfläche eingeräumt. Zwei von den Weibern, we die Mannschaft des Bounty bei ihrer Abfahrt von Taiti mitgenommen hatte, kamen in ihr Geburtsland zurück. — Man hatte mit den Bew nern von Taiti den Vertrag gemacht, den Ankömmlingen Lebensmittel

ridmen, in der
anft war für
Kinder in d
Neigungen d
die man zu
ter aber folg
seine Hoffnun
s sich mit
en größten
Kinder
zu lernen,
er auf die
schaft; sie
Ehen
de Refultat
wieder gut
nze Besitz
Geschlecht
en gut geben

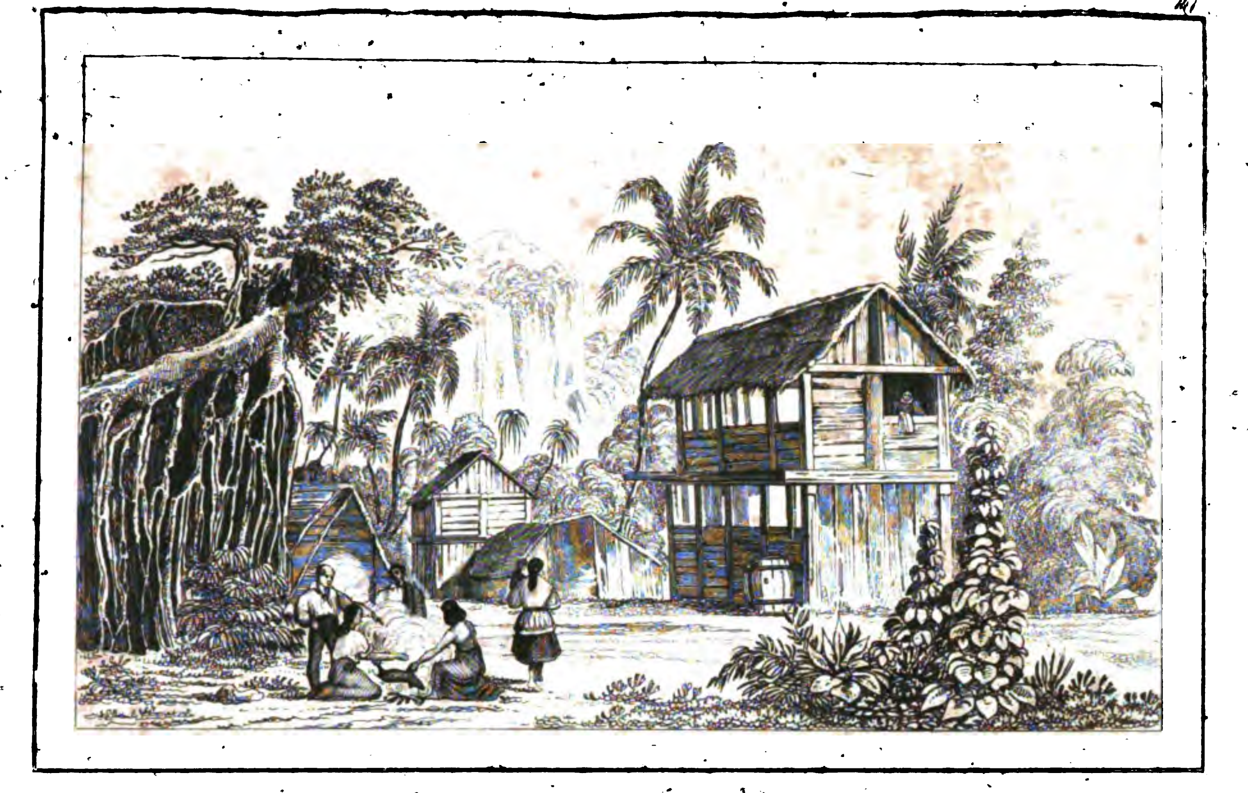
nd den
on, Fahrzeug
te Kolonie
der Bevölk
g, die
Kapitän
er im
Bitte
gerade
rrung
Bewohn
lge wurden
nach
und
30,
der
haben;
beinahe
haft
der
d
Sitten
n,
Fahrzeug
besch
neuer
Weib
itt
mit
Leben



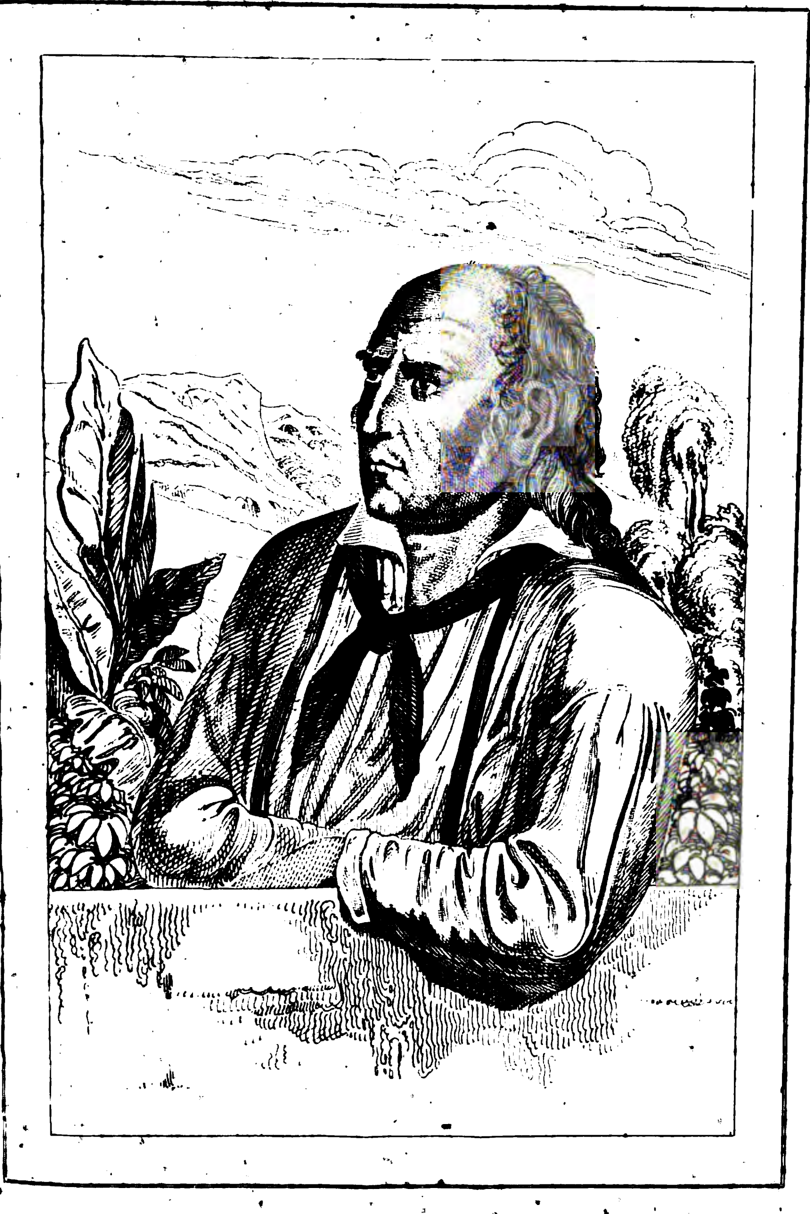
ihn, sich dem Wohle Aller zu widmen, in der Hoffnung, dadurch alle seine Sünden abzubüßen. Der Zeitpunkt war für seine Verbesserungsplane sehr günstig. Es waren damals 19 Kinder im Alter von 7—9 Jahren auf der Insel. Hätte man sie ihren Neigungen überlassen, so würden sie Gewohnheiten angenommen haben, die man nur schwer wieder hätte ausrotten können. In diesem zarten Alter aber folgten sie fügsam der Richtung, die man ihnen gab. Adams sah seine Hoffnungen durch den glücklichsten Erfolg belohnt. Ebenso verhielt es sich mit der Bekehrung der taitischen Frauen, wovon er sich mit Recht den größten Einfluß auf Verwirklichung seiner Plane versprochen hatte. Die Kinder sogar zeigten das sehnlichste Verlangen, die heilige Schrift kennen zu lernen, und mehr als einmal war Adams in großer Verlegenheit, was er auf ihre Fragen antworten solle. Nun bilden sie eine regelmäßige Gesellschaft; sie haben vortreffliche Grundsätze und Gewohnheiten, und schließen Ehen unter einander. Gewiß hat Adams seine Schuld durch so glückliche Resultate, die man größtentheils seinen Bemühungen verdankt, ehrenvoll wieder gut gemacht."

Im Dezember 1825 bestand die ganze Bevölkerung von Pitcairn aus 66 Individuen, darunter 36 männlichen Geschlechts. Im Jahr 1831 hatte sie sich noch vermehrt; die Häuser waren gut gebaut, und es gab eine schöne Schule.

In dem asiatischen Journal und den Memoiren der geographischen Gesellschaft von London, Jahrgang 1832 und 1833, liest man Folgendes über diese interessante Kolonie: „John Adams, der Patriarch der Insel Pitcairn, stellte in der Besorgniß, es möchte für die Zukunft das Wasser für die Bevölkerung, die sich reißend schnell vermehrte, nicht mehr ausreichen, einem Schiffskapitän einen an die britische Regierung gerichteten Brief zu, in welchem er im Namen Aller um Versetzung in ein anderes Land bat. Als diese Bitte in England anlangte, befand sich ein Missionär von den Taiti-Inseln gerade dort. Man befragte ihn über einen passenden Ort, wo die Bevölkerung von Pitcairn untergebracht werden könnte; er empfahl Taiti, dessen Bewohner er als das tugendhafteste Volk der Welt schilderte. Demzufolge wurden an die Behörden von Neusüdwales Befehle abgefertigt, Schiffe nach Pitcairn abzusenden, um die Kolonisten einzunehmen. Der Komet und das Transportschiff Lucy-Ann verließen Sidney am 13. Oktober 1830, hielten bei Neuseeland an, und sezten sodann ihre Reise fort. Bei der Ankunft dieser Schiffe schienen die Kolonisten ihre Meinung geändert zu haben; natürlich verließen sie nur mit großem Widerstreben eine Insel, wo beinahe Alle geboren und erzogen worden waren. Die Schiffsmannschaft lernte in ihnen Menschen von sorgfältiger, religiöser und moralischer Erziehung kennen, was ihnen um so mehr auffiel, als sie auf Neuseeland gerade das Gegentheil gefunden hatten; denn dort herrschte die größte Sittenlosigkeit, und alle Versuche der Missionäre, guten Samen auszustreuen, waren vergeblich gewesen. Nach kurzem Aufenthalt schifften die beiden Fahrzeuge die ganze Bevölkerung der Insel ein, welche sich auf 87 Personen belief. Alle wurden glücklich auf Taiti gelandet; die Königin hatte den neuen Ankömmlingen eine große Bodenfläche eingeräumt. Zwei von den Weibern, welche die Mannschaft des Bounty bei ihrer Abfahrt von Taiti mitgenommen hatte, kamen in ihr Geburtsland zurück. — Man hatte mit den Bewohnern von Taiti den Vertrag gemacht, den Ankömmlingen Lebensmittel für



Das Innere der Insel Pitcairn



Portrait Adams's, des Gründer's der Colonie

sechs ersten Monate zu liefern; diese aber hatten einen solchen Abscheu der Sittenlosigkeit der Taitier, daß sie keinen Verkehr mit ihnen haben [illegible]ten. Alles, was diese friedlichen Menschen sahen, war ihnen ein Gräuel. [illegible] tiefe Betrübniß darüber, daß sie durch die falschen Nachrichten, welche [illegible]n ihnen gegeben hatte, über den moralischen Charakter der Taitier ge[illegible]scht worden waren, machte mehrere krank; zwölf starben vor Gram, und [illegible]lf schifften sich auf einer kleinen Goelette wieder nach ihrer Insel ein. [illegible]von starben zwei auf der Ueberfahrt. Die übrigen wurden durch eine [illegible]erikanische Brigg nach Pitcairn zurückgeführt, wobei sie statt der Ueber[illegible]rtsgebühr die wollenen Bedeckungen, welche ihnen die britische Regierung [illegible]chenkt hatte, hergeben mußten."

Was endlich noch die Beschaffenheit der Insel betrifft, so hat sie bei[illegible]he kein Wasser, keinen Hafen und sogar keinen guten Ankerplatz, und [illegible]r einen traurigen Landungsplatz *). Sie ist nach Kapitän Sainder[illegible]nd so klein, daß sie nur 400 Personen ernähren kann. Nie wird es ei[illegible]n Handelsplatz für Fremde geben können. Es wäre daher sehr zweck[illegible]äßig, jezt, da die Bevölkerung noch sehr gering ist, sie anderswohin zu [illegible]rpflanzen; aber sie hängt zu sehr an ihrem Lande, und ihre Erinnerung [illegible] die Sitten und ihren Aufenthalt zu Taiti ist so unangenehm, daß sie [illegible]r Land nicht so leicht wird verlassen wollen.

Das Land ist ziemlich fruchtbar; seine Landschaften sind mannigfaltig [illegible]d bieten einen malerischen Anblick **). Man findet vielerlei Pflanzen, [illegible]chweine, Geflügel und Fische.

Der Kapitän Waldegrave berichtet uns in seinem Tagebuch, daß [illegible]ch im Jahr 1830 die Bevölkerung von Pitcairn im Ganzen auf 79 Be[illegible]ohner belief, worunter 19 Männer, 21 Frauen, 36 Kinder und drei eng[illegible]ische Taugenichtse waren, von denen einer, Namens Noobs, der Nachfol[illegible]er des würdigen John Adams zu werden trachtete, welcher 1829 gestor[illegible]en war ***). Obgleich die Insulaner viel Anhänglichkeit an England zeig[illegible]ten, als dessen Unterthanen sie angesehen werden wollen, so wird doch Noobs schwerlich seine Ansprüche durchsetzen, weil sie keine Lust haben, [illegible]ich einen Herrn zu geben. Im Falle sie sich ein Oberhaupt geben woll[illegible]ten, würden sie es aus ihrer Mitte, und wahrscheinlich aus der Familie Christians wählen, wenn sich dort ein fähiger Mann vorfände. Nach der Aussage des Kapitän Waldegrave sind sie entschiedene Anhänger der Episkopalkirche.

Freemantle, ein englischer Schiffskapitän, hat Pitcairn im Monat Januar 1833 besucht; er berichtet, seine Bewohner hätten seit ihrer Rückkunft von Taiti an Einfachheit und Sittenreinheit verloren. Er rieth ihnen ernstlich, drei englische Ausreißer, verdorbene Menschen, aus ihrer Mitte zu entfernen. Diese Leute hatten den Insulanern das traurige Geschenk eines aus der Wurzel einer Pflanze gebrannten geistigen Wassers gebracht und so das Laster der Trunkenheit nur aufgemuntert, ungeachtet der Engländer Josua Hill, der das Amt eines Geistlichen und Oberintendanten versieht, sich alle Mühe gab, dasselbe auszurotten, und überhaupt ein würdiger Beförderer des Werkes Adams zu seyn scheint.

---

*) S. Blatt 140. **) S. Blatt 141. ***) Sein Bildniß Blatt 142.

Wegnahme eines amerikanischen Schiffes durch die Wilden von der Insel La Harpe.

Der Dreimaster Pomaree war am 5. November 1831 von Valparaiso abgesegelt, hatte sich auf Taiti, wo er genöthigt wurde, auf seinem Hintertheile seinen Namen, der zugleich der Name der Königin dieser Insel war, auszulöschen, 24 Taucher eingenommen, und war auf die Insel La Harpe, im Pomotu-Archipel, losgesteuert, wo er am 24. Februar 1833 ankam. Vier Boote fischten ihm täglich eine volle Ladung von Perlmuscheln, und Nichts schien den Erfolg seiner Reise zu hindern. Die Eingebornen zeigten sich freundschaftlich und arbeiteten mit den Tauchern. Bei seiner Ankunft speiste der König der Insel mit den Offizieren der Pomaree, und schlief in der Kajüte; man gab ihm Alles, was er wünschte; kurz die vollkommenste Sicherheit herrschte an Bord, als der schrecklichste Verrath über das Schiff hereinbrach.

Als man eines Tages den Anker nicht heben konnte, um einen andern Ankerplatz zu suchen, schiffte sich der Kapitän, welcher dadurch, daß er den Tauchern eine Fahrt von ungefähr acht Meilen ersparte, einen Arbeitstag gewinnen wollte, in einem Boote ein, um ihnen Lebensmittel an den Ort zu bringen, wo sie sich befanden. Er nahm für den Fall, daß er genöthigt wäre, am Lande zu schlafen, einige Vorräthe mit, und befahl, Nachts eine Laterne am großen Maste aufzuhängen, nach der er seine Fahrt richten könne, wenn er, wie es wahrscheinlich war, doch zurückkehren würde. Als die Nacht kam, befolgte man seinen Befehl, er erschien aber nicht.

Gegen Mitternacht kam ein Taucherboot an Bord, und brachte nur wenig Muscheln; die Taucher erzählten, ihr Boot sey umgeschlagen, und sie hätten viele Muscheln verloren; sie fragten, ob der Kapitän an Bord wäre, und versicherten, sie hätten ihn nicht gesehen. Der zweite Offizier war ein unfähiger Mann ohne alle Vorsicht; er schöpfte keinen Verdacht, als er gegen die Gewohnheit ein Boot bei Nacht ankommen sah.

Am folgenden Tage kamen mehrere Piroguen je mit drei bis vier Mann, und es befand sich auf der Pomaree eine Schaar Wilder, die der Mannschaft weit überlegen war. Das Boot, das in der Nacht angekommen war, hatte sie herbeigeführt. Sie wurden leicht Meister über die ganze Schiffsmannschaft.

Ein Handlungsbedienter war noch in seiner Kammer, als er zwei bis drei Wilde zu sich hinabsteigen hörte. Er sprang aus dem Bette, ergriff eine Pistole und streckte den ersten, den er zu Gesicht bekam, zu Boden. Der König der Insel, anstatt durch den Schuß erschreckt zu werden, ließ ihm keine Zeit, eine andere Pistole zu ergreifen, und stürzte sich wie ein Tiger auf den Kommis. Während dieser sich gegen ihn vertheidigte, sammelte der Eingeborne, den er getödtet zu haben glaubte, der aber nur verwundet war, wieder Kräfte, und ergriff ihn bei den Füßen, daß er zu Boden stürzte, was ihm einen ferneren Widerstand unmöglich machte. Man band ihm nun die Hände auf den Rücken, und schickte sich an, ihn so im Hemd und ganz bedeckt mit dem Blute des verwundeten Wilden auf das Verdeck zu bringen, als ein Taucher, der ein Häuptling von der Chaininsel war, ihm ein Paar Hosen, eine Weste, eine Jacke und einen Hut geben ließ. In diesem Aufzug führte man ihn mit der ganzen Schiffsmannschaft an das Land, und band jeden an einen Baum. Dort hie

rachten ihnen die Taucher einige Lebensmittel und beruhigten sie über ihr Schicksal, indem sie ihnen sagten, daß man sie nicht tödten würde, ungeachtet die Bewohner der Insel Lust dazu hätten. Sie würden, sagten sie, die Pomaree nur nach der Chaine-Insel führen, dorthin auch einige von der Mannschaft bringen, und ihnen das Schiff zurückgeben, wenn sie es ausgeladen hätten.

Diese Nachrichten beruhigten sie nur halb; der Handlungsdiener erwartete jeden Augenblick, daß man ihn zur Strafe für die schwere Verwundung des Wilden steinigen oder verbrennen würde. Diese Besorgniß schien ihm um so natürlicher, als, nachdem gegen 10 Uhr dieser Wilde ans Land geführt worden war, alle Weiber sich um ihn sammelten und die Luft mit kläglichem Geschrei, Schluchzen und Seufzen erfüllten. Er suchte in seiner Westentasche nach einem Federmesser, womit er sich entleiben könnte, wenn er sähe, daß man Anstalten treffe, ihn zu martern; aber zu seinem Schmerz fand er, daß er auch diese lezte Zuflucht der Verzweiflung entbehren mußte.

Indeß ließ das Geschrei nach, und seine Besorgnisse verschwanden allmälig. Ein Taucher, den er immer gut behandelt hatte, gab ihm sogar einen Beweis seiner Erkenntlichkeit, indem er ihm seine Uhr wieder brachte, die er sorgfältig in seiner Hosentasche verbarg.

Gegen Abend führte man den Kapitän mit den Bootsleuten herbei; sie waren den Abend zuvor gefangen genommen worden, und ihr Canot, das ganz mit Muscheln gefüllt war, war während der Vertheidigung in den Grund gebohrt worden. Der Kapitän allein hatte einen kräftigen Widerstand geleistet und einer seiner Leute war schrecklich zugerichtet worden.

Die Schiffmannschaft blieb so bis Sonnenuntergang angebunden. Ein Eingeborner, welcher meinte, ihre Bande seyen nicht genug angezogen, trat zu dem Handlungsdiener, und band ihm Hände und Füße mit einem Seile dergestalt zusammen, daß er sich weder bewegen, noch seine Stellung ändern konnte. Einige Wilde verbanden noch Spott mit ihrer Grausamkeit, und fragten ihn, ob er sich wohl befinde. Er schwieg, weil er voraussah, daß seine Worte ihre Rohheit nur noch steigern würden. Er litt grausam; indeß war dieß noch nicht genug. Umsonst bat er, daß man seine Stellung verändern und ihm gestatten möchte, ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen; man verweigerte ihm jede Erleichterung seiner Qual, und einige Zeit vor Mitternacht legten sich sogar zwei seiner Wächter, die schlafen und ihn doch zugleich bewachen wollten, auf seinen Körper nieder. Diese neue Qual konnte er nicht ertragen, er fühlte, daß er ganz schwach wurde; ein hitziges Fieber verzehrte seine Kräfte, er stieß einige Schmerzenstöne aus und bat seine Peiniger, ihn schnell zu tödten. Nun befühlte einer von ihnen seine Schläfe, löste seine Bande, und band ihm die Hände vorn auf dem Leib zusammen.

Unter den Gefangenen befanden sich zwei, welche die Sprache der Eingebornen verstanden; die Taucher sagten, um die Wegnahme des Schiffes zu rechtfertigen, daß man, da es den Namen der Königin von Taiti führe, ihnen dort befohlen habe, Allem aufzubieten, sich desselben zu bemächtigen; denn es sey eine unerträgliche Beleidigung, daß ein Schiff diesen Namen zu führen gewagt habe, und sie würden es weggenommen haben, sogar wenn der König Georg selbst an Bord gewesen wäre. Sie behaupteten, der Kapitän habe den Kopf eines ihrer Häuptlinge wieder ausgegraben,

keine Ratten und nicht so viel Mücken; endlich konnten sie ... hitze unter den Schatten einiger großen Bäume flüchten, welche ... angenehme Kühle zufächelten; nur fünfzig Schritte von ihnen ... Matrosen.

Obgleich das Ende der Regenzeit nahe war, so vermehrte ... tender, in Strömen herabfallender Regen noch die Leiden der ... Europäer. Sieben Tage lang waren sie bis auf die Haut ... ohne sich einen Augenblick trocknen zu können. Ihre Lage ... voll; unmöglich konnten sie auf dem Grase ruhen; einer von ... auf Korallenstücken, wo zwar das Wasser nicht stehen blieb, aber ... gerädert wurde. Der Tag brachte keine Erleichterung mehr, ... räthe bis auf fünf Kokosnüsse erschöpft waren. So waren sie ... sicht auf ihre Ernährung der Gnade der Eingebornen preisgeg... nen bisweilen mehrere Tage lang keine Fische gaben, und sie ... oft zu sechs mit einer Kokosnuß und einer kleinen fetten ... gen, welche sie im Salzwasser abkochten. Die Wilden weigerten ... während, ihnen eine Pirogue und Angeln zu leihen, und ver... nun die wenigen Fische, welche sie brachten, für Tabak. Da... frieden, suchten sie ihnen auch das Wenige, was sie noch hatten, ... sie nahmen ihnen die zwei Tassen und ein Rasirmesser weg, ... Fische reinigten, obgleich sie und ihre Weiber beinahe alle mit ... fern und eisernen Werkzeugen versehen waren.

Uebrigens fehlte es den Wilden selbst bisweilen an Nah... schlechtes Wetter eintrat, und sie nicht auf den Fischfang aus... ten. Fiel der Fischfang reichlich aus, so versahen sie auch die ... der Pomaree gut damit, und da Fische wegen der Feuchtigkeit ... nicht lange aufbewahrt werden konnten, so trockneten und ... dieselben, wenn es ihnen das Wetter erlaubte.

Der Kapitän war beinahe immer mit Aufsuchung von Le... beschäftigt, und schätzte sich glücklich, wenn er einige noch nicht ... faulte Fischstücke bringen konnte. Der Wilde, den der Hand... verwundet hatte, und der nach fünf Wochen noch nicht geheilt ... der edelmüthigste. Einst trat der Kapitän zu den Eingebornen, w... eine große Schildkröte verzehrten, und ob er sie gleich um Mit... hezten sie doch ihre Hunde auf ihn, von denen er in das Bei... wurde. Ein anderes Mal befand sich der Handlungsdiener in ... chen Gefahr, entging ihr aber glücklich. Damit uns das beg... müssen wir nicht vergessen, was schon erwähnt wurde, daß die ... in ihren Augen heilig ist, und sie den Weibern nur so viel zu ... daß sie nicht Hungers sterben.

Von Allem entblößt, allen Entbehrungen und Leiden ausge... zogen von Ungeziefer, geriethen der Kapitän und der Handlung... die höchste Verzweiflung, und sannen mehrmals Rachepläne gegen ... den aus, die zu ihrem Unglück mitgeholfen hatten und täglich ... unerträglicher machten. Aber theils die Gefahr, theils die Hoff... man ihnen zu Hülfe kommen werde, verhinderten die Ausführung ... oder minder seltsamen Plane, die ihnen ihre Verzweiflung eingegeb...

Indeß war die Pomaree am 9. März mit Middleton ... zwei Matrosen, denen die Taucher die Erlaubniß gegeben hatten ... zuschiffen, auf Taiti angekommen; aber ganz ausgeplündert ...

wieder in die See zu gehen. Da machte der Kapitän T. Ebrils, Brigg-Goelette Elisa von 50 Tonnen, von Valparaiso, die dem diener gehörte, ohne daß dieser etwas davon wußte, den Plan, leute auf der Insel La Harpe zu befreien.

e waren in beständiger Erwartung. Gegen Ende des Monats tte ein günstiger Westwind fünf bis sechs Tage lang geweht, und n beständig auf der Wache, in der Hoffnung, einige von Taiti zu freiung kommende Segel zu erblicken. Eitle Hoffnung! der Wind , und machte ihre Erwartungen zu nichte. Uebrigens dachten sie ß die Insulaner, wenn sie ein Schiff kommen sähen, sie nur gegen nliches Lösegeld frei geben würden; daß es mit ihren Gefahren Ende habe, und daß sie noch mehr als Eine Prüfung zu bestehen rden. Um dieser Gefahr vorzubeugen, empfahlen der Kapitän Handlungsdiener ihren Gefährten, es ihnen zu melden, wenn sie f sehen würden, und diese glückliche Nachricht sorgfältig vor ihren zu verbergen.

7. April schiffte sich eine bedeutende Anzahl Insulaner auf zwei ein, um auf einer ungefähr 12 Meilen von der Insel La Harpe Insel Lebensmittel zu holen; Weiber und Kinder ungerechnet, e Zurückgebliebenen nicht stärker als die Europäer.

9. waren der Kapitän und der Handlungsdiener, die seit einigen ur gesottenes Gras gegessen hatten und sich aufs Aeußerste er- fühlten, in der höchsten Verzweiflung, und glaubten, ihre lezte sey gekommen. Sie waren in ihrer Hütte beisammen, als ein ihnen meldete, daß er und die anderen Matrosen schon seit eini- ein Walfischboot an der Einfahrt der Insel sähen. Man kann Freude denken, als sie sich vorsichtig auf die Seite des bezeichneten begaben und das Walfischboot schon in der Nähe sahen. Zugleich ten es auch die Eingebornen erblickt und stießen ein Geschrei aus, Leute in den Piroguen und der ganzen Umgebung herbeizuziehen Annäherung des Bootes zu verhindern. Der König ließ sogar nten abfeuern; die Europäer aber, welche ihm an Zahl überlegen verhinderten ihn an ferneren Versuchen, und nun zitterte er an liedern, aus Furcht, man möchte sich wegen seines Betragens an chen. Er mußte das Boot herbeikommen lassen, das in weniger f Minuten bei den Gefangenen war; der Kapitän Ebrils stieg r war schon vor 18 Tagen zur Befreiung seiner Landsleute von bgereist; sein Schiff war in einer Entfernung von 18 Meilen un- Winde, so daß man es nicht sehen konnte, und da der Wind sehr wehte, hatte er sich bei Tagesanbruch entschlossen, mit sechs wohl- eten Matrosen in einem Boote herbei zu kommen, um sie unverse- n Händen der Indianer zu entreißen.

ie man sieht, war seine Unternehmung vom besten Erfolge gekrönt. tte die Vorsicht beobachtet, den Gefangenen Zwieback, Fleisch und sche Wein mitzubringen, was ihnen um so willkommener war, als mehr als 36 Stunden keine Nahrung zu sich genommen hatten.

egen 1 Uhr schifften sich, mit Ausnahme eines Matrosen, der des s an einen andern Ort der Insel sich begeben hatte, alle ein, und um 4 Uhr glücklich an Bord an. Am folgenden Morgen suchte n auf; zugleich bemächtigte man sich eines Häuptlings der Insel,

keine Matten und nicht so viel Mücken; endlich konnten sie vor der hitze unter den Schatten einiger großen Bäume flüchten, welche ihnen angenehme Kühle zufächelten; nur fünfzig Schritte von ihnen wohnten Matrosen.

Obgleich das Ende der Regenzeit nahe war, so vermehrte ein tender, in Strömen herabfallender Regen noch die Leiden der un Europäer. Sieben Tage lang waren sie bis auf die Haut ohne sich einen Augenblick trocknen zu können. Ihre Lage war voll; unmöglich konnten sie auf dem Grase ruhen; einer von ihnen auf Korallenstücken, wo zwar das Wasser nicht stehen blieb, aber gerädert wurde. Der Tag brachte keine Erleichterung mehr, da räthe bis auf fünf Kokosnüsse erschöpft waren. So waren sie sicht auf ihre Ernährung der Gnade der Eingebornen preisgegeben, nen bisweilen mehrere Tage lang keine Fische gaben, und sie oft zu sechs mit einer Kokosnuß und einer kleinen fetten Pflanz gen, welche sie im Salzwasser abkochten. Die Wilden weigerten während, ihnen eine Pirogue und Angeln zu leihen, und verkauften nun die wenigen Fische, welche sie brachten, für Tabak. Damit frieden, suchten sie ihnen auch das Wenige, was sie noch hatten, zu sie nahmen ihnen die zwei Tassen und ein Rasirmesser weg, womit Fische reinigten, obgleich sie und ihre Weiber beinahe alle mit Ke fern und eisernen Werkzeugen versehen waren.

Uebrigens fehlte es den Wilden selbst bisweilen an Nahrung, schlechtes Wetter eintrat, und sie nicht auf den Fischfang ausgehen ten. Fiel der Fischfang reichlich aus, so versahen sie auch die Ma der Pomaree gut damit, und da Fische wegen der Feuchtigkeit nicht lange aufbewahrt werden konnten, so trockneten und räucherten dieselben, wenn es ihnen das Wetter erlaubte.

Der Kapitän war beinahe immer mit Aufsuchung von Lebens beschäftigt, und schätzte sich glücklich, wenn er einige noch nicht ga faulte Fischstücke bringen konnte. Der Wilde, den der Handlungs verwundet hatte, und der nach fünf Wochen noch nicht geheilt war, der edelmüthigste. Einst trat der Kapitän zu den Eingebornen, welche eine große Schildkröte verzehrten, und ob er sie gleich um Nichts be hezten sie doch ihre Hunde auf ihn, von denen er in das Bein wurde. Ein anderes Mal befand sich der Handlungsdiener in der chen Gefahr, entging ihr aber glücklich. Damit uns das begreiflich müssen wir nicht vergessen, was schon erwähnt wurde, daß die Schi in ihren Augen heilig ist, und sie den Weibern nur so viel zu essen daß sie nicht Hungers sterben.

Von Allem entblößt, allen Entbehrungen und Leiden ausgesetzt, zogen von Ungeziefer, geriethen der Kapitän und der Handlungsdiener die höchste Verzweiflung, und sannen mehrmals Racheplane gegen die den aus, die zu ihrem Unglück mitgeholfen hatten und täglich ihre unerträglicher machten. Aber theils die Gefahr, theils die Hoffnung, man ihnen zu Hülfe kommen werde, verhinderten die Ausführung der oder minder seltsamen Plane, die ihnen ihre Verzweiflung eingegeben hatte.

Indeß war die Pomaree am 9. März mit Middleton und zwei Matrosen, denen die Taucher die Erlaubniß gegeben hatten, sich ein zuschiffen, auf Taiti angekommen; aber ganz ausgeplündert und außer

nbes, wieder in die See zu gehen. Da machte der Kapitän T. Ebrils, der Brigg-Goelette Elisa von 50 Tonnen, von Valparaiso, die dem ndlungsdiener gehörte, ohne daß dieser etwas davon wußte, den Plan, e Landsleute auf der Insel La Harpe zu befreien.

Diese waren in beständiger Erwartung. Gegen Ende des Monats rz hatte ein günstiger Westwind fünf bis sechs Tage lang geweht, und standen beständig auf der Wache, in der Hoffnung, einige von Taiti zu r Befreiung kommende Segel zu erblicken. Eitle Hoffnung! der Wind te sich, und machte ihre Erwartungen zu nichte. Uebrigens dachten sie h, daß die Insulaner, wenn sie ein Schiff kommen sähen, sie nur gegen ansehnliches Lösegeld frei geben würden; daß es mit ihren Gefahren h kein Ende habe, und daß sie noch mehr als Eine Prüfung zu bestehen en würden. Um dieser Gefahr vorzubeugen, empfahlen der Kapitän der Handlungsdiener ihren Gefährten, es ihnen zu melden, wenn sie Schiff sehen würden, und diese glückliche Nachricht sorgfältig vor ihren nden zu verbergen.

Am 7. April schiffte sich eine bedeutende Anzahl Insulaner auf zwei rogen ein, um auf einer ungefähr 12 Meilen von der Insel La Harpe fernten Insel Lebensmittel zu holen; Weiber und Kinder ungerechnet, ren die Zurückgebliebenen nicht stärker als die Europäer.

Am 9. waren der Kapitän und der Handlungsdiener, die seit einigen gen nur gesottenes Gras gegessen hatten und sich aufs Aeußerste erschöpft fühlten, in der höchsten Verzweiflung, und glaubten, ihre letzte tunde sey gekommen. Sie waren in ihrer Hütte beisammen, als ein latrose ihnen meldete, daß er und die anderen Matrosen schon seit einir Zeit ein Walfischboot an der Einfahrt der Insel sähen. Man kann h ihre Freude denken, als sie sich vorsichtig auf die Seite des bezeichneten tes begaben und das Walfischboot schon in der Nähe sähen. Zugleich er hatten es auch die Eingebornen erblickt und stießen ein Geschrei aus, n alle Leute in den Pirogues und der ganzen Umgebung herbeizuziehen h die Annäherung des Bootes zu verhindern. Der König ließ sogar i Flinten abfeuern; die Europäer aber, welche ihm an Zahl überlegen ren, verhinderten ihn an ferneren Versuchen, und nun zitterte er an len Gliedern, aus Furcht, man möchte sich wegen seines Betragens an m rächen. Er mußte das Boot herbeikommen lassen, das in weniger s fünf Minuten bei den Gefangenen war; der Kapitän Ebrils stieg is; er war schon vor 18 Tagen zur Befreiung seiner Landsleute von aiti abgereist; sein Schiff war in einer Entfernung von 18 Meilen unr dem Winde, so daß man es nicht sehen konnte, und da der Wind sehr hwach wehte, hatte er sich bei Tagesanbruch entschlossen, mit sechs wohlewaffneten Matrosen in einem Boote herbei zu kommen, um sie unversens den Händen der Indianer zu entreißen.

Wie man sieht, war seine Unternehmung vom besten Erfolge gekrönt. Er hatte die Vorsicht beobachtet, den Gefangenen Zwieback, Fleisch und ine Flasche Wein mitzubringen, was ihnen um so willkommener war, als ie seit mehr als 36 Stunden keine Nahrung zu sich genommen hatten.

Gegen 1 Uhr schifften sich, mit Ausnahme eines Matrosen, der des Morgens an einen andern Ort der Insel sich begeben hatte, alle ein, und kamen um 4 Uhr glücklich an Bord an. Am folgenden Morgen suchte man ihn auf; zugleich bemächtigte man sich eines Häuptlings der Insel,

eines Andern, der den Gefangenen nie hatte zu essen geben wollen, einen jungen Wilden, der ihnen ihr leztes Besitzthum, eine Nadel, gestohlen hatte, und den Besitzer der Hunde, welche den Kapitän gebissen hatten und auf den Handlungsdiener gehezt worden waren. Man verbrannte alle Hütten am Ufer, die Kokusnußschalen, deren sich die Eingebornen zu Aufbewahrung des Wassers bedienten, die Netze, die Pirogen, Körbe, Zeug u. s. w. und nahm alles Eigenthum der Europäer, das sich noch vorfand, wieder weg. Sodann führte man die vier Gefangenen an Bord, und sie nach einander an den großen Mast und ließ sie ins Meer springen, nachdem man einem jeden von ihnen 50 tüchtige Hiebe mit einem Tau zugemessen hatte.

Nachdem die Mannschaft der Pomarea nach neuen Gefahren auf Taiti angekommen war, fand sie ihr Schiff im beklagenswerthesten Zustand, entblößt von Allem, was man hatte wegnehmen können, das Tauwerk abgeschnitten und nur noch einige Segel am Maste. Zu verwundern war es übrigens, daß es Middleton gelungen war, den Chronometer zu retten; er hatte den Eingebornen gesagt, es sey eine kleine Boussole, die ihm zur Fahrt unentbehrlich sey.

Morenhout ist der lezte Reisende, der uns einige Neuigkeiten über den Pomotu-Archipel gegeben hat. Seine Nachforschungen wurden beinahe ausschließlich in dem Interesse eines ziemlich ausgebreiteten Handels unternommen, den er sehr oft in Person leitete. Er ist nach unserer Meinung der Reisende, der die meisten Länder in Polynesien besucht hat.

Außer dem beständigen Verkehre, den er von Pitcairn bis zu den Witi-Inseln, und von Neuseeland bis zu den Ha-uai-Inseln unterhalten hat, machte er zweimal die Reise von Chili nach den Taiti- oder Gesellschafts-Inseln, und besuchte auf jeder Fahrt sehr viele dazwischenliegende Eilande. Er durchreiste auf fünf verschiedenen Reisen die Inseln des Pomotu-Archipels, besuchte von Waihu oder der Ostinsel an bis zu [illegible] alle Inseln, welche, beinahe in gerader Linie an einander gereiht, gleichsam den Saum des südlichen Archipels bilden, wie man sich durch einen bloßen Blick auf die Charte aus der gegenseitigen Lage Waihu's, Pitcairns, Rapa's, Raïvavaï's, Tubuai's, Rimatara's, Rurutu's und anderen überzeugen kann. Morenhout hat ferner auch einige der Nukahiva- und Samoa- oder Schiffer-Inseln besucht. Ueber diese beiden lezteren Archipele, sagt er, ungeachtet er ihre Sprache und Gebräuche nicht kannte, und troz der feindseligen Gesinnung ihrer Bewohner: „ich konnte besser als Jemand anders mich über das Interessante unterrichten, das sie darbieten, theils durch meinen Verkehr mit einigen Insulanern, theils durch Das, was ich selbst sah, theils endlich durch meine Unterhaltungen mit sehr vielen Personen, welche sie besucht haben, und die ich auf Taiti kennen lernte. Was die anderen Inseln betrifft, so habe ich mir durch den langen Aufenthalt auf ihnen und durch meine wiederholten Besuche Kenntnisse über ihre geographische Lage, über ihre Häfen, über die Verbindungsmittel, welche sie darbieten, über den Zustand ihrer Bewohner, über ihre Hülfsquellen für den Handel, über den Nutzen, den sie als Anhaltspunkte oder Zufluchtsorte bei stürmischem Meere haben können, erworben, wie sie nur Wenige zu erwerben Gelegenheit hatten. Diese Notizen, entwickelt mit der Sorgfalt, welche ihre Wichtigkeit erfordert, können nicht ganz ohne Bedeutung sowohl für die Richtung

er Handelsunternehmungen als für die Sicherheit der nautischen Nach-orschungen in diesen Strichen seyn.“

Morenhont zeigt nach dem Berichte des Kapitäns von einem Wal-ischfänger eines der gefährlichsten Riffe an, dessen Daseyn übrigens gut ver-ürgt ist, und unter 27° südlicher Breite und 149° bis 149° 20′ west-licher Länge liegt.

Er untersuchte persönlich ein Riff, das ungefähr 90 Meilen im Süd-sten Pitcairns liegt und noch an mehreren Stellen unter dem Wasser erborgen liegt, sich nur in der Ausdehnung von ungefähr einer halben Meile über dasselbe erhebt, und da den Anblick einer über die Abgründe es Meeres senkrecht sich erhebenden Mauer darbietet, um welche herum as Senkblei nirgends den Grund erreicht. Morenhout berichtet uns, aß er im Westen der Insel Hood drei Inseln entdeckt habe, wovon eine ungefähr 6 Meilen im Umfang hat und unter 21° 45′ südlicher Breite nd 139° 40′ westlicher Länge liegt; eine andere Insel, 40 Meilen südlich on der Insel Lord Hood, beinahe von gleicher Gestalt und Ausdehnung, ie die leztere, unter 22° südlicher Breite und 137° 50′ westlicher Länge; nd noch eine bewohnte, wenig bewaldete Insel, welche zwei Kokospalmen, ie sich in ihrem nördlichen Theile erheben, leicht erkennen lassen, und die nter 18° 32′ südlicher Breite und 144° 35′ westlicher Länge liegt; drei leine Inseln, welche gleichsam ein Dreieck bilden und unter 16° 45′ und 6° 52′ südlicher Breite und unter 146° 40′ westlicher Länge liegen; und ndlich überzeugte er sich, da er zweimal von den Inseln, welche Two-Groups heißen, und unter 17° 45′ bis 18° 15′ südlicher Breite, und un-er 144° 35′ bis 144° 50′ westlicher Länge liegen, aus nach Anna oder er Chaine-Insel reiste, daß die Inseln, welche Bayers-Group genannt erden und auf allen englischen Charten verzeichnet sind, nicht vorhanden eyen. Es gibt in diesen Gewässern nur eine sehr große, niedrige, be-ohnte und bewaldete Insel, die aber mehr südlich liegt, wie wir in der ographischen Gesellschaft zu Paris hörten.

„Die Korallen-Inseln,“ sagt er, „schreiben sich nicht alle aus einer nd derselben Zeit her. Bei einigen erhebt sich in der That der Boden on um mehrere Fuß über der Meeresfläche, und ihre inneren Lagunen nd entweder schon beträchtlich vermindert, oder ganz verschüttet; sie haben ch in einen fruchtbaren Boden verwandelt, welcher süße Erdäpfel, Bana-en, Taro und selbst die Brodfrucht erzeugt; andere dagegen sind dem Wasser gleich, oder mehrere Toisen unter dem Meere, oder erheben sich on senkrecht aus seinem Schoße an Orten, wo das Senkblei nicht auf en Grund reicht. Ich schließe selbst, abgesehen von der täglichen Bildung ener Riffe bei Tubuai, Raivaval, Rurutu und auch in einigen Gegenden aiti's daraus, daß die Polypen, diese so thätigen Werkmeister der organi-chen Natur, ihr Bauwerk noch nicht vollendet haben, und daß sie, da sie s wahrscheinlich bei den Nukahiva-Inseln und im Hamoa- oder Schiffer-rchipel fortsetzen, dort ungeheure Baien und schöne Häfen bilden werden, hnlich denen, welche sie schon bei den Pomotu-Inseln, bei Taiti und an-ern errichtet haben; sie werden aus Tiefen, die der Mensch weder messen, och untersuchen kann, neue Hafendämme, neue Länder zum Bewohnen er-eben, sie werden so die Entfernungen der Inseln allmälig vermindern, und ndlich ein großes Festland auf den Resten desjenigen errichten, das nach iner Ueberlieferung Polynesiens einst dort vorhanden gewesen seyn soll. —

Die Koralleninseln sind beinahe immer von länglicher Gestalt, und nehmen fast immer ihre Richtung von Südost nach Nordwest, die gewöhnliche Richtung der Winde und Strömungen, aus deren mehr oder minder starkem Einflusse man sich die durchgängige Gleichheit der Gestalt dieser neuen Länder in der ganzen Ausdehnung Polynesiens erklären kann. Ich sah auch, daß um mehrere in allen Theilen durchgängig hohe Inseln ein gleichsam unübersteiglicher Zaun gebildet ist, woran sich die Wogen fortwährend brechen, und innerhalb dessen sich Salzseen befinden, die, wenn sie noch neu sind, sehr tief und immer äußerst fischreich sind. Andere Inseln dagegen haben auf mehreren Punkten ihrer natürlichen Schanzen ziemlich weite Oeffnungen, durch welche Boote und sogar Schiffe fahren können, und welche dann vortreffliche Häfen bilden, wohin die Schiffe sich, wenn es Noth thut, flüchten, wo sie ihre Beschädigungen ausbessern und ihre Mannschaft ausruhen lassen können, da alle Baien gegen geringe Kosten und ohne viel Mühe eine eben so gesunde als reichliche Nahrung, und beinahe alle das beste Wasser liefern werden, wie z. B. unter den Inseln des Pomotu- oder gefährlichen Archipels die Insel La Harpe, Mathilda's Rock, die Inseln Rigeri, Philipps, Wittgenstein, Tiokea, Wilson und Waterland. Uebrigens haben alle Inseln, welche so weit gebildet sind, daß sie Sandbänke haben, welche die Wellen ihrer Lagunen immer zuerst im Nordwesten anhäufen; alle diese Inseln, sage ich, haben mehr oder minder süßes Wasser. Um sich solches zu verschaffen, darf man nur in geringer Entfernung vom See ein Loch in den Sand machen; das Wasser, das man sich auf diese Weise verschafft, scheint, wenn es auf der Oberfläche des Bodens sich zeigt, kein anderes zu seyn, als das Wasser des Sees, durch den Sand und durch Muschelstücke geseiht, ist aber darum nichts desto weniger gut, und hält sich sogar auf den Schiffen sehr gut.“

„Morenhout, so wie alle Reisende in den tropischen Ländern, bemerkt auch, daß dort die Strömungen und die Winde ihre Richtung beinahe beständig nach Westen haben. Seine eigenen Beobachtungen und die genauesten Nachweisungen, welche er an Bord vieler Schiffe, die während seines Aufenthaltes auf Taiti diese Insel besucht haben, sammelte, haben ihn ferner überzeugt, daß im Süden der Linie diese Strömungen zwischen dem 10ten und 14ten Grade, oder bei den Wendekreisen vom 22sten bis 24sten Grade weit heftiger sind, als in den dazwischenliegenden Breiten, und daß ihre Stärke und oft auch ihre Richtung bis jenseits des 25sten Grades oft wechseln. Sonderbar ist, sagt er, daß diese Stärke der Strömungen bei der Länge der Osterinsel sehr merklich wird, und bis zu den Tonga- oder Freundschafts-Inseln, wo die Strömung nachzulassen scheint, sich in derselben Stärke erhält; woraus man schließen könnte, daß sie durch die Richtung des Oceanbettes bedingt ist, wie es auch die Lage der Länder, die sich täglich in diesen Gewässern bilden, und besonders die Lage der niedrigen Inseln des Pomotu- oder gefährlichen Archipels, anzudeuten scheint. — In diesen Strichen, sagt Morenhout, haben Winde und Strömungen ihre Richtung immer nach Westen. Im Süden der Linie sind diese Strömungen heftiger; zwischen dem 10ten und 14ten Grade und bei dem Wendekreise vermehrt oder vermindert sich ihre Heftigkeit je nach der Jahreszeit, und obgleich ihr Lauf bisweilen während der starken Windstöße im Dezember und Januar gleichsam ganz unterbrochen zu seyn scheint, so sind sie doch alsdann so reißend als je, da die Fluth in dieser Jahreszeit

el stärker ist, wie das auch der Name, den ihr die Eingebornen ge- n, Tetau miti rali*) (Jahreszeit der hohen Fluth) anzeigt. Diese Ver- nderungen in der Fluth und den Strömungen werden besonders gegen nde Oktobers bemerklich, wo die Sonne, dem Wendekreise des Krebses ch nähernd, in ihren Sommerstillstand in diesen Klimaten eintritt, und mern bis in den April nach ihrem Uebergang auf die andere Seite r Linie.

Der in diesen Strichen dießseits der Tropen herrschende Wind, ist, wie on gesagt wurde, der Ost-Süd-Ostwind. Er herrscht wenigstens 9 Monate s Jahres; aber er unterliegt periodischen Veränderungen, die bald durch n Wechsel der Jahreszeiten, bald durch die Verschiedenheit der geographi- hen Lage bedingt sind. So beginnen im Dezember und Januar in eben esen Strichen die heftigsten Westwindstöße, deren Heftigkeit immer steigt, weiter man in der Richtung, woher sie wehen, vorwärts kommt. Auf en Salomon-Inseln, den Neu-Hebriden, den Viti-Inseln, den Tonga- nseln sind es in der That wahre Orkane. Sind sie auf Taiti angekom- en, so wehen sie dort noch ziemlich heftig, denn sie reißen sehr oft Bäume eder; jenseits des Pomotu-Archipels verspürt man sie aber nicht mehr, nd einige Grade weiter östlich machen sie sich nur durch leichte atmosphä- ische Strömungen bemerklich. Am Ende des Februar oder März oder im pril verkündigen heftige Regengüsse und heftige Hagelwetter aus Norden nd Nordosten die Rückkehr der gewöhnlichen Südostwinde oder die Tetau ai**) (trockene Jahreszeit), wie die Eingebornen sagen.

So verhält es sich ungefähr mit den Winden in diesen Strichen: aber ann unterliegen sie je nach der Verschiedenheit der Breiten wieder großen eränderungen. Heftige Westwindstöße z. B. verspürt man selten unter em 10ten Grad südlicher Breite, und sie gehen nicht über 24° hinaus, o sie schon weniger stark und aus Südwest kommen: während vom Mai is Oktober, wenn der Ostwind beständig und stark von einem Ende Poly- esiens, welches, mit Ausnahme Neuseelands und der in der Nachbarschaft ieses großen Landes liegenden Gruppen, zwischen den Wendekreisen liegt, is zum andern weht, man nicht selten neben der Linie leichte Westwinde erspürt, dagegen heftige Südwest-, besonders aber Nordwest-Wind-Stöße icht nur auf Rapa unter dem 27sten Grad bemerkt werden, sondern auch äufig bis Pitcairn und sogar bis Raïvavaï sich erstrecken.

Auf den Inseln Polynesiens sind die Pflanzenarten unter den nämli- chen Breiten auch immer die nämlichen, aber mehr oder minder üppig und mannigfaltig, je nach der Fruchtbarkeit des Bodens, der sie erzeugt; auch echseln sie nach Maßgabe der geographischen Lage. Auf Gambier gibt es icht Eine Pflanze, die sich nicht auf Taiti auch fände; aber es gibt viele uf Taiti, die sich auf Gambier nicht finden; auf Gambier ist der Brod- baum bei Weitem nicht so majestätisch, als auf Taiti, und gibt nur Eine Erndte jährlich. Pitcairn, welches unter 25° südlicher Breite und 135° 5' westlicher Länge liegt, ist die südlichste Insel, wo dieser Baum vor- kommt; aber es gibt dort nur eine einzige Gattung, die wild wächst, ohne

*) Ein aus tetau, Jahreszeit, miti, Meer und rali oder rahl gebildetes Wort (Jahreszeit der großen Meere).

**) Ein aus Tetau, Jahreszeit, und vaai, Hunger, Mangel, gebildetes Wort. Das leztere Wort wird gewöhnlicher zur Bezeichnung der trockenen Zeiten (Juni oder November) gebraucht, welche in diesen Gegenden oft einen Fruchtemangel herbeiführen.

daß die gegenwärtigen Bewohner sie durch Pflanzen hätten vermehren können, wie es auf anderen Inseln geschieht. Pitcairn ist auch die südlichste Insel, wo man den Uhüi, die Igname (dioscorea alata), die Pia (tacca pinnatifida), den Haari, den Kokosnußbaum (cocos nucifera), die Meia, die Banane (musa), den To, das Zuckerrohr (saccharum officinarum) findet; während Rapa, das unter 27° 36′ südlicher Breite und 146° 8′ westlicher Länge liegt, die lezte*) Insel ist, wo man den Taro (caladium esculentum) und den Ti (dracaenae species) findet, welche sammt einigen Wurzeln und Fischen früher die ganze Nahrung der Bewohner dieser Insel ausmachten, die auch den Aute (broussonetia papyrifera), eine auf allen Inseln des unermeßlichen Polynesiens zu Verfertigung der schönsten Stoffe gebrauchte Pflanze, bauten. Diese Pflanze findet sich auch auf Gambier, Raivavai und Pitcairn; aber sie wird kleiner, je weiter man in der Breite aufsteigt; während sie auf Taiti ein Baum ist, ist sie auf Pitcairn und Rapa, dem Opara der Charten, nur ein schwacher Stengel von mäßiger Höhe.

Die nämlichen Beobachtungen kann man an anderen Pflanzen machen. Die ersten Erzeugnisse der niedrigen Koralleninseln sind einige Gräser, hie und da aufkeimend, sodann der Tora (pandanus ordoratissimus), der, zwischen den Korallenstücken und dem trockensten Sande wurzelnd, zuerst diese traurigen Gegenden mit seinem schönen Blätterdache bedeckt, die Luft mit seinem Wohlgeruche erfüllt, und wie der schöne Kokosnußbaum, wenn auch in geringerer Quantität und schlechterer Qualität, sowohl Nahrung als Bedeckung für die Unglücklichen bietet, welche der Sturm auf diese traurigen, kaum gebildeten Länder verschlagen hat, die vielleicht dazu bestimmt sind, einst reiche und große Festländer zu werden.

Die Bewohner der Pomotu-Inseln.

Die Bewohner der Pomotu-Inseln haben dieselbe Gesichtsbildung wie die Eingebornen vom Roggeween-Archipel.**)

„Diese Menschen, welche noch wenige oder gar keine Fremde gesehen haben, konnte ich in ihrer ganzen Sitteneinfachheit beobachten,“ sagt Morenhout; „in dem Zustande, welchen man den Naturzustand nennt, sind sie, so lange sie der öftere Besuch von Europäern noch nicht verdorben, so lange die Rohheit und Ungerechtigkeit derselben sie noch nicht rachsüchtig und verrätherisch gemacht hat, wenn man sich ihnen verständlich machen und sie öfter besuchen kann, dabei nicht gegen ihre Vorurtheile anstößt und sich nach ihren Gebräuchen bequemt, immer äußerst sanft und mild; ich habe sie beständig so gefunden, und besonders sehr gastfreundlich; sie empfangen Diejenigen, welche sie besuchen, mit einer Offenheit, Hingebung und Herzlichkeit, welche man heut zu Tage vergebens bei den civilisirtesten Nationen suchen würde. Sehr oft werden diese armen Fischesser in einer Nähe kommen, auf ihren Ufern tanzen, und dabei ihre Lanzen schwingen zum Zeichen des Mißtrauens .... aber fürchtet Nichts, gehet mit Vertrauen auf sie zu; kaum werden sie euch reden hören, kaum begriffen haben, daß ihr ihnen nichts Böses thun wollet, so werden sie euch mit

*) Einige Personen versicherten Morenhout, die beiden lezteren Pflanzen seyen auch einst auf Neuseeland vorgekommen, was jedoch noch einer Bestätigung bedürfte. Diese Nachweisungen über die Naturgeschichte verdanken wir Bertero'n. Er hatte Morenhout'n seine Beobachtungen mitgetheilt. Ein trauriger Schiffbruch entriß ihn viel zu frühe seinen Studien und nützlichen Arbeiten.

**) S. Blatt 145, 146 und 147.

daß die gegenwärtigen Bewohner sie durch Pflanzen hätten vermehren können, wie es auf anderen Inseln geschieht. Pitcairn ist auch die südlichste Insel, wo man den Uhüi, die Igname (dioscorea alata), die Pia (tacca pinnatifida), den Haari, den Kokosnußbaum (cocos nucifera), die Mei, die Banane (musa), den To, das Zuckerrohr (saccharum officinarum) findet; während Rapa, das unter 27° 36' südlicher Breite und 144° 20' westlicher Länge liegt, die lezte *) Insel ist, wo man den Taro (caladium esculentum) und den Ti (dracaenae species) findet, welche sammt einigen Wurzeln und Fischen früher die ganze Nahrung der Bewohner dieser Insel ausmachten, die auch den Aute (broussonetia papyrifera), eine auf allen Inseln des unermeßlichen Polynesiens zu Verfertigung der schönsten Stoffe gebrauchte Pflanze, bauten. Diese Pflanze findet sich auch auf Gambier, Raivavai und Pitcairn; aber sie wird kleiner, je weiter man in der Breite aufsteigt; während sie auf Taiti ein Baum ist, ist sie auf Pitcairn und Rapa, dem Opara der Charten, nur ein schwacher Stengel von mäßiger Dicke.

Die nämlichen Beobachtungen kann man an anderen Pflanzen machen. Die ersten Erzeugnisse der niedrigen Koralleninseln sind einige Gräser, hie und da aufkeimend, sodann der Tora (pandanus ordoratissimus), der, zwischen den Korallenstücken und dem trockensten Sande wurzelnd, zuerst diese traurigen Gegenden mit seinem schönen Blätterdache bedeckt, die Luft mit seinem Wohlgeruche erfüllt, und wie der schöne Kokosnußbaum, wenn auch in geringerer Quantität und schlechterer Qualität, sowohl Nahrung als Bedeckung für die Unglücklichen bietet, welche der Sturm auf diese traurigen, kaum gebildeten Länder verschlagen hat, die vielleicht dazu bestimmt sind, einst reiche und große Festländer zu werden.

Die Bewohner der Pomotu-Inseln.

Die Bewohner der Pomotu-Inseln haben dieselbe Gesichtsbildung wie die Eingebornen vom Roggeween-Archipel. **)

„Diese Menschen, welche noch wenige oder gar keine Fremde gesehen haben, konnte ich in ihrer ganzen Sitteneinfachheit beobachten,“ sagt Morenhout; „in dem Zustande, welchen man den Naturzustand nennt, sind sie, so lange sie der öftere Besuch von Europäern noch nicht verdorben, so lange die Rohheit und Ungerechtigkeit derselben sie noch nicht rachsüchtig und verrätherisch gemacht hat, wenn man sich ihnen verständlich machen und sie öfter besuchen kann, dabei nicht gegen ihre Vorurtheile anstößt und sich nach ihren Gebräuchen bequemt, immer äußerst sanft und mild; ich habe sie beständig so gefunden, und besonders sehr gastfreundlich; sie empfangen Diejenigen, welche sie besuchen, mit einer Offenheit, Hingebung und Herzlichkeit, welche man heut zu Tage vergebens bei den civilisirtesten Nationen suchen würde. Sehr oft werden diese armen Fischesser in eure Nähe kommen, auf ihren Ufern tanzen, und dabei ihre Lanzen schwingen zum Zeichen des Mißtrauens .... aber fürchtet Nichts, gehet mit Vertrauen auf sie zu; kaum werden sie euch reden hören, kaum begriffen haben, daß ihr ihnen nichts Böses thun wollet, so werden sie euch mit

*) Einige Personen versicherten Morenhout, die beiden lezteren Pflanzen seyen auch einst auf Neuseeland vorgekommen, was jedoch noch einer Bestätigung bedürfte. Diese Nachweisungen über die Naturgeschichte verdanken wir Bertero'n. Er hatte Morenhout'n seine Beobachtungen mitgetheilt. Ein trauriger Schiffbruch entriß ihn viel zu frühe seinen Studien und nützlichen Arbeiten.

**) S. Blatt 145, 146 und 147.

daß die gegenwärtigen Bewohner sie durch Pflanzen hätten vermehren können, wie es auf anderen Inseln geschieht. Pitcairn ist auch die südlichste Insel, wo man den Uhüi, die Igname (dioscorea alata), die Pia (tacca pinnatifida), den Haari, den Kokosnußbaum (cocos nucifera), die Mia, die Banane (musa), den To, das Zuckerrohr (saccharum officinarum) findet; während Rapa, das unter 27° 36′ südlicher Breite und 146° 33′ westlicher Länge liegt, die lezte*) Insel ist, wo man den Taro (caladium esculentum) und den Ti (dracaenae species) findet, welche sammt einigen Wurzeln und Fischen früher die ganze Nahrung der Bewohner dieser Insel ausmachten, die auch den Aute (broussonetia papyrifera), eine auf allen Inseln des unermeßlichen Polynesiens zu Verfertigung der schönsten Stoffe gebrauchte Pflanze, bauten. Diese Pflanze findet sich auch auf Gambier, Raivavai und Pitcairn; aber sie wird kleiner, je weiter man in der Breite aufsteigt; während sie auf Taiti ein Baum ist, ist sie auf Pitcairn und Rapa, dem Opara der Charten, nur ein schwacher Stengel von mäßiger Höhe.

Die nämlichen Beobachtungen kann man an anderen Pflanzen machen. Die ersten Erzeugnisse der niedrigen Koralleninseln sind einige Gräser, hie und da aufkeimend, sodann der Tora (pandanus ordoratissimus), der, zwischen den Korallenstücken und dem trockensten Sande wurzelnd, zuerst diese traurigen Gegenden mit seinem schönen Blätterdache bedeckt, die Luft mit seinem Wohlgeruche erfüllt, und wie der schöne Kokosnußbaum, wenn auch in geringerer Quantität und schlechterer Qualität, sowohl Nahrung als Bedeckung für die Unglücklichen bietet, welche der Sturm auf diese traurigen, kaum gebildeten Länder verschlagen hat, die vielleicht dazu bestimmt sind, einst reiche und große Festländer zu werden.

Die Bewohner der Pomotu-Inseln.

Die Bewohner der Pomotu-Inseln haben dieselbe Gesichtsbildung wie die Eingebornen vom Roggeween-Archipel.**)

„Diese Menschen, welche noch wenige oder gar keine Fremde gesehen haben, konnte ich in ihrer ganzen Sitteneinfachheit beobachten," sagt Morenhout; „in dem Zustande, welchen man den Naturzustand nennt, sind sie, so lange sie der öftere Besuch von Europäern noch nicht verdorben, so lange die Rohheit und Ungerechtigkeit derselben sie noch nicht rachsüchtig und verrätherisch gemacht hat, wenn man sich ihnen verständlich machen und sie öfter besuchen kann, dabei nicht gegen ihre Vorurtheile anstößt und sich nach ihren Gebräuchen bequemt, immer äußerst sanft und mild; ich habe sie beständig so gefunden, und besonders sehr gastfreundlich; sie empfangen Diejenigen, welche sie besuchen, mit einer Offenheit, Hingebung und Herzlichkeit, welche man heut zu Tage vergebens bei den civilisirtesten Nationen suchen würde. Sehr oft werden diese armen Fischesser in eure Nähe kommen, auf ihren Ufern tanzen, und dabei ihre Lanzen schwingen zum Zeichen des Mißtrauens .... aber fürchtet Nichts, gehet mit Vertrauen auf sie zu; kaum werden sie euch reden hören, kaum begriffen haben, daß ihr ihnen nichts Böses thun wollet, so werden sie euch mit

*) Einige Personen versicherten Morenhout, die beiden lezteren Pflanzen seyen auch einst auf Neuseeland vorgekommen, was jedoch noch einer Bestätigung bedürfte. Diese Nachweisungen über die Naturgeschichte verdanken wir Bertero'n. Er hatte Morenhout'n seine Beobachtungen mitgetheilt. Ein trauriger Schiffbruch entriß ihn viel zu frühe seinen Studien und nützlichen Arbeiten.

**) S. Blatt 145, 146 und 147.



1. Sabeleloa Chef der Gruppe der Inseln Kutussoff. — 2. Vornehme Frau der Ins. Tschitschagoff.



Larik Chef der Inseln Romanzoff.
Frau von Saltikoff.



Ansicht einer Insel der Gruppe Krusenstern

Liebkosungen überhäufen, werden euch nach eurem Belieben die Erzeugnisse ihrer Baien, die Früchte ihrer Ländereien anbieten, und oft Freudenthränen an der Brust vergießen, die sie kaum zuvor mit ihren Wurfspießen bedrohten. — Meine Nachforschungen waren weit fruchtbarer an mannigfaltigen Ergebnissen, als ich Anfangs gehofft hatte; denn nachdem ich bei der sparsamen und vereinzelten Bevölkerung der niedrigen Inseln den Menschen, so zu sagen in der ersten Kindheit seiner rein instinktmäßigen Neigungen und Triebe eingeschlafen, beobachtet habe, sah ich ihn auf den Gambier-Inseln und anderswo noch von alterthümlichen Gebräuchen umgeben, und regiert durch die Gebräuche einer bisher nur unvollständig bekannten Religion, deren Ursprung und Zweck der Gegenstand meiner anhaltendsten Nachforschungen war."

Die Bewohner der Gambier-Inseln scheinen gutmüthig und tapfer zu seyn. Sie sind furchtbar in den Gefechten *); ihre Fahrzeuge sind eben so fest als kunstreich **).

Oceanische Sporaden.

Unter dem Namen oceanische Sporaden begreifen wir Waihu oder die Osterinsel und die Insel Sala y Gomez, die zwei entlegensten Länder Polynesiens. Zuerst wollen wir die erste beschreiben.

Die Insel Waihu liegt (nordöstliche Spitze) nach Beechey unter 27° 6′ 28″ südlicher Breite und 111° 32′ 42″ östlicher Länge, sie hat eine dreieckige Gestalt und mißt in ihrer größten Breite ungefähr 5 Lieues; ihr Hafen, den man Cooks-Bai nennt, liegt unter 27° 9′ südlicher Breite und 111° 45′ östlicher Länge. Der höchste Punkt der Insel erhebt sich 1100 Fuß über den Meeresspiegel.

Hidi-Hidi (Oedidee), der Taitier, welcher Cook begleitete, sprach sich über den Eindruck, den Waihu macht, kurz und gut aus. Taata maitai, wenua ine, sagte er: die Menschen gut, das Land schlecht. In der That zeugte Alles von einer alten, für die gegenwärtigen Bewohner verloren gegangenen Civilisation; Unfruchtbarkeit muß die Gestalt des Landes geändert haben. Cook schätzte die Bevölkerung dieser Insel auf 6 bis 7000 Seelen, la Perouse auf 2000, und Beechey auf 1260. Nach Roggeween ist ihr Wuchs riesenmäßig; nach Beechey übersteigt er 5 Fuß 7½ Zoll englisches Maß nicht. Ein Seemann, wie ich glaube, la Perouse, behauptet, sie leben in Güter- und Weibergemeinschaft.

Diese Insel, deren verschiedene europäische Namen eine und dieselbe Bedeutung haben, und welche die Engländer und Amerikaner Easters-Island, die Franzosen Ile de Pâques und die Eingebornen Waihu nennen, wurde am Osterfeste am 6. April 1772 durch das holländische Geschwader unter Admiral Roggeween entdeckt, der ihr den Namen Paaßen (Ostern) zu Ehren des Festes gab. Kaum war das Geschwader im Angesichte der Insel erschienen, als ein Eingeborner von hohem Wuchse und von angenehmer Gesichtsbildung auf einer Pirogue auf dasselbe zukam, und ohne Umstände an Bord stieg. Dieser Mann, ein wahrer Schalksnarr, schnitt Grimassen, wie ein Harlekin, und erwiderte den freundschaftlichen Empfang, der ihm wurde, mit allerhand Possenstreichen. Er machte Alles nach, was er sah, und belustigte die Mannschaft sehr. Man machte

*) S. Blatt 143. **) S. Blatt 144.

ihm einige Geschenke, die er an seinen Hals hängte; mit großem Appetit aß er die Speisen, welche man ihm gab; den Wein aber, den man ihm anbot, goß er sich in die Augen, anstatt ihn zu trinken. Diese Gastfreundschaft gefiel ihm äußerst wohl, aber seinen Wirthen war es durchaus nicht um einen längeren Besuch eines Wilden zu thun, dessen Absichten, die vielleicht feindlich waren, sie nicht ahnen konnten; man konnte ihn auch nur mit größter Mühe, als der Abend herbeigekommen war, dazu bringen, seine neuen Bekannten zu verlassen und seine Pirogue zu besteigen. Er mußte sich jedoch zu dieser Trennung entschließen, die ihm nach dem Widerstreben, womit er sich dazu verstand, zu urtheilen, sehr zu Herzen gehen mußte. Endlich kehrte er ans Land zurück, indem er aus voller Lunge schrie: Odorraga! Odorraga! Wahrscheinlich war es sein Abschiedsgruß.

Man weiß nicht, welchen Bericht er seinen Landsleuten über seine Aufnahme auf dem holländischen Schiffe erstattete, und ob er ihre Habsucht reizte oder einen ungerechten Argwohn gegen die Absichten der Europäer erweckte, aber am folgenden Morgen, als das Geschwader vor der Insel Anker warf, ging eine neugierige und erstaunte Schaar Wilder auf dem Ufer hin und her, das mit Götzenbildern besäet war. Ihre Gesichtsbildung fanden die Holländer nicht so angenehm, als die des Harlekins vom vorigen Tage, und sie glaubten nur mit großer Vorsicht ihren Verkehr mit den Insulanern eröffnen zu dürfen. Der Erfolg rechtfertigte den Scharfblick der Holländer. Man erfuhr nie, wie der Kampf begann; eine Flinte wurde abgefeuert; ein Insulaner stürzte todt nieder. Dieser Flintenschuß war das Signal zum Kriege. Roggeween stieg selbst an der Spitze von 150 Soldaten und Matrosen ans Land, und ließ auf die Menge feuern, welche die Vermessenheit hatte, mit Gewalt Gäste zurückzutreiben, die ihnen die Ehre erwiesen, sie zu besuchen, und das ohne Rücksicht auf das heilige Osterfest. Es gibt ein altes Sprichwort: „der Gute leidet für den Schlechten!“ So mußten die Holländer auch mit Schmerz wahrnehmen, daß das Opfer ihrer ersten Salve ihr guter Freund Harlekin war!

Die Eingebornen, welche das Holländische nicht verstanden hatten, begriffen diese Lektion in der Höflichkeit; und um ihren Gästen einen Beweis ihrer Dankbarkeit für ihre Güte zu geben, beeilten sie sich, Alles, was sie Kostbares hatten, zu ihren Füßen niederzulegen. Waffen, Geschenke, Vorräthe aller Art; ja sie trieben die Höflichkeit so weit, daß sie ihre Frauen herbeiführten, und sie zwangen, an Bord zu schlafen.

Seit diesen guten Diensten herrschte die vollkommenste Eintracht zwischen den Europäern und Insulanern. Die Holländer besuchten die Insel; das Land war gut bebaut; die Felder waren umzäunt und abgetheilt, und jede Familie nahm einen Weiler ein. Die Häuser, aus in die Erde geschlagenen Pfählen und einem Mörtel von Thon oder Schlamm errichtet, und mit Stoppeln gedeckt, waren 8 bis 10 Fuß breit und 40 bis 60 Fuß lang.

Die Eingebornen schienen ihnen lebhaft und munter zu seyn, und hatten sanfte, unterwürfige, angenehme, bescheidene, beinahe furchtsame Gesichter, einige waren beinahe weiß, aber die Meisten hatten eine dunkelgelbe Farbe, und ihr Leib war mit Zeichnungen von Thieren und Vögeln bedeckt. — Nach dem Berichte der Decouverte bereiteten sie ihre Speisen in irdenen Töpfen zu; was, wenn es wahr ist, ein Beweis von einer ziemlich vorgerückten Industrie wäre.

Angriff der Eingeborenen

Floss geführt von Eingebornen



Floß geführt von Eingebornen.

Die Frauen fanden die Europäer ziemlich hübsch, und die ersteren erwiesen ihnen Gefälligkeiten aller Art. Die Götzen von Vaihu waren kolossale, aus Stein gehauene Statuen mit menschlicher Gesichtsbildung, mit einem Pflaster von weißen Steinen umgeben; die Eingebornen betrachteten sie mit der größten Ehrfurcht und waren immer in Masse um sie versammelt; unter ihnen bemerkte man einige Personen mit Ohrringen, geschorenem Kopfe und einer Mütze von weißen und schwarzen Federn, welche der Admiral Roggeween für Priester hielt.

Der holländische Seemann konnte auf Vaihu nur kurze Beobachtungen anstellen, da er aus Besorgniß vor einem Westwinde am folgenden Tage abreisen mußte. Seit dieser Zeit hatte kein Europäer diese Insel besucht, als Cook, der im Monat März 1774 sich acht Tage dort aufhielt, und nicht alle Notizen sammeln konnte, die er wünschte. Die Eingebornen, die eine traurige Erfahrung belehrt hatte, was der Krieg mit den Europäern koste, widersezten sich diesesmal ihrem Besuche nicht.

Sie fanden dort weit mehr Männer als Weiber, und dieses Mißverhältniß fiel Forstern so sehr auf, daß er behauptete, das weibliche Geschlecht sey allmälig im Abnehmen. Wahrscheinlich hatten sie sich verborgen. Dieser Irrthum ließ ihn ohne Zweifel einen zweiten bei Schätzung der Bevölkerung begehen, die nach seiner Behauptung nur 9000 Seelen betragen soll. Ein Taitier, Namens Hidi-Hidi (Oedidee), den die Engländer an Bord hatten, diente ihnen als Dolmetscher, und erleichterte ihren Verkehr mit den Insulanern ein wenig, in deren Sprache Forster einige Aehnlichkeit mit einem Dialekte der Taiti-Sprache entdeckte. Nach Cook nannten sie ihre Insel Teapi und nach Forster Vaihu, was auch wirklich ihr wahrer Name ist. Sie lebten unter der Regierung eines Häuptlings Namens Tohi-Tai, dessen Macht übrigens sehr eingeschränkt war, indem er nicht sowohl Befehle geben, sondern nur Rath ertheilen durfte.

Die Männer waren vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt; die Weiber waren es viel weniger, aber beide Geschlechter pflegten ihren Leib mit rother oder weißer Farbe zu bemalen. Die Kleidung der Männer bestand gewöhnlich nur in einer kurzen mit einer Schnur um die Lenden gebundenen Schürze, andere aber, und besonders die Frauen trugen ein großes Stück Zeug, das ihren ganzen Leib verhüllte, und um die Beine ein kleineres Stück. Hie und da trugen die Männer eine Art mit Federn besezles Diadem; die Frauen hatten eine oben spitzige Strohmütze; Alle hatten sehr lange Ohrläppchen, bisweilen 2—3 Zoll lang, welche gewöhnlich mit weißen Flaumbüscheln, mit Federn und Ringen aus verschiedenen Stoffen geschmückt waren.

Ihre Hütten, deren Thür so niedrig ist, daß man hineinkriechen mußte, waren wahre Hundsställe, 6—8 Fuß breit und 5—6 Fuß hoch. Sie bestanden aus Stäben, welche in einiger Entfernung von einander in die Erde getrieben, oben zusammengebogen waren und das Gebälke bildeten; sie waren mit Stroh gedeckt. Da man ihnen verbot, einige andere zu betreten, welche in die Erde gebaut und mit Steinen bedeckt waren, so vermutheten sie, es seyen Gräber.

Man kann sich nicht bestimmt erklären, was die seltsamen Denkmale zu bedeuten haben, welche einst auf Vaihu vorhanden waren, und welche die Holländer für Götzenbilder gehalten hatten. Cook untersuchte sie

Die Frauen fanden die Europäer ziemlich hübsch, und die ersteren er-
sen ihnen Gefälligkeiten aller Art. Die Götzen von Vaihu waren koloss-
:, aus Stein gehauene Statuen mit menschlicher Gesichtsbildung, mit
em Pflaster von weißen Steinen umgeben; die Eingebornen betrachteten
mit der größten Ehrfurcht und waren immer in Masse um sie versam-
lt; unter ihnen bemerkte man einige Personen mit Ohrringen, geschore-
n Kopfe und einer Mütze von weißen und schwarzen Federn, welche der
miral Roggeween für Priester hielt.

Der holländische Seemann konnte auf Vaihu nur kurze Beobachtungen
stellen, da er aus Besorgniß vor einem Westwinde am folgenden Tage
reisen mußte. Seit dieser Zeit hatte kein Europäer diese Insel besucht,
Cook, der im Monat März 1774 sich acht Tage dort aufhielt, und
cht alle Notizen sammeln konnte, die er wünschte. Die Eingebornen,
: eine traurige Erfahrung belehrt hatte, was der Krieg mit den Euro-
ern koste, widersezten sich diesesmal ihrem Besuche nicht.

Sie fanden dort weit mehr Männer als Weiber, und dieses Mißver-
ltniß fiel Forstern so sehr auf, daß er behauptete, das weibliche
eschlecht sey allmälig im Abnehmen. Wahrscheinlich hatten sie sich ver-
rgen. Dieser Irrthum ließ ihn ohne Zweifel einen zweiten bei Schätzung
r Bevölkerung begehen, die nach seiner Behauptung nur 9000 Seelen
tragen soll. Ein Taitier, Namens Hidi-Hidi (Oedidee), den die Eng-
nder an Bord hatten, diente ihnen als Dolmetscher, und erleichterte ih-
n Verkehr mit den Insulanern ein wenig, in deren Sprache Forster
nige Aehnlichkeit mit einem Dialekte der Taiti-Sprache entdeckte. Nach
ook nannten sie ihre Insel Teapi und nach Forster Vaihu, was
uch wirklich ihr wahrer Name ist. Sie lebten unter der Regierung eines
äuptlings Namens Tohi-Tai, dessen Macht übrigens sehr eingeschränkt
ar, indem er nicht sowohl Befehle geben, sondern nur Rath erthei-
n durfte.

Die Männer waren vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt; die Wei-
er waren es viel weniger, aber beide Geschlechter pflegten ihren Leib mit
other oder weißer Farbe zu bemalen. Die Kleidung der Männer bestand
ewöhnlich nur in einer kurzen mit einer Schnur um die Lenden gebunde-
en Schürze, andere aber, und besonders die Frauen trugen ein großes
Stück Zeug, das ihren ganzen Leib verhüllte, und um die Beine ein klei-
neres Stück. Hie und da trugen die Männer eine Art mit Federn besez-
es Diadem; die Frauen hatten eine oben spitzige Strohmütze; Alle hatten
ehr lange Ohrläppchen, bisweilen 2—3 Zoll lang, welche gewöhnlich mit
weißen Flaumbüscheln, mit Federn und Ringen aus verschiedenen Stoffen
geschmückt waren.

Ihre Hütten, deren Thür so niedrig ist, daß man hineinkriechen mußte, waren wahre Hundsställe, 6—8 Fuß breit und 5—6 Fuß hoch. Sie bestanden aus Stäben, welche in einiger Entfernung von einander in die Erde getrieben, oben zusammengebogen waren und das Gebälke bildeten; sie waren mit Stroh gedeckt. Da man ihnen verbot, einige andere zu betreten, welche in die Erde gebaut und mit Steinen bedeckt waren, so vermutheten sie, es seyen Gräber.

Man kann sich nicht bestimmt erklären, was die seltsamen Denkmale zu bedeuten haben, welche einst auf Vaihu vorhanden waren, und welche die Holländer für Götzenbilder gehalten hatten. Cook untersuchte sie

Die Frauen fanden die Europäer ziemlich hübsch, und die ersteren er- [sic]
sen ihnen Gefälligkeiten aller Art. Die Götzen von Vaihu waren koloß-
, aus Stein gehauene Statuen mit menschlicher Gesichtsbildung, mit
im Pflaster von weißen Steinen umgeben; die Eingebornen betrachteten
mit der größten Ehrfurcht und waren immer in Masse um sie versam-
t; unter ihnen bemerkte man einige Personen mit Ohrringen, geschore-
n Kopfe und einer Mütze von weißen und schwarzen Federn, welche der
miral Roggeween für Priester hielt.

Der holländische Seemann konnte auf Vaihu nur kurze Beobachtungen
tellen, da er aus Besorgniß vor einem Westwinde am folgenden Tage
reisen mußte. Seit dieser Zeit hatte kein Europäer diese Insel besucht,
Cook, der im Monat März 1774 sich acht Tage dort aufhielt, und
cht alle Notizen sammeln konnte, die er wünschte. Die Eingebornen,
eine traurige Erfahrung belehrt hatte, was der Krieg mit den Euro-
ern koste, widersezten sich diesesmal ihrem Besuche nicht.

Sie fanden dort weit mehr Männer als Weiber, und dieses Mißver-
ltniß fiel Forstern so sehr auf, daß er behauptete, das weibliche
eschlecht sey allmälig im Abnehmen. Wahrscheinlich hatten sie sich ver-
rgen. Dieser Irrthum ließ ihn ohne Zweifel einen zweiten bei Schätzung
r Bevölkerung begehen, die nach seiner Behauptung nur 9000 Seelen
tragen soll. Ein Taitier, Namens Hidi-Hidi (Oedidee), den die Eng-
nder an Bord hatten, diente ihnen als Dolmetscher, und erleichterte ih-
n Verkehr mit den Insulanern ein wenig, in deren Sprache Forster
nige Aehnlichkeit mit einem Dialekte der Taiti-Sprache entdeckte. Nach
ook nannten sie ihre Insel Teapi und nach Forster Vaihu, was
ch wirklich ihr wahrer Name ist. Sie lebten unter der Regierung eines
äuptlings Namens Tohi-Tai, dessen Macht übrigens sehr eingeschränkt
ar, indem er nicht sowohl Befehle geben, sondern nur Rath erthei-
n durfte.

Die Männer waren vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt; die Wei-
er waren es viel weniger, aber beide Geschlechter pflegten ihren Leib mit
other oder weißer Farbe zu bemalen. Die Kleidung der Männer bestand
ewöhnlich nur in einer kurzen mit einer Schnur um die Lenden gebunde-
en Schürze, andere aber, und besonders die Frauen trugen ein großes
Stück Zeug, das ihren ganzen Leib verhüllte, und um die Beine ein klei-
neres Stück. Hie und da trugen die Männer eine Art mit Federn besez-
es Diadem; die Frauen hatten eine oben spitzige Strohmütze; Alle hatten
ehr lange Ohrläppchen, bisweilen 2—3 Zoll lang, welche gewöhnlich mit
weißen Flaumbüscheln, mit Federn und Ringen aus verschiedenen Stoffen
geschmückt waren.

Ihre Hütten, deren Thür so niedrig ist, daß man hineinkriechen mußte,
waren wahre Hundsställe, 6—8 Fuß breit und 5—6 Fuß hoch. Sie be-
standen aus Stäben, welche in einiger Entfernung von einander in die
Erde getrieben, oben zusammengebogen waren und das Gebälke bilde-
ten; sie waren mit Stroh gedeckt. Da man ihnen verbot, einige andere
zu betreten, welche in die Erde gebaut und mit Steinen bedeckt waren, so
vermutheten sie, es seyen Gräber.

Man kann sich nicht bestimmt erklären, was die seltsamen Denkmale
zu bedeuten haben, welche einst auf Vaihu vorhanden waren, und welche
die Holländer für Götzenbilder gehalten hatten. Cook untersuchte sie

sorgfältig auf mehreren Punkten der Insel. Es waren Bilder mit Augen, die in einer krummen Linie überzwerch am Kopfe angebracht waren, eine Nase ohne Stirne, einem sehr kurzen Halse, ungeheuern Ohren, rauhen Haaren, kaum ausgedrückten Schultern, und über dieser Büste einen selt- sam ausgehauenen Stein, der einige Aehnlichkeit mit dem Pschent, dem Kopfputze der alten ägyptischen Götter hatte*). Von dieser Beschaffenheit waren die dem Andenken großer Männer des Landes errichteten D... Die Statuen waren bald 10, bald 15, bald 20 Fuß hoch, und den ... Theil davon nahm oft die cylindrische Mütze ein, welche 4—5 Fuß im Durchmesser hatte. Die Eingebornen verboten den Engländern immer, den- selben nahe zu kommen. Sie nannten diese Statuen gewöhnlich Tom- Ai, Tomo-Eri, Huhu, Moraheina, Uma-riva, Winapu, was ohne Zweifel die Namen der Häuptlinge waren, denen sie geweiht waren, und gaben ihnen auch die allgemeine Benennung Anga-Tabu, was vielleicht Denkmal bedeutet, welche heilig sind, oder welche man verehren muß. Nun erbauen die Bewohner nur noch einfache Mausoleen aus Stein zu Ehren der Todten. Die Denkmale, welche Cook sah, waren sehr alt, und vermuth- lich hinderte der Verfall der Insel die Bewohner, solche riesenmäßige Ar- beiten jezt noch zu unternehmen.

Forster fand, daß die Insel im Allgemeinen mit braunen schwarzen und röthlichen Steinen von schwammiger Beschaffenheit und offenbar vulka- nischem Ursprunge bedeckt sey. Büschel von äußerst schlüpfrigen Blättern waren die einzigen Proben seiner Vegetation. Bisweilen war der Boden eisenhaltiger Tuff, wo der Fels so dicht war, daß weder Gras, noch Pflan- zen keimen konnten. Sie schien gar nicht fruchtbar zu seyn. Ob er gleich erzählt, daß die Eingebornen Piroguen haben, so traf er doch keinen einzi- gen Baum, wenn man nicht etwa einige Stämmchen des hibiscus popul- neus, eines ärmlichen Bäumchens mit weißem und zerbrechlichem Holze, dessen Blatt viel Aehnlichkeit mit den Blättern der Esche oder auch des Papiermaulbeerbaumes hat, den die Eingebornen zur Verfertigung ihrer Zeuge gebrauchten, und eine Art Mimosa mit rothem, hartem und schwe- rem Holze, deren gewundener, verkrüppelter und drei Zoll dicker Stamm aber selten mehr als 7 Fuß hoch wird, so nennen will. Sehr wahrschein- lich waren also die Beobachtungen des gelehrten Forster unvollständig.

Vögel gab es wenig, und auch der Fischfang fiel nicht sehr reichlich aus; das Huhn war das einzige Hausthier auf der Insel, aber es gab nicht viele, und dazu waren sie klein und mager. Die Engländer vermu- theten, daß sich die Bewohner von Ratten nähren. Sie pflanzen Igna- men, Pataten, Kürbisse, Bananen, Zuckerrohr und eine Art Solanum oder Nachtschatten. Ob sie gleich kein Wasser haben, sind ihre Pflanzungen doch gut unterhalten. Es gibt auf der Insel weder einen Bach, noch ei- nen Fluß, noch eine Quelle, und ihr Getränke ist stinkendes Wasser, das sie aus einem Sumpfe schöpfen.

Nach Perouse erlaubten sich einige Abenteurer Gewaltthätigkeiten aller Art gegen die Bewohner der Insel. Der Schooner Money von New- London, der auf der Insel Mas-a-Fuero Seekälber fischte, deren Häute sich in Canton gut verkaufen lassen, hatte seine Schiffsmannschaft auf Waihu rekrutirt. Die mit Gewalt weggeführten Männer stürzten sich ins Meer,

*) S. Blatt 169.



Ruinen eines Monuments.

nd die Abenteurer brachten nur die Frauen nach Mas-a-Fuero. Andere andungen erregten eine allgemeine Erbitterung auf der Insel, und alle Walfischfänger, welche später erschienen, wurden mit Recht sehr übel mpfangen.

So fiel auch Kotzebue, der diese gerechten Gründe zur Erbitterung egen die Europäer nicht kannte, in eine Art Hinterhalt, als er den 8. März 1816 vor Waihu mit seinem kleinen Schiffe Rurik vor Anker egangen war. Bei seiner Ankunft empfingen ihn die Eingebornen aufs erzlichste, brachten ihm Geschenke und tauschten einige Erzeugnisse der Insel gegen kleine Eisenstücke aus; aber als die Russen landen wollten, wurden sie umringt und auf eine unverschämte Art bestohlen. Die Eingebornen überschütteten sie mit einem Hagel von Steinen, und zwangen sie, ich wieder einzuschiffen. Kotzebue konnte also Waihu nicht untersuchen; r bemerkte nur, daß die Statuen von ihren Fußgestellen herabgestürzt woren waren.

Choris, der Zeichner der Expedition, beschreibt übrigens die Expedition des Rurik folgendermaßen:

„Am 16. März erblickten wir früh Morgens die Osterinsel oder Waihu. Auf der nördlichen Küste sahen wir Stellen, welche mit Bäumen edeckt zu seyn schienen, wahrscheinlich mit Bananen. Bald erblickte man mit Hülfe der Ferngläser die Denkmale, von denen Cook und la Perouse sprachen; dann sah man auch an einigen Orten Rauch aufsteigen. Wir steuerten langsam vorwärts, so daß wir erst um Mittag die Cooks-Bai erreichten.

„Zwei ärmliche, mit Balancirern versehene Piroguen je mit zwei Mann steuerten auf uns los. Die Männer machten uns Zeichen, indem sie auf das Land zeigten, und Fischnetze in der Hand hielten. Trotz unseren Einladungen weigerten sie sich aber herbeizukommen, und kehrten bald wieder um. — Sogleich sandte man ein Canot ab, um die Bai zu untersuchen und einen Ankerplatz aufzufinden. Die Insulaner waren in Masse an dem Ufer versammelt. Viele warfen sich ins Meer und brachten schwimmend Bananen, Ignamen und Zuckerrohr herbei, welche sie gegen Eisen austauschten; auf die Spielereien, welche man ihnen anbot, legten sie keinen großen Werth. Einer der Insulaner aber hatte kaum die Scheere, welche der Preis für seine Bananen seyn sollte, in die Hand bekommen, als er auf und davon floh, ohne seine Waare abgeliefert zu haben. Umsonst rief man ihn herbei; seine Kameraden, welche das Boot umgaben, schienen sich über unsere Leute lustig zu machen, der Offizier, welcher das Boot befehligte, sah sich endlich genöthigt, eine Kugel auf den Flüchtling abzufeuern. Dieser warf die Früchte weg und beeilte sich, ans Land zu kommen; seine Kameraden folgten ihm. — Die Insel war, wie es schien, ziemlich trocken; indessen kam sie uns nicht so elend vor, wie Cook und la Perouse sie schildern. Alle Abhänge der Höhen waren in Felder mit verschiedenen Kulturpflanzen abgetheilt, deren mannigfaltige Schattirungen einen angenehmen Anblick gewährten; ohne Zweifel verdanken sie den Franzosen unter la Perouse mehrere nützliche Pflanzen, welche sie nun bauen. — Von allen Seiten sah man Menschen dem Ufer zueilen; die Meisten waren nackt; einige jedoch trugen eine Art gelbe und weiße Mäntel von verschiedener Größe. — Sobald wir Anker geworfen hatten, steuerten zwei mit 22 wohl bewaffneten Matrosen bemannte Boote auf das Land zu. Wir

waren nahe herbeigekommen, als die Insulaner anfingen, mit Steinen auf uns zu werfen; die Einen schrieen, die Anderen machten drohende Geberden gegen uns. Das Ufer war mit wenigstens 600 Mann bedeckt, welche Miene machten, sich unsrer Landung zu widersetzen. Man feuerte einige blinde Schüsse ab, worauf man Viele sich hinter die Felsen flüchten sah; als der Knall vorbei war, und sie sahen, daß ihnen kein Leid geschehen sey, kamen sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und lachten und spotteten über uns. — Man konnte sich natürlich wegen des Scherzes dieser großen Kinder nicht rächen; da man aber sehr wünschte, mit ihnen zu verkehren, so mußte man, da sie uns nicht zu sich lassen wollten, einen Versuch machen, sie herbeizulocken. Man zeigte ihnen deßhalb mehrere Werkzeuge. Die Kühnsten warfen sich ins Meer und brachten uns einige Früchte; doch zeigten sie noch immer einige Furcht. Als sie aber sahen, daß man ihnen ihre Früchte gut bezahle, tauschten sie auch Netze und ein kleines Huhn gegen unser Eisen aus. Als ihr Vorrath erschöpft war, kehrten sie ans Land zurück. Wir machten ihnen das Zeichen, sich vom Ufer zu entfernen. Sie verstanden es ganz gut, und wir landeten. Da jedoch am Tage lag, daß dieses Volk keine guten Gesinnungen gegen uns hegte, so blieben wir kaum fünf Minuten am Land. Uebrigens war auch die Brandung sehr stark, und unsere Boote würden in Gefahr gewesen seyn. — Wir sahen auf dem Ufer der Bai die Statuen nicht, von denen die Reisenden sprachen, die vor uns auf die Insel gekommen sind, und mit Ausnahme eines sechs Fuß hohen steinernen Gebäudes, in das man nur durch eine auf der Seite angebrachte Oeffnung kriechend kommen konnte, sahen wir nichts Bemerkenswerthes, und Nichts zeugte davon, daß es eine menschliche Wohnung sey. Rechts von dem Landungsplatze und ungefähr 200 Schritte vom Meeresufer erhoben sich 3—4 Fuß hohe, aus einem einzigen Steine gehauene Säulen, auf welchen eine Steinplatte von weißer Farbe lag. — Unter dem Haufen Insulaner, die das Ufer bedeckt hatten, und deren Zahl sich ungefähr auf 900 belief, bemerkten wir nur zwei Frauen. Nur ein Mann hatte eine Keule in Gestalt eines Spatels und zierlich ausgehauen. — Da wir keinen Grund hatten, trotz des Widerstrebens der Insulaner auf einem Besuche der Insel zu beharren, so gingen wir bei Sonnenuntergang unter Segel."

Seit Kotzebue hat uns Niemand neue Nachweisungen über die Insel Waihu gegeben, als Beechey, obgleich seine Landung keinen bessern Erfolg gehabt hat, als die eben erwähnte. Er besuchte sie im J. 1826, indem er an dem nördlichen Theile derselben hinfuhr, der von seinen Vorgängern nur unvollständig untersucht worden war, und ihre Gestalt aufmerksam beobachtete. Er bemerkte Krater, welche, mit Ausnahme eines einzigen auf der nordöstlichen Spitze, erloschen und mit Grün bedeckt waren.

Auf den Abhängen herrschte große Trockenheit, und die Thäler schienen ihm schlecht bebaut zu seyn. In einem dieser Thäler bemerkte er einen Morai mit seinen vier Götzenbildern auf einer Plateforme, einige große Hütten, von mehreren kleinen unterirdischen Hütten umgeben *), und eine große Umzäunung von Steinen, über welchen andere, geweißte Steine lagen, die durch Bananen halb verborgen waren. Während der ganzen Untersuchung um die Insel herum sah Beechey einen Haufen Eingebornen,

*) S. Blatt 179.



wovon die einen nackt waren und nur den Maro trugen, die anderen über einen Mantel über die Schultern geworfen hatten, im Kleinen dieselbe Linie beschrieben, wie er, indem sie ihm beständig zu Lande bis zur Cooks-Bai folgten, wohin er zwei wohlbewaffnete Boote schickte, um den Verkehr mit ihnen zu eröffnen. Sie wurden eben so freundschaftlich empfangen, als einst Kotzebue; die Eingebornen schwammen mit ihren Frauen herbei, um ihre Vorräthe auszutauschen. Die Boote waren noch nicht am Land, als ein Insulaner seine Tochter auf den Schultern herbeitrug, sie mitten unter die Engländer warf, und sie ihrer Aufmerksamkeit empfahl. Dieses Mädchen war sehr schön; sie hatte schöne schwarze Augen, und Haare, schwarz wie Ebenholz, wallten auf ihre Schultern herab. So wie die andern Frauen war sie unter den Augbraunen und vom Gürtel bis auf das Knie herab tättowirt, so daß man von Weitem glaubte, dieser Theil ihres Körpers sey mit einer Kleidung bedeckt. Dieses reizende Mädchen war indeß auch nicht frei von dem charakteristischen Fehler ihrer Landsleute; kaum war sie bei den Engländern, so bemächtigte sie sich des Rocks eines Offiziers, und warf ihn sich nach ihrem Geschmack um den Leib.

Kaum waren die Engländer gelandet, als sie ein wenig zu spät den Hinterhalt gewahr worden, den man ihnen gelegt hatte; die Eingebornen griffen sie an und beraubten sie. Ein Kampf entspann sich, in welchem man auf der einen Seite mit Keulen, Wurfspießen und Steinen, und auf der andern Seite mit Flinten focht. Der englische Offizier sah sich genöthigt, gegen die Schaluppe zurückzuweichen, von wo aus er zu feuern befahl; der Häuptling, welcher den Kampf begonnen hatte, wurde zuerst getödtet. Der Offizier sah indeß, daß seine Stellung ungeachtet dieses Vortheils nicht haltbar sey, und ging auf das Boot zurück sammt seinen Leuten, welche sämmlich, wie er, durch Steinwürfe verwundet waren. Die Insulaner verloren außer ihrem Häuptling noch Einen Todten.

Beechey gibt uns in seinem Tagebuch eine Schilderung von diesen Insulanern, welche nach seiner Meinung viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern Neuseelands haben. Das Bild, welches er von ihnen entwirft, ist ziemlich vortheilhaft. „Es ist," sagt er, „eine schöne Rasse, besonders die Weiber mit ihrer runden Gestalt, ihren regelmäßigen Zügen, ihrer hohen und glatten Stirne, ihren prächtigen Zähnen, ihren schwarzen, kleinen und etwas tief liegenden Augen. Sie haben eine etwas hellere Hautfarbe, als die Malaien; im Allgemeinen ist ihr Wuchs fehlerfrei; ihre nicht sehr muskulösen Glieder verrathen doch Gewandtheit und Kraft; ihre pechschwarzen Haare werden nicht so bald grau! *).

Insel Sala.

Die Insel Sala y Gomez ist ein verworrener Haufen weißer Felsen. Sie scheint uns die Fortsetzung der Kette des Pomotu-Archipels zu seyn, wovon Ducie der vermittelnde Ring ist. Sie wurde im Jahr 1793 von dem spanischen Seemann dieses Namens entdeckt. Ein zweiter Spanier fand diese Insel wieder im Jahr 1805; im Jahr 1816 sah sie Kotzebue; im Jahr 1826 Beechey; beide fuhren sehr nahe daran vorbei. Sie liegt unter 26° 28′ südlicher Breite und 107° 41′ westlicher Länge, und ist die östlichste der Inseln Polynesiens.

---

*) S. Blatt 169 und 170.

Die Inseln der Gruppe Juan Fernandez, östlich von Sala, sind ungefähr 700 Meilen davon entfernt und gehören zu Chili *).

Abenteuer eines Irländers.

Der Leser wird mit Vergnügen von den Abenteuern eines Irländers und seiner Niederlassung auf der Insel Pat, westlich von der Insel Charles, im Archipel der Gallapagos-Inseln, **) lesen. Wir haben sie vom Kapitän Porter. Ein Irländer Namens Patrik Watkins war von einem englischen Schiffe dessertirt und ließ sich eine Meile von dem Ufer nieder, der heut zu Tage seinen Namen führt, in einem Thale, das ungefähr zwei Acres kulturfähiges Land enthielt, vielleicht die einzigen auf der ganzen Insel, welche feucht genug waren, um angebaut werden zu können. Er erbaute hier eine elende Hütte; auch gelang es ihm, Kartoffeln und Kürbisse in großer Menge zu ziehen, welche er gewöhnlich gegen Branntwein austauschte, oder auch um Geld verkaufte.

Das Aeußere dieses Menschen war im höchsten Grade zurückstoßend; Lumpen verhüllten seine Nacktheit, und mit Ungeziefer war er bedeckt; er hatte rothe Haare, einen scheckigen Bart und eine von der Sonne fürchterlich verbrannte Haut; kurz, sein Aussehen und seine Gebärden waren so wild, daß ihn Niemand ohne Abscheu betrachten konnte. Mehrere Jahre lang lebte dieser Elende allein auf dieser wüsten Insel, scheinbar ohne ein anderes Verlangen, als das, sich so viel Branntwein zu verschaffen, daß er sich in den Zustand vollkommener Trunkenheit versetzen konnte, und dann fand man ihn, nachdem er mehrere Tage lang von seiner Hütte abwesend gewesen war, ganz fühllos auf der Erde liegen oder sich auf den Felsen wälzen. Er schien auf den tiefsten Grad von Entwürdigung, deren die menschliche Natur fähig ist, herabgesunken zu seyn, und sich in Nichts von den Schildkröten und anderen Thieren der Insel zu unterscheiden, als durch seine Schlechtigkeit und seinen zügellosen Hang zum Trunke. Dieser Mensch aber, so verworfen und elend er auch scheinen mag, besaß doch einigen Ehrgeiz, und war fähig, den Plan zu einer Unternehmung zu machen, an der jeder Andere zurückgebebt seyn würde; er besaß sogar das Talent, mehrere Individuen zu zwingen, ihn bei seiner tollkühnen Unternehmung zu unterstützen.

Es war ihm gelungen, sich eine alte Muskete, eine Quantität Pulver und einige Kugeln zu verschaffen. Ohne Zweifel erweckte der Besitz dieser Waffe seinen Ehrgeiz; er betrachtete sich als den Herrn dieser Insel, und bald entstand der Wunsch in ihm, von seiner Gewalt gegen das erste menschliche Wesen Gebrauch zu machen, das ihm in den Weg kommen würde. Der Zufall wollte, daß es ein Schwarzer war, dem die Bewachung einer zu einem amerikanischen Schiffe, das auf der Höhe dieser Insel angehalten hatte, um Erfrischungen einzunehmen, gehörenden Schaluppe übergeben war. Patrik begab sich an die Stelle des Ufers, wo die Schaluppe hielt, bewaffnet mit seiner Muskete, die sein unzertrennlicher Gefährte geworden war, und forderte den Schwarzen in gebieterischem Tone auf, ihm zu folgen, und als er sich weigerte, zielte er zweimal mit seiner Muskete auf ihn, die aber glücklicherweise beide Male nicht

---

*) Die Insel Juan-Fernandez war der Schauplatz der Abenteuer des schottischen Matrosen A. Selkirk, welchen Daniel Foë unter dem Namen Robinson Crusoë verherrlicht hat. Nun hat sie die Regierung des Freistaates Chili zu einem Deportationsorte auserfehen.

**) Diese Inseln gehören ihrer geographischen Lage nach zum Freistaate Peru.

ging. Jedoch wurde der Neger dadurch eingeschüchtert und verstand sich zu, ihm zu folgen. Nun nahm Patrik seine Muskete auf die Schul-
r, ging voraus, und während sie mit einander die Berge erstiegen, er-
irte er dem Schwarzen stolz, daß er sein Sklave geworden sey, in Zu-
nft nun für ihn arbeiten müsse, und daß es von seiner Aufführung
hangen werde, ob er gut oder schlecht behandelt werden würde. In dem
igenblick aber, als sie in einen engen Hohlweg eintraten, und der
hwarze sah, daß Patrik nicht auf seiner Hut sey, faßte er ihn unter
s Armen und warf ihn zu Boden, band ihm die Hände auf den Rücken,
d ihn auf seine Schultern, und brachte ihn zu der Schaluppe, von wo
s er, als die Bemannung zurückgekehrt war, an Bord des Schiffes ge-
hrt wurde. Gerade war ein englischer Schmuggler im Hafen vor Anker
gangen; der Kapitän sprach über Patrik das Urtheil aus, am Bord
ider Schiffe gegeißelt zu werden, was auch vollzogen wurde; hierauf
irde er ans Land geführt, und von den Engländern gefesselt. Sie zwan-
n ihn, ihnen den Ort zu zeigen, wo er einige Dollare aufbewahrte,
e ihm der Verkauf seiner Erdäpfel und Kürbisse eingebracht hatte, und
hmen sie ihm. Während sie aber mit Zerstörung seiner Hütte und
ines Gartens beschäftigt waren, gelang es dem Unglücklichen, ihnen zu
twischen, und er verbarg sich im Innern der Insel unter den Felsen,
s das Schiff unter Segel gegangen war. Nun ging er aus seinem Ver-
ecke hervor, und vermittelst einer alten Feile, welche er in einen Baum
ckte, entledigte er sich seiner Fesseln. Nun dachte er auf eine fürchter-
he Rache, verbarg aber seine Plane. Immer hielten Schiffe bei seiner
nsel an, und Patrik lieferte ihnen Gemüse; von Zeit zu Zeit gelang es
m, Matrosen von ihrer Mannschaft, denen er starke Dosen seines Lieb-
ngstrankes gab, und die er so stark berauschte, daß sie ganz besinnungs-
s wurden, zu verbergen, bis ihr Schiff unter Segel gegangen war. Nun
sie ganz von ihm abhängig waren, reihten sie sich gerne unter seine
ahne, wurden seine Sklaven, und er selbst war der unumschränkteste Ty-
nn. So gab er sich vier Gefährten, und bot hierauf Allem auf, ihnen
affen zu verschaffen, aber vergeblich. Vermuthlich war seine Absicht, ein
chiff zu überfallen, seine Mannschaft niederzumachen und sich desselben zu
mächtigen. Während Patrik mit seinem Plane umging, hielten zwei
chiffe, ein englisches und ein amerikanisches, bei seiner Insel an, und
ndten sich an ihn um Gemüse. Er versprach ihnen sehr viel, wenn sie
re Schaluppen an seinen Landungsplatz schicken, und ihre Leute sie selbst
s seinem Garten holen würden, indem er vorgab, seine Sklaven seyen
t einiger Zeit so faul geworden, daß er sie nicht zur Arbeit bringen
nne. Diese Bedingung wurde angenommen: jedes Schiff sandte zwei
haluppen aus, welche an der Insel anlegten. Die ganze Mannschaft
selben begab sich nach der Wohnung Patriks, fanden aber daselbst
der Patrik, noch einen seiner Leute. — Sie warteten, die Geduld ging
nen aber aus, kehrten ans Ufer zurück, wo sie nur noch die Trümmer
der der Schaluppen sahen, welche am Lande geblieben war. Die Kom-
mandanten der beiden Schiffe ließen nun zuerst ihre Matrosen in einem
oote abholen; da sie aber einen neuen Hinterhalt fürchteten, so hielten
e es für das Beste, die Insel so schnell als möglich zu verlassen, und
atrik und seine Mitschuldigen in ruhigem Besitze der gestohlenen Scha-
ppe zu lassen. Ehe sie noch den Anker lichteten, legten sie in eine Kiste,

Die Inseln der Gruppe Juan Fernandez, östlich von Chi[...] ungefähr 700 Meilen davon entfernt und gehören zu Chili*).

Abenteuer eines Irländers.

Der Leser wird mit Vergnügen von den Abenteuern eines Irl[...] und seiner Niederlassung auf der Insel Pat, westlich von der Insel [...]les, im Archipel der Gallapagos-Inseln,**) lesen. Wir haben [...] Kapitän Porter. Ein Irländer Namens Patrik Watkins [...] einem englischen Schiffe dessertirt und ließ sich eine Meile von dem [...] nieder, der heut zu Tage seinen Namen führt, in einem Thale, das [...]fähr zwei Acres kulturfähiges Land enthielt, vielleicht die einzigen a[...] ganzen Insel, welche feucht genug waren, um angebaut werden zu [...] Er erbaute hier eine elende Hütte; auch gelang es ihm, Kartoffeln [...] Kürbisse in großer Menge zu ziehen, welche er gewöhnlich gegen Br[...]wein austauschte, oder auch um Geld verkaufte.

Das Aeußere dieses Menschen war im höchsten Grade zurück[...] Lumpen verhüllten seine Nacktheit, und mit Ungeziefer war er bedeck[...] hatte rothe Haare, einen scheckigen Bart und eine von der Sonne [...]terlich verbrannte Haut; kurz, sein Aussehen und seine Gebärden wa[...] wild, daß ihn Niemand ohne Abscheu betrachten konnte. Mehrere [...] lang lebte dieser Elende allein auf dieser wüsten Insel, scheinbar oh[...] anderes Verlangen, als das, sich so viel Branntwein zu verschaffen, [...] er sich in den Zustand vollkommener Trunkenheit versetzen konnte, u[...] fand man ihn, nachdem er mehrere Tage lang von seiner Hütte [...] gewesen war, ganz fühllos auf der Erde liegen oder sich auf der [...] wälzen. Er schien auf den tiefsten Grad von Entwürdigung, dem [...] menschliche Natur fähig ist, herabgesunken zu seyn, und sich in Rich[...] den Schildkröten und anderen Thieren der Insel zu unterscheiden, als [...] seine Schlechtigkeit und seinen zügellosen Hang zum Trunke. Dieser [...] aber, so verworfen und elend er auch scheinen mag, besaß doch [...] Ehrgeiz, und war fähig, den Plan zu einer Unternehmung zu machen, [...] der jeder Andere zurückgebebt seyn würde; er besaß sogar das Talent, [...] Individuen zu zwingen, ihn bei seiner tollkühnen Unternehmung zu unters[...]

Es war ihm gelungen, sich eine alte Muskete, eine Quantität [...] und einige Kugeln zu verschaffen. Ohne Zweifel erweckte der Besitz [...] Waffe seinen Ehrgeiz; er betrachtete sich als den Herrn dieser Insel, [...] bald entstand der Wunsch in ihm, von seiner Gewalt gegen das [...] menschliche Wesen Gebrauch zu machen, das ihm in den Weg k[...] würde. Der Zufall wollte, daß es ein Schwarzer war, dem die Bewa[...] einer zu einem amerikanischen Schiffe, das auf der Höhe dieser Insel [...] gehalten hatte, um Erfrischungen einzunehmen, gehörenden Schaluppe [...]geben war. Patrik begab sich an die Stelle des Ufers, wo die [...]luppe hielt, bewaffnet mit seiner Muskete, die sein unzertrennlicher [...]fährte geworden war, und forderte den Schwarzen in gebieterischem [...] auf, ihm zu folgen, und als er sich weigerte, zielte er zweimal [...] seiner Muskete auf ihn, die aber glücklicherweise beide Male [...]

*) Die Insel Juan-Fernandez war der Schauplatz der Abenteuer des schottischen Matrosen A[...]kirk, welchen Daniel Foë unter dem Namen Robinson Crusoë verherrlicht hat. Nun hat [...] Regierung des Freistaates Chili zu einem Deportationsorte ausersehen.

**) Diese Inseln gehören ihrer geographischen Lage nach zum Freistaate Peru.

ng. Jedoch wurde der Neger dadurch eingeschüchtert und verstand sich ihm zu folgen. Nun nahm Patrik seine Muskete auf die Schulging voraus, und während sie mit einander die Berge erstiegen, erer dem Schwarzen stolz, daß er sein Sklave geworden sey, in Zunun für ihn arbeiten müsse, und daß es von seiner Aufführung ngen werde, ob er gut oder schlecht behandelt werden würde. In dem nblick aber, als sie in einen engen Hohlweg eintraten, und der varze sah, daß Patrik nicht auf seiner Hut sey, faßte er ihn unter Armen und warf ihn zu Boden, band ihm die Hände auf den Rücken, ihn auf seine Schultern, und brachte ihn zu der Schaluppe, von wo er, als die Bemannung zurückgekehrt war, an Bord des Schiffes ge wurde. Gerade war ein englischer Schmuggler im Hafen vor Ankengen; der Kapitän sprach über Patrik das Urtheil aus, am Bord r Schiffe gegeißelt zu werden, was auch vollzogen wurde; hierauf de er ans Land geführt, und von den Engländern gefesselt. Sie zwanihn, ihnen den Ort zu zeigen, wo er einige Dollare aufbewahrte, ihm der Verkauf seiner Erdäpfel und Kürbisse eingebracht hatte, und men sie ihm. Während sie aber mit Zerstörung seiner Hütte und s Gartens beschäftigt waren, gelang es dem Unglücklichen, ihnen zu wischen, und er verbarg sich im Innern der Insel unter den Felsen, das Schiff unter Segel gegangen war. Nun ging er aus seinem Vere hervor, und vermittelst einer alten Feile, welche er in einen Baum t, entledigte er sich seiner Fesseln. Nun dachte er auf eine fürchters Rache, verbarg aber seine Plane. Immer hielten Schiffe bei seiner l an, und Patrik lieferte ihnen Gemüse; von Zeit zu Zeit gelang es Matrosen von ihrer Mannschaft, denen er starke Dosen seines Liebstrankes gab, und die er so stark berauschte, daß sie ganz besinnungswurden, zu verbergen, bis ihr Schiff unter Segel gegangen war. Nun sie ganz von ihm abhängig waren, reihten sie sich gerne unter seine e, wurden seine Sklaven, und er selbst war der unumschränkteste Ty. So gab er sich vier Gefährten, und bot hierauf Allem auf, ihnen n zu verschaffen, aber vergeblich. Vermuthlich war seine Absicht, ein f zu überfallen, seine Mannschaft niederzumachen und sich desselben zu chtigen. Während Patrik mit seinem Plane umging, hielten zwei fe, ein englisches und ein amerikanisches, bei seiner Insel an, und ten sich an ihn um Gemüse. Er versprach ihnen sehr viel, wenn sie Schaluppen an seinen Landungsplatz schicken, und ihre Leute sie selbst einem Garten holen würden, indem er vorgab, seine Sklaven seyen einiger Zeit so faul geworden, daß er sie nicht zur Arbeit bringen e. Diese Bedingung wurde angenommen: jedes Schiff sandte zwei aluppen aus, welche an der Insel anlegten. Die ganze Mannschaft lben begab sich nach der Wohnung Patriks, fanden aber daselbst r Patrik, noch einen seiner Leute. — Sie warteten, die Geduld ging aber aus, kehrten ans Ufer zurück, wo sie nur noch die Trümmer der Schaluppen sahen, welche am Lande geblieben war. Die Kommanten der beiden Schiffe ließen nun zuerst ihre Matrosen in einem e abholen; da sie aber einen neuen Hinterhalt fürchteten, so hielten s für das Beste, die Insel so schnell als möglich zu verlassen, und rik und seine Mitschuldigen in ruhigem Besitze der gestohlenen Schae zu lassen. Ehe sie noch den Anker lichteten, legten sie in eine Kiste,

**Die Inseln der Gruppe Juan Fernandez, östlich von Chi[li, li]-
ungefähr 700 Meilen davon entfernt und gehören zu Chili *).**

Abenteuer eines Irländers.

Der Leser wird mit Vergnügen von den Abenteuern eines Irl[änders]
und seiner Niederlassung auf der Insel Pat, westlich von der Insel [Char]-
les, im Archipel der Gallapagos-Inseln, **) lesen. Wir haben [sie von]
Kapitän Porter. Ein Irländer Namens Patrik Watkins [war von]
einem englischen Schiffe dessertirt und ließ sich eine Meile von dem [...]
nieder, der heut zu Tage seinen Namen führt, in einem Thale, das [unge]-
fähr zwei Acres kulturfähiges Land enthielt, vielleicht die einzigen [der]
ganzen Insel, welche feucht genug waren, um angebaut werden zu [können].
Er erbaute hier eine elende Hütte; auch gelang es ihm, Kartoffeln [und]
Kürbisse in großer Menge zu ziehen, welche er gewöhnlich gegen [Brannt]-
wein austauschte, oder auch um Geld verkaufte.

Das Aeußere dieses Menschen war im höchsten Grade zurück[stoßend].
Lumpen verhüllten seine Nacktheit, und mit Ungeziefer war er bedeckt[; er]
hatte rothe Haare, einen scheckigen Bart und eine von der Sonne [fürch]-
terlich verbrannte Haut; kurz, sein Aussehen und seine Gebärden wa[ren so]
wild, daß ihn Niemand ohne Abscheu betrachten konnte. Mehrere [Jahre]
lang lebte dieser Elende allein auf dieser wüsten Insel, scheinbar ohne
anderes Verlangen, als das, sich so viel Branntwein zu verschaffen, [daß]
er sich in den Zustand vollkommener Trunkenheit versetzen konnte, [und]
fand man ihn, nachdem er mehrere Tage lang von seiner Hütte [abwesend]
gewesen war, ganz fühllos auf der Erde liegen oder sich auf den [...]
wälzen. Er schien auf den tiefsten Grad von Entwürdigung, dessen [die]
menschliche Natur fähig ist, herabgesunken zu seyn, und sich in Nichts [von]
den Schildkröten und anderen Thieren der Insel zu unterscheiden, als [durch]
seine Schlechtigkeit und seinen zügellosen Hang zum Trunke. Dieser M[ensch]
aber, so verworfen und elend er auch scheinen mag, besaß doch ein[en]
Ehrgeiz, und war fähig, den Plan zu einer Unternehmung zu machen,
der jeder Andere zurückgebebt seyn würde; er besaß sogar das Talent, m[ehrere]
Individuen zu zwingen, ihn bei seiner tollkühnen Unternehmung zu unter[stützen].

Es war ihm gelungen, sich eine alte Muskete, eine Quantität P[ulver]
und einige Kugeln zu verschaffen. Ohne Zweifel erweckte der Besitz [dieser]
Waffe seinen Ehrgeiz; er betrachtete sich als den Herrn dieser Insel, [und]
bald entstand der Wunsch in ihm, von seiner Gewalt gegen das [erste]
menschliche Wesen Gebrauch zu machen, das ihm in den Weg kom[men]
würde. Der Zufall wollte, daß es ein Schwarzer war, dem die Bewach[ung]
einer zu einem amerikanischen Schiffe, das auf der Höhe dieser Insel [an]-
gehalten hatte, um Erfrischungen einzunehmen, gehörenden Schaluppe [über]-
geben war. Patrik begab sich an die Stelle des Ufers, wo die Scha-
luppe hielt, bewaffnet mit seiner Muskete, die sein unzertrennlicher [Ge]-
fährte geworden war, und forderte den Schwarzen in gebieterischem [Tone]
auf, ihm zu folgen, und als er sich weigerte, zielte er zweimal [mit]
seiner Muskete auf ihn, die aber glücklicherweise beide Male [...]

*) Die Insel Juan-Fernandez war der Schauplatz der Abenteuer des schottischen Matrosen A. Sel-
kirk, welchen Daniel Foë unter dem Namen Robinson Crusoë verherrlicht hat. Nun hat sie d[ie]
Regierung des Freistaates Chili zu einem Deportationsorte ausersehen.
**) Diese Inseln gehören ihrer geographischen Lage nach zum Freistaate Peru.

ng. Jedoch wurde der Neger dadurch eingeschüchtert und verstand sich ihm zu folgen. Nun nahm Patrik seine Muskete auf die Schulging voraus, und während sie mit einander die Berge erstiegen, er: er dem Schwarzen stolz, daß er sein Sklave geworden sey, in Zunun für ihn arbeiten müsse, und daß es von seiner Aufführung ngen werde, ob er gut oder schlecht behandelt werden würde. In dem nblick aber, als sie in einen engen Hohlweg eintraten, und der warze sah, daß Patrik nicht auf seiner Hut sey, faßte er ihn unter Armen und warf ihn zu Boden, band ihm die Hände auf den Rücken, hn auf seine Schultern, und brachte ihn zu der Schaluppe, von wo er, als die Bemannung zurückgekehrt war, an Bord des Schiffes get wurde. Gerade war ein englischer Schmuggler im Hafen vor Ankerngen; der Kapitän sprach über Patrik das Urtheil aus, am Bord :r Schiffe gegeißelt zu werden, was auch vollzogen wurde; hierauf de er ans Land geführt, und von den Engländern gefesselt. Sie zwanihn, ihnen den Ort zu zeigen, wo er einige Dollare aufbewahrte, ihm der Verkauf seiner Erdäpfel und Kürbisse eingebracht hatte, und nen sie ihm. Während sie aber mit Zerstörung seiner Hütte und s Gartens beschäftigt waren, gelang es dem Unglücklichen, ihnen zu vischen, und er verbarg sich im Innern der Insel unter den Felsen, das Schiff unter Segel gegangen war. Nun ging er aus seinem Verę hervor, und vermittelst einer alten Feile, welche er in einen Baum te, entledigte er sich seiner Fesseln. Nun dachte er auf eine fürchter: Rache, verbarg aber seine Plane. Immer hielten Schiffe bei seiner el an, und Patrik lieferte ihnen Gemüse; von Zeit zu Zeit gelang es t, Matrosen von ihrer Mannschaft, denen er starke Dosen seines Liebstrankes gab, und die er so stark berauschte, daß sie ganz besinnungswurden, zu verbergen, bis ihr Schiff unter Segel gegangen war. Nun sie ganz von ihm abhängig waren, reihten sie sich gerne unter seine hne, wurden seine Sklaven, und er selbst war der unumschränkteste Tyn. So gab er sich vier Gefährten, und bot hierauf Allem auf, ihnen ffen zu verschaffen, aber vergeblich. Vermuthlich war seine Absicht, ein iff zu überfallen, seine Mannschaft niederzumachen und sich desselben zu ächtigen. Während Patrik mit seinem Plane umging, hielten zwei hiffe, ein englisches und ein amerikanisches, bei seiner Insel an, und ndten sich an ihn um Gemüse. Er versprach ihnen sehr viel, wenn sie e Schaluppen an seinen Landungsplatz schicken, und ihre Leute sie selbst seinem Garten holen würden, indem er vorgab, seine Sklaven seyen einiger Zeit so faul geworden, daß er sie nicht zur Arbeit bringen ine. Diese Bedingung wurde angenommen: jedes Schiff sandte zwei haluppen aus, welche an der Insel anlegten. Die ganze Mannschaft selben begab sich nach der Wohnung Patriks, fanden aber daselbst der Patrik, noch einen seiner Leute. — Sie warteten, die Geduld ging en aber aus, kehrten ans Ufer zurück, wo sie nur noch die Trümmer er der Schaluppen sahen, welche am Lande geblieben war. Die Kommdanten der beiden Schiffe ließen nun zuerst ihre Matrosen in einem ote abholen; da sie aber einen neuen Hinterhalt fürchteten, so hielten es für das Beste, die Insel so schnell als möglich zu verlassen, und atrik und seine Mitschuldigen in ruhigem Besitze der gestohlenen Schappe zu lassen. Ehe sie noch den Anker lichteten, legten sie in eine Kiste,

Die Inseln der Gruppe Juan … welchem die … ungefähr 700 Meilen davon entfernt … von dem Kapitän …

Abenteuer e…

Der Leser wird mit Vergnüge… und seiner Niederlassung auf der J… les, im Archipel der Gallapagos… Kapitän Porter. Ein Irländer … einem englischen Schiffe dessertirt … nieder, der heut zu Tage seinen … fähr zwei Acres kulturfähiges La… ganzen Insel, welche feucht genu… Er erbaute hier eine elende H… Kürbisse in großer Menge zu … wein austauschte, oder auch un…

Das Aeußere dieses Men… Lumpen verhüllten seine Nackt… hatte rothe Haare, einen sch… terlich verbrannte Haut; kurz … wild, daß ihn Niemand ohr… lang lebte dieser Elende alle … anderes Verlangen, als da… er sich in den Zustand voll… fand man ihn, nachdem … gewesen war, ganz fühl… wälzen. Er schien auf … menschliche Natur fähig … den Schildkröten und a… seine Schlechtigkeit und … aber, so verworfen u… Ehrgeiz, und war fähi… der jeder Andere zurück… Individuen zu zwinger…

Es war ihm ge… und einige Kugeln … Waffe seinen Ehrgei… bald entstand der … menschliche Wesen … würde. Der Zufal… einer zu einem an… gehalten hatte, ür… geben war. Pa… luppe hielt, be… fährte geworden … auf, ihm zu f… seiner Muskete …

… Schaluppe schon an den … zu holen. Wie man … Rückkehr seiner Leute; … des Irländers gefun… mehrere Schiffskapitäne … mich von diesem Orte … schlagen. Nun, da sich … zu bemächtigen, benütze ich … ein kleines Vermögen zu … hätte, mit einiger Bequemlich… bestohlen und mißhandelt; … neben der gräßlichen Strafe, … mir ungefähr 500 Dollare zu … ich nach den Marquisen. (Nukahiwa) … alte Huhn nicht; es brütet … knüpfen.“

… Schaluppe allein zu Gouayaquil … Zweifel unterwegs aus Mangel … sterben, als er sah, daß der Wasser… begab er sich nach Pagta, wo er … licht, und sie bewog, mit ihm auf … heiten er ihr mit glänzenden … aber machte ihn der Polizei verdächtig … eines kleinen Fahrzeuges fand, … so vermuthete man, er habe irgend … ihn ins Gefängniß — womit Patrik … Der Gedanke, welchen Porter … knüpft, ist der, welche Rasse wohl entstanden … Irländer mit der kupferfarbigen Bevöl… auf Fortpflanzung gelegt hätte. … der Welt die Entdeckung einer ganz …

… der Inseln Tubuai, Taiti, und aller Theile Polynesiens.

… kann man Polynesien in natürliche Regi… erfordert eine Klassifikation, welche … so eintheilen, daß man die Marianen, unsern … den großen Archipel der Karolinen und seine … wir den Melanopolynesischen nennen würden … begreifen würde, dessen Mittelpunkt … wäre. … würde aus dem Ha-uai- oder Sandwich … Washington-Gruppe bestehen, wie wir bereits … von Inseln angekommen, würden wir … Roggewen-Archipel, aus dem Taiti-Archipel und der … Manaia-Gruppe, aus dem Samoa oder …

*) Die Insel Jua… kirk, welchen … Regierung des …

**) Diese Inseln …

...-Archipel, und aus dem Tonga- oder Freund-
...olynesien machen.
...en würde aus dem Nukahiva- oder Marquisen-
... Pomotu-Archipel und seinen Zugehörden und den
... y Gomez bestehen, die wir oceanische Sporaden

...ynesien würde die Gruppe Kermadec und die Inseln
...größten dieser Abtheilung Oceaniens, die Insel Cha-
...ode und die Insel Macquarie begreifen, und sich mit
... der Bischof und sein Kapelldiener schließen.
...n haben wir den Roggeween-Archipel beschrieben, über
...enig genaue Nachrichten haben; wir haben uns wenig-
...s Genaueste die geographische Lage seiner Inseln festzu-
...ehrere sehr zweifelhaft, oder vielmehr nicht vorhanden
...en unsere Beschreibung mit den Tubuai-Inseln fortsetzen.

Tubuai-Gruppe.

...ier Benennung werden wir nach dem Beispiele unseres ge-
...es Balbi die fünf folgenden Inseln begreifen: Tubuai,
...r Ohiteroa, Rimetara, Vavitu oder Raïvavaï. Zu
...a wir noch hinzufügen die Insel Broughton, wenn sie vorhan-
...n sie scheint uns wenigstens zweifelhaft zu seyn. Diese Inseln
...ind liegen südlich vom Taiti-Archipel, und befinden sich in gros-
...nung von einander. Ihre Bewohner haben viel Aehnlichkeit mit
...tern.

Insel Tubuai.

...ubuai, die Hauptinsel der Gruppe, und die einzige, welche einen
...a hat, liegt unter 23° 24′ südlicher Breite und unter 151° 41′ west-
...r Länge; sammt dem Riffe, das sie umgibt, ist sie nur 4—5 Meilen
...t, ob sie gleich von hohen, bewaldeten Bergen beherrscht wird. Inner-
...b der Riffe des westlichen Saumes befindet sich ein Ankerplatz von fünf
...aftern Tiefe, und auf diesem Theile des Ufers haben sich die Bewohner
... Insel, 300 an der Zahl, niedergelassen; indessen zählte die Insel einst
...00 Seelen. Sie geht, so wie die übrigen Gruppen, langsam der Ent-
...lkerung entgegen.

Die kupferfarbigen Bewohner sind kräftig. Einige sind nackt, andere
...leiden sich mit weißen Stoffen, andere tragen Perlmuscheln, die vom
...lse auf die Brust herabfallen. Auf Tubuai findet man Kokospalmen,
... Brodbaum, den Bananenbaum und andere Bäume, Taro, Hühner und
...le Fische.

Tubuai wurde im Jahr 1777 von Cook entdeckt; er ankerte dort
...cht, verkehrte aber mit den Einwohnern, welche in 30 Fuß langen Piro-
...en, wovon jede sieben oder acht Mann trug, herbeikamen.

Nach diesem unerschrockenen Seemanne erschienen zu wiederholten Ma-
... die Europäer des Bounty, welche vergeblich sich dort niederzulas-
... suchten.

Die protestantischen Missionäre kamen im Jahr 1821 dorthin, predig-
...n das Christenthum, und bekehrten nach großen Schwierigkeiten einen
...heil der Bewohner.

Die Inseln der Gruppe Juan Fernandez,
ungefähr 700 Meilen davon entfernt und gehören zu

Abenteuer eines Irländer

Der Leser wird mit Vergnügen von den A ner Lex
und seiner Niederlassung auf der Insel Pat, w ders ge
les, im Archipel der Gallapagos-Inseln, **) schiffskapitän
Kapitän Porter. Ein Irländer Namens P diesem Orte
einem englischen Schiffe desertirt und ließ s Run, da sich
nieder, der heut zu Tage seinen Namen führ chtigen, benütze
fähr zwei Acres kulturfähiges Land enthielt, nes Vermögen
ganzen Insel, welche feucht genug waren, u it einiger Bequem
Er erbaute hier eine elende Hütte; auch und mißhandelt;
Kürbisse in großer Menge zu ziehen, wel der gräßlichen Ele
wein austauschte, oder auch um Geld verk gefähr 500 Dollars
Das Aeußere dieses Menschen war den Marquisen- (
Lumpen verhüllten seine Nacktheit, und n nicht; es brüte
hatte rothe Haare, einen scheckigen Bar
terlich verbrannte Haut; kurz, sein Aus appe allein zu
wild, daß ihn Niemand ohne Abscheu eifel unterwegs aus
lang lebte dieser Elende allein auf dies als er sah, daß der
anderes Verlangen, als das, sich so gab er sich nach Pagta,
er sich in den Zustand vollkommener T und sie bewog, mit ihm
fand man ihn, nachdem er mehrere en er ihr mit glänzenden
gewesen war, ganz fühllos auf der machte ihn der Polizei
wälzen. Er schien auf den tiefsten eines kleinen Fahrzeuges
menschliche Natur fähig ist, herabge vermuthete man, er habe
den Schildkröten und anderen Thier ins Gefängniß — womit Pat
seine Schlechtigkeit und seinen züge Gedanke, welchen Porter
aber, so verworfen und elend e ist der, welche Rasse wohl
Ehrgeiz, und war fähig, den Plan Irländer mit der kupferfarbigen
der jeder Andere zurückgebebt seyn auf Fortpflanzung gelegt hätte.
Individuen zu zwingen, ihn bei sei Welt die Entdeckung einer ganz
Es war ihm gelungen, sich
und einige Kugeln zu verschaffe
Waffe seinen Ehrgeiz; er betro Tubuai, Taiti, und aller Theile
bald entstand der Wunsch in Polynesiens.
menschliche Wesen Gebrauch z man Polynesien in natürliche Regi
würde. Der Zufall wollte, d erfordert eine Klassifikation, welche
einer zu einem amerikanischen daß man die Marianen, unsere
gehalten hatte, um Erfrischu Archipel der Karolinen und seine
geben war. Patrik bega den Melanopolynesischen nennen
suppe hielt, bewaffnet mi begreifen würde, dessen Mittelpunkt
fährte geworden war, un
auf, ihm zu folgen, würde aus dem Ha-uai- oder Sand
seiner Muskete auf ihn Washington-Gruppe bestehen, wie wir
den von Inseln angekommen, würden
Archipel, aus dem Taiti-Archipel und
Gruppe, aus dem Samoa oder

*) Die Insel Juan-Fernandez
kirk, welchen Daniel Foë
Regierung des Freistaates
**) Diese Inseln gehören

... und aus dem Tonga- oder Freund-
...ukahiva- oder Marquisen-
... seinen Zugehörden und den
...e wir oceanische Sporaden
...ppe Kermadec und die Inseln
...ng Oceaniens, die Insel Cha-
...acquarie begreifen, und sich mit
... Kapelldiener schließen.
...ggeween-Archipel beschrieben, über
...ten haben; wir haben uns wenig-
...graphische Lage seiner Inseln festzu-
...aft, oder vielmehr nicht vorhanden
...ng mit den Tubuai-Inseln fortsetzen.

...-Gruppe.

...den wir nach dem Beispiele unseres ge-
...af folgenden Inseln begreifen: Tubuai,
...metara, Vavitu oder Raïvavaï. Zu
...gen die Insel Broughton, wenn sie vorhan-
...wenigstens zweifelhaft zu seyn. Diese Inseln
... vom Taiti-Archipel, und befinden sich in gros-
...r. Ihre Bewohner haben viel Aehnlichkeit mit

Insel Tubuai.

...uptinsel der Gruppe, und die einzige, welche einen
...: 23° 24′ südlicher Breite und unter 151° 41′ west-
... dem Riffe, das sie umgibt, ist sie nur 4—5 Meilen
...von hohen, bewaldeten Bergen beherrscht wird. Inner-
... westlichen Saumes befindet sich ein Ankerplatz von fünf
...und auf diesem Theile des Ufers haben sich die Bewohner
... an der Zahl, niedergelassen; indessen zählte die Insel einst
... Sie geht, so wie die übrigen Gruppen, langsam der Ent-
...gegen.

...erfarbigen Bewohner sind kräftig. Einige sind nackt, andere
...o mit weißen Stoffen, andere tragen Perlmuscheln, die vom
... die Brust herabfallen. Auf Tubuai findet man Kokospalmen,
...baum, den Bananenbaum und andere Bäume, Taro, Hühner und
...he.

...uai wurde im Jahr 1777 von Cook entdeckt; er ankerte dort
...erkehrte aber mit den Einwohnern, welche in 30 Fuß langen Piro-
... wovon jede sieben oder acht Mann trug, herbeikamen.

Nach diesem unerschrockenen Seemanne erschienen zu wiederholten Ma-
... die Europäer des Bounty, welche vergeblich sich dort niederzulas-
... suchten.

Die protestantischen Missionäre kamen im Jahr 1821 dorthin, predig-
... das Christenthum, und bekehrten nach großen Schwierigkeiten einen
...il der Bewohner.

Die Inseln der Gruppe Juan Fernandez,
ungefähr 700 Meilen davon entfernt und gehören

Abenteuer eines Irländer

Der Leser wird mit Vergnügen von den
und seiner Niederlassung auf der Insel Pat,
les, im Archipel der Gallapagos-Inseln, **)
Kapitän Porter. Ein Irländer Namens
einem englischen Schiffe dessertirt und ließ
nieder, der heut zu Tage seinen Namen führt
fähr zwei Acres kulturfähiges Land enthielt,
ganzen Insel, welche feucht genug waren,
Er erbaute hier eine elende Hütte; auch
Kürbisse in großer Menge zu ziehen, wel
wein austauschte, oder auch um Geld verk ... 500

Das Aeußere dieses Menschen war ... Marquis
Lumpen verhüllten seine Nacktheit, und ... cht; es
hatte rothe Haare, einen scheckigen Bar
terlich verbrannte Haut; kurz, sein Aus ... allein zu
wild, daß ihn Niemand ohne Abscheu ... unterwegs
lang lebte dieser Elende allein auf diese ... er sah, daß
anderes Verlangen, als das, sich so v ... sich nach Pa
er sich in den Zustand vollkommener Tr ... te bewog, mit
fand man ihn, nachdem er mehrere ... e ihr mit glän
gewesen war, ganz fühllos auf der ... hte ihn der Poli
wälzen. Er schien auf den tiefsten ... s kleinen Fahrzeug
menschliche Natur fähig ist, herabgese ... muthete man, er h
den Schildkröten und anderen Thieren ... s Gefängniß — wo
seine Schlechtigkeit und seinen zügell ... edanke, welchen Por
aber, so verworfen und elend er ... t der, welche Rasse wo
Ehrgeiz, und war fähig, den Plan ... ander mit der kupferfar
der jeder Andere zurückgebebt seyn wü ... Fortpflanzung gelegt h
Individuen zu zwingen, ihn bei seine ... Welt die Entdeckung eine

Es war ihm gelungen, sich ei
und einige Kugeln zu verschaffen.
Waffe seinen Ehrgeiz; er betracht
bald entstand der Wunsch in ih
menschliche Wesen Gebrauch zu
würde. Der Zufall wollte, daß
einer zu einem amerikanischen S
gehalten hatte, um Erfrischunge
geben war. Patrik begab si
luppe hielt, bewaffnet mit sei
fährte geworden war, und fo
auf, ihm zu folgen, und a
seiner Muskete auf ihn, d

Lubnai, Taiti, und allst
pnesiens.
man Polynesien in natürlich
erfordert eine Klassifikation,
daß man die Marianen, u
Archipel der Karolinen und
den Melanopolynesischen ne
begreifen würde, dessen Mi
würde aus dem Ha-uai- oder
ngton-Gruppe bestehen, wie
n von Inseln angekommen,
chipel, aus dem Taiti-Arch
Gruppe, aus dem Samoa

*) Die Insel Juan-Fernandez war d
kirk, welchen Daniel Foë unter d
Regierung des Freistaates Chili

**) Diese Inseln gehören ihrer geogr

aus dem Tonga- oder Freund-

Iva- oder Marquisen-
n Zugehörden und den
ir oceanische Sporaden

Kermadec und die Inseln
Oceaniens, die Insel Cha-
rie begreifen, und sich mit
elldiener schließen.
en-Archipel beschrieben, über
haben; wir haben uns wenig-
ische Lage seiner Inseln festzu-
oder vielmehr nicht vorhanden
mit den Tubuai-Inseln fortsetzen.

ruppe.

wir nach dem Beispiele unseres ge-
genden Inseln begreifen: Tubuai,
ra, Vavitu oder Raïvavaï. Zu
ie Insel Broughton, wenn sie vorhan-
tens zweifelhaft zu seyn. Diese Inseln
aiti-Archipel, und befinden sich in gros-
hre Bewohner haben viel Aehnlichkeit mit

sel Tubuai.

der Gruppe, und die einzige, welche einen
24′ südlicher Breite und unter 151° 41′ west-
Riffe, das sie umgibt, ist sie nur 4—5 Meilen
hen, bewaldeten Bergen beherrscht wird. Inner-
hen Saumes befindet sich ein Ankerplatz von fünf
diesem Theile des Ufers haben sich die Bewohner
Zahl, niedergelassen; indessen zählte die Insel einst
ht, so wie die übrigen Gruppen, langsam der Ent-

en Bewohner sind kräftig. Einige sind nackt, andere
weißen Stoffen, andere tragen Perlmuscheln, die vom
st herabfallen. Auf Tubuai findet man Kokospalmen,
n Bananenbaum und andere Bäume, Taro, Hühner und

rde im Jahr 1777 von Cook entdeckt; er ankerte dort
aber mit den Einwohnern, welche in 30 Fuß langen Piro-
de sieben oder acht Mann trug, herbeikamen.
em unerschrockenen Seemanne erschienen zu wiederholten Ma-
opäer des Bounty, welche vergeblich sich dort niederzulas-

otestantischen Missionäre kamen im Jahr 1821 dorthin, predig-
hristenthum, und bekehrten nach großen Schwierigkeiten einen
Bewohner.

der Neger dadurch eingeschüchtert und verstand sich
Nun nahm Patrik seine Muskete auf die Schul-
während sie mit einander die Berge erstiegen, er-
folz, daß er sein Sklave geworden sey, in Zu-
müsse, und daß es von seiner Aufführung
der schlecht behandelt werden würde. In dem
einen engen Hohlweg eintraten, und der
ht auf seiner Hut sey, faßte er ihn unter
den, band ihm die Hände auf den Rücken,
brachte ihn zu der Schaluppe, von wo
gekehrt war, an Bord des Schiffes ge-
ischer Schmuggler im Hafen vor Anker
Patrik das Urtheil aus, am Bord
was auch vollzogen wurde; hierauf
n Engländern gefesselt. Sie zwan-
er einige Dollare aufbewahrte,
Kürbisse eingebracht hatte, und
Zerstörung seiner Hütte und
dem Unglücklichen, ihnen zu
der Insel unter den Felsen,
un gieng er aus seinem Ver-
welche er in einen Baum
achte er auf eine fürchter-
hielten Schiffe bei seiner
Zeit zu Zeit gelang es
rste Dosen seines Lieb-
sie ganz bezwungen

welche an das Ufer gebunden wurde, einen Brief, in welchem die Geschichte verzeichnet war. Dieser Brief wurde von dem Kapitän dal gefunden; aber erst, nachdem er seine Schaluppe schon an den dungsplatz Patrik's geschickt hatte, um Gemüse zu holen. Wie man denken kann, war er in großer Unruhe bis zur Rückkehr seiner Leute; kamen endlich und brachten einen in der Hütte des Irländers ge Brief folgenden Inhalts: „.... Ich habe mehrere Schiffskapitän ten, mir eine Schaluppe zu verkaufen, oder mich von diesem Orte führen, aber sie haben es mir immer abgeschlagen. Nun, da sich Gelegenheit darbietet, mich einer Schaluppe zu bemächtigen, benütze ... Ich habe lange mit saurer Arbeit mir ein kleines Vermögen mein gesucht, das mir es möglich gemacht hätte, mit einiger Beque zu leben; aber ich wurde mehrere Male bestohlen und mißhandelt; von einem englischen Kapitän, der sich, neben der gräßlichen Strafe, er über mich verhängte, nicht schämte, mir ungefähr 500 Dollare len. ... Nun am 9. Mai 1809 reise ich nach den Marquisen- (Nu Inseln ab. Man tödte doch ja das alte Huhn nicht; es brütet und seine Jungen können bald ausschlüpfen.“

Patrik kam in seiner offenen Schaluppe allein zu Guayaquil an; seine Reisegefährten starben ohne Zweifel unterwegs aus Mangel Wasser, oder vielleicht ließ er sie sterben, als er sah, daß der Vor rath zu Ende ging. Von Guayaquil begab er sich nach Pagta, wo er in eine schwarzbraune Dirne verliebte, und sie bewog, mit ihm auf Insel zurückzukehren, deren Schönheiten er ihr mit glänzenden schilderte; sein wildes Aussehen aber machte ihn der Polizei ver und da man ihn unter der Logtreppe eines kleinen Fahrzeuges fand, bereit war, in die See zu stechen, so vermuthete man, er habe irgend Verbrechen im Sinne, und warf ihn ins Gefängniß — womit Patrik Abenteuer ein Ende nahmen. Der Gedanke, welchen Porter an Abenteuer dieses Irländers anknüpft, ist der, welche Rasse wohl ent seyn würde, wenn der rothhaarige Irländer mit der kupferfarbigen Le gefährtin auf seiner Insel sich auf Fortpflanzung gelegt hätte. meint er, würde ein Seefahrer der Welt die Entdeckung einer ganz Menschenrasse verkündet haben.

Klassifikation der Inseln Tubuai, Taiti, und aller Theile Polynesiens.

Unserer Meinung nach kann man Polynesien in natürliche Re (und sein unermeßlicher Umfang erfordert eine Klassifikation, welche Uebersicht erleichtert) so eintheilen, daß man die Marianen, unsern pel von Gaspar-Rico, den großen Archipel der Karolinen und seine hörden, so wie den, welchen wir den Melanopolynesischen nennen unter dem westlichen Polynesien begreifen würde, dessen Mittelpunkt schon berührte Insel Ualan wäre.

Das nördliche Polynesien würde aus dem Ha-uai- oder Sand Archipel, so wie aus der Washington-Gruppe bestehen, wie wir be bemerkt haben.

Im Mittelpunkt der Myriaden von Inseln angekommen, würden aus unserm großen Roggeween-Archipel, aus dem Taiti-Archipel und Gruppe Tubuai, aus der Manaia-Gruppe, aus dem Samoa oder

pel, oder dem Schiffer-Archipel, und aus dem Tonga- oder Freund- -Archipel Central-Polynesien machen.

Das östliche Polynesien würde aus dem Nukahiva- oder Marquisen- pel, aus dem großen Pomotu-Archipel und seinen Zugehörden und den Waihu und Sala y Gomez bestehen, die wir oceanische Sporaden nt haben.

Das südliche Polynesien würde die Gruppe Kermadec und die Inseln Neuseeland, die größten dieser Abtheilung Oceaniens, die Insel Cha- die Insel Antipode und die Insel Macquarie begreifen, und sich mit beiden Inselchen der Bischof und sein Kapelldiener schließen.

Im Vorbeigehen haben wir den Roggeween-Archipel beschrieben, über en wir sehr wenig genaue Nachrichten haben; wir haben uns wenig- ' bemüht, aufs Genaueste die geographische Lage seiner Inseln festzu- , wovon mehrere sehr zweifelhaft, oder vielmehr nicht vorhanden Wir werden unsere Beschreibung mit den Tubuai-Inseln fortsetzen.

Tubuai-Gruppe.

Unter dieser Benennung werden wir nach dem Beispiele unseres ge- ten Freundes Balbi die fünf folgenden Inseln begreifen: Tubuai, rutu oder Ohiteroa, Rimetara, Vavitu oder Raïvavaï. Zu en werden wir noch hinzufügen die Insel Broughton, wenn sie vorhan- ist, denn sie scheint uns wenigstens zweifelhaft zu seyn. Diese Inseln hoch und liegen südlich vom Taiti-Archipel, und befinden sich in gros- Entfernung von einander. Ihre Bewohner haben viel Aehnlichkeit mit Taitiern.

Insel Tubuai.

Tubuai, die Hauptinsel der Gruppe, und die einzige, welche einen fen hat, liegt unter 23° 24′ südlicher Breite und unter 151° 41′ west- er Länge; sammt dem Riffe, das sie umgibt, ist sie nur 4—5 Meilen t, ob sie gleich von hohen, bewaldeten Bergen beherrscht wird. Inner- b der Riffe des westlichen Saumes befindet sich ein Ankerplatz von fünf aftern Tiefe, und auf diesem Theile des Ufers haben sich die Bewohner Insel, 300 an der Zahl, niedergelassen; indessen zählte die Insel einst 00 Seelen. Sie geht, so wie die übrigen Gruppen, langsam der Ent- lkerung entgegen.

Die kupferfarbigen Bewohner sind kräftig. Einige sind nackt, andere leiden sich mit weißen Stoffen, andere tragen Perlmuscheln, die vom lse auf die Brust herabfallen. Auf Tubuai findet man Kokospalmen, Brodbaum, den Bananenbaum und andere Bäume, Taro, Hühner und e Fische.

Tubuai wurde im Jahr 1777 von Cook entdeckt; er ankerte dort t, verkehrte aber mit den Einwohnern, welche in 30 Fuß langen Piro- en, wovon jede sieben oder acht Mann trug, herbeikamen.

Nach diesem unerschrockenen Seemanne erschienen zu wiederholten Ma- die Europäer des Bounty, welche vergeblich sich dort niederzulas- n suchten.

Die protestantischen Missionäre kamen im Jahr 1821 dorthin, predig- n das Christenthum, und bekehrten nach großen Schwierigkeiten einen heil der Bewohner.

die Abenteurer brachten nur die Frauen nach Mas-a-Fuero. Andere
ungen erregten eine allgemeine Erbitterung auf der Insel, und alle
ischfänger, welche später erschienen, wurden mit Recht sehr übel
angen.

So fiel auch Kotzebue, der diese gerechten Gründe zur Erbitterung
die Europäer nicht kannte, in eine Art Hinterhalt, als er den
März 1816 vor Waihu mit seinem kleinen Schiffe Rurik vor Anker
agen war. Bei seiner Ankunft empfingen ihn die Eingebornen aufs
lichste, brachten ihm Geschenke und tauschten einige Erzeugnisse der
l gegen kleine Eisenstücke aus; aber als die Russen landen wollten,
den sie umringt und auf eine unverschämte Art bestohlen. Die Einge-
en überschütteten sie mit einem Hagel von Steinen, und zwangen sie,
wieder einzuschiffen. Kotzebue konnte also Waihu nicht untersuchen;
emerkte nur, daß die Statuen von ihren Fußgestellen herabgestürzt wor-
waren.

Choris, der Zeichner der Expedition, beschreibt übrigens die Expe-
on des Rurik folgendermaßen:

„Am 16. März erblickten wir früh Morgens die Osterinsel oder
hu. Auf der nördlichen Küste sahen wir Stellen, welche mit Bäumen
eckt zu seyn schienen, wahrscheinlich mit Bananen. Bald erblickte man
Hülfe der Ferngläser die Denkmale, von denen Cook und la Pe-
use sprachen; dann sah man auch an einigen Orten Rauch aufsteigen.
r steuerten langsam vorwärts, so daß wir erst um Mittag die Cooks-
i erreichten.

„Zwei ärmliche, mit Balancirern versehene Piroguen je mit zwei Mann
erten auf uns los. Die Männer machten uns Zeichen, indem sie auf
Land zeigten, und Fischnetze in der Hand hielten. Trotz unseren Ein-
ungen weigerten sie sich aber herbeizukommen, und kehrten bald wieder
. — Sogleich sandte man ein Canot ab, um die Bai zu untersuchen
d einen Ankerplatz aufzufinden. Die Insulaner waren in Masse an dem
er versammelt. Viele warfen sich ins Meer und brachten schwimmend
nanen, Ignamen und Zuckerrohr herbei, welche sie gegen Eisen aus-
ischten; auf die Spielereien, welche man ihnen anbot, legten sie keinen
ßen Werth. Einer der Insulaner aber hatte kaum die Scheere, welche
Preis für seine Bananen seyn sollte, in die Hand bekommen, als er
f und davon floh, ohne seine Waare abgeliefert zu haben. Umsonst rief
n ihn herbei; seine Kameraden, welche das Boot umgaben, schienen sich
er unsere Leute lustig zu machen, der Offizier, welcher das Boot befeh-
te, sah sich endlich genöthigt, eine Kugel auf den Flüchtling abzufeuern.
ieser warf die Früchte weg und beeilte sich, ans Land zu kommen; seine
meraden folgten ihm. — Die Insel war, wie es schien, ziemlich trocken;
dessen kam sie uns nicht so elend vor, wie Cook und la Perouse sie
ildern. Alle Abhänge der Höhen waren in Felder mit verschiedenen
lturpflanzen abgetheilt, deren mannigfaltige Schattirungen einen ange-
hmen Anblick gewährten; ohne Zweifel verdanken sie den Franzosen un-
r la Perouse mehrere nützliche Pflanzen, welche sie nun bauen. —
on allen Seiten sah man Menschen dem Ufer zueilen; die Meisten waren
ackt; einige jedoch trugen eine Art gelbe und weiße Mäntel von verschie-
ner Größe. — Sobald wir Anker geworfen hatten, steuerten zwei mit
2 wohl bewaffneten Matrosen bemannte Boote auf das Land zu. Wir

waren nahe herbeigekommen, als die Insulaner anfingen, mit Steinen auf uns zu werfen; die Einen schrieen, die Anderen machten drohende Geberden gegen uns. Das Ufer war mit wenigstens 600 Mann bedeckt, welche Miene machten, sich unsrer Landung zu widersetzen. Man feuerte einige blinde Schüsse ab, worauf man Viele sich hinter die Felsen flüchten sah; als der Knall vorbei war, und sie sahen, daß ihnen kein Leid geschehen sey, kamen sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und lachten und spotteten über uns. — Man konnte sich natürlich wegen des Scherzes dieser großen Kinder nicht rächen; da man aber sehr wünschte, mit ihnen zu verkehren, so mußte man, da sie uns nicht zu sich lassen wollten, einen Versuch machen, sie herbeizulocken. Man zeigte ihnen deßhalb mehrere Werkzeuge. Die Kühnsten warfen sich ins Meer und brachten uns einige Früchte; doch zeigten sie noch immer einige Furcht. Als sie aber sahen, daß man ihnen ihre Früchte gut bezahle, tauschten sie auch Netze und ein kleines Huhn gegen unser Eisen aus. Als ihr Vorrath erschöpft war, kehrten sie ans Land zurück. Wir machten ihnen das Zeichen, sich vom Ufer zu entfernen. Sie verstanden es ganz gut, und wir landeten. Da jedoch am Tage lag, daß dieses Volk keine guten Gesinnungen gegen uns hatte, so blieben wir kaum fünf Minuten am Land. Uebrigens war auch die Brandung sehr stark, und unsere Boote würden in Gefahr gewesen seyn. — Wir sahen auf dem Ufer der Bai die Statuen nicht, von denen die Reisenden sprachen, die vor uns auf die Insel gekommen sind, und mit Ausnahme eines sechs Fuß hohen steinernen Gebäudes, in das man nur durch eine auf der Seite angebrachte Oeffnung kriechend kommen konnte, sahen wir nichts Bemerkenswerthes, und Nichts zeugte davon, daß es eine menschliche Wohnung sey. Rechts von dem Landungsplatze und ungefähr 200 Schritte vom Meeresufer erhoben sich 3—4 Fuß hohe, aus einem einzigen Steine gehauene Säulen, auf welchen eine Steinplatte von weißer Farbe lag. — Unter dem Haufen Insulaner, die das Ufer bedeckt hatten, und deren Zahl sich ungefähr auf 900 belief, bemerkten wir nur zwei Frauen. Nur ein Mann hatte eine Keule in Gestalt eines Spatels und zierlich ausgehauen. — Da wir keinen Grund hatten, trotz des Widerstrebens der Insulaner auf einem Besuche der Insel zu beharren, so gingen wir bei Sonnenuntergang unter Segel."

Seit Kotzebue hat uns Niemand neue Nachweisungen über die Insel Waihu gegeben, als Beechey, obgleich seine Landung keinen bessern Erfolg gehabt hat, als die eben erwähnte. Er besuchte sie im J. 1826, indem er an dem nördlichen Theile derselben hinfuhr, der von seinen Vorgängern nur unvollständig untersucht worden war, und ihre Gestalt aufmerksam beobachtete. Er bemerkte Krater, welche, mit Ausnahme eines einzigen auf der nordöstlichen Spitze, erloschen und mit Grün bedeckt waren.

Auf den Abhängen herrschte große Trockenheit, und die Thäler schienen ihm schlecht bebaut zu seyn. In einem dieser Thäler bemerkte er einen Morai mit seinen oder Götzenbildern auf einer Plateforme, einige große Hütten, von mehreren kleinen unterirdischen Hütten umgeben *), und eine große Umzäunung von Steinen, über welchen andere, geweißte Steine lagen, die durch Bananen halb verborgen waren. Während der ganzen Untersuchung um die Insel herum sah Beechey einen Haufen Eingeborner,

*) S. Blatt 179.



Ein gewöhnliches und ein unterirdisches Haus.

wovon die einen nackt waren und nur den Maro trugen, die anderen aber einen Mantel über die Schultern geworfen hatten, im Kleinen dieselbe Linie beschrieben, wie er, indem sie ihm beständig zu Lande bis zur Cooks-Bai folgten, wohin er zwei wohlbewaffnete Boote schickte, um den Verkehr mit ihnen zu eröffnen. Sie wurden eben so freundschaftlich empfangen, als einst Kotzebue; die Eingebornen schwammen mit ihren Frauen herbei, um ihre Vorräthe auszutauschen. Die Boote waren noch nicht am Land, als ein Insulaner seine Tochter auf den Schultern herbeitrug, sie mitten unter die Engländer warf, und sie ihrer Aufmerksamkeit empfahl. Dieses Mädchen war sehr schön; sie hatte schöne schwarze Augen, und Haare, schwarz wie Ebenholz, wallten auf ihre Schultern herab. So wie die andern Frauen war sie unter den Augbraunen und vom Gürtel bis auf das Knie herab tättowirt, so daß man von Weitem glaubte, dieser Theil ihres Körpers sey mit einer Kleidung bedeckt. Dieses reizende Mädchen war indeß auch nicht frei von dem charakteristischen Fehler ihrer Landsleute; kaum war sie bei den Engländern, so bemächtigte sie sich des Rocks eines Offiziers, und warf ihn sich nach ihrem Geschmack um den Leib.

Kaum waren die Engländer gelandet, als sie ein wenig zu spät den Hinterhalt gewahr worden, den man ihnen gelegt hatte; die Eingebornen griffen sie an und beraubten sie. Ein Kampf entspann sich, in welchem man auf der einen Seite mit Keulen, Wurfspießen und Steinen, und auf der andern Seite mit Flinten focht. Der englische Offizier sah sich genöthigt, gegen die Schaluppe zurückzuweichen, von wo aus er zu feuern befahl; der Häuptling, welcher den Kampf begonnen hatte, wurde zuerst getödtet. Der Offizier sah indeß, daß seine Stellung ungeachtet dieses Vortheils nicht haltbar sey, und ging auf das Boot zurück sammt seinen Leuten, welche sämmlich, wie er, durch Steinwürfe verwundet waren. Die Insulaner verloren außer ihrem Häuptling noch Einen Todten.

Beechey gibt uns in seinem Tagebuch eine Schilderung von diesen Insulanern, welche nach seiner Meinung viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern Neuseelands haben. Das Bild, welches er von ihnen entwirft, ist ziemlich vortheilhaft. „Es ist," sagt er, „eine schöne Rasse, besonders die Weiber mit ihrer runden Gestalt, ihren regelmäßigen Zügen, ihrer hohen und glatten Stirne, ihren prächtigen Zähnen, ihren schwarzen, kleinen und etwas tief liegenden Augen. Sie haben eine etwas hellere Hautfarbe, als die Malaien; im Allgemeinen ist ihr Wuchs fehlerfrei; ihre nicht sehr muskulösen Glieder verrathen doch Gewandtheit und Kraft; ihre pechschwarzen Haare werden nicht so bald grau! *).

Insel Sala.

Die Insel Sala y Gomez ist ein verworrener Haufen weißer Felsen. Sie scheint uns die Fortsetzung der Kette des Pomotu-Archipels zu seyn, wovon Ducie der vermittelnde Ring ist. Sie wurde im Jahr 1793 von dem spanischen Seemann dieses Namens entdeckt. Ein zweiter Spanier fand diese Insel wieder im Jahr 1805; im Jahr 1816 sah sie Kotzebue; im Jahr 1826 Beechey; beide fuhren sehr nahe daran vorbei. Sie liegt unter 26° 28′ südlicher Breite und 107° 41′ westlicher Länge, und ist die östlichste der Inseln Polynesiens.

---

*) S. Blatt 169 und 170.

Die Inseln der Gruppe Juan Fernandez, östlich von Sala, sind ungefähr 700 Meilen davon entfernt und gehören zu Chili *).

Abenteuer eines Irländers.

Der Leser wird mit Vergnügen von den Abenteuern eines Irländers und seiner Niederlassung auf der Insel Pat, westlich von der Insel Charles, im Archipel der Gallapagos-Inseln, **) lesen. Wir haben sie am Kapitän Porter. Ein Irländer Namens Patrik Watkins war von einem englischen Schiffe dessertirt und ließ sich eine Meile von dem Orte nieder, der heut zu Tage seinen Namen führt, in einem Thale, das ungefähr zwei Acres kulturfähiges Land enthielt, vielleicht die einzigen auf der ganzen Insel, welche feucht genug waren, um angebaut werden zu können. Er erbaute hier eine elende Hütte; auch gelang es ihm, Kartoffeln und Kürbisse in großer Menge zu ziehen, welche er gewöhnlich gegen Branntwein austauschte, oder auch um Geld verkaufte.

Das Aeußere dieses Menschen war im höchsten Grade zurückstoßend; Lumpen verhüllten seine Nacktheit, und mit Ungeziefer war er bedeckt; er hatte rothe Haare, einen scheckigen Bart und eine von der Sonne fürchterlich verbrannte Haut; kurz, sein Aussehen und seine Gebärden waren so wild, daß ihn Niemand ohne Abscheu betrachten konnte. Mehrere Jahre lang lebte dieser Elende allein auf dieser wüsten Insel, scheinbar ohne ein anderes Verlangen, als das, sich so viel Branntwein zu verschaffen, daß er sich in den Zustand vollkommener Trunkenheit versetzen konnte, und dann fand man ihn, nachdem er mehrere Tage lang von seiner Hütte abwesend gewesen war, ganz fühllos auf der Erde liegen oder sich auf den Felsen wälzen. Er schien auf den tiefsten Grad von Entwürdigung, deren die menschliche Natur fähig ist, herabgesunken zu seyn, und sich in Nichts von den Schildkröten und anderen Thieren der Insel zu unterscheiden, als durch seine Schlechtigkeit und seinen zügellosen Hang zum Trunke. Dieser Mensch aber, so verworfen und elend er auch scheinen mag, besaß doch einigen Ehrgeiz, und war fähig, den Plan zu einer Unternehmung zu machen, vor der jeder Andere zurückgebebt seyn würde; er besaß sogar das Talent, mehrere Individuen zu zwingen, ihn bei seiner tollkühnen Unternehmung zu unterstützen.

Es war ihm gelungen, sich eine alte Muskete, eine Quantität Pulver und einige Kugeln zu verschaffen. Ohne Zweifel erweckte der Besitz dieser Waffe seinen Ehrgeiz; er betrachtete sich als den Herrn dieser Insel, und bald entstand der Wunsch in ihm, von seiner Gewalt gegen das erste menschliche Wesen Gebrauch zu machen, das ihm in den Weg kommen würde. Der Zufall wollte, daß es ein Schwarzer war, dem die Bewachung einer zu einem amerikanischen Schiffe, das auf der Höhe dieser Insel angehalten hatte, um Erfrischungen einzunehmen, gehörenden Schaluppe übergeben war. Patrik begab sich an die Stelle des Ufers, wo die Schaluppe hielt, bewaffnet mit seiner Muskete, die sein unzertrennlicher Gefährte geworden war, und forderte den Schwarzen in gebieterischem Tone auf, ihm zu folgen, und als er sich weigerte, zielte er zweimal mit seiner Muskete auf ihn, die aber glücklicherweise beide Male nicht

*) Die Insel Juan-Fernandez war der Schauplatz der Abenteuer des schottischen Matrosen A. Selkirk, welchen Daniel Foë unter dem Namen Robinson Crusoë verherrlicht hat. Nun hat sie die Regierung des Freistaates Chili zu einem Deportationsorte ausersehen.

**) Diese Inseln gehören ihrer geographischen Lage nach zum Freistaate Peru.

ſging. Jedoch wurde der Neger dadurch eingeſchüchtert und verſtand ſich azu, ihm zu folgen. Nun nahm Patrik ſeine Muskete auf die Schul- :r, ging voraus, und während ſie mit einander die Berge erſtiegen, er- klärte er dem Schwarzen ſtolz, daß er ſein Sklave geworden ſey, in Zu- unft nun für ihn arbeiten müſſe, und daß es von ſeiner Aufführung bhangen werde, ob er gut oder ſchlecht behandelt werden würde. In dem lugenblick aber, als ſie in einen engen Hohlweg eintraten, und der Schwarze ſah, daß Patrik nicht auf ſeiner Hut ſey, faßte er ihn unter en Armen und warf ihn zu Boden, band ihm die Hände auf den Rücken, id ihn auf ſeine Schultern, und brachte ihn zu der Schaluppe, von wo us er, als die Bemannung zurückgekehrt war, an Bord des Schiffes ge- ührt wurde. Gerade war ein engliſcher Schmuggler im Hafen vor Anker egangen; der Kapitän ſprach über Patrik das Urtheil aus, am Bord eider Schiffe gegeißelt zu werden, was auch vollzogen wurde; hierauf vurde er ans Land geführt, und von den Engländern gefeſſelt. Sie zwan- en ihn, ihnen den Ort zu zeigen, wo er einige Dollare aufbewahrte, ie ihm der Verkauf ſeiner Erdäpfel und Kürbiſſe eingebracht hatte, und ahmen ſie ihm. Während ſie aber mit Zerſtörung ſeiner Hütte und eines Gartens beſchäftigt waren, gelang es dem Unglücklichen, ihnen zu ntwiſchen, und er verbarg ſich im Innern der Inſel unter den Felſen, is das Schiff unter Segel gegangen war. Nun ging er aus ſeinem Ver- ſtecke hervor, und vermittelſt einer alten Feile, welche er in einen Baum teckte, entledigte er ſich ſeiner Feſſeln. Nun dachte er auf eine fürchter- iche Rache, verbarg aber ſeine Plane. Immer hielten Schiffe bei ſeiner Inſel an, und Patrik lieferte ihnen Gemüſe; von Zeit zu Zeit gelang es hm, Matroſen von ihrer Mannſchaft, denen er ſtarke Doſen ſeines Lieb- lingstrankes gab, und die er ſo ſtark berauſchte, daß ſie ganz beſinnungs- os wurden, zu verbergen, bis ihr Schiff unter Segel gegangen war. Nun a ſie ganz von ihm abhängig waren, reihten ſie ſich gerne unter ſeine Fahne, wurden ſeine Sklaven, und er ſelbſt war der unumſchränkteſte Ty- rann. So gab er ſich vier Gefährten, und bot hierauf Allem auf, ihnen Waffen zu verſchaffen, aber vergeblich. Vermuthlich war ſeine Abſicht, ein Schiff zu überfallen, ſeine Mannſchaft niederzumachen und ſich deſſelben zu bemächtigen. Während Patrik mit ſeinem Plane umging, hielten zwei Schiffe, ein engliſches und ein amerikaniſches, bei ſeiner Inſel an, und wandten ſich an ihn um Gemüſe. Er verſprach ihnen ſehr viel, wenn ſie ihre Schaluppen an ſeinen Landungsplatz ſchicken, und ihre Leute ſie ſelbſt u ſeinem Garten holen würden, indem er vorgab, ſeine Sklaven ſeyen ſeit einiger Zeit ſo faul geworden, daß er ſie nicht zur Arbeit bringen önne. Dieſe Bedingung wurde angenommen: jedes Schiff ſandte zwei Schaluppen aus, welche an der Inſel anlegten. Die ganze Mannſchaft erſelben begab ſich nach der Wohnung Patriks, fanden aber daſelbſt weder Patrik, noch einen ſeiner Leute. — Sie warteten, die Geduld ging hnen aber aus, kehrten ans Ufer zurück, wo ſie nur noch die Trümmer iner der Schaluppen ſahen, welche am Lande geblieben war. Die Kom- mandanten der beiden Schiffe ließen nun zuerſt ihre Matroſen in einem Boote abholen; da ſie aber einen neuen Hinterhalt fürchteten, ſo hielten e es für das Beſte, die Inſel ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, und Patrik und ſeine Mitſchuldigen in ruhigem Beſitze der geſtohlenen Scha- uppe zu laſſen. Ehe ſie noch den Anker lichteten, legten ſie in eine Kiſte,

welche an das Ufer gebunden wurde, einen Brief, in welchem die ganze Geschichte verzeichnet war. Dieser Brief wurde von dem Kapitän Bardal gefunden; aber erst, nachdem er seine Schaluppe schon an den Landungsplatz Patrik's geschickt hatte, um Gemüse zu holen. Wie man sich denken kann, war er in großer Unruhe bis zur Rückkehr seiner Leute; sie kamen endlich und brachten einen in der Hütte des Irländers gefundenen Brief folgenden Inhalts: „.... Ich habe mehrere Schiffskapitäne gebeten, mir eine Schaluppe zu verkaufen, oder mich von diesem Orte weg zu führen, aber sie haben es mir immer abgeschlagen. Nun, da sich mir die Gelegenheit darbietet, mich einer Schaluppe zu bemächtigen, benütze ich sie ... Ich habe lange mit saurer Arbeit mir ein kleines Vermögen zu sammeln gesucht, das mir es möglich gemacht hätte, mit einiger Bequemlichkeit zu leben; aber ich wurde mehrere Male bestohlen und mißhandelt; zuletzt von einem englischen Kapitän, der sich, neben der gräßlichen Strafe, die er über mich verhängte, nicht schämte, mir ungefähr 500 Dollare zu stehlen. ... Nun am 9. Mai 1809 reise ich nach den Marquisen- (Nukahiwa) Inseln ab. Man tödte doch ja das alte Huhn nicht; es brütet wirklich und seine Jungen können bald ausschlüpfen."

Patrik kam in seiner offenen Schaluppe allein zu Gouayaquil an; seine Reisegefährten starben ohne Zweifel unterwegs aus Mangel an Wasser, oder vielleicht ließ er sie sterben, als er sah, daß der Wasservorrath zu Ende ging. Von Guayaquil begab er sich nach Pagta, wo er sich in eine schwarzbraune Dirne verliebte, und sie bewog, mit ihm auf seine Insel zurückzukehren, deren Schönheiten er ihr mit glänzenden Farben schilderte; sein wildes Aussehen aber machte ihn der Polizei verdächtig, und da man ihn unter der Logtreppe eines kleinen Fahrzeuges fand, das bereit war, in die See zu stechen, so vermuthete man, er habe irgend ein Verbrechen im Sinne, und warf ihn ins Gefängniß — womit Patriks Abenteuer ein Ende nahmen. Der Gedanke, welchen Porter an die Abenteuer dieses Irländers anknüpft, ist der, welche Rasse wohl entstanden seyn würde, wenn der rothhaarige Irländer mit der kupferfarbigen Lebensgefährtin auf seiner Insel sich auf Fortpflanzung gelegt hätte. Gewiß meint er, würde ein Seefahrer der Welt die Entdeckung einer ganz neuen Menschenrasse verkündet haben.

Klassifikation der Inseln Tubuai, Taiti, und aller Theile Polynesiens.

Unserer Meinung nach kann man Polynesien in natürliche Regionen (und sein unermeßlicher Umfang erfordert eine Klassifikation, welche die Uebersicht erleichtert) so eintheilen, daß man die Marianen, unsern Archipel von Gaspar-Rico, den großen Archipel der Karolinen und seine Zugehörden, so wie den, welchen wir den Melanopolynesischen nennen werden, unter dem westlichen Polynesien begreifen würde, dessen Mittelpunkt die schon berührte Insel Ualan wäre.

Das nördliche Polynesien würde aus dem Ha-uai- oder Sandwich-Archipel, so wie aus der Washington-Gruppe bestehen, wie wir bereits bemerkt haben.

Im Mittelpunkt der Myriaden von Inseln angekommen, würden wir aus unserm großen Roggeween-Archipel, aus dem Taiti-Archipel und der Gruppe Tubuai, aus der Manaia-Gruppe, aus dem Samoa oder Hamoa

Archipel, oder dem Schiffer-Archipel, und aus dem Tonga- oder Freundschafts-Archipel Central-Polynesien machen.

Das östliche Polynesien würde aus dem Nukahiva- oder Marquisen-Archipel, aus dem großen Pomotu-Archipel und seinen Zugehörden und den Inseln Waihu und Sala y Gomez bestehen, die wir oceanische Sporaden genannt haben.

Das südliche Polynesien würde die Gruppe Kermadec und die Inseln von Neuseeland, die größten dieser Abtheilung Oceaniens, die Insel Chatam, die Insel Antipode und die Insel Macquarie begreifen, und sich mit den beiden Inselchen der Bischof und sein Kapelldiener schließen.

Im Vorbeigehen haben wir den Roggeween-Archipel beschrieben, über welchen wir sehr wenig genaue Nachrichten haben; wir haben uns wenigstens bemüht, aufs Genaueste die geographische Lage seiner Inseln festzustellen, wovon mehrere sehr zweifelhaft, oder vielmehr nicht vorhanden sind. Wir werden unsere Beschreibung mit den Tubuai-Inseln fortsetzen.

Tubuai-Gruppe.

Unter dieser Benennung werden wir nach dem Beispiele unseres gelehrten Freundes Balbi die fünf folgenden Inseln begreifen: Tubuai, Rurutu oder Ohiteroa, Rimetara, Vavitu oder Raïvavaï. Zu diesen werden wir noch hinzufügen die Insel Broughton, wenn sie vorhanden ist, denn sie scheint uns wenigstens zweifelhaft zu seyn. Diese Inseln sind hoch und liegen südlich vom Taiti-Archipel, und befinden sich in großer Entfernung von einander. Ihre Bewohner haben viel Aehnlichkeit mit den Taitiern.

Insel Tubuai.

Tubuai, die Hauptinsel der Gruppe, und die einzige, welche einen Hafen hat, liegt unter 23° 24′ südlicher Breite und unter 151° 41′ westlicher Länge; sammt dem Riffe, das sie umgibt, ist sie nur 4—5 Meilen breit, ob sie gleich von hohen, bewaldeten Bergen beherrscht wird. Innerhalb der Riffe des westlichen Saumes befindet sich ein Ankerplatz von fünf Klaftern Tiefe, und auf diesem Theile des Ufers haben sich die Bewohner der Insel, 300 an der Zahl, niedergelassen; indessen zählte die Insel einst 1000 Seelen. Sie geht, so wie die übrigen Gruppen, langsam der Entvölkerung entgegen.

Die kupferfarbigen Bewohner sind kräftig. Einige sind nackt, andere bekleiden sich mit weißen Stoffen, andere tragen Perlmuscheln, die vom Halse auf die Brust herabfallen. Auf Tubuai findet man Kokospalmen, den Brodbaum, den Bananenbaum und andere Bäume, Taro, Hühner und viele Fische.

Tubuai wurde im Jahr 1777 von Cook entdeckt; er ankerte dort nicht, verkehrte aber mit den Einwohnern, welche in 30 Fuß langen Pirogen, wovon jede sieben oder acht Mann trug, herbeikamen.

Nach diesem unerschrockenen Seemanne erschienen zu wiederholten Malen die Europäer des Bounty, welche vergeblich sich dort niederzulassen suchten.

Die protestantischen Missionäre kamen im Jahr 1821 dorthin, predigten das Christenthum, und bekehrten nach großen Schwierigkeiten einen Theil der Bewohner.

Der Kapitän Paulding kam im Jahr 1826 dort vorbei; die Bevölkerung war noch nicht ganz zum Christenthum übergetreten, was aber nun wahrscheinlich der Fall seyn wird.

Vavitu oder Raïvavaï hat 12—15 Meilen im Umfang; sie liegt unter 23° 50′ südlicher Breite und 150° 12′ westlicher Länge. Von der Ferne aus gesehen scheint sie von mittlerer Höhe, fruchtbar und bewaldet zu seyn. Die Vegetation ist dieselbe, wie auf Taiti. Ihre Bevölkerung bestand aus 3000 Seelen, aber eine schreckliche Epidemie hat sie auf 700 heruntergebracht. Gayangos, ein Spanier, entdeckte diese Insel am 5. Februar 1775, landete aber nicht. Die Eingebornen waren nicht tättowirt und trugen Kleider vom Papiermaulbeerbaum, wie auf Taiti. Gayangos schildert sie als Diebe und grobe Menschen; aber der Erzählung eines Mannes, der nur einige Individuen von einem Lande, und auch nur im Vorübergehen gesehen hat, kann man keinen Glauben schenken. Ueber Völkerschaften kann man erst dann urtheilen, wenn man einige Zeit mit ihnen und in ihrem Lande gelebt hat.

Broughton sah Vavitu wieder im Jahr 1771. Im Jahr 1811 sah es Henry, und hielt sich für den Entdecker desselben. Im J. 1822 wurden die Bewohner von taitischen Neophyten zum reformirten Bekenntnisse bekehrt. Diese polynesischen Bekehrer übertrafen in ihren Arbeiten die europäischen Missionäre. Nie sah man einen so schnellen und vollständigen Erfolg. Die Insel wird von Zeit zu Zeit von Handelsschiffen besucht.

Auf Rurutu oder Ohiteroa, entdeckt von Cook im Jahr 1769, haben die taitischen Missionäre bekehrt. Die Erzeugnisse und die Bewohner dieser Insel sind dieselben, wie auf Vavitu. Rurutu hat ungefähr 12 Meilen im Umfang, und liegt unter 23° 27′ südlicher Breite, und 153° 6′ westlicher Länge.

Rimetara, entdeckt im Jahr 1811 von Henry, blieb vergessen bis zum Jahr 1821, wo die Missionäre dort landeten. Diese Mission ist der Mittelpunkt aller umliegenden Gruppen. Paulding fand sie im Jahr 1826 ganz zum Christenthum bekehrt. Ihre Bevölkerung beträgt 300 Bewohner, welche auf einem äußerst fruchtbaren Boden leben. Die Insel ist nicht sehr hoch, drei Meilen lang und eben so viel breit, durch einen Gürtel von Klippen geschützt, und liegt unter 22° 28′ südlicher Breite und 154° 22′ westlicher Länge.

Jenseits Rimetara unter 21° 43′ südlicher Breite und 153° 14′ westlicher Länge ist ein kleines Inselchen, dessen Korallengrund von Riffen umgeben ist, eine Meile lang und 1800 Fuß breit ist. Es ist mit Gesträuch bedeckt. Paulding, der diese Klippe im Jahr 1826 entdeckte, fand sie ganz und einzig von Seevögeln bewohnt; das Ufer war bedeckt von ihren Eiern, und sie scheuten sich nicht vor den Matrosen, welche eine reichliche Jagd hielten, wobei sie keine andere Mühe hatten, als sich zu bücken.

Was die Insel Rutui betrifft, so ist sie nur durch die Berichte der Eingebornen anderer Inseln bekannt.

Archipel von Taiti,*)

auch georgischer und Gesellschafts-Archipel genannt.

Verlassen wir die zahllosen Klippen, die Korallenländer, die Sandstreifen und Lagunen des Pomotu-Archipels und die rohen Bewohner seiner Ufer, und gehen wir über zu den lachenden und fruchtbaren Landschaften und den liebenswürdigen Völkerschaften des Gesellschafts-Archipels. Von den unzähligen Ländern Polynesiens ist keines so bekannt, als Taiti und die Inseln, welche es wie zärtliche Schwestern umgeben. Sie haben zu mehr Schriften den Stoff geliefert, als mehrere Staaten Europa's. Ihre Gegenden, ihre Gebräuche und ihre Geschichte sind bekannter, als die Geschichte, die Gebräuche und Gegenden Albaniens, des nördlichen Norwegens, der Völker des Balkan u. s. w. Taiti, das ein berühmter Seemann (Bougainville) das neue Cythere genannt hatte, erhielt gewöhnlich den Titel einer Königin des friedlichen Oceans und verdient ihn auch. Es gab Bougainville, Diderot, Delille, Couper, Chateaubriand und Victor Hugo die reizendsten Gemälde, die beredtesten Schilderungen oder die rührendsten Verse ein. Taiti scheint das Vaterland Pomona's, Flora's, des Comus, der Venus und des Morpheus zu seyn. Was die alte griechische und lateinische Poesie Reizendes erdichtete, ist auf ihr in der Wirklichkeit vorhanden.

Neben Wiesgründen, die mit den herrlichsten Blumen prangen, neben den Gewässern der Lagunen, welche der pyramidenförmige Pappelbaum beschattet durch Säulenreihen von Kokospalmen, welche ihre Häupter in den Lüften wiegen, und Wälder von Brodbäumen, welche sich wie Sonnenschirme ausbreiten, rollen Bäche, von vulkanischen Höhen herabstürzend, rauschend über Bette von schwarzem Basalt; lange, mit Blumen gezierte Lianen werfen natürliche Brücken über ihre Ufer, die von purpurnen Heliconien eingefaßt sind; Schluchten von hohen dornigen Farrenkräutern starrend, werden durch die Rose von China und die angenehme Gardenia beschattet. Hier betrachtet der Reisende an einem schönen Morgen im Glanze der tropischen Sonne das Meer, das sich bald wie eine drohende Boa, bald mit Donnerrauschen erhebt; da bewundert er eine rauschende Cascade, wie sie in schäumenden Bergen steigt und fällt, wieder steigt und wieder herabfällt. Diese Wunder einer großen und imposanten Natur berauschen seine Einbildungskraft; der Abend findet ihn noch unbeweglich an diesen Orten, ein großer Gedanke bemächtigt sich seiner ganz, und er fragt Alles, was ihn umgibt, ob diese neue Welt eine neue Schöpfung der Vulkane ist, oder ob sie sich aus den Ruinen einer alten Welt gebildet hat.

In einem solchen Haine wurde Bougainville von einem gastfreundlichen Taitier eingeladen, seinen Rasensitz mit ihm zu theilen. Der Taitier richtete an ihn, so wie an seine Gefährten, Worte voll Zärtlichkeit, welche seine Gebärden noch rührender machten. Bald sang er, bald blies er auf einer Flöte, und sein Gesang hatte ohne Zweifel mächtige Reize,

*) Wir werden immer Taiti und nicht Otahiti sagen, der vor dem Worte stehende Buchstabe O bedeutet „das ist". Als die ersten Reisenden die Bewohner über den Namen ihrer Insel befragten, antworteten diese O Taiti, d. h. „das ist Taiti."

weil der berühmte Reisende ausrief: „diese herrliche Scene ist des zierlichen Pinsels eines Bouchers würdig!“

Wie könnte man auch ohne Begeisterung von jenen reizenden Landschaften sprechen, wo man nur Glück und Fruchtbarkeit sah; wo der Bewunderung unerschöpflicher Stoff dargeboten war; wo die sorglosen Insulaner Tanz und Scherz zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung machen? Indessen regt sich in einigen dieser Naturkinder bereits die Liebe für das Neue und die Wißbegierde. Oturu, brennend vor Verlangen, unsere Gegenden zu besuchen, schifft sich mit Bougainville ein, und im Schoße der Hauptstadt Frankreichs sehnt er sich fortwährend nach den grünen Hainen seines Vaterlandes; Hidi-Hidi (Oedidee) durchschifft mit Cook kalte und stürmische Meere, kehrt auf seine heimathliche Insel zurück, und sezt die Freunde seiner Jugend in Schrecken durch seine Erzählungen von Bergen, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind; Mai besucht die Hauptstadt Englands, und bei seiner Rückkehr theilt er unter seine Landsleute die reichsten Schätze aus, welche ihm die Europäer gegeben haben, um den Boden zu bereichern, auf dem er geboren wurde; wohl ihm, wenn er nicht später, von seiner Macht berauscht, seine Tugenden und seine Einfachheit gegen Tyrannei, Rachsucht und Grausamkeit vertauscht hätte. Der strenge Wallis spricht mit Vergnügen von den Reizen der Königin Oberea, dieser neuen Dido, die er nach einem Monat gegenseitigen Freudetaumels verließ. Später führt Vancouver zwei junge Schönheiten, Rahina und Timaru, die ein unwürdiger Verrath ihrem Vaterlande entrissen hatte, dahin zurück, und der gelehrte Seemann vergießt Thränen, als er den Befehl zur Abfahrt gibt, so tief hatte die Dankbarkeit der schönen Rahina sein Herz gerührt.

Der Charakter der Inselvölker zeichnet sich durch Originalität, Liebe zur Unabhängigkeit, Hartnäckigkeit, egoistischen Patriotismus und Haß gegen die Fremden aus. Die Insulaner dieses Archipels dagegen ehrten fortwährend die Fremden und wurden ihre gehorsamsten Unterthanen.

Geographische Beschreibung.

Die Taiti-Gruppe besteht aus den Inseln Maitia, Taiti, Eimeo, Tabu-Emanu, Wahine, Raiatea, Bora-Bora, Tubai, Mapiti und der niedrigen Insel Tatua-Roa.

In den verschiedenen Benennungen, welche von verschiedenen Seemännern der größten Insel dieser Gruppe, Taiti, die ihren Namen auch dem Archipel gegeben hat, beigelegt wurden, herrscht große Verwirrung. Einige begriffen diese Insel und alle sie umgebenden unter dem Namen Gesellschafts-Inseln, Andere nennen sie georgische Inseln. Die Engländer, deren oft allzu willkürlicher Patriotismus an Kleinigkeiten, wie an Fragen von allgemeinem Nationalinteresse hartnäckig hängt, können den Benennungen, welche ihre Missionäre und Schiffer diesem Archipel beilegten, nicht entsagen, obgleich das Verdienst seiner Entdeckung ihnen nicht gebührt. Mehrere derselben, und besonders die Missionäre, haben diese Verwirrung noch vermehrt, indem sie die Namen Gesellschafts-Inseln nur auf die Insel Taiti und die vier umliegenden Inseln anwendeten, die westlichen Inseln aber georgische Inseln nannten. Dem Streit wird bald ein Ende gemacht seyn, wenn man sich nur an ihren wahren Namen Taiti, womit die Eingebornen den Archipel und die Hauptinsel bezeichnen, halten will.

Die Insel Taiti ist ein hohes Land, das sich von allen Seiten gegen
ıs Meer hin abdacht, und von welcher nur das Ufer bewohnt und ange-
aut ist; ein Ring von Klippen, welche auf gewisse Entfernungen niedriger
erden und kleine Inselchen bilden, umgibt seine Ufer, ausgenommen an
ewissen Orten, wo sich breite und tiefe Durchfahrten öffnen, durch welche
ıan zu den Ankerplätzen im Innern gelangt. Sie bildet zwei ungleiche
albinseln, welche durch eine Landenge verbunden sind, die so niedrig ist,
ıß sie bei hoher Fluth unter Wasser gesezt wird: die größere von runder
estalt ist das eigentliche Taiti; die zweite von ovaler Form führt den
amen Taitia-Babu. Zusammen erstrecken sie sich von Nordwest nach
üdwest 40 Meilen in die Länge und 6—21 Meilen in die Breite unter
7° 28′ bis 17° 56′ südlicher Breite und 151° 24′ bis 152° 1′ westli-
er Länge. Als Cook sich dort aufhielt, schäzte er die Bevölkerung von
aiti auf 100,000, Forster aber auf 150,000 Seelen. Diese Zahl hat
uf gräßliche Weise abgenommen; im Jahr 1828 zählte Taiti, wenn die
urch die Missionäre veranstaltete Zählung richtig ist, nicht mehr als 7000
ingeborne.

Eimeo, im Jahr 1606 von Quiros aufgefunden, scheint unter den
erschiedenen Namen, welche ihr die Missionäre und Schiffer gaben, gleich-
im verloren gegangen zu seyn. Die Missionäre nennen sie Murea;
Wallis, der sie im Jahr 1767 wieder fand, nannte sie York; Bou-
ainville sah sie im Jahr 1768 wieder; sodann gab ihr Cook, der sie
ı den Jahren 1769, 1774 und 1777 besuchte, ihren Namen wieder; end-
ch nannte sie Bonechea, der sie im Jahr 1774 sah, Santo-Domingo.
Sie ist von Riffen umgeben, welche hie und da vortreffliche Ankerplätze
arbieten, und hat ungefähr 25 Meilen im Umfang. Der Hafen von
alu liegt unter 17° 28′ südlicher Breite und 152° 12′ westlicher Länge.
Ihre Einwohnerzahl wird auf 1300 geschäzt.

Tatua-Roa hat wie Eimeo auf den Charten derselben Reisenden,
elche diese Insel auch sahen, verschiedene Namen. Wahrscheinlich ist es
Tatua-Roa, welches Quiros im Jahr 1606 entdeckte und la Fugitiva
annte. Sie wurde von Bougainville 1768 aufgefunden und aus Irrthum
maitia genannt; wieder gesehen wurde sie im Jahr 1769 von Cook, der
e Rethuroa nannte, und endlich von Bonechea im Jahr 1774, der
e Tres Hermanos nannte. Tatua-Roa besteht aus zwei oder drei
iedrigen und bewaldeten Inselchen, welche sich auf drei Meilen von Osten
ach Westen erstrecken, und deren Mittelpunkt unter 17° 4′ südlicher Br.
nd 151° 5′ westlicher Länge 9 Lieues von Taiti liegt. Sie wird blos
on einigen Familien bewohnt.

Tabu-Emanu ist ein ziemlich hohes von Riffen umgebenes Land;
er Mittelpunkt der Insel liegt unter 17° 28′ südlicher Breite und 152°
3′ westlicher Länge; sie hat ungefähr vier Meilen im Umfang und unge-
ähr 200 Bewohner. Wallis entdeckte sie im Jahr 1767, und nannte
e Saunders; Cook sah sie wieder im Jahr 1769, Bonechea im
ahr 1774; dieser nannte sie Pelada. Die Missionäre gaben ihr den
amen Matao-tti.

Wahine hat die hohe Gestalt Tabu-Emanu's; es ist ein reiches
nd fruchtbares Land, von Klippen umgeben, welche in einer Ausdehnung
on ungefähr 25 Meilen einen ovalen Kreis um sie bilden. Der Hafen

von Ware liegt unter 16° 41′ südlicher Breite und 152° 23′ westlicher Länge. Cook entdeckte diese Insel im Jahr 1769 und sah sie wieder in den Jahren 1774 und 1777; er nannte sie Huaheine. Bonechea, der sie im Jahr 1774 sah, nannte sie Hermosa.

Raiatea und Tahaa, deren Namen Cook in Ulietea und Otaha veränderte. Sie werden vermittelst gemeinschaftlicher mit kleinen bewaldeten Inselchen besäeter Riffe, welche sie auf einer Strecke von 24 Meilen von Norden nach Süden bei einer Breite von 5—12 Meilen umgeben, zu einer Gruppe verbunden und liegen unter 16° 31′ bis 16° 56′ südlicher Breite und 153° 40′ bis 153° 56′ westlicher Länge. Diese Gruppe wurde im Jahr 1769 von Cook entdeckt, der sie in den Jahren 1774 und 1777 wieder sah. Der Spanier Bonechea gibt Raiatea den Namen Princesa; die Insel zählt gegenwärtig nur 1700 Bewohner. Tahaa hat noch weniger, nämlich nur 1000.

Bora-Bora hat einen Ankerplatz, und liegt unter 16° 30′ südlicher Breite und 154° 6′ westlicher Länge; es ist eine hohe Insel, welche wie alle ihre Schwestern, von Riffen umgeben; zu ihren Seiten liegen die Inselchen, wie Tubuai, Tenaki, Roa und Piti-Au. Sie hat nur 800 Einwohner. Cook entdeckte sie im Jahr 1769; er verstand den Namen nicht recht, denn er schrieb Bola-Bola, wie er ihn ohne Zweifel von den Eingebornen hatte aussprechen hören. Bonechea, der alle Inseln neu taufte, nannte sie San-Pedro, im Jahr 1774.

Tubai oder Motu-Iti ist eine von zwei kleinen niedrigen und bewaldeten Inseln gebildete Gruppe, welche beinahe vier Meilen im Umfang hat, von einem einzigen Riffe umgeben ist, und deren Mitte unter 16° 27′ südlicher Breite und 154° 9′ westlicher Länge liegt. Tubai ist nur von einigen Familien bewohnt. Sie wurde im Jahr 1769 von Cook entdeckt, welcher sie Tubia nannte.

Maupiti oder Mau-Rua, welche, wie die anderen Inseln des Taiti-Archipels, Basaltfelsen von neuerer Bildung hat, unterscheidet sich von diesen Inseln durch Dolomitmassen von verschiedenen Spielarten, welche man auf seinem Boden findet. Diese hohe, gut bewaldete Insel zählt 5—600 Einwohner. Ein aus einem einzigen Riffe gebildeter Gürtel umgibt sie auf 18 Meilen weit; der Mittelpunkt dieses Riffes liegt unter 16° 27′ südlicher Breite und 154° 34′ westlicher Länge; es ist ganz geschlossen, auf einer Seite durch das Ufer der Insel, um welche es sich erstreckt, und auf der andern Seite durch die zwei niedrigen und bewaldeten Inselchen Awera und Tua-Nae. Maupiti wurde im Jahr 1769 von dem berühmten Cook entdeckt; Bonechea, der sie im Jahr 1774 sah, taufte sie nach der alten frommen Weise seines Volkes mit einem der Kirche theuern Namen, San-Antonio.

Maitia hat ungefähr 5—6 Meilen im Umfang. Sie liegt 1200 Fuß über der Fläche des Oceans. Sie ist vulkanischen Ursprungs, liegt unter 17° 53′ südlicher Breite und 150° 25′ westlicher Länge, und hat nur wenige Bewohner. Zuerst sah sie Quiros im Jahr 1606, und nannte sie Dezena. Wallis besuchte sie im Jahr 1767, und nannte sie Brabuck. Einige Monate nachher nannte sie Bougainville Boudoir, und im Jahr 1772 gab ihr Bonechea den Namen San-Christoval. Alle Schiffe, welche auf die Ostküste von Taiti zusteuern, sehen die Insel Maitia.

Westlich von den Taiti-Inseln befinden sich noch drei Inseln, welche ...it dieser Gruppe verbunden werden könnten.

Die bedeutendste, die Insel Mohipa, ist eine Gruppe kleiner, niedri... ...er und bewaldeter Inselchen, welche sich auf einem mit dem Meeresspie... ...el gleichlaufenden Riffe von ungefähr vier Meilen Umfang erheben, und ...egt unter 16° 42′ südlicher Breite und 156′ 34′ westlicher Länge; sie ...heint nicht bewohnt zu seyn. Entdeckt wurde sie im Jahr 1767 von ...allis; er nannte sie Insel Howe. Cook kam im Jahr 1774, so wie ...allis, nur nahe an ihr vorbei, ohne sie zu betreten. Keiner von Bei... ...n bemerkte Bewohner daselbst. Auch hörte Cook von den Bewohnern ...aiatea's, daß sie keine Bewohner habe, daß aber die Bewohner der Taiti-...nseln dahin gehen, um Schildkröten zu fangen.

Die zweite heißt Seiley; entdeckt wurde sie ebenfalls durch Wal...is im Jahr 1767; er schilderte sie als eine Gruppe niedriger und von ...iffen umgebener Inselchen von geringer Ausdehnung, deren Mittelpunkt ...nter 16° 30′ südlicher Breite und 157° 55′ westlicher Länge liegt. Seine ...eschreibung dürfte, wie es scheint, die genaueste von allen seyn, welche ...iedem davon gegeben wurden.

Die dritte ist die Insel Bellinghausen. Sie ist erst seit der ...eise Kotzebue's im Jahr 1814 bekannt. Sie ist ebenfalls eine Gruppe ...iedriger, bewaldeter und durch eine Klippenkette verbundener Inselchen ...hne Bewohner. Sie erstreckt sich auf drei Meilen in die Länge von Nor...en nach Süden, und ist 2½ Meilen breit; der Mittelpunkt liegt unter 15° ...8′ südlicher Breite und 154° 32′ westlicher Länge.

Klima und Bevölkerung von Taiti.

Es wurde schon bemerkt, daß die schönen Klimate des Wendekreises ...as natürliche Vaterland des Menschen seyen. In der That sieht man, ...ie hohen Gebirge ausgenommen, welche unbewohnt sind, und deren noch ...ildes Innere so ist, wie es aus den Händen der Natur hervorging, nir...ends fruchtbarere und oft besser bebaute Gefilde, als auf den Inseln Hy...ai, Taiti, Tonga und auf anderen. Das Land ist mit Kokospalmen und ...rodbäumen bedeckt; überall erblickt man Bananenpflanzungen, junge Maul...eerbäume, welche zur Verfertigung von Zeugen dienen, und andere nützliche ...flanzen, wie Ignamen, Arum esculentum, Zuckerrohr u. s. w. Im ...chatten der reizenden Gehölze von Taiti sah Forster eine Menge Häu...er, die nur wie Schoppen aussahen, aber die Eingebornen gegen Regen, ...euchtigkeit und ungünstige Witterung hinreichend schützten; nun haben die ...issionäre und Häuptlinge daselbst halb-europäische Häuser. Die Häuser ...ind voll von Bewohnern, und die größten enthalten mehrere Familien, ...agt er; und von welcher Seite wir auch herkamen, fanden wir die Wege ...it Insulanern besezt, ohne daß darum auch nur eine Wohnung leer ...tand, und obgleich ein zahlreicher Volkshaufen sich am Ufer gegenüber ...on den Schiffen befand. Außerordentlich stark ist die Bevölkerung auf ...ieser Metropole der tropischen Inseln, und Alles trägt zu ihrer Ver...mehrung bei.

Das Klima ist sanft und gemäßigt, und die Land- und Seewinde, welche die zu starke Sonnenhitze mildern, befördern das Wachsthum der Pflanzen; diese günstigen Umstände sind in gewisser Art auch der menschlichen Organisation zuträglich; auf Taiti vornehmlich gibt es einen solchen

Ueberfluß an herrlichen Früchten, welche dort ohne Anbau wachsen, daß Niemand seines Unterhalts wegen in Verlegenheit kommen kann. Ueberdieß haben die Insulaner noch darin eine Hülfsquelle, daß sie Tag und Nacht an den Riffen eine große Menge sehr großer Fische, Muscheln, Seeigel, Krebse und Mollusken von verschiedenen Gattungen fangen können. Oefters gehen sie auf die niedrigen Inseln, welche einige Lieues weit auf dem offenen Meere liegen, um dort Cavalla's (eine Art kleiner Fische) Schildkröten und Wasservögel zu holen. Bei jedem Hause oder jeder Hütte sieht man einen Hund, Hähne und Hühner, oft zwei oder drei Schweine. Die Rinde des Papiermaulbeerbaumes, der Brodbaum und andere liefern den Stoff zu einem leichten und warmen Zeuge, von welchem man mehrere Sorten in verschiedenen Farben bereitet, die zu Kleidern verarbeitet werden.

Zu den in der Einleitung zu Polynesien bereits angeführten Berechnungen und Bemerkungen Forsters über die Bevölkerung Taiti's fügen wir noch bei, daß sie in einem Lande, wo die Weiber im neunten oder zehnten Jahre heirathsfähig werden und zwanzig Jahre lang Kinder gebären, sehr zahlreich seyn muß. Natürlich kommt hier die glückliche Einfachheit, in welcher die Taitier ihr Leben hinbringen, mit in Berechnung; denn die dem wilden Leben eigenthümliche Sorglosigkeit ist auch eine Ursache der großen Bevölkerung.

Naturgeschichte.

Die Risse, welche man auf den Berggipfeln von Taiti sieht, scheinen von Erdbeben herzurühren; die Laven, woraus die meisten Felsen bestehen und woraus die Insulaner verschiedene Geräthe verfertigen, beweisen, daß einst ein Vulkan auf diesen Inseln war. Der reiche Boden der Ebenen, welcher eine mit vulkanischen Resten und schwarzem Eisensand, den man oft am Fuße der Hügel findet, vermischte Pflanzenerde ist, spricht noch weiter für diesen Umstand. Die äußeren Thäler der Hügel, welche bisweilen äußerst unfruchtbar sind, enthalten vielen mit eisenhaltigem Sand vermischten gelblichen Thon; die anderen aber sind mit Pflanzenerde bedeckt und bewaldet wie die höchsten Gebirge: auch findet man dort Quarzstücke. Die Reisenden bemerkten indeß Nichts von kostbaren Mineralien oder Metallen irgend einer Art, Eisen ausgenommen, das aber auch nur in geringer Quantität im Boden vorkommt. Das Innere der Berge enthält vielleicht Eisenminen, welche wohl einer Bearbeitung werth sind. Was die Silberstücke betrifft, die ein Reisender für ein Erzeugniß Taiti's ausgab, so darf man diesen Umstand mit Recht bezweifeln, weil gediegener Salpeter nie in festen Massen vorgefunden wurde.

In dem köstlichen Thale Matavai zeugt Alles von Wohlstand und Ueberfluß; um jede Hütte springen Heerden von Schweinen, und man geht an keiner vorbei, ohne daß man von den Bewohnern eingeladen wird, einzutreten und sich zu erfrischen; der Reisende, gerührt von dieser natürlichen Höflichkeit, kann ihre Einladung nicht zurückweisen. Geht man ungefähr eine Meile über Tuapru hinaus, so erblickt man auf der Ostküste von Taiti einen Hügel mit einem senkrechten Einschnitt von ungefähr fünfzig Fuß Höhe, dessen oberer sich sanft neigender Theil bis auf eine beträchtliche Höhe mit Gestrüpp bekleidet ist. Von diesem ausgeschweiften Theile fällt eine schöne Cascade ununterbrochen in den Fluß hinab und belebt die Scene, welche traurig und wild, aber sehr malerisch ist. Geht man weiter



Eingeborne das Zuckerrohr anpflanzend

vorwärts, so bemerkt man an diesem senkrechten Felsen mehrere vorspringende Winkel; und watet man durch das Wasser bis an den Fuß desselben, so findet man, daß er aus wirklichen Säulen von schwarzem und festem Basalt besteht, woraus die Eingebornen Werkzeuge verfertigen. Diese Säulen stehen aufrecht, in gerader Linie und nahe bei einander; ihr Durchmesser beträgt, wie es scheint, nicht mehr als fünfzehn bis sechszehn Zoll; man bemerkt nur einen oder zwei vorspringende Winkel an ihnen.

Die Taitier beziehen aus ihren Waldungen viel wilden Wegerich, Bahi genannt, und ein wohlriechendes Kraut (E-ahai), wodurch sie ihrem Kokosnußöl einen angenehmen Geruch geben.

In einem der ersten Thäler von Oparre findet man einen prächtigen Baum, den ein Reisender Baringtonia nannte. Er hat sehr viele Blumen, welche breiter als Lilien und durchaus weiß sind bis auf die Spitze ihren zahlreichen Staubfäden, welche ein glänzendes Carmoisinroth ist. Die Eingebornen, welche diesen Baum Abdu nennen, versichern, daß, wenn man seine Frucht, eine große Nuß, zerschlage und sie, mit dem Fleisch von Schalthieren vermengt auf dem Meere ausstreue, die Fische eine Zeit lang davon bezaubert und betäubt werden, so daß sie auf die Oberfläche des Wassers kommen und sich mit der Hand fangen lassen. Bemerkenswerth ist, daß viele Meerpflanzen der tropischen Gegenden diese merkwürdige Eigenthümlichkeit haben. Die Palmbäume des Landes erheben sich über die anderen Bäume; die Bananen entwickeln ihr breites Blätterdach, und andere mit düsterm Grün bedeckte Bäume tragen goldene Aepfel, welche an Saft und Geschmack der Ananas gleich kommen. Die Zwischenräume sind mit kleinen Maulbeerbäumen ausgefüllt, deren Rinde die Insulaner zur Verfertigung von Zeugen gebrauchen, mit verschiedenen Sorten von Arum oder Eddoe's, mit Ignamen, Zuckerrohr u. s. w. Lezteres wird von den Eingebornen gekaut und kein Zucker daraus gewonnen. Die im Schatten der Fruchtbäume liegenden Hütten sind ziemlich weit von einander entfernt und mit wohlriechenden Sträuchern, als Gardenia, Guettarda und Calophyllum, umgeben. Sie haben Dächer von den langen Blättern des Pandang oder Palmbaums, welche durch Säulen von Brodbaumholz getragen werden. Da ein einfaches Dach genügt, die Bewohner gegen Regen und Nachtthau zu schützen und das Klima dieser Insel vielleicht eines der köstlichsten der Erde ist, so sind die gewöhnlichen Häuser auf den Seiten offen; einige jedoch, zu geheimen Verrichtungen bestimmt, sind mit durch Querhölzer verbundenen Bambusrohren ganz geschlossen, so daß sie wie ein großes Käfig aussehen; in dieselben tritt man gewöhnlich durch ein Loch ein, welches mit einem Brett verschlossen wird. Ungeachtet die Sitten durch die Missionäre verändert wurden, so sieht man doch noch bisweilen vor den Hütten im Innern Taiti's Gruppen von Taitiern nach Art der Orientalen auf einem Rasen oder trockenem Grase sitzen, und so glückliche Augenblicke in der Unterhaltung oder Ruhe hinbringen. Wenn Fremde auf sie zukommen, so erheben sich Einige und schließen sich dem Haufen an, der ihnen gewöhnlich folgt; die von reiferm Alter aber bleiben in der nämlichen Stellung und rufen bloß: Tayo, Tayo (Freund, Freund). Es ist Dieß ihr gewöhnlicher Ausruf, wenn sie Jemand begrüßen wollen.

Auf den Gebirgen, auf welchen überhaupt je nach ihrer Höhe seltene Pflanzen vorkommen, findet man auch weißes und schwarzes Sandelholz.

D'Urville fand sehr viele Farrnkräuter. Von den Europäern wurden sehr viele Küchengewächse einheimisch gemacht.

Der nützlichste Baum Taiti's ist unstreitig der Brodbaum mit ein gezackten Blättern, der wahre Brodbaum (artocarpus). Diese köstliche Pflanze gab Veranlassung zu mehreren Seereisen, welche keinen andern Zweck hatten, als bloß einige Ableger dieses Baumes für die englischen Kolonien der alten und neuen Welt zu verschaffen. Hätten die ersten Reisenden die Aufmerksamkeit gehabt, einige Ableger in Töpfe zu setzen, an Bord ihrer Schiffe zu bringen und fleißig zu begießen, so hätten sie einen Genuß, den man sich erst viel später und mit großen Kosten verschaffen konnte, um mehrere Jahre früher sich verschafft. Bougainville hätte ihn den französischen Kolonien bringen können, und so hätte Cook England die unglückliche Expedition des Kapitäns Bligh erspart. Auf Isle de France und Bourbon hat ihn, wie ich glaube, Poivre einheimisch gemacht.

Dieser Baum hat einen geraden Stamm von der Dicke eines Menschenleibes und erreicht eine Höhe von vierzig Fuß; der Gipfel ist rund und deckt mit seinem Schatten einen Raum von ungefähr ... Fuß im Durchmesser. Das Holz ist gelblich, weich und leicht; die Blätter sind groß und haben auf jeder Seite sieben bis neun tief eingeschnittene Lappen. Die männlichen und weiblichen Blüthen zeigen sich auf einem und demselben Zweige; die Früchte sind kugelförmig, größer als zwei Fäuste und außen rauh; die Runzeln sind so vertheilt, daß sie regelmäßige Fünfecke oder Sechsecke, vermischt mit Dreiecken, bilden. Unter der dünnen Haut befindet sich das Fleisch, welches zu einer gewissen Zeit vor der Reife weiß, mehlig und nicht sehr faserig ist; ist die Frucht reif, so verändert sich Farbe und Dichtigkeit; es wird gelblich, saftig oder gallertartig. Einige Gattungen dieser Frucht haben keine Steine, z. B. alle auf Taiti; aber auf anderen Inseln Oceaniens findet man minder feine Spielarten, welche noch eckige Kerne haben, die beinahe so groß sind als Kastanien. Der Brodbaum trägt acht Monate nach einander Früchte. Will man sie frisch essen, so nimmt man sie in der Periode der Reife, wo das Fleisch mehlig ist, was man an der Farbe der Rinde erkennt. Man schneidet sie nun in dicke Schnitten, welche man auf einem Kohlenfeuer kochen läßt: man kann sie auch in einen heißen Ofen legen und sie dort lassen, bis die Rinde anfängt schwarz zu werden. Wie man sie aber auch gekocht haben mag, so schabt man die verkohlte Außenseite weg, und das Innere ist weiß, zart wie die Krume von frischem Brod und hat ungefähr einen Geschmack wie die Artischoke. Um die Frucht das ganze Jahr hindurch genießen zu können, sammeln die Bewohner Oceaniens in der Zeit, in welcher es mehr Früchte gibt, als man täglich gebraucht, das Uebrige, und bereiten daraus einen gegornen Teig, der sich lange hält, ohne zu verderben. Wenn die Bäume keine Früchte mehr geben, so begnügt man sich mit diesem Teige, den man im Ofen kochen läßt und der eine Art Brod von säuerlichem, aber nicht unangenehmem Geschmack gibt.

Eine englische Expedition sollte diesen Baum auf Taiti holen, um ihn auf die zwischen den Wendekreisen gelegenen englischen Kolonien zu vertheilen. Die Berichte aller Reisenden, und vornehmlich Cooks, hatten eine hohe Meinung von den mit dem Bau des Brodbaumes verbundenen Vortheilen eingeflößt. Die englischen Kolonisten baten die Regierung, ihnen

n wunderbaren Baum zu verschaffen, und ihre Bitte wurde genehmigt. Man beschloß, ein schönes Schiff von 250 Tonnen unter dem Befehle Blighs, der damals erst Lieutenant war, hernach aber bis zum Admiral emporstieg, nach Taiti abzusenden. Er hatte Cook auf seinen Reisen begleitet und bei mehreren Gelegenheiten Proben von großen Talenten und beispielloser Tapferkeit abgelegt. Das Schiff ging im Jahr 1787 ab, und nach zehnmonatlicher Fahrt kam es auf Taiti an. Die Insulaner empfingen es mit Zuvorkommenheit; mehr als 1000 Ableger von Brodbäumen wurden in Töpfe und Kisten gesezt und mit dem zur Begießung nöthigen Wasservorrathe eingeschifft. Mit diesen Arbeiten brachte man fünf Monate zu, so daß man die Rückfahrt erst im Anfang des Jahres 1789 antreten konnte. Bis dahin war Alles gut gegangen; nach der Abfahrt vereitelte aber die Verrätherei und Rachsucht eines Theils der Mannschaft die ganze Unternehmung. Ein von dem größeren Theile der Mannschaft angesponnenes und bis dahin ganz geheim gehaltenes Komplott brach nach zweiundzwanzigtägiger Fahrt aus; der Kommandant, dessen Tapferkeit die Empörer wohl kannten, wurde im Schlaf ergriffen und in eine Schaluppe gebracht. Wir haben oben bemerkt, daß die Empörer, nachdem sie den Kommandanten Bligh mit 18 Mann, welche ihm treu geblieben waren, in eine Schaluppe eingeschifft hatten, ihnen einige Schifffahrtsinstrumente, Lebensmittel und Wasser für einige Tage nebst etwas Rum und Wein gaben, sie ihrem Schicksale überließen, und auf dem Schiffe wegfuhren, das ihnen bald aus dem Gesichte kam. So befanden sich also 19 Mann auf einem Fahrzeuge ohne Verdeck mitten im Ocean auf einer unermeßlichen Entfernung von jedem bekannten Lande! Sie verloren den Muth nicht, und Bligh gab ihnen das Beispiel unerschütterlicher Festigkeit, indem er die Schaluppe lenkte, seine Beobachtungen fortsezte und Bemerkungen niederschrieb. Nach großen Strapazen und Leiden, denen ein einziger dieser Unglücklichen unterlag, kamen sie nach Kupang auf der Insel Timor; sie hatten auf ihrer Schaluppe mehr als 1200 Seemeilen zurückgelegt. Der holländische Gouverneur empfing sie mit dem Interesse, das ihre Abenteuer und ihre Lage in so mancher Hinsicht einflößten, und bald waren zwölf von ihnen im Stande, nach Europa zurückzukehren. Dem Kommandanten Bligh wurde in England die Gerechtigkeit, welche er verdiente; weit entfernt, ihm den schlechten Erfolg der Expedition zuzurechnen, beförderte man ihn zum Grade eines Schiffskapitäns, und übertrug ihm das Kommando einer zweiten Expedition, welche noch beträchtlicher war, als die erste. Sie wurde durch kein widriges Ereigniß gestört; die Ueberfahrt nach Taiti dauerte nur acht Monate. Nach Verlauf von drei Monaten befanden sich mehr als 1200 Brodbaumstecklinge an Bord, und nach zweijähriger Abwesenheit kamen die zwei Schiffe der Expedition in England an, ohne auch nur Einen Mann verloren zu haben. Die englischen Kolonisten besitzen nun den Brodbaum seit beinahe 50 Jahren. Jedoch wurden die Hoffnungen, welche man von dieser Erwerbung gehabt hatte, nicht vollständig verwirklicht. Man glaubte, die Frucht würde ein neues Nahrungsmittel für ihre Sklaven geben; diese aber ziehen die Bananen vor, und der Bananenbaum kann ebenso leicht angebaut werden, und trägt früher und mehr Früchte. Der Geschmack der Europäer ist ein anderer, als der der Schwarzen; die Brodfrüchte schmecken ihnen gut, und sie bereiten sie nach den Vorschriften der englischen Küche auf verschiedene Art zu. So

werden sich beide Kulturen erhalten, und beide werden zur Verschönerung der Gegenden, wo sie blühen, beitragen: denn eine Bananenpflanzung bietet einen sehr angenehmen Anblick dar, und der Brodbaum würde mit Recht eine Stelle in den Lustgärten erhalten, wenn er auch sonst keinen Nutzen hätte.

Forster bemühte sich lange, die Art des Anbaus dieses Baumes kennen zu lernen, man antwortete ihm aber immer, daß man ihn nicht pflanze. Untersucht man die Stellen, wo die Schößlinge wachsen, so kann man sich davon überzeugen. Man wird immer bemerken, daß sie aus den Wurzeln der alten treiben, welche sich nahe an der Oberfläche des Bodens hinziehen. Die Bäume würden also die Ebenen bedecken, auch wenn die Insel nicht bewohnt wäre, so wie die Bäume mit weißer Rinde auf van Diemensland wachsen und dort große Wälder bilden; daraus läßt sich schließen, daß die Bewohner Taiti's, anstatt ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts bauen zu müssen, der Freigebigkeit der Natur, die es ihnen im Ueberflusse gibt, Einhalt thun müssen. Wie es scheint, rotten sie bisweilen Brodbäume aus, um andere Bäume an ihre Stelle zu setzen und eine Abwechslung in den Nahrungsmitteln sich zu verschaffen. Es gibt auf Taiti gegen 28 Spielarten dieses schönen Baumes.

Oft setzen die Taitier an die Stelle des Brodbaumes den Kokos- und Bananenbaum. Der erste erfordert keine Sorgfalt, wenn er sich zwei bis drei Fuß über die Oberfläche des Bodens erhoben hat; der Bananenbaum aber trägt mehr ein; er bekommt bald Zweige, und drei Monate nach seiner Anpflanzung trägt er Früchte. Diese Früchte und die Zweige, welche sie tragen, wachsen lange immer wieder aufs Neue; so wie man die Frucht wegnimmt, schneidet man die alten Zweige ab. Der Boden von Taiti erzeugt mehr als 15 Spielarten von Bananen.

Außer den Ratten, Kaninchen und wilden Ziegen, welche auf der Hauptinsel und im Archipel vorkommen, findet man auch das Schwein, das dort seit undenklicher Zeit in großer Menge vorhanden ist; jetzt aber kommt es nicht mehr so häufig vor, als früher. Sein Fleisch hat nicht den faden Geschmack, wodurch in Europa der Genuß des Schweinefleisches, wenn es nicht gesalzen ist, so bald verleidet wird. Man kann das Fett der taitischen Schweine mit dem Marke vergleichen, und das magere Fleisch schmeckt beinahe wie Kalbfleisch. Diese Verschiedenheit scheint von den Pflanzen, welche dieser Art von Schweinen als Nahrung dienen, herzukommen; sogar ihr natürlicher Instinkt scheint dadurch eine Modifikation zu erleiden. Sie sind von der kleinen sogenannten chinesischen Race, und haben nicht jene hängenden Ohren, welche nach Buffon die Hausthiere charakterisiren. Sie sind viel reinlicher, als die europäischen Schweine, und scheinen deren schmutzige Gewohnheit, sich im Kothe zu wälzen, nicht zu haben. Gewiß machen diese Thiere einen Theil des wahren Reichthums der Taitier aus; jedoch wäre die ganze Ausrottung dieser Thiergattung für sie kein so großer Verlust, denn sie sind nur ein Luxusgegenstand für die Häuptlinge des Volkes geworden. Ueberhaupt schlachten sie nur selten Schweine, gewöhnlich nur bei feierlichen Gelegenheiten; aber alsdann essen die Häuptlinge das Schweinefleisch mit aller Gier eines Pariser Feinschmeckers, der einen ausgebeinten Truthahn oder eine Pastete von Lefage verzehrt. Das Volk bekommt kaum einige Stücke, ob es gleich mit ihrer Fütterung und Mästung viele Mühe hat. Die Seltenheit der Schweine

Taiti kann man dreierlei Ursachen zuschreiben, erstlich dem starken ...sumo, sodann der großen Ausfuhr durch Schiffe, welche in Taiti an... ...ten, endlich häufigen Kriegen.

Indessen sieht man auf den Besitzungen der Großen Heerden von ...weinen und Hunden und Schaaren von Geflügel. Die Hühner streifen ... Gehölze umher, und sitzen auf die Fruchtbäume; auch die Schweine ...fen frei umher; aber man reicht ihnen täglich regelmäßige Fütterung.

Als Anderson eines Abends mit dem Dr. Sparmann spazieren ...g, bemerkte er eine alte Frau, welche ein kleines Schwein mit einem ...erlichen Teige aus gegorener Brodfrucht, welchen man Mahei nennt, ...terte: sie hielt das Schwein mit einer Hand, und bot ihm eine zähe ...weinshaut hin; sobald nun das Thier das Maul öffnete, um diese ...kspeise zu ergreifen, warf sie ihm ein Stück Teig hinein. Ohne diese ... würde ihn das Schwein nicht gefressen haben. Diese Thiere wurden ...geachtet ihrer Dummheit von allen Frauen wirklich besorgt und gelieb...; sie reichten ihnen ihre Fütterung mit einer lächerlichen Zärtlichkeit. ...derson sah eine nicht sehr alte Frau einem kleinen säugenden Hunde ...e mit Milch gefüllten Brüste hinhalten. Dieses Schauspiel überraschte ihn ... sehr, daß er nicht umhin konnte, seinen Abscheu an den Tag zu legen; ...r die Frau lächelte und sagte, daß sie sich oft von jungen Schweinen ...saugen lasse, weil sie ihre Kinder verloren habe. Dieses sehr unschul...e Auskunftsmittel war vormals auch in Europa gebräuchlich.

Die Hunde auf allen diesen Inseln sind kurz, und ihre Größe wechselt ...n der Größe eines Schoßhündchens bis zu der eines großen Wachtelhun...s. Sie haben einen breiten Kopf, eine spitzige Schnauze, sehr kleine ...gen, aufrecht stehende Ohren, ziemlich lange, glatte, straffe, verschieden...bige, gewöhnlich aber weiße und braune Haare. Sie bellen selten, heu... aber bisweilen, und zeigen viel Abneigung gegen Fremde.

Kleine Vögel beleben die Wälder; ihr Gesang ist sehr angenehm. ...hr kleine Papagaien von schönem Saphirblau bewohnen den Gipfel der ...hsten Kokosnußbäume, während andere von grünlicher Farbe und roth...eckt gewöhnlich zwischen den Bananen sich aufhalten, oft aber auch in ... Wohnungen der Eingebornen, welche sie füttern und ihre rothen Fe...n hochschätzen.

Man bewundert die schönen Turtel-Tauben, Kuru-Kuru, und den ...elgrünen Königsfischer mit einem Halsband von derselben Farbe um ...n weißen Hals. Der große Kukuk und mehrere Arten Tauben und ...el-Tauben hüpfen von einem Zweige auf den andern, während der ...liche Reiher gravitätisch am Meeresufer umherspaziert und Würmer ...-Mollusken speist.

Von Landinsekten kommen am häufigsten schöne Schmetterlinge vor; ... Insekt, welches Velia oceania heißt, findet man nach Lesson bei Wind...n auf unerhörten Entfernungen von jedem Lande.

Hier einige werthvolle Details, welche wir dem berühmten Cook ...nken:

„Während wir uns in der Bai Ware befanden, brachte man den Rest ... Zwiebacks, der noch in der Vorrathskammer war, ans Land, um ihn ... dem Ungeziefer zu reinigen, welches ihn verzehrte. Der Schaden, den ...s verursachte, war sehr beträchtlich; und wir wandten vergeblich alle ...chen Mittel an, um es zu vernichten. Diese Schaben belästigten uns

Anfangs nur, und da wir an die Beschädigungen durch Insekten gewöhnt waren, so bekümmerten wir uns nicht viel darum; aber sie wurden eine wahre Plage für uns, und verwüsteten beinahe Alles, was sich an Bord befand. Eßwaaren wurden, wenn sie nur einige Minuten an Bord sich befanden, damit ganz überdeckt: bald hatten sie Löcher hineingegraben, wie man sie in Bienenkörben sieht. Besonders fraßen sie die Vögel an, welche wir ausgestopft hatten und als Seltenheiten aufbewahrten. Noch ärgerlicher aber war, daß sie besonders die Tinte leidenschaftlich zu lieben schienen, so daß die Aufschriften an unsern Mustern gänzlich zerfressen waren; an unsern Büchern hielt nur die Festigkeit des Einbandes die räuberischen Thierchen ab, zwischen die Blätter zu schlüpfen. Anderson beobachtete zwei Gattungen, die blatta orientalis und germanica. Die erste hatte ich von meiner zweiten Reise mitgebracht; und ungeachtet das Schiff in England immer im Bassin gewesen war, hatte sie doch den strengen Winter des Jahres 1776 ausgehalten. Die zweite zeigte sich erst nach unserer Abfahrt von Neuseeland; aber sie hatte sich so stark vermehrt, daß sie neben den Verheerungen, von denen ich eben gesprochen habe, sogar das Tackelwerk angriff, und wenn man ein Segel aufzog, so fielen Tausende auf das Verdeck herab. Die orientalis kam nur bei Nacht zum Vorschein; dann machte sie aber einen solchen Lärm in den Kammern, daß Alles in Bewegung zu seyn schien. Neben den sonstigen Belästigungen verunreinigten sie unser Zwieback so sehr mit ihren Excrementen, daß es auch nicht sehr leckerhafte Leute angeekelt haben würde."

Schöne Bäche, deren silberne Wellen über Kieselbette rollen, durchströmen enge Thäler, und bieten bei ihrer Einmündung in das Meer ihr Wasser und ihre vortrefflichen Fische den Reisenden dar, welche deren bedürfen.

Meerfische gibt es im Archipel im Ueberflusse; die besten sind: die Makrele, der Breitfisch und die große Makrele. Auch findet man viele Hummern, Krabben und andere gelenkschalige Thiere.

Von Meerschildkröten, Riesen- und Caret-Schildkröten wimmelt es in allen Untiefen. Kriechthiere findet man nicht, aber gefährliche Wasserschlangen mit tödtlichem Gifte schwimmen um die Korallenfelsen herum, an welchen die Wellen des im Allgemeinen ruhigen Meeres sich brechen.

An den Ufern zeigen sich bisweilen große Haie und mehrere Arten des Murenophis, welcher wie eine Schlange schwimmt.

Auch findet man sehr viele bewunderungswürdige Sternkorallen und prächtige Muscheln, als Porcellanschnecken, Olivenwalzen, Harfenschnecken, Bischofsmützen u. s. w.

Landschaften, Seen und Merkwürdigkeiten der Insel Taiti.

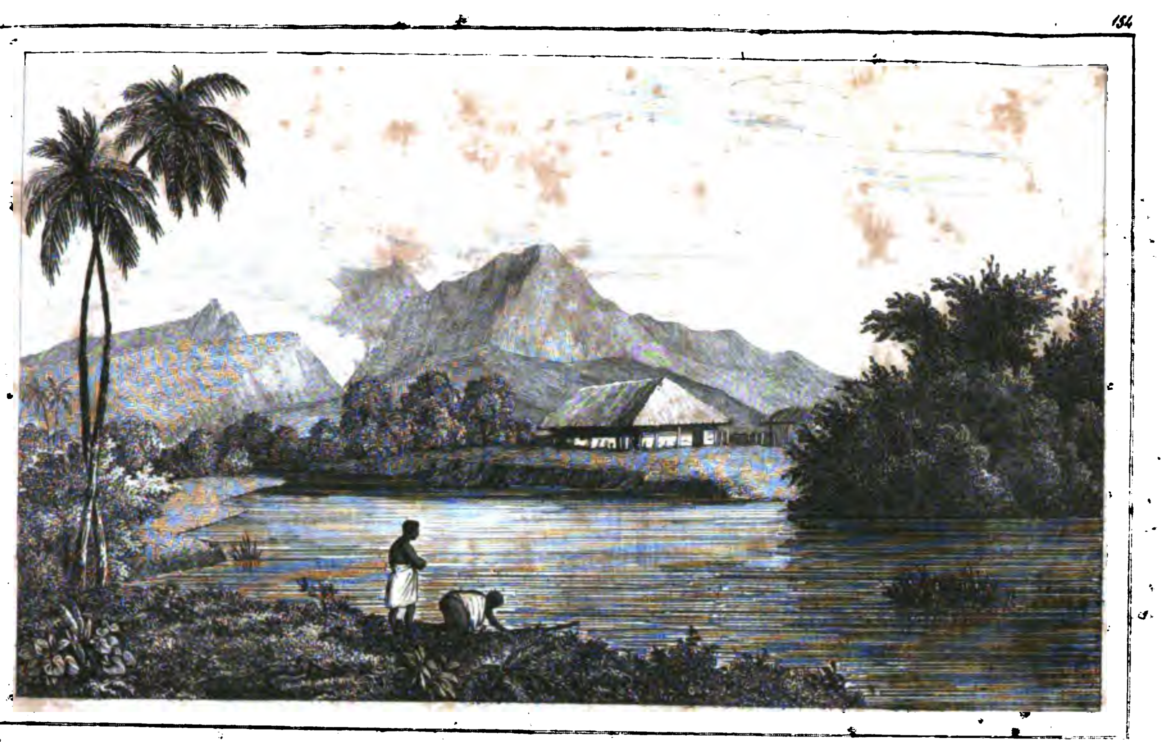
Man wird auf der ganzen Welt nicht leicht eine Gegend mit einer reichern Ansicht finden, als den südöstlichen Theil von Taiti. Die Hügel sind hoch, mit einem steilen und an vielen Stellen abschüssigen Abhang; aber sie sind mit Bäumen und Gesträuch bis zum Gipfel so bedeckt, daß man bei ihrem Anblick versucht ist, den Felsen die Fähigkeit, das prächtige Grün zu erzeugen und dort festzuhalten, beizulegen. Die Ebenen, welche die Hügel gegen das Meer hin begränzen, die dazwischenliegenden Thäler tragen eine Menge Pflanzen von außerordentlicher Kraft, und beim Anblick dieses Bodenreichthums überzeugt sich der Beobachter, daß es auf der Erde keine Gegend mit einer reicheren und kräftigeren Vegetation gibt.



Die Abtrettung von Matāvai an die englischen Missionaire.



Ansicht im Innern von Matavai



Ansicht im Innern von Matavai.

fällt ein schäumender Wasserfall als Thau in den Strom herab.
davon stürzt sich eine furchtbare Wassermasse wüthend von einer
Höhe herab, und das Geräusch dieser brausenden Cascade, welche die
gebornen Piha Malle nennen, und auf welche sich abergläubische
gen und eine düstere und gräßliche Poesie stützen, ist so furchtbar,
man mehrere Donnerschläge oder die Explosion mehrerer
ren glaubt.

Ein bequemer und ziemlich gut unterhaltener Damm führt
lichen Residenz. Sie ist ein großes Haus, geräumiger
ren, und sein Dach wird durch eine doppelte Säulenreihe
ist in zwei Räume getheilt; der erste ist eine Art Wachtsaal;
wird von der königlichen Familie und ihrem Hofe einge
Thron des Monarchen ist nichts weiter als ein hölzerner
übrigen Glieder der Familie sitzen auf Stühlen, und die
hen. Der Bezirk, in welchem der Palast liegt, ist reizend und
baut. Die Lustwäldchen, in welchen man das Nützliche mit dem
men verbunden hat, bestehen aus Brodbäumen, Casuarina's
ringtonia's.

Ganz nahe an der königlichen Residenz liegt der große König
begraben. Sein Mausoleum ist ein kleines gemauertes Gebäude
Grabe, in welches der königliche Leichnam gelegt wurde. Neben
stehen drei vernagelte Kanonen. Das Gebäude ist mit Palissaden
und innen mit Barringtonia's und Casuarina's besezt.*). Ein
reicher und religiöser Gedanke, das Grabmal eines Königs
Wohnung seiner Familie zu setzen.

Die Wohnung der Regentin liegt weiterhin auf der
Papai-Iti, ein großes und hübsches Haus, umgeben von
schönen Fruchtbäumen. In einer Entfernung von 200 Schritten
die Wohnung und Kapelle der Mission. Crook,
von der Gesellschaft zu London nun nach Taiarabu geschickten
hat lange dort gewohnt.

Unweit davon ist das kleine Inselchen Motu-Ta, eine
den aus der Einöde des Meeres sich erhebenden Riffen. Dieses
Inselchen war das Belvedere des Königs Pomare II. Dort
einen Theil seiner Zeit mit Uebersetzung der Bibel ins Taitische zu

Nicht weit von der königlichen Wohnung zieht eine Art sehr
600 Fuß langer und 70 Fuß breiter Schoppen die Aufmerksam
Reisenden auf sich. Die ganze Bevölkerung der Insel, welche sich
Seelen beläuft, versammelt sich bisweilen in diesem Raume,
die Predigt vom Christenthume oder die Ermahnungen seiner
hören, oder die Verfassung und die Gesetze des Landes zu erörtern.
einigen Jahren sind die religiösen und gesetzgebenden Versamml
tener geworden, und das Forum wird schlecht unterhalten.

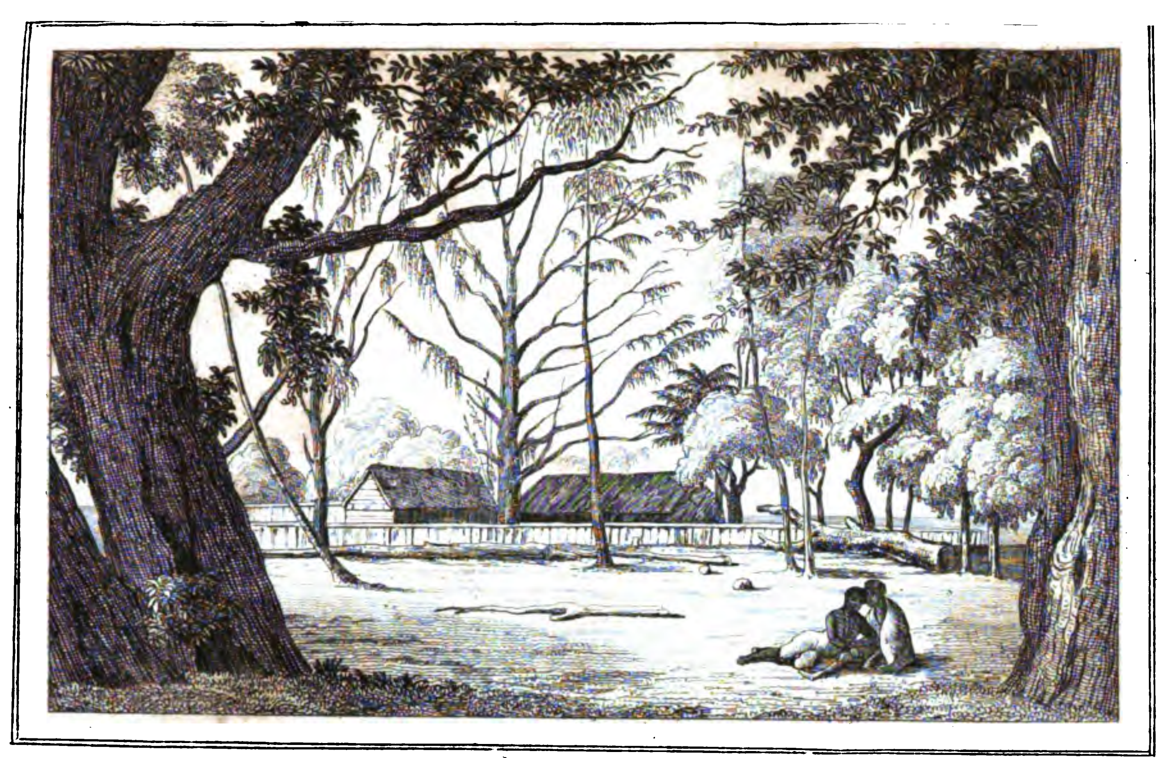
Wenn man den Berg Taha-Rai erstiegen hat, und einige
weit auf einem rauhen und schlechten Pfade gegangen ist, muß
lich durch Gestrüppe, dorniges Heidekraut und riesenmäßige Farn
einen von rauhen, scharfen Kanten starrenden Felsen steigen, ehe
den berühmten Pik Mowa gelangt. Ist man auf dem lezten
das dem Pik zur Basis dient und 7300 Fuß hoch ist, angekom

*) S. Blatt 159.

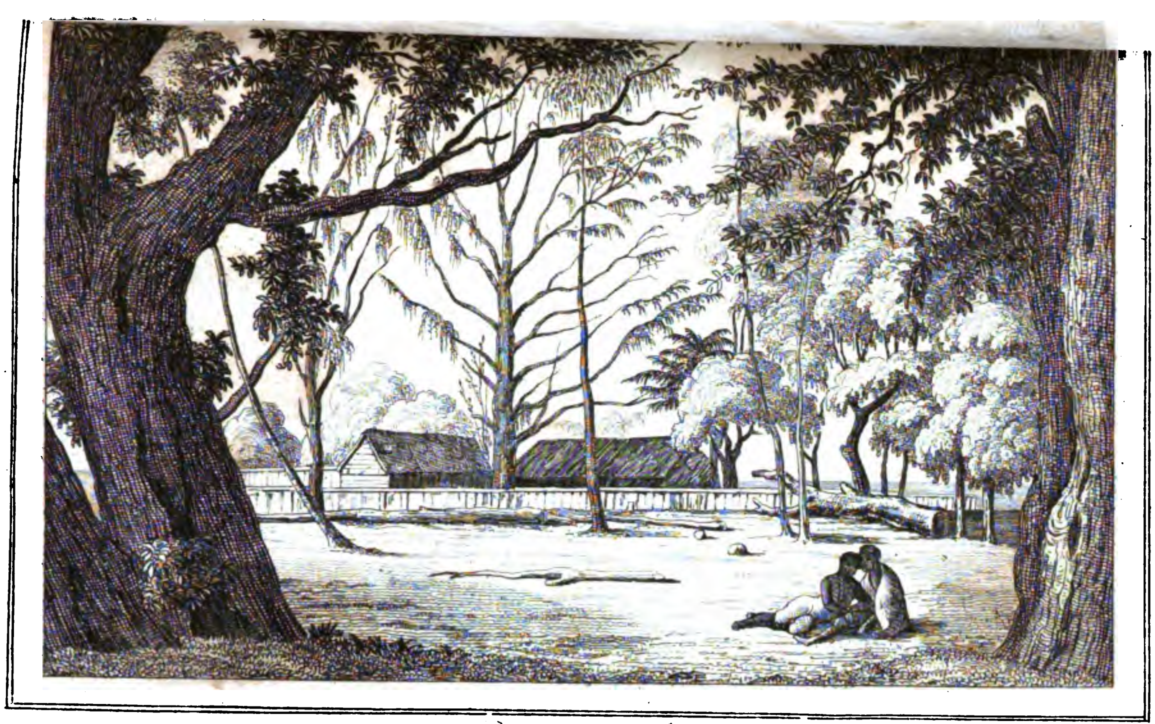
Basalt Felsen



Pomar II.

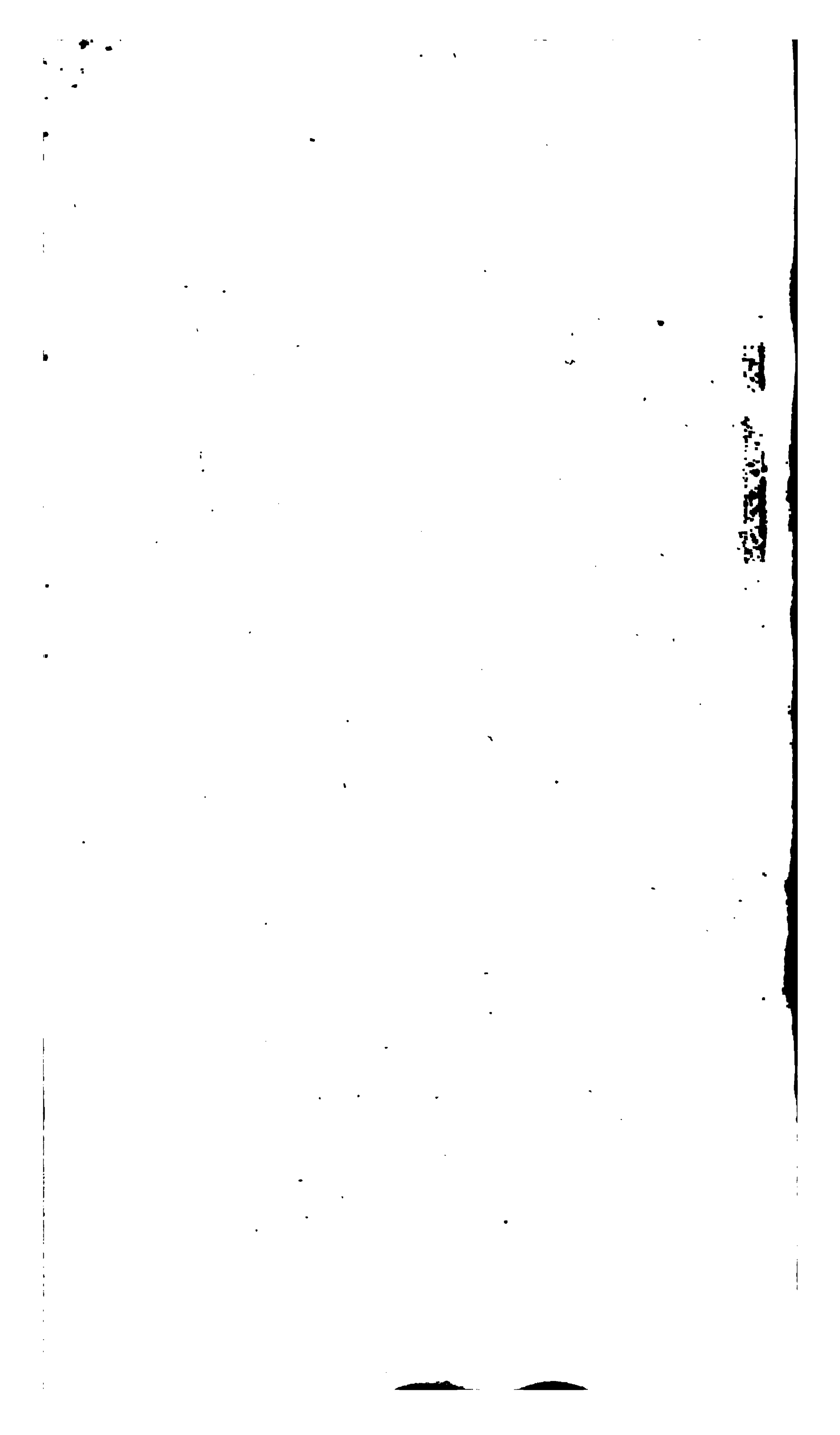


Pomar d II Grab



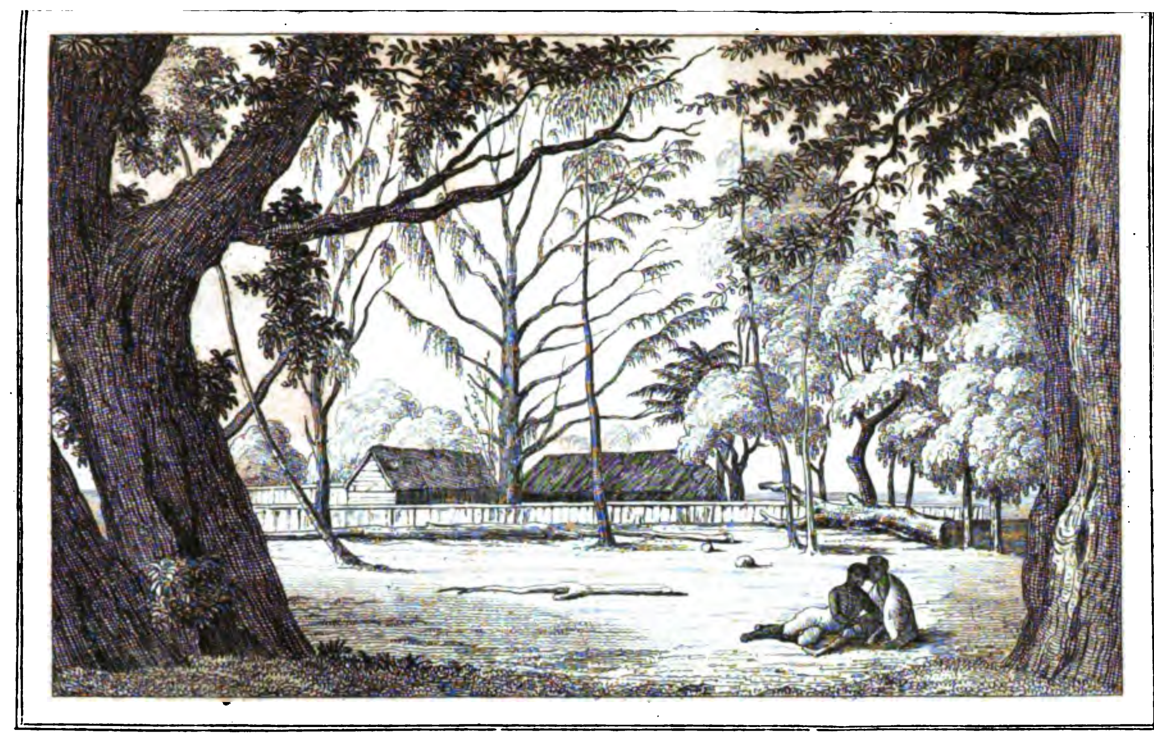
Pomar d. II Grab



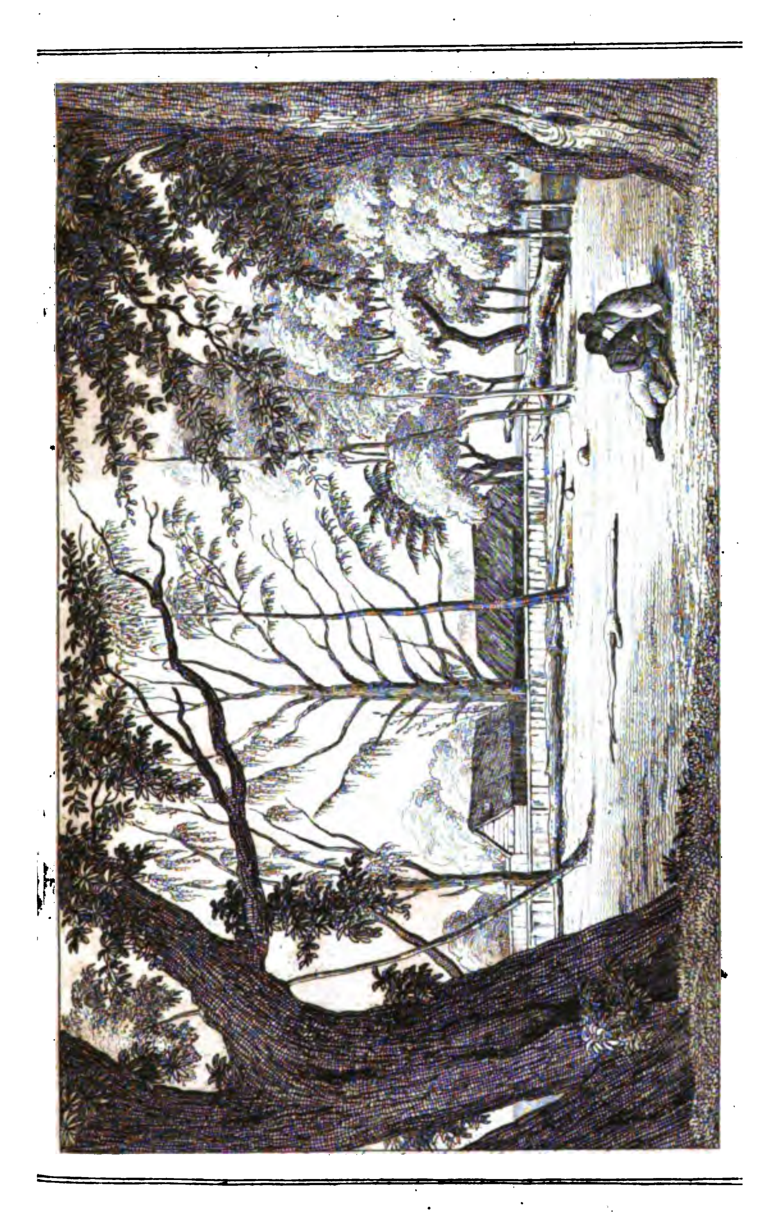


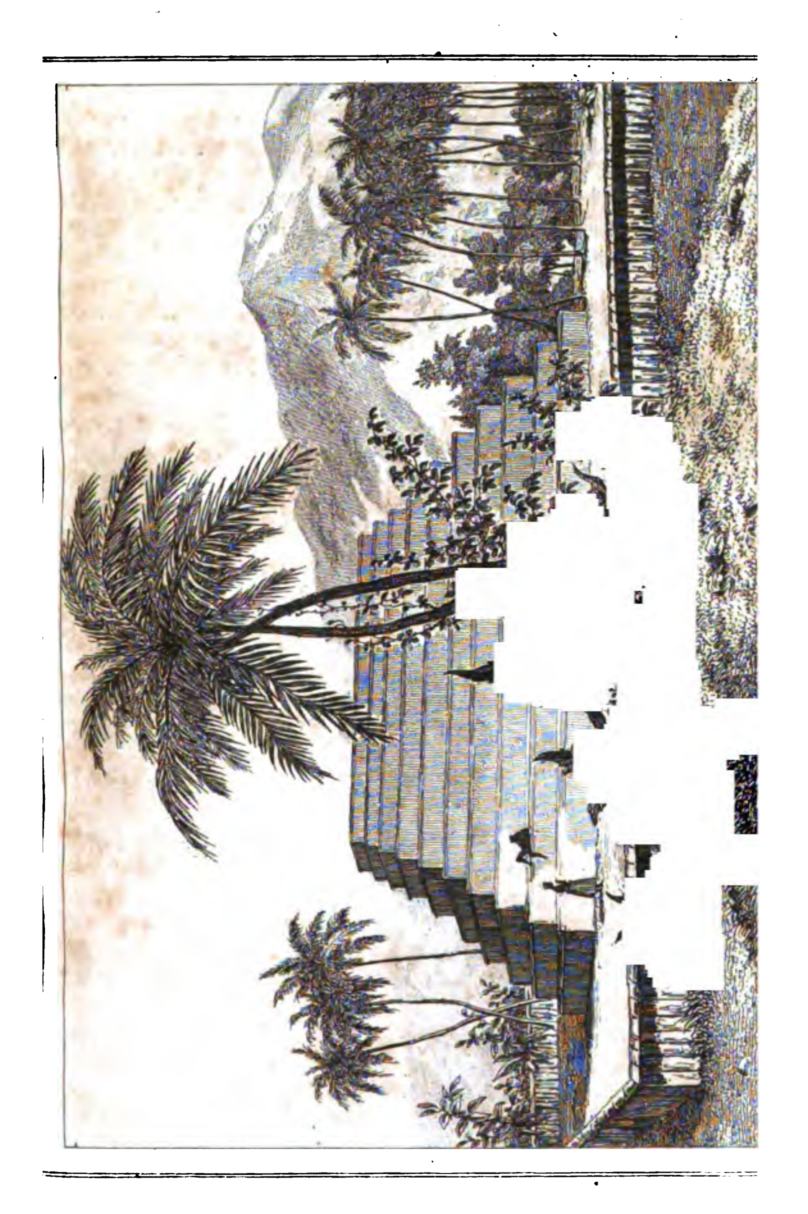


Pomar's II Grab



Pomare d. II Grab.





des Südmeeres genannt haben: es ist besonders für Kinder der Missionäre bestimmt. Unter ihnen wurde der König Pomare III. durch die Vorsteher der Akademie, Orsmond und Blossom, erzogen. Außer den Elementarfächern werden dort Mathematik, Geschichte, Geographie, Astronomie, Zeichnen und die Anfangsgründe der anderen Künste und Wissenschaften gelehrt.

Neben dieser wohlthätigen Anstalt haben Armitage und Simpson eine Cotton- und eine Tauwerk-Fabrik angelegt. Die Bewohner von Eimeo sind diejenigen des Archipels, welche sich am bereitwilligsten zu den Gesetzen und dem Gottesdienste der Missionäre bequemten.

Merkwürdige Orte der Insel Wahine.

Auf der Insel Wahine ist die hübsche Bai Ware mit ihren hübschen Hütten und Baumgruppen. *) Der nordöstliche Theil des Distrikt Fa-Ri ist eine der malerischsten Gegenden dieser Insel. **)

Auf Wahine hatte der Kapitän Furneaux Mai (Omai) weggenommen. Cook führte ihn dahin zurück und ließ ihn ein Haus in englischem Style bauen. Es war mit einem Garten umgeben. Die Gegend, in der es erbaut wurde, heißt noch Beritani, ein aus Britte, Brittanien, verdorbenes Wort.

Die Häuptlinge Pohue-Hea und Tarai-Manu, welche im Jahr 1824 im Besitze von Beritani waren, haben dort ein zweistockiges Haus erbaut, welches das schönste auf der Insel ist, und einen Garten mit vielen Fruchtbäumen angelegt.

Königliche Wohnung auf Raiatea.

Auf der Insel Raiatea war das Dorf Vao-Ara beinahe ganz verlassen, weil es den Missionären gefiel, ihren Sitz nach dem Dorfe Uto-Macoro zu verlegen; die alte Königin von Raiatea, Tere-Moe-Moe wohnt dort. Die königliche Wohnung ist sehr hübsch. ***) Das Getäfel der Zimmer ist gemalt. In den Seitenkabinetten findet man hübsche mit farbigen Zeugen überzogene Bänke von über einander gelegten Matten; die Betten und Fenster sind mit Umhängen von Tapa oder weißem Zeug verziert.

Bora-Bora. Romantische Gegenden.

Diese Insel hat romantische und seltsame Ansichten. Ihr Boden bietet ganz eigene Zufälligkeiten dar. Man sieht einen Felsenkegel, eine Art Leuchtthurm ohne Leuchtfeuer, eine Art hoher Glockenthurm ohne Glocken, mit Grün bedeckt, ein enges Thal beherrschen, mit einer Stufenreihe von Pandanusbäumen und Kokospalmen, welche sich wie Stäbe eines Sonnenschirmes stellen. Hie und da sind sehr nette, hübsch gruppirte Hütten. Merkwürdig ist, daß in dem zirkelförmigen Bassin, das die Riffe von der Insel trennt, das Wasser von seltener Klarheit ist, und daß die äußere Kette seiner Riffe nicht bald unter der See sich befindet, bald mit dem Wasser gleich lauft, dort öde und hier mit einer spärlichen Vegetation bedeckt ist, wie auf mehreren Inseln, sondern daß sie ganz mit Kokospalmen bedeckt ist, welche eine grüne Krone um einen Blumenstrauß bilden.

*) S. Blatt 164. **) S. Blatt 167. ***) S. Blatt 166.

Maupiti hat einen Pik, dessen Gestalt einige Aehnlichkeit mit dem Pik auf Bora-Bora hat, nur ist er nicht so spitzig und nicht so hoch.

Charaktere, Kleidungen, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, wie sie ehemals waren.

Ehe wir die Insel Taiti in ihrem neuen Zustande beschreiben, wie ihn die anglikanischen Missionäre herbeigeführt haben, müssen wir die alten Sitten dieser Königin Polynesiens beschreiben. Sie verwischen sich täglich mehr, und bald werden sie nur noch in Büchern sich vorfinden.

Die Farbe der Taitier ist eine ins Kupferfarbe spielende Olivenfarbe; sie sind gewöhnlich hoch gewachsen und ausnehmend feist, besonders die Personen der vornehmeren Klassen. Die Frauen werden von Wallis, Bougainville, Cook und einigen andern Seemännern und Reisenden viel zu hoch erhoben; sie sind gut gewachsen, verlieren aber bald ihre frische Farbe, und sind bei Weitem nicht so schön, als die Nukahiverinnen. Nach sechsmonatlicher Fahrt, auf welcher entweder gar nicht, oder bisweilen nur ein- oder zweimal auf Melanesien angehalten wurde, mochten sie die Matrosen natürlich für Göttinnen halten.

Ehedem gingen die jungen Leute beider Geschlechter ganz nackt. Die Kleidung der Männer und Frauen war zierlich und nicht ohne Anstand; sie wurde aus einem Stück weißen Zeuges verfertigt, den ihnen die Rinde des Papiermaulbeerbaumes lieferte, und welcher viel Aehnlichkeit mit dickem chinesischem Papiere hat. Aus zwei Stücken dieses Zeuges bestand ihre Kleidung; das eine hatte für den Kopf ein Loch in der Mitte, und hing hinten und vornen von den Schultern bis auf die Beine herab; das andere war 6 oder 7 Fuß lang, und ungefähr 1½ Fuß breit; sie umhüllten damit ihren Körper, ohne es fest anzuziehen. Dieser Zeug war nicht gewoben; er war, wie das Papier, aus den holzigen Fasern der innern Rinde gemacht, welche man einweichte, dann ausspannte und auf einander klopfte. Ihr Schmuck bestand in Federn, Blumen, Muscheln und Perlen. Besonders die Frauen schmückten sich mit Perlen von sehr glänzender Farbe, die aber durch die Löcher, welche man hineinmachte, sehr zerbröckelt waren. Sie bereiteten für ihren Gebrauch auf mehrere verschiedene Arten, je nach ihren Talenten und ihrem Geschmacke, einen einfachen weißen Stoff, den sie mit vielem Geschmack um sich warfen. Mit ihrer Einfachheit verbanden sie natürliche Anmuth.

Die Trauerkleider, welche aus den kostbarsten Erzeugnissen der Insel und des sie umgebenden Meeres zusammengesezt und mit ausnehmender Sorgfalt und Geschicklichkeit gearbeitet wurden, hatten einen beträchtlichen Werth. Dieser durch seine Seltsamkeit merkwürdige Anzug bestand aus einem leichten, halbzirkelförmigen Brett, ungefähr 2 Fuß lang und 4—5 Zoll breit, mit fünf auserwählten Perlmuscheln besezt, die an Schnüre von Kokoswolle gebunden waren, welche durch die Ränder der Muscheln und mehrere durch das Holz gebohrte Löcher gingen. Eine andere Muschel von derselben Gattung, nur größer und mit graublauen Taubenfedern geziert, war an beiden Enden des Brettes angebracht, dessen konkaver Rand nach Oben gerichtet war. Mitten auf diesem konkaven Theile sah man zwei Muscheln, welche zusammen einen Kreis von ungefähr 6 Zoll im Durchmesser bildeten, und über diesen Muscheln befand sich ein sehr großes längliches Stück Perlmutter, das gegen das obere Ende hin etwas

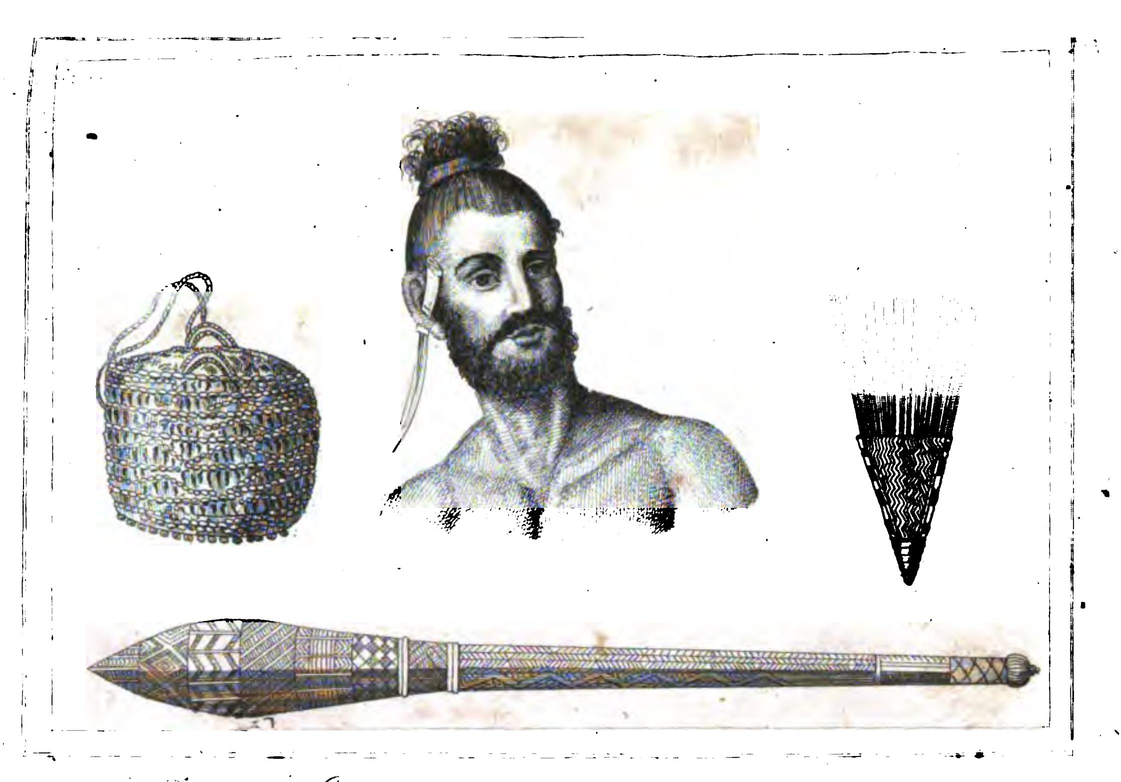
breiter wurde und 9—10 Zoll hoch war. Lange weiße Federn aus Schwanz des Tropikvogels bildeten einen Strahlenkreis darum. Von konvexen Rand des Brettes hing ein Gewebe von kleinen Stücken mutter herab, welches nach Ausdehnung und Gestalt einem Schurze es bestand aus 10—15 Reihen von ungefähr anderthalb Zoll lang $\frac{1}{10}$ Zoll breiten Stücken; jedes hatte an beiden Enden Löcher, deren es an die übrigen Reihen angereiht werden konnte. Die Rei ren ganz gerade und einander gleichlaufend; die oberen abgeschnitten sehr kurz wegen der Halbzirkelform des Brettes. Die unteren waren gewöhnlich schmäler, und an beiden Händen hing eine Schnur mit Muscheln oder bisweilen auch mit europäischen Glasperlen. Unter Brett herab fiel eine eichelförmige Troddel oder ein runder Zierat grünen und gelben Federn auf beiden Seiten des Schurzes, glänzendsten Theil der Kleidung ausmachte. Dieser ganze Schmuck an einer dicken Schnur um den Hals des Leidtragenden; vorn fiel er recht herab; der Schurz bedeckte Brust und Bauch; das Brett Hals und Schultern, und die Muscheln das Gesicht. Eine dieser hatte ein Loch, durch welches man sah, um den Weg zu finden. Die Muschel und die Federn, womit sie umgeben war, reichten wenigstens Fuß weit über den Kopf des Mannes hinaus. Die übrige Kleidung eben so seltsam. Der Leidtragende legte zuerst die gewöhnliche Klei des Landes an, d. h. eine Matte oder ein Stück Zeug mit einem Loch der Mitte; darüber zog er ein zweites Stück von der nämlichen an, dessen vorderer Theil aber, beinahe bis auf die Füße herabfallend, Knöpfen von Kokosnußschalen verziert war. Dieses Kleidungsstück er mit einer Schnur von weißem und braunem Stoffe um den Gürtel; breiter, mit großen bläulichen Federn verzierter Netzmantel bedeckte ganzen Rücken, und auf dem Kopfe trug er einen Turban von und gelben Stoffen, welche mit braunen und weißen Schnüren zu gebunden waren. Eine weite Kopfbinde von Zeugen mit gleichla und abwechselnd braunen, gelben und weißen Streifen hing vom T auf den Hals und die Schultern herab, so daß man vom Gesichte gar nichts sah. Gewöhnlich trug der nächste Verwandte des Verst diese seltsame Kleidung. In einer Hand hatte er zwei große Perlm womit er einen einförmigen Schall hervorbrachte, und in der andern mit Guluzähnen besezten Stock, womit er alle Eingebornen schlug, ihm zufällig nahe kamen.*) Der Ursprung dieses seltsamen Ge konnte nie ermittelt werden; wie es scheint, ist er dazu be Schrecken einzuflößen, und da die seltsame eben beschriebene Kleidung gräßliche und außerordentliche Gestalt bildet, wie sie die Frauen den stern und Schreckbildern zuschreiben, so kommt man auf die Meinung, ob hinter diesem Trauergebrauche ein Aberglaube stecke. Vielleicht g ten sie, die Seele des Verstorbenen fordere einen Tribut von Trauer Thränen, und deßwegen versezten sie Denjenigen, welchen sie begeg Schläge mit den Guluzähnen; aber so weit ging der Schmerz denn nicht, daß sie sich selbst schlugen.

Ferner war es ein auszeichnender Gebrauch bei den Taitiern, lange Nägel an den Fingern zu tragen, weil man, wenn man sie

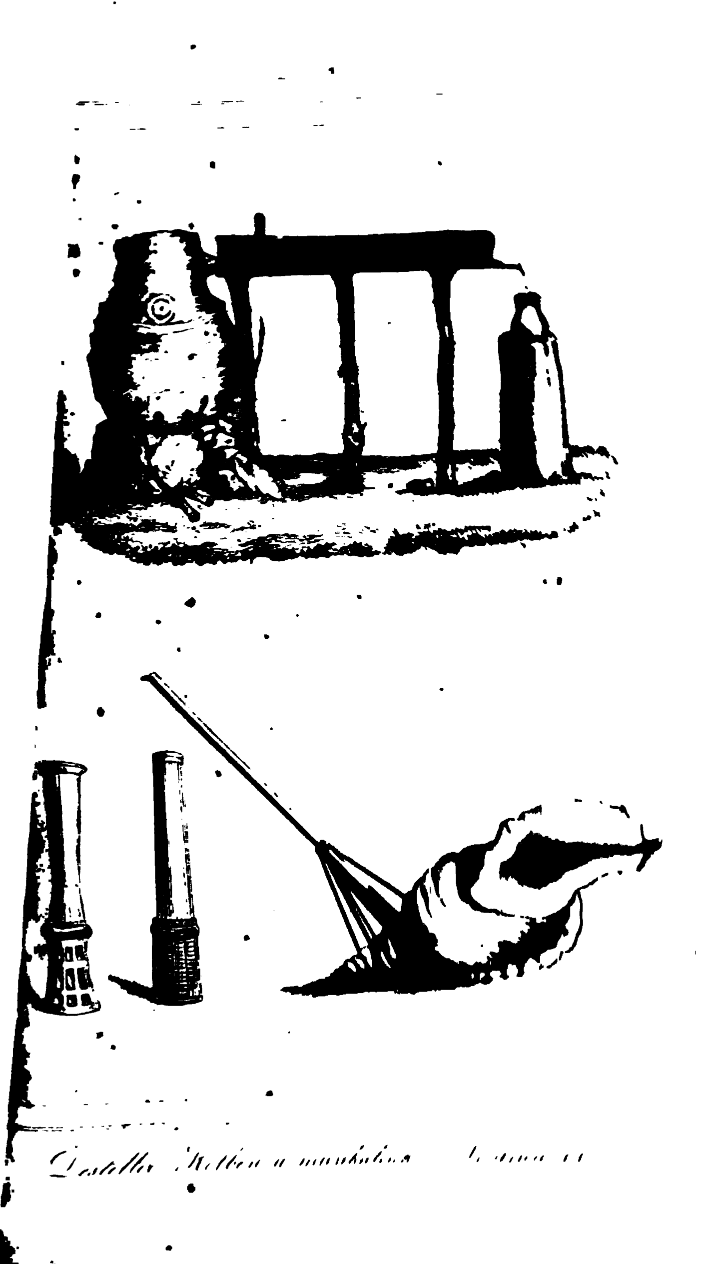
*) S. Blatt 149 und 150.



Ein erhaltener Körper nach dem Tode.

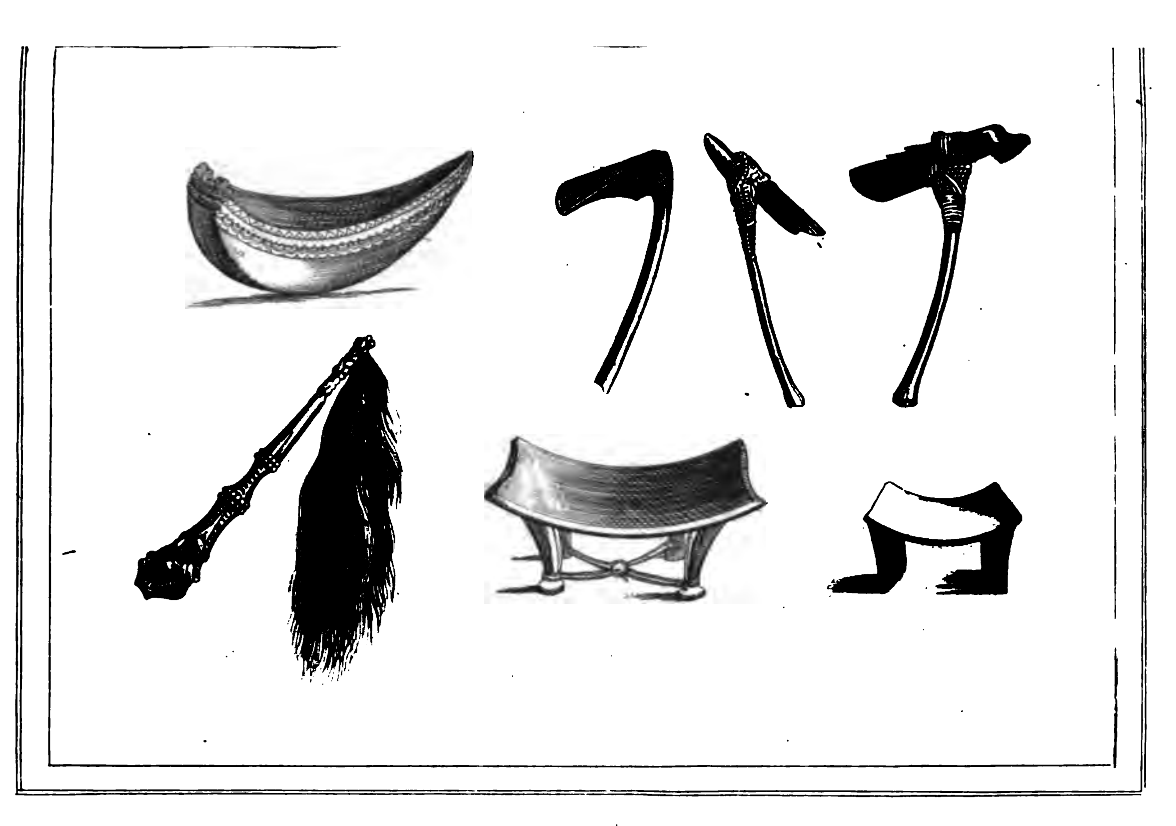


Portrait eines Eingebornen und verschiedene Geräthschaften



Destiller Kolben u [illegible]

Verschiedene Geräthschaften.



Verschiedene Geräthschaften.

iese Art wachsen ließ, nicht zur Arbeit gezwungen werden konnte. Wir ehen diesen Gebrauch in China, und er ist noch bei vielen anderen Nationen zu Hause. Die ersten Reisenden erzählten von dieser Manie, eben aber die Ursachen davon nicht an. Meunier findet den Grund da- on in dem Beispiele der Spanier, welche den Nagel des Zeigefingers und es kleinen Fingers sehr lang lassen, um sich damit die Ohren auszuputzen nd auf der Guitarre spielen zu können, und zieht daraus den Schluß, aß die Taitier vielleicht den nämlichen Gebrauch angenommen haben, um uf einem Instrument spielen zu können, allein man wird später aus der eschreibung ihrer Instrumente und der Art, wie sie dieselben spielen, er- hen, daß ihre Nägel für diesen Zweck überflüssig sind, und wir glauben die Sitte nur der Eitelkeit zuschreiben zu müssen. Was die Art des Grüßens etrifft, so sagten die Insulaner gewöhnlich zu den Reisenden: Evarua-e tua, der gute Atua erwecke dich, oder auch: der böse Atua lasse dich nicht schlafen. Man sieht, wie diese Ausdrücke und dieser Gebrauch eben den- lben Ursprung haben, wie die der Nationen der alten Welt.

Ihre Zeuge verfertigten sie und verfertigen dieselben noch aus der fertigen Rinde des Papiermaulbeerbaumes, welcher geklopft wird. Dazu ahmen sie ein viereckiges Stück Holz, mit der Länge nach gleichlaufenden, nd nach den verschiedenen Seiten mehr oder minder nahe an einander lie- nden Furchen. Zum Schlagen bedienten sie sich eines Klöppels, und ei- es Balkens statt des Tisches; in einer Kokosnußschale hatten sie eine rt Leimwasser, womit sie die Rindenstücke von Zeit zu Zeit rieben, um t mit einander zu verbinden. Unentbehrlich bei dieser Fabrikation so oßer Zeugstücke, welche aus kleinen sehr dünnen Stücken Baumrinde zu- mmengesezt und doch bisweilen 4—5 Fuß breit und 50 Fuß lang wer- n, ist die aus dem Hibiscus esculentus bereitete Schnur. Untersucht an ihre Maulbeerpflanzungen auch noch so sorgfältig, so findet man doch e einen einzigen alten Stamm; sobald einer zwei Jahre alt ist, haut an ihn ab, und ein neuer wächst aus der Wurzel hervor; denn es gibt inen Baum, der sich stärker vermehrt, und wenn man ihn wachsen ließe, s er zur Blüthe käme und Früchte tragen könnte, so würde er vielleicht ld das Land ganz bedecken. Die Rinde darf nur von jungen Bäumen nommen werden. Man trägt Sorge, daß die Stämme recht lang wer- n und keine Zweige bekommen, ausgenommen am Gipfel, damit man e Rinde wo möglich in Einem Stück ablösen kann. Einst trugen die it dieser Arbeit beschäftigten Frauen alte, zerlumpte und sehr schmutzige leider, und ihre an diese für das schwache Geschlecht ziemlich harte Ar- it gewöhnten Hände wurden bald sehr hart und schwielig.

Als Waffen gebrauchten die Taitier einst Bogen und Pfeile, Piken, urfspieße, Keulen, knotige Stäbe, Schleudern und Steine, welche sie mit r Hand oder dem Fuße warfen. Ihre Art zu schießen war seltsam: sie ieten nieder, und in dem Augenblick, wo sie den Pfeil abschoßen, ließen den Bogen fallen. Sie bedienten sich desselben nur, um Vögel und uptsächlich Turteltauben zu tödten, deren es eine große Menge gab.

Als Friedenszeichen bewegten sie ein großes grünes Blatt in der nd hin und her, und ließen dabei wiederholt den Ruf tayo-e hören. r Bananenzweig, welchen sie Denjenigen zuwarfen, mit denen sie sich undlich verbinden wollten, war ein Symbol des Friedens; auch machten hiebei verschiedene Geschenke an Landeserzeugnissen.

des Südmeeres genannt haben: es ist besonders für Kinder der Missionäre bestimmt. Unter ihnen wurde der König Pomare III. ... Vorsteher der Akademie, Orsmond und Blossom, erzogen. Außer den Elementarfächern werden dort Mathematik, Geschichte, Geographie, ... mie, Zeichnen und die Anfangsgründe der anderen Künste und Wissenschaften gelehrt.

Neben dieser wohlthätigen Anstalt haben Armitage und ... eine Cotton- und eine Tauwerk-Fabrik angelegt. Die Bewohner Eimeo sind diejenigen des Archipels, welche sich am bereitwilligsten zu Gesetzen und dem Gottesdienste der Missionäre bequemten.

Merkwürdige Orte der Insel Wahine.

Auf der Insel Wahine ist die hübsche Bai Ware mit ihren schönen Hütten und Baumgruppen.*) Der nordöstliche Theil des ... Fa-Ni ist eine der malerischsten Gegenden dieser Insel.**)

Auf Wahine hatte der Kapitän Furneaux Mai (Omai) genommen. Cook führte ihn dahin zurück und ließ ihn ein Haus in ... Style bauen. Es war mit einem Garten umgeben. Die Gegend, wo es erbaut wurde, heißt noch Beritani, ein aus Britte, Britannia verdorbenes Wort.

Die Häuptlinge Pohue-Hea und Tarai-Manu, welche im Jahre 1824 im Besitze von Beritani waren, haben dort ein zweistöckiges Haus erbaut, welches das schönste auf der Insel ist, und einen Garten mit ... len Fruchtbäumen angelegt.

Königliche Wohnung auf Raiatea.

Auf der Insel Raiatea war das Dorf Wao-Ara beinahe ganz verlassen, weil es den Missionären gefiel, ihren Sitz nach dem Dorfe Macoro zu verlegen; die alte Königin von Raiatea, Tere-..., wohnt dort. Die königliche Wohnung ist sehr hübsch.***) Das ... der Zimmer ist gemalt. In den Seitenkabinetten findet man hübsche, mit farbigen Zeugen überzogene Bänke von über einander gelegten ..., die Betten und Fenster sind mit Umhängen von Tapa oder weißem ... verziert.

Bora-Bora. Romantische Gegenden.

Diese Insel hat romantische und seltsame Ansichten. Ihr Boden bietet ganz eigene Zufälligkeiten dar. Man sieht einen Felsenkegel, eine Art Leuchtthurm ohne Leuchtfeuer, eine Art hoher Glockenthurm ohne Glocken, mit Grün bedeckt, ein enges Thal beherrschen, mit einer Reihe von Pandanusbäumen und Kokospalmen, welche sich wie Stiele von Sonnenschirmen stellen. Hie und da sind sehr nette, hübsch gruppirte Hütten. Merkwürdig ist, daß in dem zirkelförmigen Bassin, das die ... der Insel trennt, das Wasser von seltener Klarheit ist, und daß die Kette seiner Riffe nicht bald unter der See sich befindet, bald mit dem Wasser gleich lauft, dort öde und hier mit einer spärlichen Vegetation bedeckt ist, wie auf mehreren Inseln, sondern daß sie ganz mit Kokospalmen bedeckt ist, welche eine grüne Krone um einen Blumenstrauß bilden.

*) S. Blatt 163. **) S. Blatt 167. ***) S. Blatt 164.

Maupiti hat einen Pik, dessen Gestalt einige Aehnlichkeit mit dem
auf Bora-Bora hat, nur ist er nicht so spitzig und nicht so hoch.

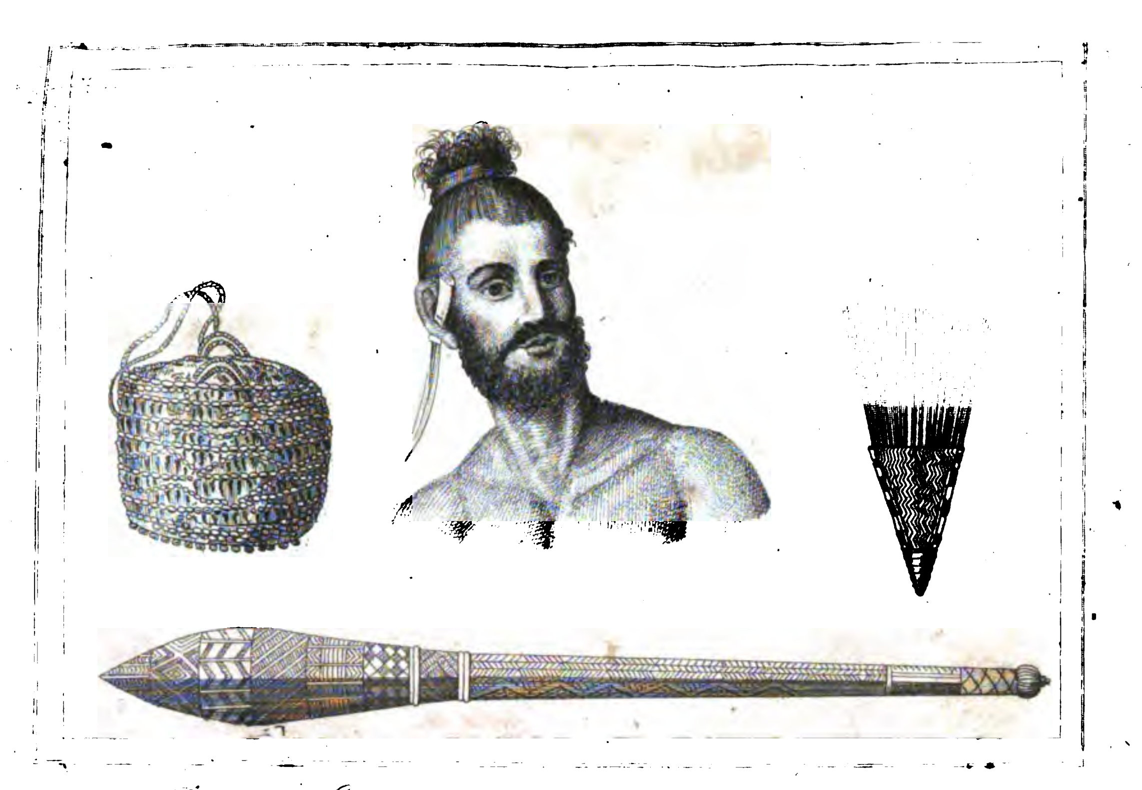
arakterе, Kleidungen, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, wie sie ehemals waren.

Ehe wir die Insel Taiti in ihrem neuen Zustande beschreiben, wie ihn anglikanischen Missionäre herbeigeführt haben, müssen wir die alten tten dieser Königin Polynesiens beschreiben. Sie verwischen sich täglich hr, und bald werden sie nur noch in Büchern sich vorfinden.

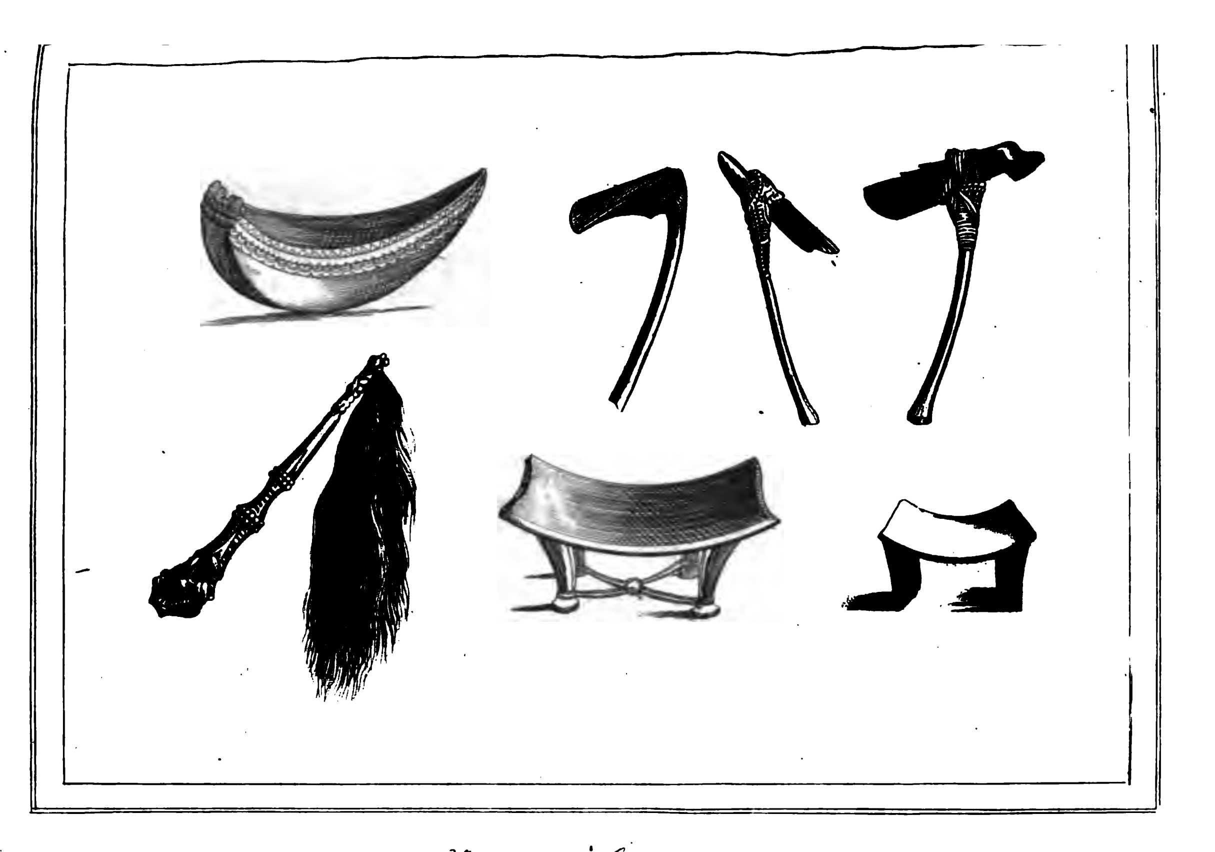
Die Farbe der Taitier ist eine ins Kupferfarbe spielende Oliven-be; sie sind gewöhnlich hoch gewachsen und ausnehmend feist, besonders Personen der vornehmeren Klassen. Die Frauen werden von Wallis, ougainville, Cook und einigen andern Seemännern und Reisenden l zu hoch erhoben; sie sind gut gewachsen, verlieren aber bald ihre ische Farbe, und sind bei Weitem nicht so schön, als die Nukahiverinnen. ach sechsmonatlicher Fahrt, auf welcher entweder gar nicht, oder biswei-i nur ein- oder zweimal auf Melanesien angehalten wurde, mochten sie Matrosen natürlich für Göttinnen halten.

Ehedem gingen die jungen Leute beider Geschlechter ganz nackt. Die leidung der Männer und Frauen war zierlich und nicht ohne Anstand; wurde aus einem Stück weißen Zeuges verfertigt, den ihnen die Rinde s Papiermaulbeerbaumes lieferte, und welcher viel Aehnlichkeit mit dickem inesischem Papiere hat. Aus zwei Stücken dieses Zeuges bestand ihre leidung; das eine hatte für den Kopf ein Loch in der Mitte, und hing nten und vornen von den Schultern bis auf die Beine herab; das an-re war 6 oder 7 Fuß lang, und ungefähr 1½ Fuß breit; sie umhüllten mit ihren Körper, ohne es fest anzuziehen. Dieser Zeug war nicht ge-ohen; er war, wie das Papier, aus den holzigen Fasern der innern nde gemacht, welche man einweichte, dann ausspannte und auf einander opfte. Ihr Schmuck bestand in Federn, Blumen, Muscheln und Perlen. esonders die Frauen schmückten sich mit Perlen von sehr glänzender Farbe, e aber durch die Löcher, welche man hineinmachte, sehr zerbröckelt waren. ie bereiteten für ihren Gebrauch auf mehrere verschiedene Arten, je nach ren Talenten und ihrem Geschmacke, einen einfachen weißen Stoff, den mit vielem Geschmack um sich warfen. Mit ihrer Einfachheit verban-n sie natürliche Anmuth.

Die Trauerkleider, welche aus den kostbarsten Erzeugnissen der nsel und des sie umgebenden Meeres zusammengesezt und mit ausneh-ender Sorgfalt und Geschicklichkeit gearbeitet wurden, hatten einen be-ächtlichen Werth. Dieser durch seine Seltsamkeit merkwürdige Anzug estand aus einem leichten, halbzirkelförmigen Brett, ungefähr 2 Fuß lang nd 4—5 Zoll breit, mit fünf auserwählten Perlmuscheln besezt, die an Schnüre von Kokoswolle gebunden waren, welche durch die Ränder der Muscheln und mehrere durch das Holz gebohrte Löcher gingen. Eine an-re Muschel von derselben Gattung, nur größer und mit graublauen Tau-nfedern geziert, war an beiden Enden des Brettes angebracht, dessen kon-wer Rand nach Oben gerichtet war. Mitten auf diesem konkaven Theile h man zwei Muscheln, welche zusammen einen Kreis von ungefähr 6 Zoll n Durchmesser bildeten, und über diesen Muscheln befand sich ein sehr roßes längliches Stück Perlmutter, das gegen das obere Ende hin etwas



Portrait eines Eingebornen und verschiedene Geräthschaften



Verschiedene Geräthschaften.

Wenn die benachbarten Insulaner sich zu einem Angriff auf die In rüsteten, mußte jeder Distrikt von Taiti unter dem Befehl eines Arii Häuptlings sein Kontingent an Soldaten zur gemeinschaftlichen Bethei gung stellen, und die vereinigten Streitkräfte der Insel wurden von Arii-Rahi oder König befehligt.

Die Bergvölker sind freier und lassen sich weniger unterjochen, a die Bewohner der Ebenen, und die Inselvölker haben gewöhnlich ein ge geres Leben als die Bewohner des Festlandes, weil, da die Inseln g wöhnlich von geringer Ausdehnung sind, nicht ein Theil der Bewohner z Unterdrückung des andern gebraucht werden kann. Da sie von gro Reichen durch das Meer getrennt sind, so kann die Tyrannei ihre Helfers helfer nicht dahin senden. Da die Eroberer nicht so leicht den Stürmen und Gefahren des Meeres trotzen, um in weiter Entfernung Völker a zusuchen, sie zu besiegen oder zu unterjochen, wie sie es auf dem Festlande machen, so sind die Inselvölker nicht so leicht der Gefahr ausgesetzt, mächtigen Völkern tributpflichtig zu werden, und bewahren sich ihre Verfassung leichter. Ohne Zweifel verdankten die glücklichen Bewohner von Taiti ihre milden Sitten diesen politischen Vortheilen der Lage ihres Vaterlandes.

Die Insulaner brachten ihr Leben in langer Ruhe und mit leichter Arbeit hin. Mit Sonnenaufgang standen sie auf, und wuschen sich a Flusse oder an einer Quelle; den Morgen brachten sie mit Arbeiten Spazierengehen zu, bis die Hitze ermüdend auf sie einwirkte. Nun sie sich in ihre Wohnungen zurück, oder ruhten unter dem Schatten Baumes; dort vertrieben sie sich die Zeit damit, daß sie ihre Haare ten oder sie mit wohlriechendem Oele einrieben, oder spielten sie Flöte sangen, oder hörten sie auch dem Gesange der Vögel zu. Um speisten sie; nach der Mahlzeit nahmen sie ihre Arbeiten oder häus Belustigungen wieder vor, wobei man die gegenseitige Zuneigung und lichkeit Aller bemerken konnte. Oft haben die Reisenden ihre Augen diesem Schauspiel der Unschuld und des Glücks geweidet. Die harmlosen Einfälle, die einfachen Erzählungen, der fröhliche Tanz frugales Mahl führten die Freude herbei. Endlich wuschen sie Zweitenmale am Flusse, und beschlossen so den Tag ohne Unruhe druß. Vergleicht man dieß wilde Leben mit dem der civilisirten welcher Kontrast! Wo ist das wahre Glück zu finden? Das ist noch scheiden. Ueber diesen Punkt sagt Montesquieu: „Die Indier die Ruhe und das Nichts seyen der Anfang und das Ende aller deßhalb betrachten sie die gänzliche Unthätigkeit als den vollkom Zustand und das Ziel ihrer Wünsche; dem obersten Wesen geben Beinamen des Unbeweglichen. Die Siamesen glauben, das höchste bestehe darin, daß man nicht genöthigt sey, eine Maschine zu bewegen einen Körper in Thätigkeit zu setzen. Für ein Land, wo die gro entnervt und schwächt, und die Ruhe so köstlich und die Bewegung schwerlich ist, scheint diese Philosophie ganz natürlich zu seyn. mehr physische Gründe den Menschen zur Unthätigkeit veranlassen, mehr sollten ihn moralische Gründe davon entfernen."

Die Verfertigung der Zeuge ist den Taitiern eine Art an Zeitvertreibs, und die Erbauung der Hütten und Piroguen, so wie tung von Werkzeugen und Waffen, gelten für Erheiterungen, weil ter die Früchte ihrer Arbeit genießen. So brachten die Taitier ihr

Tage unter einem Wechsel mannigfaltiger Genüsse hin, in einem Lande, wo die Natur prächtige Landschaften geschaffen hat, wo die Temperatur der Luft zwar heiß, aber durch Seewinde beständig gekühlt und der Himmel beinahe immer heiter ist.

Um ihre Wohnungen her hieben die Taitier die Bäume nur so weit ab, damit das Stroh, womit sie gedeckt waren, durch das herabtröpfelnde Wasser nicht in Fäulniß gerathen möchte, so daß sie, wenn sie aus ihren Hütten traten, sich im angenehmsten Schatten befanden. Gehölze von Fruchtbäumen ohne Gebüsch, durch welche nach allen Richtungen Fußpfade gehauen waren, führten von einer Wohnung zur andern. Die Wohnungen, die gewöhnlich auf dem Ufer erbaut wurden, waren nicht in Dörfer vereinigt, sondern ungefähr 50 Fuß von einander entfernt, und mit kleinen Pflanzungen umgeben. Nichts war köstlicher, als diese Schatten in einem so heißen Klima; man wird nicht leicht angenehmere Spaziergänge finden. Frei umspielte sie eine reine Luft, und die Häuser hatten keine Mauern, so daß der Wind von jeder Seite sie durchstreichen konnte. Auch gab es, wie man jezt noch sieht, andere weit größere Häuser, wohin sich alle Bewohner eines Bezirkes flüchten konnten. Einige sind 200 Fuß lang, 30 Fuß breit und 20 Fuß hoch; sie werden auf Kosten des Distrikts, für den sie bestimmt sind, erbaut und unterhalten, und sind mit Palissaden umgeben.

Bei dem einfachen, natürlichen und beinahe patriarchalischen Leben, das diese Insulaner führten, hielten sie ihre Mahlzeiten, ob sie gleich keine Tafeln hatten, doch mit vielem Anstande; ihre Speisen waren zu einfach und derselben zu wenige, als daß Aufwand und Pracht dabei herrschen konnte. Sie aßen gewöhnlich allein; wenn sie jedoch ein Fremder besuchte, so ließen sie ihn bisweilen mit sich speißen. Der Taitier sezte sich unter einen Baum seiner Wohnung gegenüber; sein Tischtuch bestand in einer gewissen Anzahl Blätter; ein Korb enthielt seine Speisen, und Kokosnußschalen mit salzigem und süßem Wasser waren seine Flaschen.

Die Eingebornen von höherem Range reinigten sich vor, während und nach der Mahlzeit Mund und Hände. Sie aßen erstaunlich viel und legten sich gleich nachher schlafen; nur junge Leute erhielt die Lebhaftigkeit ihres Alters wach. Obgleich die Eingebornen europäische Sitten sehr [...]ten, so fiel es ihnen doch sehr schwer, an einer gedeckten Tafel zu speisen. Als der Kapitän Furneaux einmal einen Eingebornen mit sich [spei]sen ließ, wollte sich dieser des Messers und der Gabel bedienen, als er [abe]r mit der lezteren ein Stück genommen hatte, konnte er mit diesem [We]rkzeuge nicht zurecht kommen; von der Macht der Gewohnheit geleitet, [bra]chte er die Hand an den Mund und das Stück, das an der Spitze der [Ga]bel stak, ging an seinem Ohr vorbei. Jezt essen die Großen am Tische nach unserer Sitte, so wie die Osmanli's von hohem Range in [der] Türkei.

Die Nahrung des taitischen Volkes bestand hauptsächlich in Fischen, [Mu]scheln, Taro, Brodfrüchten Bananen und Kokosnüssen. Das Schweine[flei]sch, welches sich die Häuptlinge vorbehielten, kam nur von Zeit zu Zeit [an] feierlichen Tagen auf den Tisch der Armen. Die Lebensmittel wurden [in E]rdöfen gekocht und selten gebraten. Außerdem diente ihnen noch fer[ner] zur Nahrung die Kastanie des Inocarpus, die Igname oder Uhi, [die s]üße Batate oder Umara, eine andere Wurzel, Patera genannt, die

gewohnt waren, so wurden sie von jedem augenblicklichen Wechsel ergriffen; ihre Stimmung änderte sich, so oft die Umstände sich änderten. Plane zu machen von einem Tage auf den andern und sich dadurch in beständiger Unruhe zu erhalten, weil sie der erste Gedanke des Menschen beim Erwachen, und sein lezter Gedanke sind, wenn er sich niederlegt, ist nicht ihre Sache. Will man indeß zugeben, daß sie glücklicher sind als wir, so muß man auch sagen, daß das Kind glücklicher ist als der Mann, und daß wir an Glück verloren haben, weil durch die Civilisation unsere Natur sich vervollkommnete, unsere Kenntnisse sich vermehrten und unsere Plane sich erweiterten. Sie wußten keinen Unterschied zwischen Anständigem und Unanständigem zu machen; sie befriedigten öffentlich ohne Bedenken ihre Bedürfnisse, Wünsche und Begierden. Menschen, welche keinen Begriff von Schamhaftigkeit im Handeln haben, können auch in Worten nicht schamhaft seyn. So drehte sich die Unterhaltung der Insulaner um Das, was die Quelle ihrer Freuden war, und beide Geschlechter sprachen ohne Rückhalt in den einfachsten Worten darüber, und handelten ebenso. Uebrigens zeigte sich die Sanftmuth ihres Charakters in ihren Blicken und Handlungen. Wollten sie einem ihre Zärtlichkeit beweisen, so ergriffen sie seine Hände oder stützten sich auf seine Schultern. Die Zutraulichkeit und Herzlichkeit dieses Volkes erschienen im günstigsten Lichte.

Sobald die Menschen in eine Gesellschaft zusammentraten, so unterwarfen sie sich der Herrschaft der Gesetze und einer regelmäßigen Ordnung. Ihre Sitten werden milder, ihr Charakter wird menschlicher, Recht und Pflicht werden bekannter, die Kriege sind nicht mehr so wild, und selbst mitten im Kampfe erinnert sich der Mensch an Das, was er seinem Nächsten schuldig ist. Der Wilde kämpft, um zu vernichten, der Bürger, um zu erobern: der Erste kennt kein Mitleid und schont Niemand, der Andere aber hat ein menschliches Gefühl, welches seine Erbitterung mildert. Es gibt viele wilde Völker, sagt Robertson, denen eine solche Menschlichkeit fremd ist. Die Barbarei, mit welcher sie den Krieg führen, ist so groß, daß man daraus ihren gänzlichen Mangel an Gesittung erkennen muß. Diese Erwägung fällt ganz zum Ruhme der Taitier aus. Angenehm ist der Gedanke, daß eine menschenfreundliche Gesinnung allen Menschen angeboren sey, und daß wilder Haß und Mißtrauen nur eine Folge der Sittenverwilderung sind, welche bei einem Volke nicht Statt finden kann, das noch keinen Begriff von Haß und Mißtrauen hat. Die Wahrheit dieses Satzes verbürgt nachfolgende Thatsache. Der Kapitän Wallis bekam am 18. Juni 1767 einen Streit mit Taitiern, ließ auf sie schießen und verwundete oder tödtete sehr viele; die guten Leute vergaßen diese Mißhandlung bald wieder, schlossen Frieden mit dem englischen Seemann, und lieferten ihm viele Erfrischungen an Früchten, Geflügel und Schweinen. Indeß muß man gestehen, daß die Taitier vielleicht das einzige Volk Polynesiens sind, für welches die Rache kein Bedürfniß ist.

Außer diesen natürlichen guten Eigenschaften im Charakter der Taitier bemerkte man auch herrschende Laster, besonders den Diebstahl. Die Versuchung der Taitier beim Anblick von Gegenständen, welche sie für nützlich halten, ist so groß, daß Diejenigen, welche mehr Einsichten, bessere Grundsätze und stärkere Beweggründe haben, dem Reiz einer Vortheil bringenden schlechten Handlung zu widerstehen, als Menschen von seltener Redlichkeit angesehen werden würden, wenn sie den Muth hätten, sich zu überwinden.

Ein Polynesier stiehlt und zwar einige Messer von einem Sous im Werthe, einen Glasperlen-Ring und Stücke zerbrochenen Glases, aber er berührt die mit Gold oder Edelsteinen gefüllte Kästen nicht, woraus sich schließen läßt, daß, wenn die Taitier zum Diebstahl geneigt waren, er bei ihnen minder verächtlich war, als bei uns. Ein Volk, das seine Bedürfnisse so leicht befriedigen kann, und bei welchem die Menschen aus allen Ständen eine gleiche Lebensart führen, findet nicht viel Veranlassung zum Diebstahle. Die offenen Häuser ohne Gitter und Thüren sind ganz deutliche Beweise ihrer gegenseitigen Sicherheit. Wir sind mehr zu tadeln, als sie, weil wir sie zu starken Versuchungen aussezten, indem wir sehr nützliche Gegenstände vor ihre Augen legten, bei deren Anblick sie nicht widerstehen konnten. Uebrigens schienen sie sich nicht viel aus ihren Diebstählen zu machen, vielleicht weil sie keinen großen Schaden anzurichten glaubten.

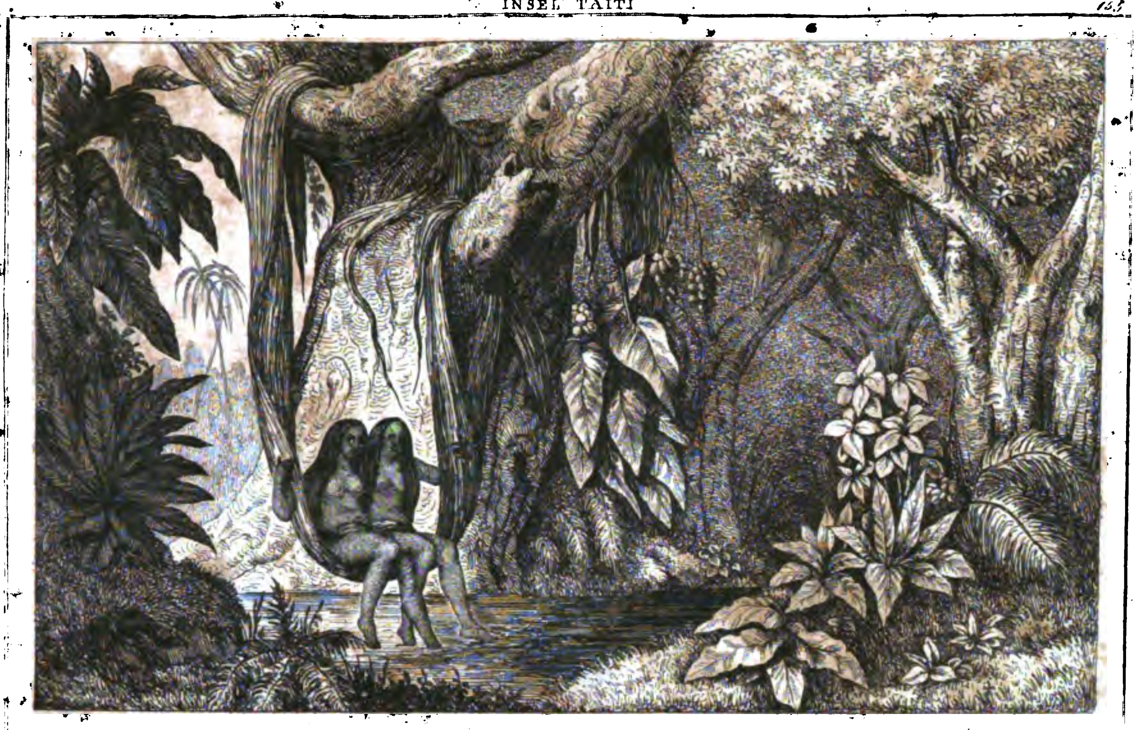
Der Kapitän Cook erzählt in der Beschreibung seiner Reise nach Taiti eine Thatsache, welche einen Beweis von der Ungebundenheit der Frauen im Allgemeinen gibt. Er sagt, daß unter einigen Eingebornen beiderlei Geschlechts, welche er auf sein Schiff habe steigen lassen, eine Frau gewesen sey, die es nach einem paar Tücher, welche sie auf einem Bette sah, sehr gelüstet habe; als ihr Führer sie ihr verweigerte, bat sie dringender und bot ihm ihre Gunstbezeigungen dagegen: dieser verschmähte sie nicht, und eben als das Opfer sich dem Altare Hymens nahte, stieß das Schiff auf. Dieses unvorhergesehene Ereigniß mußte natürlich die Feierlichkeit unterbrechen. Uebrigens herrscht eine ähnliche Ungebundenheit in einem großen Theile Oceaniens und Afrika's: „Auf den zahllosen Inseln (Polynesien),“ sagt Monfesquieu, „welche in unendlich viele kleine Staaten getheilt sind, wo es nur Elende gibt, welche plündern, und Elende, welche geplündert werden, haben Diejenigen, welche Große genannt werden, nur sehr geringe Mittel; Die, welche man Reiche heißt, haben nichts weiter als ihren Lebensunterhalt. Die Abschließung der Frauen kann dort nicht von der Art seyn, daß dadurch der unbegreiflichen Sittenverderbniß, welche dort herrscht, Einhalt geschähe. Dort sieht man, welch gesteigerte Unordnung die Laster des Klima's, welchen volle Freiheit gelassen ist, herbeiführen können; dort hat die Natur eine Macht und die Schamhaftigkeit eine Schwäche, die man kaum begreifen kann; wie es scheint, übertreten in diesen Ländern beide Geschlechter sogar ihre eigenen Gesetze. In Guinea ergriffen Frauen, wenn sie einem Manne begegneten, denselben, und drohten ihm, ihn ihren Männern anzugeben, wenn er sie verschmähe .... Sie schlüpften zu einem Manne ins Bett, weckten ihn, und wenn er sie verschmähte, drohten sie ihm, sich auf der That ertappen zu lassen.“

Gewiß ist, daß die Taitier die Enthaltsamkeit nicht als eine Tugend betrachteten. Die Taitierinnen verkauften vor Einführung des Christenthums ihre Gunst ungehindert an die Fremden; ihre Väter und Brüder führten sie oft selbst herbei, um über diesen Artikel zu unterhandeln. Jedoch kannten sie den Werth der Schönheit, und die Größe der Belohnung, welche für den Genuß einer Frau gefordert wurde, berechnete sich immer nach dem Maß ihrer Reize. Es war zu Taiti nicht, wie bei den Huronen und anderen wilden Völkern üblich, daß die Männer, einzig nur mit dem Fischfange und dem Kriege beschäftigt, die mühsameren Arbeiten der Haushaltung und des Feldbaues dem schwächeren Geschlechte überließen;

halbe Unthätigkeit war in diesen Klimaten das Theil der Frauen, und Sorge, den Männern zu gefallen, ihr ernsthaftestes Geschäft.

In unseren Klimaten und in vielen anderen, werden die Mädchen durch eine den Sitten entsprechende Erziehung abgeschlossen und sorgfältig alle Empfindungen der Liebe fern gehalten. In Taiti herrschte gerade das Gegentheil. Die jungen Mädchen tanzten mit einander und nahmen dabei äußerst unzüchtige Stellungen und Gebärden an, an welche sie schon in früher Jugend gewöhnt wurden. Den Tanz begleiteten Gesänge, welche die Schlüpfrigkeit noch deutlicher ausdrückten. Alle Belustigungen dieser Art waren einem jungen Mädchen erlaubt, aber untersagt, sobald sie Mutter geworden war; denn sie konnte die Mimik des Tanzes jeden Tag in Vollzug setzen. Daraus läßt sich abnehmen, daß die Keuschheit bei diesen Völkern nicht eben in großem Respekt stand. Die eheliche Untreue, sogar bei der Frau, wurde nur mit einigen harten Worten und einigen leichten Schlägen bestraft. In den nördlichen Klimaten, sagt Montesquieu, hat die sinnliche Liebe kaum die Kraft, sich bemerkbar zu machen. In gemäßigten Klimaten macht sie sich, von tausend Nebensachen begleitet, durch Dinge angenehm, welche Anfangs sie selbst zu seyn scheinen, aber noch nicht wirklich sind; und in den heißesten Klimaten liebt man die Liebe um ihrer selbst willen, sie ist die einzige Quelle des Glücks, sie ist das Leben.

„Je mehr wir uns Taiti näherten,“ sagt Bougainville, „um so mehr Insulaner kamen an die Schiffe heran. Die Masse der Piroguen um die Schiffe her war so groß, daß wir unter dem Haufen und Lärmen nur mit Mühe vor Anker gehen konnten. Alle kamen mit dem Rufe tayo, welches Freund bedeutet, und gaben uns tausend Zeichen von Freundschaft. Alle forderten Nägel und Ohrgehänge; die Piroguen waren voll Frauen, welche an Schönheit der Gesichtsbildung den meisten Europäerinnen nichts nachgaben, an Schönheit des Wuchses aber allen den Rang streitig machen können. Die meisten dieser Nymphen waren nackt, denn die Männer und die alten Frauen hatten ihnen den Schurz weggenommen, womit sie gewöhnlich umhüllt waren. Sie ließen uns von ihren Piroguen aus Aufforderungen zugehen, wobei sie trotz ihrer Natürlichkeit einige Verlegenheit blicken ließen, entweder weil die Natur überall das schöne Geschlecht mit einer edlen Schüchternheit begabt hat, oder weil sogar in dem Lande, wo die Freiheit des goldenen Zeitalters herrscht, die Frauen nicht zu wollen schienen, was sie am meisten begehren. Die einfacheren oder freieren Männer sprachen sich bald deutlicher aus; sie drangen in uns, eine Frau zu wählen, ihr ans Land zu folgen, und ihre unzweideutigen Gebärden deuteten an, auf welche Art man Bekanntschaft mit ihnen machen solle. Nun frage ich, wie war es möglich, 400 junge französische Matrosen, welche seit sechs Monaten keine Frau mehr gesehen hatten, bei der Arbeit zurückzuhalten? Ungeachtet aller möglichen Vorsichtsmaßregeln kam ein junges Mädchen an Bord, das sich auf dem Hinterkastell an eine der Lücken stellte, welche über der Schiffswinde sich befinden; diese Lücke war offen, damit Diejenigen, welche winden mußten, freie Luft schöpfen konnten. Das junge Mädchen ließ nachlässig einen Schurz fallen, der es bedeckte, und erschien vor den Augen Aller, wie einst Venus vor dem phrygischen Schäfer erschien. Matrosen und Soldaten drängten sich an die Lücke und nie wurde das Spill so eifrig gewunden. — Indeß gelang es uns, die bezauberten



Zwei junge Taiterinnen sich badend.

Leute im Zaum zu halten; nicht minder schwer war es, sich selbs
zwingen. Nur Ein Franzose, mein Koch, hatte troz meiner Verbi
tel gefunden, zu entwischen, kam aber bald mehr todt als lebendig
Kaum hatte er mit der Schönen, die er sich erwählt hatte, den L
Land gesezt, als er sich von einem Haufen Insulaner umgeben sah,
plözlich vom Fuße bis zum Kopfe entkleideten. Er hielt sich tau
ihr verloren, da er nicht wußte, was die Ausrufungen des Hau
bedeuten hatten, welcher tumultuarisch alle Theile seines Körpers
suchte. Nachdem sie ihn genug betrachtet hatten, gaben sie ihm sei
der zurück, steckten Alles, was sie aus seinen Taschen genommen
wieder hinein, ließen das Mädchen herankommen, und drangen in
Gelüste zu befriedigen, welche ihn ans Land geführt hatten. Aber
die Insulaner mußten den armen Koch an Bord zurückführen,
sagte, ich möchte ihn strafen, wie ich wolle, so würde ich ihm nicht
Angst einjagen, als er am Lande ausgestanden habe."

Bei den Taitiern war die Vereinigung beider Geschlechter e
öffentlicher Ceremonie. Mehrere alte Völker haben die
Idee gehabt, die jungen Mädchen zu zwingen, zu Ehren einer
und durch eine Art heiliger Unzucht jenen Schatz der Jungfrau
opfern, welcher in den Augen der Europäer und der meisten Vö
die kostbarste Mitgabe betrachtet wird.

Die Babylonierinnen, reichere, wie ärmere, gaben sich aus re
Pflichtgefühl den Fremden im Tempel der Mylitta preis. Die P
hatten, wie es scheint, religiöse Feste, wobei sich Frauen von jede
preisgaben. Zu Hierapolis hatte die Göttin Atargate bis zur Z
stantins einen Dienst, von welchem noch heut zu Tage Spuren
Sitte vorhanden sind, die Fremden zu bitten, die Frauen und T
des Ortes zu genießen. Bei den Armeniern gaben die ausgezei
Familien ihre Töchter bei dem Dienste der Anaïtis preis, und d
ein Mittel, sie ehrenvoll zu verheirathen. Wahrscheinlich knüpfen
den neueren Völkern, bei welchen die Keuschheit durch Gesetze und
geschüzt ist, an diese Idee einige unbekannte abergläubische Mei
Die nicht-christlichen Bewohner der Philippinen haben öffentliche
welche den Auftrag haben, die Mädchen vor der Heirath zu entj
und wenn es wahr ist, daß bei den Eingebornen Brasiliens und
Goldküste die Sitte herrscht, nie eine keusche Jungfrau zu verhe
kann man dann wohl dieses seltsame Zusammentreffen irgend wo
suchen, als in der Idee eines irgend einer Gottheit angenehmen
In Absicht auf die Taitier ist bewiesen, daß bei ihnen die Vere
beider Geschlechter der Gegenstand einer öffentlichen Ceremonie war
über sich Cook in seiner Reisebeschreibung lustig macht.

Sogar bei Marco Polo, dem ersten der neueren Reisenden,
wir eine naive und genaue Beschreibung des nämlichen seltsamen
ches bei den Tibetanern, eine Beschreibung, welche eine merkwürd
stättigung und Beleuchtung der Berichte Herodots gibt, welche v
taire so leichthin in Zweifel gezogen wurden. „Ein schändlicher Ge
sagt Marco Polo, „herrscht bei den Einwohnern dieses Landes;
es in der Welt wollen sie keine keusche Jungfrau heirathen, sond
verlangen, daß sie zuvor Umgang mit einem Manne gehabt habe
gen sie, Ihren Gottheiten angenehm ist. (Indeß müssen

Steuer der Wahrheit sagen, daß die Manuscripte A und C des gen Reisenden Marco Polo, welche die königliche Bibliothek zu Paris besi jenen unterstrichenen Beisatz nicht haben.) Daher führten, wenn eine Ka ravane von Kaufleuten ankam, die alten Frauen aus den Schlössern so wohl als aus den Hütten ihre Töchter in die Straßen und unter die Zelte der Kaufleute, und ließen sie in dem Bette dieser Reisenden schlafen: sie machten sich den Vorrang streitig, und jede bat den Reisenden, ihre Toch ter anzunehmen und sie so lange bei sich zu behalten, als er im Lande bleiben wolle. Bei ihrer Abreise gaben sie die Mädchen ihren Müttern zurück, und wagten es nie, sie mit sich zu nehmen, gaben ihnen aber einige kleine Geschenke oder Spielereien.“ Die beiden Manuscripte sagen: „und wenn nun die Kaufleute sie genossen hatten und abreisen wollten, so muß ten sie ihnen einige Kleinigkeiten und Spielereien geben, damit sie beweisen könnten, daß sie es mit einem Manne zu thun gehabt hätten.“

Weiterhin werden diese Geschenke der Kaufleute Signale genannt. — Diejenigen nun, welche sich verheirathen wollten, trugen diese Spielereien am Halse, und welche die Meisten besaß, wurde als die liebenswürdigste angesehen, und von den jungen Männern, welche Gattinnen suchten, am meisten geschäzt. Sie konnte ihrem Gatten keine angenehmere Mitgift zubringen als eine Anzahl solcher Geschenke. Bei der Hochzeit legten sie dieselben vor den Augen der Gesellschaft aus, und der Mann betrachtete sie als einen Beweis, daß ihre Götter seine Frau in den Augen der Män ner liebenswürdig gemacht haben. Nachher wagte Niemand mehr Umgang mit ihr zu haben, weil sie verheirathet war, und diese Regel wurde nie übertreten.

Wir wundern uns, daß dieser Bericht den gelehrten Marsden, den englischen Herausgeber Marco Polo's, einen so lange verkannten und ver leumdeten Reisenden, den er nach der italienischen Uebersetzung ins Eng lische übersezt und kommentirt hat, im Zweifel hatte lassen können.*) Er behauptet durchaus, diese Gewohnheit habe ihren Grund in schmutziger Ge winnsucht gehabt, und der Text, dem er folgt, sagt doch ausdrücklich und zweimal, daß es ein religiöser Gebrauch gewesen sey, und die als einfaches Andenken gegebenen Geschenke seyen Kleinigkeiten gewesen, welche an den Hals gehängt werden konnten. Wir glauben daher, troß der Behauptung Marsdens, daß Gewinnsucht keinen Theil an diesem Gebrauche gehabt habe, und daß sie, wenigstens ursprünglich, sich auf irgend eine bis jezt unbekannte abergläubische Meinung gründete.

Wir wollen eine Vermuthung über diesen Punkt aufstellen. Die Karavanen von Reisenden, von welchen hier Marco Polo spricht, waren vielleicht nur Truppen von Gosseins oder indischen Büßern, und die Ge schenke, welche sie ihren tibetanischen Gefährtinnen zurückließen, waren nichts Anderes, als Amulette, Talismane und Rosenkränze. Noch heut zu Tage sind die hindu'schen Frauen solchen abergläubischen Meinungen ergeben.

---

*) Wir bedauern, daß der gelehrte Klaproth seine kommentirte Ausgabe von Marco Polo, welcher er eine genaue Charte der von ihm besuchten Länder beigegeben hat, und welche auf Kosten der geographischen Gesellschaft in Paris herausgegeben werden sollte, nicht vollendet hat. Das fran zösische Manuscript scheint das erste zu seyn, das Marco Polo redigirt hat. Außer dem franzö sischen und lateinischen sind auf der königl. Bibliothek noch fünf andere, worunter ein italieni sches, das aber nicht so vollständig als das französische Manuscript, und in der Sammlung Ra musio's abgedruckt ist. Der gelehrte Vater, nun Cardinal Zurla, hat kürzlich den mit Noten des gelehrten Rossi, Mitglied des Instituts zu Mailand, begleiteten Text erläutert.

Wir sehen, wie verheirathete Frauen auf mehreren Inseln Polynesiens an Fremde abgetreten wurden, seltener jedoch auf Taiti, und gar nie auf den Carolinen. Marsden hält Gewinnsucht ebenfalls für den Beweggrund der edlen Gastfreundschaft einiger Tataren, welche den Fremden, die durch eine ihrer Städte reisten, für eine kurze Zeit ihre Weiber und Häuser abtraten.

Marco Polo drückt sich folgendermaßen aus: „Die Bewohner von Camul (Hamil) brachten ihre Zeit mit Freuden und Belustigungen zu. Wenn ein Fremder zu ihnen kam, empfingen sie ihn auf das Zuvorkommendste, befahlen ihren Frauen, Töchtern und Schwestern, allen seinen Wünschen zuvorzukommen, sodann verließen sie das Haus, und nahmen ihre Wohnung in der Stadt, indem sie die Fremden in den Genuß aller ihrer Rechte einsezten, und schickten ihnen auch alle ihre Bedürfnisse, aber gegen Bezahlung. In ihr Haus kehrten sie erst dann zurück, wenn es die Fremden verlassen hatten. Diese Ueberlassung der Weiber an die Fremden, welche nach den Gefahren der Reise eine Erholung nöthig hatten, glaubte man, sey den Göttern angenehm, sichere ihnen Glück bei allen Unternehmungen und bringe den Familien Ueberfluß und Reichthum. Die Frauen, welche sehr hübsch und wollüstig waren, gehorchten den Befehlen ihrer Männer mit Freuden." — Weiter sagt Marco Polo noch: „Die Bewohner von Kaindu hatten die schändliche Gewohnheit, die Verbindungen, welche durchreisende Fremde mit ihren Frauen und Töchtern hatten, nicht als einen Schimpf anzusehen. Im Gegentheile gingen alle Hausherren den Fremden entgegen, überließen ihnen alle weiblichen Personen in ihrem Hause, räumten ihnen die Herrschaft darin ganz ein, und entfernten sich selbst. Sogleich steckte die Frau vor der Thüre ein Signal aus, das erst nach der Abreise des Fremden wieder weggenommen wurde, und nun durfte der Mann es wieder betreten. Sie thaten das zu Ehren ihrer Götzen, und glaubten durch solche Gastfreundschaft die Segnungen des Himmels und Ueberfluß an irdischen Gütern zu erhalten."

Sehr viele Taitier beiderlei Geschlechts bildeten außerordentliche Gesellschaften, in welchen die Frauen Gemeingut waren. Diese Einrichtung brachte einen beständigen Wechsel in ihre Vergnügungen, wornach sie so begierig waren, daß derselbe Mann und dieselbe Frau nicht länger als zwei oder drei Tage bei einander wohnten. Wurde eine Frau aus einer solchen Gesellschaft schwanger, was aus natürlichen Gründen selten vorkam, so wurde das Kind nach der Geburt erstickt, um den Vater nicht in seinen täglichen Beschäftigungen zu stören und die Mutter nicht in ihrer schändlichen Wollust zu unterbrechen. Bisweilen überwog bei der Mutter das Mitleid diese thierische unnatürliche Leidenschaft; aber sie konnte das Leben ihres Kindes nicht retten, außer es fand sich ein Mann, der es als sein eigenes anerkannte. In diesem Falle wurden beide aus der Gesellschaft ausgeschlossen, und verloren für immer alles Recht auf die Privilegien und Freuden der Arreoy's, wie sich diese schändliche Gesellschaft nannte.

Die Gesellschaft der Arreoy's hatte abscheuliche Vorrechte: Diebstahl und Raub war ihren Mitgliedern erlaubt. Als zügellose Landstreicher und Despoten konnten sie das Land mit ihren Erpressungen und Ausschweifungen ungestraft heimsuchen. Sie bildeten eine mächtige Ligue, eine eng verbundene Gesellschaft, welche nicht blos auf Taiti, sondern beinahe in ganz Polynesien bestand, eine Secte, welche ihre Traditionen, ihre Genealogie

und ihre Privilegien hatte. Sie stammten von Uru Tetefa und Orotefa, Söhnen Taaroa's und Hina's, und Brüdern Oro's ab.

Die Arreoys waren in sieben abgesonderte Klassen eingetheilt, wovon jede ihre Tättowirung hatte. Die höchste war die der Avae Parai mit gemaltem Beine; die zweite die der Oti Ore, deren beide Arme von den Fingern bis zu den Schultern tättowirt waren; hernach kamen die dritte, die der Horoteas, welche von den Achselhöhlen bis zu den Hüften tättowirt waren; die vierte, die der Hua's, welche nur zwei oder drei kleine Figuren auf den Schultern hatten; die fünfte, die der Atoro's, mit einem einfachen Zeichen auf der linken Seite; die sechste mit einem kleinen Kreis um jeden Knöchel; die siebente endlich, die der Pui's, eine Art Kandidaten der Tättowirung, welche auch Pu fa rearea hießen, weil ihnen bei festlichen Gelegenheiten der mühsamste und ermüdendste Theil der Tänze, Pantomimen u. s. w. zugewiesen war.

Inzwischen war diese Zügellosigkeit nicht allgemein, namentlich beobachteten Frauen von höherem Range eine strengere Zurückhaltung, wohl mehr aus Rangstolz als aus Grundsatz, denn auch die ausschweifendsten begingen in den Augen der keuschen Frauen kein so schwarzes Verbrechen, daß sie die Achtung und Gesellschaft ihrer Landsleute dadurch verloren. Die öffentlichen Mädchen hatten eine gewisse Eitelkeit; sie nannten sich nie anders als Tedua (große Dame), ein Titel der vornehmen Frauen, welcher vorzugsweise den Prinzessinnen zukommt. Wenn die Schwester des Königs vorüberging, während die Matrosen Cooks in einem Hause saßen, wurden die umstehenden Eingebornen von Männern, welche sie von Weitem sehend nur sagten: tedua harremai (die große Dame kommt hier), und auch arie, was bei einer solchen Gelegenheit immer ein Glied der königlichen Familie ankündigt, aufgefordert, ihre Schultern zu entblößen. Die Matrosen, welche die Sprache nicht verstanden, glaubten, ihre Dulcineen führten alle den gleichen Namen, was lächerliche Mißverständnisse herbeiführte.

Die Heirath war bei diesem Volke nichts als eine Uebereinkunft zwischen Mann und Frau, worein sich die Priester nicht mischten; doch verbanden sie sich auf ihr ganzes Leben. Sobald der Vertrag geschlossen war, beobachteten sie auch seine Bedingungen; wenn sich die Parteien aber nach gegenseitiger Uebereinkunft wieder trennten, so machte die Ehetrennung eben so wenig Umstände als die Heirath. Montesquieu spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Zwischen Ehetrennung und Verstoßung ist der Unterschied, daß die Ehetrennung mit Zustimmung beider Parteien, wenn sich diese nicht vertragen können, eintritt, während bei der Verstoßung nur der Wille und Vortheil Einer Partei gilt, der Wille und Vortheil der andern Partei aber nicht berücksichtigt wird.“ Die Landessitte gestattete dem König, bloß Eine Frau zu haben; dagegen durfte er sich eine gewisse Anzahl Beischläferinnen wählen.

Obgleich die Priester keine bestimmte Taxe von den Heirathen erheben konnten, so hatten sie das ausschließliche Vorrecht, gewisse Ceremonien zu verrichten, woraus sie beträchtliche Einkünfte zogen, wie z. B. von der Tättowirung und der Sitte, den obern Theil der Vorhaut wegschneiden zu lassen, damit er die Eichel nicht bedecke. Diese leztere Operation ist nicht ganz dasselbe, wie die Beschneidung, welche eine bei diesem Volke unbekannte, zirkelförmige Abtrennung der Haut ist, und da es die größte

Schande war, wenn einer die Zeichen davon nicht aufweisen konnte, so war ese Ceremonie für die Priester sehr einträglich, je nach dem Vermögen nd Rang Dessen, der sie verrichten ließ.

Es war üblich, daß die Ehe öffentlich vollzogen wurde. Die neuen hegatten opferten also vor einer zahlreichen Gesellschaft der Venus, ohne aß sie daran dachten, dabei eine Unschicklichkeit zu begehen; im Gegentheil ürden sie gegen die Sitte angestoßen haben, wenn sie es unterlassen hätten. Unter den Zuschauern befanden sich mehrere Frauen von Rang, und ejenige, welche die Ceremonie leitete, gab dem Opfer Anweisungen über e verschiedenen Proben, welche es durchzumachen hatte. Obgleich die Mädchen, welche diese Proben zu bestehen hatten, gewöhnlich noch jung aren, so hatten sie, wie es schien, doch keinen Rath nöthig. Diese seltsame Ceremonie dient mit zur Untersuchung einer Frage, welche lange von en Philosophen erörtert wurde. Ist die Schamhaftigkeit bei gewissen Handlungen, welche Jedermann für an sich unschuldig hält, von der Natur r das Herz des Menschen eingeprägt, oder ist sie ein Ergebniß der Gewohnheit und Sitte? Hat die Scham ihren Ursprung nur in der Gewohnheit der Nationen, so wird es wohl schwer seyn, auf die Quelle dieser Gewohnheit zurückzugehen, wie allgemein sie auch seyn mag; ist sie aber ine Folge des natürlichen Triebes, so wird es wohl nicht leichter seyn, zu rmitteln, wie sie bei diesen Völkern erloschen ist, bei welchen man auch eine Spur davon findet. Beobachtet man indeß den wilden Menschen in inen Handlungen und Gewohnheiten, so sieht man, daß im reinen Naturzustande keine Scham denkbar ist, weil es da keine geben kann, wo es in Vergehen gibt; sie ist also dem Herzen des Menschen nicht von der Natur eingeprägt, sondern durch den Einfluß der Gesetze, welche sich auch och nach der Beschaffenheit des Klima's richten. In den kalten Gegenen, wo die Einwohner alle Theile ihres Körpers beständig bedeckt halten, nackt zu erscheinen, würde als eine höchst unanständige und schändliche Handlung angesehen werden. Es gibt civilisirte Länder, wo die Frauen die ganze Brust enthüllt tragen; in anderen verbergen sie dieselbe sorgfältig. Für eine chinesische Frau wäre es ein großes Verbrechen, ihren Fuß zu zeigen; in Europa bieten die Frauen alle Kunst auf, die Zierlichkeit hrer Füße recht hervorzuheben. Daraus läßt sich schließen, daß die Scham etwas sehr Relatives ist, daß sie nicht in der Natur des Menschen liegt, weil es Gesetze bedarf, um ihn erst damit bekannt zu machen, und die Uebertretungen zu verhindern, durch welche diese Scham erweckt wird.

Die Taitier besaßen mannigfache natürliche Kenntnisse. Sie konnten mit bewunderungswürdigem Scharfsinn das Wetter vorher bestimmen, oder wenigstens vorher anzeigen, woher der Wind wehen würde. Die Art und Weise, dieses Ereigniß vorher zu bestimmen, war verschieden. Die Milchstraße, sagten sie, ist immer seitwärts gekrümmt, bald in dieser, bald in jener Richtung, und diese Krümmung ist eine Folge des Einflusses, den der Wind auf sie ausübt, so daß, wenn die Krümmung eine Nacht hindurch sich erhält, der Wind am folgenden Tage von dieser Seite wehen wird. Dieser Grundsatz ist den Vorstellungen, welche wir uns von der Milchstraße machen, geradezu zuwider. Inzwischen muß man sagen, daß sie, welcher Methode sie sich auch bedienen mögen, das Wetter oder wenigstens den Wind vorher zu bestimmen, sich selten täuschten. Auf ihren größeren Reisen richteten sie sich des Tags nach der Sonne, bei Nacht

und ihre Privilegien hatte. Sie stammten von Uru Tetefa und Orotefa, Söhnen Taaroa's und Hina's, und Brüdern Oro's ab.

Die Arreoys waren in sieben abgesonderte Klassen eingetheilt, wovon jede ihre Tättowirung hatte. Die höchste war die der Avae Parai mit gemaltem Beine; die zweite die des Oti Ore, deren beide Arme von den Fingern bis zu den Schultern tättowirt waren; hernach kamen die dritte, die der Horoteas, welche von den Achselhöhlen bis zu den Hüften tättowirt waren; die vierte, die der Hua's, welche nur zwei oder drei kleine Figuren auf den Schultern hatten; die fünfte, die der Atoro's, mit einem einfachen Zeichen auf der linken Seite; die sechste mit einem kleinen Kreis um jeden Knöchel; die siebente endlich, die der Pu's, eine Art Kandidaten der Tättowirung, welche auch Pu fa rearea hießen, weil ihnen bei festlichen Gelegenheiten der mühsamste und ermüdendste Theil der Tänze, Pantomimen u. s. w. zugewiesen war.

Inzwischen war diese Zügellosigkeit nicht allgemein, namentlich beobachteten Frauen von höherem Range eine strengere Zurückhaltung, mehr aus Rangstolz als aus Grundsatz, denn auch die ausschweifenden begingen in den Augen der keuschen Frauen kein so schwarzes Verbrechen, daß sie die Achtung und Gesellschaft ihrer Landsleute dadurch verloren. Die öffentlichen Mädchen hatten eine gewisse Eitelkeit; sie nannten sich nie anders als Tedua (große Dame), ein Titel der vornehmen Frauen, welcher vorzugsweise den Prinzessinnen zukommt. Wenn die Schwester des Königs vorüberging, während die Matrosen Cooks in einem Hause saßen, wurden die umstehenden Eingebornen von Männern, welche sie von Weitem sehend nur sagten: tedua harremai (die große Dame kommt hier), oder auch arie, was bei einer solchen Gelegenheit immer ein Glied der königlichen Familie ankündigt, aufgefordert, ihre Schultern zu entblößen. Die Matrosen, welche die Sprache nicht verstanden, glaubten, ihre Dulcineen führten alle den gleichen Namen, was lächerliche Mißverständnisse herbeiführte.

Die Heirath war bei diesem Volke nichts als eine Uebereinkunft zwischen Mann und Frau, worein sich die Priester nicht mischten; doch verbanden sie sich auf ihr ganzes Leben. Sobald der Vertrag geschlossen war, beobachteten sie auch seine Bedingungen; wenn sich die Parteien aber nach gegenseitiger Uebereinkunft wieder trennten, so machte die Ehetrennung eben so wenig Umstände als die Heirath. Montesquieu spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Zwischen Ehetrennung und Verstoßung ist der Unterschied, daß die Ehetrennung mit Zustimmung beider Parteien, wenn sich diese nicht vertragen können, eintritt, während bei der Verstoßung nur der Wille und Vortheil Einer Partei gilt, der Wille und Vortheil der andern Partei aber nicht berücksichtigt wird." Die Landessitte gestattete dem König, bloß Eine Frau zu haben; dagegen durfte er sich eine gewisse Anzahl Beischläferinnen wählen.

Obgleich die Priester keine bestimmte Taxe von den Heirathen erheben konnten, so hatten sie das ausschließliche Vorrecht, gewisse Ceremonien zu verrichten, woraus sie beträchtliche Einkünfte zogen, wie z. B. von der Tättowirung und der Sitte, den obern Theil der Vorhaut wegschneiden zu lassen, damit er die Eichel nicht bedecke. Diese leztere Operation ist nicht ganz dasselbe, wie die Beschneidung, welche eine bei diesem Volke unbekannte, zirkelförmige Abtrennung der Haut ist, und da es die größte

schaude war, wenn einer die Zeichen davon nicht aufweisen konnte, so war diese Ceremonie für die Priester sehr einträglich, je nach dem Vermögen und Rang Dessen, der sie verrichten ließ.

Es war üblich, daß die Ehe öffentlich vollzogen wurde. Die neuen Ehegatten opferten also vor einer zahlreichen Gesellschaft der Venus, ohne daß sie daran dachten, dabei eine Unschicklichkeit zu begehen; im Gegentheil würden sie gegen die Sitte angestoßen haben, wenn sie es unterlassen hätten. Unter den Zuschauern befanden sich mehrere Frauen von Rang, und diejenige, welche die Ceremonie leitete, gab dem Opfer Anweisungen über die verschiedenen Proben, welche es durchzumachen hatte. Obgleich die Mädchen, welche diese Proben zu bestehen hatten, gewöhnlich noch jung waren, so hatten sie, wie es schien, doch keinen Rath nöthig. Diese seltsame Ceremonie dient mit zur Untersuchung einer Frage, welche lange von den Philosophen erörtert wurde. Ist die Schamhaftigkeit bei gewissen Handlungen, welche Jedermann für an sich unschuldig hält, von der Natur in das Herz des Menschen eingeprägt, oder ist sie ein Ergebniß der Gewohnheit und Sitte? Hat die Scham ihren Ursprung nur in der Gewohnheit der Nationen, so wird es wohl schwer seyn, auf die Quelle dieser Gewohnheit zurückzugehen, wie allgemein sie auch seyn mag; ist sie aber eine Folge des natürlichen Triebes, so wird es wohl nicht leichter seyn, zu ermitteln, wie sie bei diesen Völkern erloschen ist, bei welchen man auch keine Spur davon findet. Beobachtet man indeß den wilden Menschen in seinen Handlungen und Gewohnheiten, so sieht man, daß im reinen Naturzustande keine Scham denkbar ist, weil es da keine geben kann, wo es kein Vergehen gibt; sie ist also dem Herzen des Menschen nicht von der Natur eingeprägt, sondern durch den Einfluß der Gesetze, welche sich auch noch nach der Beschaffenheit des Klima's richten. In den kalten Gegenden, wo die Einwohner alle Theile ihres Körpers beständig bedeckt halten, nackt zu erscheinen, würde als eine höchst unanständige und schändliche Handlung angesehen werden. Es gibt civilisirte Länder, wo die Frauen die ganze Brust enthüllt tragen; in anderen verbergen sie dieselbe sorgfältig. Für eine chinesische Frau wäre es ein großes Verbrechen, ihren Fuß zu zeigen; in Europa bieten die Frauen alle Kunst auf, die Zierlichkeit ihrer Füße recht hervorzuheben. Daraus läßt sich schließen, daß die Scham etwas sehr Relatives ist, daß sie nicht in der Natur des Menschen liegt, weil es Gesetze bedarf, um ihn erst damit bekannt zu machen, und die Uebertretungen zu verhindern, durch welche diese Scham erweckt wird.

Die Taitier besaßen mannigfache natürliche Kenntnisse. Sie konnten mit bewunderungswürdigem Scharfsinn das Wetter vorher bestimmen, oder wenigstens vorher anzeigen, woher der Wind wehen würde. Die Art und Weise, dieses Ereigniß vorher zu bestimmen, war verschieden. Die Milchstraße, sagten sie, ist immer seitwärts gekrümmt, bald in dieser, bald in jener Richtung, und diese Krümmung ist eine Folge des Einflusses, den der Wind auf sie ausübt, so daß, wenn die Krümmung eine Nacht hindurch sich erhält, der Wind am folgenden Tage von dieser Seite wehen wird. Dieser Grundsatz ist den Vorstellungen, welche wir uns von der Milchstraße machen, geradezu zuwider. Inzwischen muß man sagen, daß sie, welcher Methode sie sich auch bedienen mögen, das Wetter oder wenigstens den Wind vorher zu bestimmen, sich selten täuschten. Auf ihren größeren Reisen richteten sie sich des Tags nach der Sonne, bei Nacht

nach den Sternen. Sie hatten für jeden einzelnen Stern einen Namen; sie wußten auch, an welchem Theile des Himmels sie in jedem Monat, in welchem sie am Horizonte sichtbar waren, erscheinen mußten; sie wußten auch mit mehr Bestimmtheit, als man glauben sollte, die Jahrszeit, in welcher sie erscheinen und wieder verschwinden. Sie theilten die Zeit nach Mahama's, oder Monden ein, zählten 13 solcher Monde und begannen hierauf wieder am ersten dieses Umlaufes, ein Beweis, daß sie einen Begriff vom Sonnenjahre hatten. Man kann nicht begreifen, wie sie ihre Monate berechneten, daß 13 dieser Monate 29 Tage hatten, einen der Tage mit eingeschlossen, an welchen der Mond nicht sichtbar war. Auch täuschten sie sich nicht über die in jedem dieser Monate, für welche sie besondere Namen hatten, herrschende Witterung. Allen diesen Monaten zusammen gaben sie einen allgemeinen Namen, ob sie sich gleich desselben nur bedienten, wenn sie von den Mysterien ihrer Religion sprachen. Der Tag wurde in 12 Theile eingetheilt, ehe die Missionăre Aenderungen in diesem Punkte einführten.

Bei Menschen, deren Nahrung so einfach ist, und welche sich im Allgemeinen beinahe nie betrinken, gibt es wenige Krankheiten. — Ihre Krankheiten waren nach ihrer Annahme eine Folge der Rache der Götter und bösen Geister. Die Heilmittel beschränkten sich deßhalb ganz auf Beschwörungen der Priester. Narrheit galt nicht für eine Krankheit, sondern Närrische waren geachtet, weil man glaubte, sie empfingen göttliche Eingebungen und könnten wahrsagen. Wir haben diese auch dem Orient gemeinschaftliche Thatsache schon auf Ha-uai und in Indien beobachtet.

„Völlerei," sagt Montesquieu, „findet sich überall auf der ganzen Erde, je nach dem Grade der Kälte und Feuchtigkeit des Klima's. Geht vom Aequator bis zu unserm Pole, so werdet ihr die Völlerei mit den Breitegraden steigen sehen. Geht von demselben Aequator bis zum entgegengesezten Pole, so werdet ihr die Völlerei gegen Mittag steigen sehen, wie gegen Norden. Es sind die verschiedenen Bedürfnisse in den verschiedenen Klimaten, welche die verschiedenen Lebensarten unter den Menschen herbeigeführt haben; die Einen trinken, weil es ihnen zu warm, die Andern, weil es ihnen zu kalt ist."

Die Taitier waren der Kolik, dem Rothlaufe und einer Hautkrankheit mit schuppenartigen Blattern, welche Aehnlichkeit mit dem Aussatz hatte, unterworfen. Die Kranken wurden von den übrigen Bewohnern ganz abgesondert. Seit die Europäer auf diese Insel kamen und die Syphilis dahin gebracht haben, sah man mehrere mit anscheinend giftigen Geschwüren bedeckte Eingeborne sich der Luft oder den Fliegen aussetzen, ohne ihnen die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen. Da es keine Aerzte in einem Lande gibt, wo die Unmäßigkeit Krankheiten erzeugt, so nahm der leidende Taitier seine Zuflucht zum Aberglauben, und die Priester waren seine einzigen Aerzte. Ihr Heilverfahren bestand in Gebeten, Ceremonien und Sprüchen, die sie wiederholten, bis der Kranke starb, oder wieder genas.

Die Insulaner beschwerten sich im Jahr 1773, ein europäisches Schiff habe ihnen eine Krankheit mitgetheilt, welche nach ihrer Aussage den Kopf, den Schlund und den Magen angreife, und endlich den Tod herbeiführe; sie schienen sie sehr zu fürchten. Seitdem fragten sie mehrere Reisenden, ob sie diese Krankheit hätten. Sie nannten sie Apa-no-peppe, wie sie die Syphilis Appa-no-pretane nannten, eine englische Krankheit, ob sie gleich

llgemein sagten, das Schiff Bougainville's habe sie auf ihre Insel bracht. Wie dem auch seyn mag, so könnte man glauben, die Insulaner hätten lange vor der Ankunft europäischer Schiffe diese Krankheit oder irgend eine andere ihr sehr ähnliche gehabt, denn Cook hörte von Polynesiern sprechen, welche vor dieser Zeit an einer Krankheit gestorben seyen, welche er für die venerische hielt. Ueberdieß war sie eben so verbreitet, als im Jahr 1779, da er diese Inseln zum Erstenmale besuchte. So viel ist gewiß, daß im Jahr 1767 diese Krankheit den Bewohnern von Taiti nicht bekannt war, denn nach Cooks Aussage erbte keiner seiner Matrosen dort die Syphilis. Da die Engländer mit vielen Weibern Umgang hatten, so ist es unbestreitbar, daß sich die Krankheit noch nicht auf der Insel verbreitet hatte. „Bougainville oder mich," sagt Cook, „England oder Frankreich trifft der Vorwurf, ein glückliches Volk mit dieser furchtbaren Pest angesteckt zu haben; aber ich habe den Trost, sowohl mein Vaterland als mich gegen diesen Verdacht rechtfertigen zu können." Seine Aussage stüzt sich auf sorgfältig geführte Listen und Journale der Kranken und an verschiedenen Krankheiten Gestorbenen. Eine Abschrift davon ist bei der Admiralität in London niedergelegt und von den Genesenen unterzeichnet. Hieraus ist zu ersehen, daß, mit Ausnahme eines Kranken, der auf einer Flotte nach England zurückgeschickt wurde, der lezte wegen venerischer Krankheit eingeschriebene durch die Unterschrift und den Bericht des Chirurgen am 27. Dezember 1766 beinahe sechs Monate vor der Ankunft des englischen Seemannes auf Taiti, wo er im Juni 1767 landete, für geheilt erklärt wurde, und daß der erste wegen dieser Krankheit auf der Rückfahrt Eingeschriebene im Februar 1768, sechs Monate nachdem der berühmte Seemann die Insel verlassen hatte — er segelte im Juli 1767 ab — dem Chirurgen übergeben wurde. Weil der Kapitän Cook bei seiner Reise auf dem Endeavour diese Krankheit auf der Insel vorfand, und weil die Reise Bougainville's der seinigen vorherging, so läßt sich, ungeachtet es der französische Seemann ableugnet, leicht annehmen, daß die Insulaner, anstatt die Syphilis die englische Krankheit zu nennen, sie mit mehr Recht, wie die Spanier, Portugiesen und Neapolitaner, die französische Krankheit nennen könnten.

Ihre chirurgischen Kenntnisse waren nicht unbedeutend; wie stark einer auch verwundet seyn mochte, so wurde er wieder hergestellt. Banks und Solander führen einen Fall an, wo ein englischer Matrose einen Splitter in den Fuß bekommen hatte und große Schmerzen litt. Ein alter Taitier, der gerade anwesend war, untersuchte den Fuß des Matrosen, ging an das Ufer, suchte eine Muschel, welche er mit den Zähnen zerbrach, und mit Hülfe dieses Instrumentes öffnete er innerhalb einer Minute die Wunde und zog den Splitter heraus. Er hatte eine Art Gummi mitgebracht, welchen er auf die Wunde legte, verband sie mit einem Stück Zeug, und in zwei Tagen war der Kranke vollkommen geheilt. Bougainville berichtet uns, die Taitier wenden auch die Aderlässe an, aber weder am Arm noch am Fuß. Ein Taoa, Arzt oder niederer Priester, schlug mit einem schneidenden Holz auf den Schädel des Kranken; dadurch öffnete er die Pfeilader, und wenn er eine hinreichende Quantität Blut verloren hatte, wand er eine Binde um den Kopf, wodurch die Wunde wieder geschlossen wurde; am folgenden Tage wusch man sie mit Wasser aus.

nach den Sternen. Sie hatten für jeden einzelnen Stern einen Namen; sie wußten auch, an welchem Theile des Himmels sie in jedem Monat, in welchem sie am Horizonte sichtbar waren, erscheinen mußten; sie wußten auch mit mehr Bestimmtheit, als man glauben sollte, die Jahreszeit, in welcher sie erscheinen und wieder verschwinden. Sie theilten die Zeit nach Mahama's, oder Monden ein, zählten 13 solcher Monde und begannen hierauf wieder am ersten dieses Umlaufes, ein Beweis, daß sie einen Begriff vom Sonnenjahre hatten. Man kann nicht begreifen, wie sie ihre Monate berechneten, daß 13 dieser Monate 29 Tage hatten, einen der Tage mit eingeschlossen, an welchen der Mond nicht sichtbar war. Auch täuschten sie sich nicht über die in jedem dieser Monate, für welche sie besondere Namen hatten, herrschende Witterung. Allen diesen Monaten zusammen gaben sie einen allgemeinen Namen, ob sie sich gleich desselben nur bedienten, wenn sie von den Mysterien ihrer Religion sprachen. Der Tag wurde in 12 Theile eingetheilt, ehe die Missionäre Aenderungen in diesem Punkte einführten.

Bei Menschen, deren Nahrung so einfach ist, und welche sich im Allgemeinen beinahe nie betrinken, gibt es wenige Krankheiten. — Ihre Krankheiten waren nach ihrer Annahme eine Folge der Rache der Götter und bösen Geister. Die Heilmittel beschränkten sich deßhalb ganz auf Beschwörungen der Priester. Narrheit galt nicht für eine Krankheit, sondern Närrische waren geachtet, weil man glaubte, sie empfingen göttliche Eingebungen und könnten wahrsagen. Wir haben diese auch dem Orient gemeinschaftliche Thatsache schon auf Ha-uai und in Indien beobachtet.

„Völlerei," sagt Montesquieu, „findet sich überall auf der ganzen Erde, je nach dem Grade der Kälte und Feuchtigkeit des Klima's. Geht vom Aequator bis zu unserm Pole, so werdet ihr die Völlerei mit den Breitegraden steigen sehen. Geht von demselben Aequator bis zum entgegengesezten Pole, so werdet ihr die Völlerei gegen Mittag steigen sehen, wie gegen Norden. Es sind die verschiedenen Bedürfnisse in den verschiedenen Klimaten, welche die verschiedenen Lebensarten unter den Menschen herbeigeführt haben; die Einen trinken, weil es ihnen zu warm, die Andern, weil es ihnen zu kalt ist."

Die Taitier waren der Kolik, dem Rothlaufe und einer Hautkrankheit mit schuppenartigen Blattern, welche Aehnlichkeit mit dem Aussatz hatte, unterworfen. Die Kranken wurden von den übrigen Bewohnern ganz abgesondert. Seit die Europäer auf diese Insel kamen und die Syphilis dahin gebracht haben, sah man mehrere mit anscheinend giftigen Geschwüren bedeckte Eingeborne sich der Luft oder den Fliegen aussetzen, ohne ihnen die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen. Da es keine Aerzte in einem Lande gibt, wo die Unmäßigkeit Krankheiten erzeugt, so nahm der leidende Taitier seine Zuflucht zum Aberglauben, und die Priester waren seine einzigen Aerzte. Ihr Heilverfahren bestand in Gebeten, Ceremonien und Zeichen, die sie wiederholten, bis der Kranke starb, oder wieder genas.

Die Insulaner beschwerten sich im Jahr 1773, ein europäisches Schiff habe ihnen eine Krankheit mitgetheilt, welche nach ihrer Aussage den Kopf, den Schlund und den Magen angreife, und endlich den Tod herbeiführe; sie schienen sie sehr zu fürchten. Seitdem fragten sie mehrere Reisenden, ob sie diese Krankheit hätten. Sie nannten sie Apa-no-peppe, wie sie die Syphilis Appa-no-pretane nannten, eine englische Krankheit, ob sie gleich

gemein sagten, das Schiff Bougainville's habe sie auf ihre Insel bracht. Wie dem auch seyn mag, so könnte man glauben, die Insulaner itten lange vor der Ankunft europäischer Schiffe diese Krankheit oder irnd eine andere ihr sehr ähnliche gehabt, denn Cook hörte von Polynern sprechen, welche vor dieser Zeit an einer Krankheit gestorben seyen, elche er für die venerische hielt. Ueberdieß war sie eben so verbreitet, s im Jahr 1779, da er diese Inseln zum Erstenmale besuchte. So viel gewiß, daß im Jahr 1767 diese Krankheit den Bewohnern von Taiti cht bekannt war, denn nach Cooks Aussage erbte keiner seiner Matron dort die Syphilis. Da die Engländer mit vielen Weibern Umgang hatten, so t es unbestreitbar, daß sich die Krankheit noch nicht auf der Insel verbreitet atte. „Bougainville oder mich," sagt Cook, „England oder Frankreich ifft der Vorwurf, ein glückliches Volk mit dieser furchtbaren Pest angesteckt ı haben; aber ich habe den Trost, sowohl mein Vaterland als mich gegen iesen Verdacht rechtfertigen zu können." Seine Aussage stüzt sich auf rgfältig geführte Listen und Journale der Kranken und an verschiedenen rankheiten Gestorbenen. Eine Abschrift davon ist bei der Admiralität in ondon niedergelegt und von den Genesenen unterzeichnet. Hieraus ist zu rsehen, daß, mit Ausnahme eines Kranken, der auf einer Flotte nach ngland zurückgeschickt wurde, der lezte wegen venerischer Krankheit einschriebene durch die Unterschrift und den Bericht des Chirurgen am 27. dezember 1766 beinahe sechs Monate vor der Ankunft des englischen Seeiannes auf Taiti, wo er im Juni 1767 landete, für geheilt erklärt wurde, nd daß der erste wegen dieser Krankheit auf der Rückfahrt Eingeschriebene m Februar 1768, sechs Monate nachdem der berühmte Seemann die Insel verlassen hatte — er segelte im Juli 1767 ab — dem Chirurgen übergeben wurde. Weil der Kapitän Cook bei seiner Reise auf dem Endeavour diese Krankheit auf der Insel vorfand, und weil die Reise Bougainville's der seinigen vorherging, so läßt sich, ungeachtet es der ranzösische Seemann ableugnet, leicht annehmen, daß die Insulaner, anstatt die Syphilis die englische Krankheit zu nennen, sie mit mehr Recht, wie die Spanier, Portugiesen und Neapolitaner, die französische Krankheit nennen könnten.

Ihre chirurgischen Kenntnisse waren nicht unbedeutend; wie stark einer auch verwundet seyn mochte, so wurde er wieder hergestellt. Banks und Solander führen einen Fall an, wo ein englischer Matrose einen Splitter in den Fuß bekommen hatte und große Schmerzen litt. Ein alter Taitier, der gerade anwesend war, untersuchte den Fuß des Matrosen, ging an das Ufer, suchte eine Muschel, welche er mit den Zähnen zerbrach, und mit Hülfe dieses Instrumentes öffnete er innerhalb einer Minute die Wunde und zog den Splitter heraus. Er hatte eine Art Gummi mitgebracht, welchen er auf die Wunde legte, verband sie mit einem Stück Zeug, und in zwei Tagen war der Kranke vollkommen geheilt. Bougainville berichtet uns, die Taitier wenden auch die Aderlässe an, aber weder am Arm noch am Fuß. Ein Tava, Arzt oder niederer Priester, schlug mit einem schneidenden Holz auf den Schädel des Kranken; dadurch öffnete er die Pfeilader, und wenn er eine hinreichende Quantität Blut verloren hatte, wand er eine Binde um den Kopf, wodurch die Wunde wieder geschlossen wurde; am folgenden Tage wusch man sie mit Wasser aus.

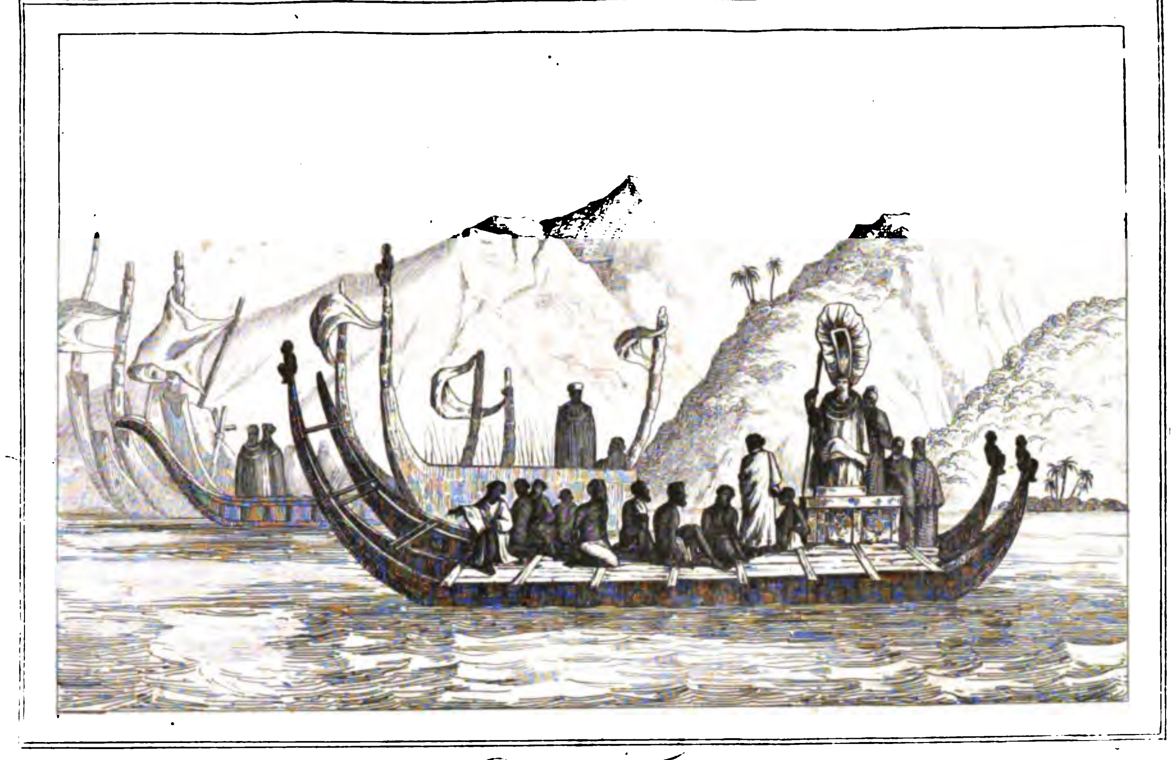
Die Taitier zählen wie die Ha-ualer mit Zehnern, Ura, Hunderten, Rau, Tausendern, Mono, Zehntausendern, Mono Tini, bis zu einer Million, Tu. Fische, Brodbaumfrüchte und Kokosnüsse zählten sie einst auch nach Paaren. Uebrigens rechnete dieses Volk immer sehr leicht; und nach der Aussage der Missionäre werden in der Klasse der Arithmetik immer die stärksten Fortschritte gemacht.

Eins bis zehn zählten sie an den Fingern ab, und ob sie gleich für jede Zahl einen besondern Namen hatten, so nahmen sie doch gewöhnlich einen Finger nach dem andern und eine Hand nach der andern vor, bis sie an die Zahl gekommen waren, welche sie ausdrücken wollten. Zählten sie über zehn, so wiederholten sie den Namen dieser Zahl und sezten das Wort mehr hinzu; zehn und eins mehr bedeutete eilf, zehn und zwei mehr bedeutete zwölf u. s. f. Dieß ist der wörtliche Ausdruck der Algebrazeichen. Kamen sie zu zehn und noch einmal zehn, so hatten sie für diese Zahl eine neue Benennung. Rechneten sie bis zu zehn solcher Zwanziger, so hatten sie ein Wort, welches 200 ausdrückte. Man weiß nicht, ob sie noch andere Worte für noch größere Zahlen hatten, auch scheinen sie dieselben nicht nöthig gehabt zu haben: denn 200 zehnmal genommen, macht 2000, welche starke Zahl beinahe nie in ihren Rechnungen vorkam.

Die Mexikaner hatten eine noch einfachere Methode, die Zahlen zu bezeichnen; sie hatten reine Konventionszeichen und Charaktere. Die Figur eines Zirkels stellte die Einheit vor, sie wurde wiederholt, um die kleinen Zahlen auszudrücken; durch besondere Zeichen wurden die größeren Zahlen ausgedrückt, und man hatte solche, um die Kardinalzahlen von 20 bis 8000 zu bezeichnen. Sie theilten das Jahr in 18 Monate, jeden zu 20 Tagen, was zusammen 360 Tage macht. Da sie in der Folge bemerkten, daß die Sonne in dieser Zeit ihren Umlauf nicht ganz vollende, so legten sie noch fünf Tage zu. Diese Schalttage hießen überzählige oder verlorene Tage; und da sie zu keinem Monate gehörten, so wurde an ihnen keine Arbeit verrichtet und keine religiöse Feier begangen. Wenn ein so geringer Unterschied zwischen dem mexikanischen und wahren Jahre beweist, daß diese Völker sich mit astronomischen Untersuchungen und Berechnungen abgaben, so läßt sich aus den Kenntnissen der Taitier der nämliche Beweis führen, und der Schluß ziehen, daß diese Völker nicht von einem barbarischen Stamme abstammen.

Die Kunst, Entfernungen auszumessen und Zahlen zu bilden, kennen die Taitier noch weniger. Sie hatten kein Wort, das unserm Klafter entsprochen hätte; sprachen sie von der Entfernung eines Ortes zum andern, so drückten sie dieselbe, wie die Asiaten, durch die Zeit aus, welche man braucht, um sie zurückzulegen. Im südlichen Frankreich gibt es einige Departements, wo man die Entfernung der Orte durch Stunden ausdrückt.

Die Kriegsfahrzeuge sind gut bemannte, mit Vorräthen versehene und ausgerüstete doppelte Piroguen von 40—50 Fuß Länge. Die Häuptlinge und Diejenigen, welche die zum Kampfplatze bestimmte Plateforme einnahmen, trugen ihre Kriegskleider, d. h. eine Menge Zeuge, Turbane, Panzer und Helme. Da die Helme bisweilen sehr lang waren, so hinderten sie vielfach; die ganze Rüstung schien überhaupt mehr auf Glanz als Kampf berechnet zu seyn. Wie dem aber seyn mag, es war ein großartiges Schauspiel, und die Krieger ermangelten nicht, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Die Kleidung der Krieger war ganz buntscheckig;



Die große Flotte.

le bestand aus drei großen Stücken Zeug, welche in der Mitte ein Loch hatten, und über einander angezogen wurden; das unterste war das größte und weiß; das zweite war roth und das kleinste braun. Ihre Schilde oder Panzer waren Weidengeflechte, mit Federn und Guluzähnen bedeckt. Es gab Helme von ungeheurer Größe, bis zu fünf Fuß Höhe. Es waren lange cylindrische Mützen von Weiden: der vordere Theil war durch einen längeren Halbzirkel, der oben weiter wurde, verdeckt; er stand von dem Cylinder so ab, daß er eine Krümmung bildete. Dieses vier Fuß breite Stirnband war überall mit glänzenden blauen und grünen Federn einer Taubenart, und mit einem hübschen Besatze von blauen Federn geschmückt; eine große Zahl langer Federn aus dem Schwanze des Tropikvogels lief von seinen Rändern in Strahlen aus, und glich der Strahlenkrone, womit die Maler gewöhnlich die Köpfe der Engel und Heiligen schmücken. Die vornehmsten Anführer trugen als Auszeichnung lange runde Schweife von langen grünen und gelben Federn, welche über ihren Rücken hinabhingen, und wodurch sie das Aussehen türkischer Pascha's bekamen. Der Admiral trug fünf solcher Schweife, an deren Spitze Trodeln von Kokoswolle und rothen Federn hingen; er trug keinen Helm, sondern einen Turban. Flaggen und Wimpel schmückten die Piroguen, so daß sie einen majestätischen Anblick gewährten. Die Waffen bestanden in Keulen, Piken und Steinen. Die Fahrzeuge wurden mit dem Vordertheil gegen das Ufer neben einander gestellt; im Mittelpunkte befand sich das Admiralschiff. Bei den Kriegsfahrzeugen waren auch noch kleinere doppelte Piroguen, welche sämmtlich eine schmälere Flagge, einen Mast und ein Segel trugen, welche die Kriegspiroguen nicht hatten. Diese Fahrzeuge waren für den Transport und Mundvorrath bestimmt; denn die Eingebornen ließen nichts von Vorräthen in ihren Kriegsfahrzeugen. Jede Pirogue faßte ungefähr 40 Mann, was auf die 330 Fahrzeuge, aus denen diese Flotte bestand, ungefähr 7760 Mann machte. Der Anblick einer solchen Flotte mag uns wirklich keinen geringen Begriff von der Macht und dem Reichthume der Insel geben, und man geräth in die größte Verwunderung, wenn man bedenkt, welcher Werkzeuge sich dieses Volk zu seinen Arbeiten bediente, man erstaunt über die Geduld, welche es kostete, bis diese ungeheuren Bäume umgehauen, gezimmert und geglättet, kurz, bis diese schweren Fahrzeuge auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht waren. Nur mit einem Steinbeile, mit einem Meisel, einem Korallenstücke und einer Rochenhaut brachten die Taitier solche Werke zu Stande. Ein weißer Zeug, der zwischen den beiden Schnäbeln jeder Pirogue angebracht war, diente statt der Flagge, und der Wind blies ihn auf, wie ein Segel. Andere hatten einen Zeug mit rothen Streifen, woran man die Division eines jeden Kommandanten erkannte. Die Piroguen wurden mit Rudern und Segeln in Bewegung gesezt. In jedem Fahrzeuge sah man Haufen von Steinen und große Büschel von Piken und langen Keulen oder Schlachtbeile an die Plateforme befestigt, und jeder Krieger hatte eine Pike oder eine Keule in der Hand. Auf einigen kleinen Fahrzeugen sah man große Haufen Bananenblätter als Bette, auf welches die Todten gelegt wurden; diese Fahrzeuge nannten sie Ewaa-no-te-a-tua, oder Piroguen der Gottheit.

Sie zeigten in den verschiedenen Arten des Handgemenges große Gewandtheit und parirten aufs Geschickteste die Streiche der Gegner. Um

den Keulenschlägen, welche gegen die Beine gerichtet waren, auszuweichen, machten sie einen Luftsprung, und um denjenigen zu entgehen, welche den Kopf bedrohten, bückten sie sich ein wenig und sprangen auf die Seite, so daß der Schlag auf die Erde fiel. Piken- und Wurfspießstöße parirten sie mit einer Pike, welche sie gerade vor sich hinhielten: hierauf neigten sie sich mehr oder weniger, je nachdem ein Theil ihres Körpers vom Feinde bedroht war und geschützt werden sollte. Solche Kämpfer waren meistens nackt.

Die Sieger nahmen die Kinnbacken der besiegten Feinde und hingen sie alle zusammen in einem eingeschlossenen Raume auf, wie die nordamerikanischen Wilden die Kopfhäute ihrer getödteten Feinde zum Triumph herumtragen.

Die Bewohner der Insel Taiti übten sich in der Kriegskunst durch die festlichen Kämpfe, welche gewöhnlich auf einem großen, mit ungefähr 5 Fuß hohen Bambuspallisaden eingeschlossenen Platze geliefert wurden. Der Häuptling saß auf dem oberen Theile des Amphitheaters, und die Hauptpersonen seines Gefolges standen in einem Halbzirkel zu seinen Seiten. Es waren die Kampfrichter, welche dem Sieger Lob ertheilten. Wenn Alles bereit war, traten 10—12 Kämpfer, welche nur mit einem Gürtel bekleidet waren, auf den Kampfplatz; sie gingen langsam mit niedergeschlagenen Blicken und die linke Hand auf die Brust gelegt um denselben herum; mit der rechten, welche offen war, schlugen sie so stark auf den linken Vorderarm, daß der Schlag einen ziemlich scharfen Ton hervorbrachte: dieß war das Zeichen einer allgemeinen Herausforderung. Sodann erfolgten die einzelnen Herausforderungen, und Jeder wählte sich seinen Gegner. Diese vorläufige Ceremonie bestand darin, daß sie die Spitzen der Finger zusammen auf die Brust stützten, und zu gleicher Zeit die Ellenbogen mit großer Schnelligkeit von Oben nach Unten bewegten. Wenn der Mann, an welchen sich der Kämpfer wandte, die Herausforderung annahm, so wiederholte er die nämlichen Zeichen; sogleich nahmen beide die Kampfstellung an und das Handgemenge begann. Die Hauptsache war, den Gegner bei einem Schenkel, bei den Armen oder dem Gürtel zu ergreifen und ihn zu Boden zu stürzen. War der Kampf geendigt, so belobten die Greise den Sieger mit einigen Worten, welche die ganze Versammlung im Chor singend wiederholte, und der Sieg wurde gewöhnlich mit drei gräßlichen Freudenrufen gefeiert, an die sich europäische Ohren nur schwer gewöhnen würden. Während des Kampfes wurden Tänze und Gesänge ausgeführt. Merkwürdig ist, daß der Sieger sich auf keine Weise übermüthig gegen den Besiegten zeigte, und der Besiegte über den Ruhm des Siegers nicht murrte; während des ganzen Kampfes herrschte nichts als Wohlwollen und gute Laune. Solche Kämpfe dauerten ungefähr zwei Stunden, worauf ein großes Gastmahl folgte; sie gleichen in gewisser Art den Kämpfen der alten Athleten.

Gesänge und Tänze, die bei den Taitiern so beliebt sind, wurden unter Begleitung eines an Harmonie armen Orchesters ausgeführt. Die Instrumente bestanden in Tamtams von verschiedener Größe, in Trompeten, dem Thara, einer Art Trommel aus einem Bambusstücke von der ganzen Länge einer Knotenweite, welches ganz ausgehöhlt ist. Sie wurde mit einem Stabe geschlagen. Das letzte Instrument war eine Art Flöte oder Vivo, das gewöhnlich aus einem fußlangen, mit vier Löchern versehenen Binsenrohre gemacht und mit dem Nasenhauche gespielt wurde.

Töne obgleich etwas dumpfen Töne waren ziemlich angenehm; gewöhnlich wurden mit dieser Flöte die Pehe oder Götter- und Helden-Balladen begleitet.

Die Tänze waren sehr mannigfaltig. Beim Heiva figurirten Männer und Frauen, aber beinahe immer einzeln. Die Frauen waren zierlich gekleidet. Ihr Haarputz bestand in Flechten von Tamau oder Menschenhaaren, oder in Guirlanden von der weißen Blüthe des Teairi, Arme und Hals waren entblößt, der Busen mit Muscheln oder Federbüscheln geschmückt, sodann trugen sie einen Rock, welcher beinahe immer weiß war und eine Scharlachbordüre hatte.*) Eine andere eben so zierliche Kleidung hatte das Mädchen, welches Cook die Geschenke der Insulaner überbringen mußte. Ihr Zeugrock wallte über einem Weidenkorb, welcher den alten Reifröcken ähnlich war.**) Ueberdieß waren die Geschenke mit einer gewissen Kunst zur Schau gestellt. — Die Bewegungen dieser Tänzerinnen waren im Allgemeinen langsam und abgemessen; Arme und Beine erhielten sich immer im Takt mit dem Tam und der Flöte. Gewöhnlich wurden solche Tänze in netten, besonders dazu bestimmten Häusern ausgeführt. Ein von hölzernen Säulen getragenes Dach, eine niedere Mauer und ein großer, mit Matten belegter Saal, auf welchem die Schauspieler tanzten und die Zuschauer saßen, bildeten zusammen diese Theatersäle. Der Patau oder Balletmeister stellte sich neben der Trommel auf, und gab die Figuren an. Solche Tänze fanden am Abend Statt und dauerten oft die ganze Nacht hindurch.

Bougainville sagt uns, die Frauen leben in einer süßen Unthätigkeit, und ihre Hauptsorge sey die, zu gefallen; auch suchten diese Sirenen Allem aufzubieten, um die Reize zu entwickeln, womit sie die Natur reichlich ausgestattet habe. Zuweilen suchen sie auch Anmuth und Kraft zugleich zu entwickeln und beginnen einen lebhaften Faustkampf. Aber in Folge ihres sanftmüthigen Charakters eilen sie, sobald eine zu Boden gefallen ist, dieselbe zärtlich zu umarmen, und ziehen so, wie es scheint, die Freundschaft dem Ruhme vor.

Der Tanz war bei diesen Völkern eine Art Leidenschaft. Er beschränkte sich nicht auf die Ausführung einiger Bewegungen, sondern stellte beinahe immer Liebes- oder Kampfscenen vor. Eine großartige und zugleich anmuthige Landschaft war ihr Theater; Menschen, die an solche Hirtenspiele gewöhnt waren, wollten, nachdem sie die Handlung durch einfache Bewegungen dargestellt hatten, die Gefühle, welche die Natur, die Liebe und eine poetischere Religion, als sie andere barbarische Völker hatten, in ihnen erweckten, auch durch Worte ausdrücken. Theatralische Vorstellungen hatten deßhalb bei den Völkern dieses Archipels ihren Ursprung in den Spielen, denen sie ganz ähnlich waren; diese Spiele selbst konnten nur unter dem schönsten Klima, im Lande des Ueberflusses und der Ruhe zur Gewohnheit werden. Haben wir hier nicht einen Beweis von dem Einflusse der Natur auf die dramatische Poesie? Unter dem schönen Himmel Hindostans wurden die ersten Theater errichtet.

Die Heava, ein Drama auf den Inseln Taiti's, wobei Gesang und Tanz abwechselten, glichen mehr unserer Oper, als der Komödie oder dem

*) S. Blatt 131. **) S. Blatt 105.

Ausschlägen, welche gegen die Beine gerichtet waren, auszuweichen, machten sie einen Luftsprung, und um denjenigen zu entgehen, welche den Kopf bedrohten, bückten sie sich ein wenig und sprangen auf die Seite, so daß der Schlag auf die Erde fiel. Piken- und Wurfspießstöße parirten sie mit der Pike, welche sie gerade vor sich hinhielten: hierauf neigten sie dieselbe mehr oder weniger, je nachdem ein Theil ihres Körpers vom Stoße bedroht war und geschützt werden sollte. Solche Kämpfer waren sehr geschickt.

Die Sieger nahmen die Kinnbacken der besiegten Feinde und hingen sie zusammen in einem eingeschlossenen Raume auf, wie die nordamerikanischen Wilden die Kopfhäute ihrer getödteten Feinde im Triumph aufhängen.

Die Bewohner der Insel Taiti übten sich in der Kriegskunst durch Ringkämpfe, welche gewöhnlich auf einem großen, mit ... hohen Bambuspallisaden eingeschlossenen Platze geliefert wurden. Der Häuptling saß auf dem oberen Theile des Amphitheaters, und die Personen seines Gefolges standen in einem Halbzirkel zu seinen Seiten; ... waren die Kampfrichter, welche dem Sieger Lob ertheilten. Wenn Alles bereit war, traten 10—12 Kämpfer, welche nur mit einem Gürtel bekleidet waren, auf den Kampfplatz; sie gingen langsam mit niedergeschlagenen Blicken und die linke Hand auf die Brust gelegt um denselben herum; mit der rechten, welche offen war, schlugen sie so stark auf den Vorderarm, daß der Schlag einen ziemlich scharfen Ton hervorbrachte: dies war das Zeichen einer allgemeinen Herausforderung. Sodann erfolgten die einzelnen Herausforderungen, und Jeder wählte sich seinen Gegner. Die vorläufige Ceremonie bestand darin, daß sie die Spitzen der Finger ... auf die Brust stützten, und zu gleicher Zeit die Ellenbogen mit ... Schnelligkeit von Oben nach Unten bewegten. Wenn der ... gegen den sich der Kämpfer wandte, die Herausforderung annahm, so machte er die nämlichen Zeichen; sogleich nahmen beide die Kampfstellung an, und das Handgemenge beginnt. Die Hauptsache war, den Gegner beim Schenkel, bei den Armen oder dem Gürtel zu ergreifen und ihn zu Boden zu werfen. War der Kampf geendigt, so belobten die Greise den Sieger mit ... Worten, welche die ganze Versammlung im Chor singend wiederholte, und der Sieg wurde gewöhnlich mit drei gräßlichen Freudenrufen gefeiert, an die sich europäische Ohren nur schwer gewöhnen würden. ... des Kampfes wurden Tänze und Gesänge ausgeführt. Merkwürdig ist, daß der Sieger sich auf keine Weise übermüthig gegen den Besiegten zeigte, und der Besiegte über den Ruhm des Siegers nicht murrte; während des ganzen Kampfes herrschte nichts als Wohlwollen und gute Laune. Diese Kämpfe dauerten ungefähr zwei Stunden, worauf ein großes Gastmahl folgte; sie gleichen in gewisser Art den Kämpfen der alten Athleten. ... Gesänge und Tänze, die bei den Taitiern so beliebt sind, wurden unter Begleitung eines an Harmonie armen Orchesters ausgeführt. Die Instrumente bestanden in Tamtams von verschiedener Größe, in ... dem Thara, einer Art Trommel aus einem Bambusstücke von der Länge einer Knotenweite, welches ganz ausgehöhlt ist, und mit einem Stabe geschlagen. Das lezte Instrument war eine Art Flöte, Bivo, das gewöhnlich aus einem fußlangen, mit vier Löchern versehenen Binsenrohre gemacht und mit dem Nasenhauche gespielt wurde.

Feine, obgleich etwas dumpfen Töne waren ziemlich angenehm; gewöhnlich wurden mit dieser Flöte die Vehe oder Götter- und Helden-Balladen begleitet.

Die Tänze waren sehr mannigfaltig. Beim Heiva figurirten Männer und Frauen, aber beinahe immer einzeln. Die Frauen waren zierlich gekleidet. Ihr Haarputz bestand in Flechten von Tamau oder Menschenhaaren, oder in Guirlanden von der weißen Blüthe des Teairi, Arme und Hals waren entblößt, der Busen mit Muscheln oder Federbüscheln geschmückt, sodann trugen sie einen Rock, welcher beinahe immer weiß war und eine Scharlachbordüre hatte.*) Eine andere eben so zierliche Kleidung hatte das Mädchen, welches Cook die Geschenke der Insulaner überbringen mußte. Ihr Zeugrock wallte über einem Weidenkorb, welcher den alten Reifröcken ähnlich war. **). Ueberdieß waren die Geschenke mit einer gewissen Kunst zur Schau gestellt. — Die Bewegungen dieser Tänzerinnen waren im Allgemeinen langsam und abgemessen; Arme und Beine erhielten sich immer im Takt mit dem Tam und der Flöte. Gewöhnlich wurden solche Tänze in netten, besonders dazu bestimmten Häusern ausgeführt. Ein von hölzernen Säulen getragenes Dach, eine niedere Mauer und ein großer, mit Matten belegter Saal, auf welchem die Schauspieler tanzten und die Zuschauer saßen, bildeten zusammen diese Theatersäle. Der Patan oder Balletmeister stellte sich neben der Trommel auf, und gab die Figuren an. Solche Tänze fanden am Abend Statt und dauerten oft die ganze Nacht hindurch.

Bougainville sagt uns, die Frauen leben in einer süßen Unthätigkeit, und ihre Hauptsorge sey die, zu gefallen; auch suchten diese Sirenen Allem aufzubieten, um die Reize zu entwickeln, womit sie die Natur reichlich ausgestattet habe. Zuweilen suchen sie auch Anmuth und Kraft zugleich zu entwickeln und beginnen einen lebhaften Faustkampf. Aber in Folge ihres sanftmüthigen Charakters eilen sie, sobald eine zu Boden gefallen ist, dieselbe zärtlich zu umarmen, und ziehen so, wie es scheint, die Freundschaft dem Ruhme vor.

Der Tanz war bei diesen Völkern eine Art Leidenschaft. Er beschränkte sich nicht auf die Ausführung einiger Bewegungen, sondern stellte beinahe immer Liebes- oder Kampfscenen vor. Eine großartige und zugleich anmuthige Landschaft war ihr Theater; Menschen, die an solche Hirtenspiele gewöhnt waren, wollten, nachdem sie die Handlung durch einfache Bewegungen dargestellt hatten, die Gefühle, welche die Natur, die Liebe und eine poetischere Religion, als sie andere barbarische Völker hatten, in ihnen erweckten, auch durch Worte ausdrücken. Theatralische Vorstellungen hatten deßhalb bei den Völkern dieses Archipels ihren Ursprung in den Spielen, denen sie ganz ähnlich waren; diese Spiele selbst konnten nur unter dem schönsten Klima, im Lande des Ueberflusses und der Ruhe zur Gewohnheit werden. „Haben wir hier nicht einen Beweis von dem Einflusse der Natur auf die dramatische Poesie? Unter dem schönen Himmel Hindostans wurden die ersten Theater errichtet.

Die Heava, ein Drama auf den Inseln Taiti's, wobei Gesang und Tanz abwechselten, glichen mehr unserer Oper, als der Komödie oder dem

---

*) S. Blatt [illegible]. **) S. Blatt [illegible].

tragischen Drama. Die Schauspieler wählte man aus verschiedenen Klassen der Gesellschaft; selbst die Schwestern des Königs nahmen eine Rolle in diesen improvisirten Darstellungen an, deren Plan sich durch die Tradition erhalten zu haben scheint.

Oreo ließ in Gegenwart Cooks ein Heava vorstellen, worin zwei junge, sehr hübsche Frauen auftraten. Er gibt folgende Beschreibung davon: „Das Schauspiel wurde auf einem ungefähr 50 Fuß langen und 10 Fuß breiten Raume zwischen zwei in gleicher Linie stehenden Gebäuden aufgeführt. Das eine war ein geräumiges Gebäude, welches eine große Menge Zuschauer fassen konnte, und das andere eine einfache enge Hütte, welche auf einer Reihe Säulen ruhte, und auf der Seite, wo das Stück aufgeführt wurde, auf allen andern Seiten mit Matten und Binsen geschlossen war. Ein Winkel war von allen Seiten umhängt, dort kleideten sich die Schauspieler an. Der ganze Schauplatz war mit großen, am Rande schwarzgestreiften Matten von der feinsten Arbeit umhängt. In dem offenen Theile der Hütte sahen wir drei Trommeln von verschiedenen Größen, d. h. drei ausgehöhlte, mit einer Gulahaut überzogene Baumstumpen: vier oder fünf Männer, welche sie nur mit den Fingern spielten, entwickelten eine erstaunliche Gewandtheit. Die größte dieser Trommeln war 5 Fuß hoch und hatte einen Fuß im Durchmesser. Wir saßen schon einige Zeit im Amphitheater unter den schönsten Frauen der Insel, als die Schauspielerinnen auftraten: die eine war Poyadua, die Tochter des Häuptlings Oreo, und die zweite eine große und hübschgewachsene, mit angenehmen Zügen und einem für eine Bewohnerin des Archipels von Taiti schönen Teint. Ihre Kleidung war von der gewöhnlichen ganz verschieden und bestand in einem Stücke braunen, im Lande fabrizirten Zeuges oder in einem Stück blauen europäischen Tuches, das sorgfältig um den Hals gebunden war; um ihre Hüften war eine Art Wulst von vier rothen und weißen Zeugstreifen gelegt, und hing von da bis auf die Füße hinab; ein weißes Tuch, welches einen weiten Unterrock bildete, wurde auf allen Seiten auf dem Boden nachgeschleppt und schien ihre Bewegungen hindern zu müssen; der Hals, die Schultern und die Arme waren unbedeckt, aber der Kopf war mit einer Art Turban geschmückt, der ungefähr 8 Zoll hoch und aus Haarflechten gemacht war, welche Tamu genannt und in Zirkeln, die nach oben weiter werden, über einander gelegt werden; mitten hatten sie ein tiefes Loch gelassen, welches mit einer Menge wohlriechender Blumen von der Gardenia oder dem Cap-Jasmin angefüllt war; der ganze Vordertheil des Turbans aber war mit drei oder vier Reihen kleiner, weißer Blumen verziert, welche kleine Sterne bildeten, und auf den ganz schwarzen Haaren die nämliche Wirkung hervorbrachten, wie Perlen. Sie begannen ihren Tanz unter Begleitung der Trommeln, und wie es schien, unter der Leitung eines Greises, der mit ihnen tanzte und mehrere Worte aussprach, welche die Engländer, dem Ton seiner Stimme zufolge, für einen Gesang hielten. Ihre sehr mannigfaltigen Stellungen und Geberden spielten bisweilen ins Obscöne hinüber; doch kamen keine so grobe Unanständigkeiten vor, wie sie die keuschen Augen der Engländerinnen in der Oper mit ansehen. Die Bewegung ihrer Arme war sehr anmuthig, und die beständige Bewegung ihrer Finger hatte etwas sehr Zierliches; aber gegen unsere Begriffe von Anmuth und Harmonie stieß die häßliche Gewohnheit an, den Mund zu verdrehen; sie verzogen ihn auf eine so seltsame Weise,

JNSEL TAITI



Ein junges Mädchen welches Geschenke trägt.

daß wir sie unmöglich nachmachen konnten; zuerst zogen sie den Mund in die Quere zurück, und dann warfen sie ihre Lippen plötzlich in wellenförmigen Bewegungen auf, welche plötzlichen Konvulsionen glichen.

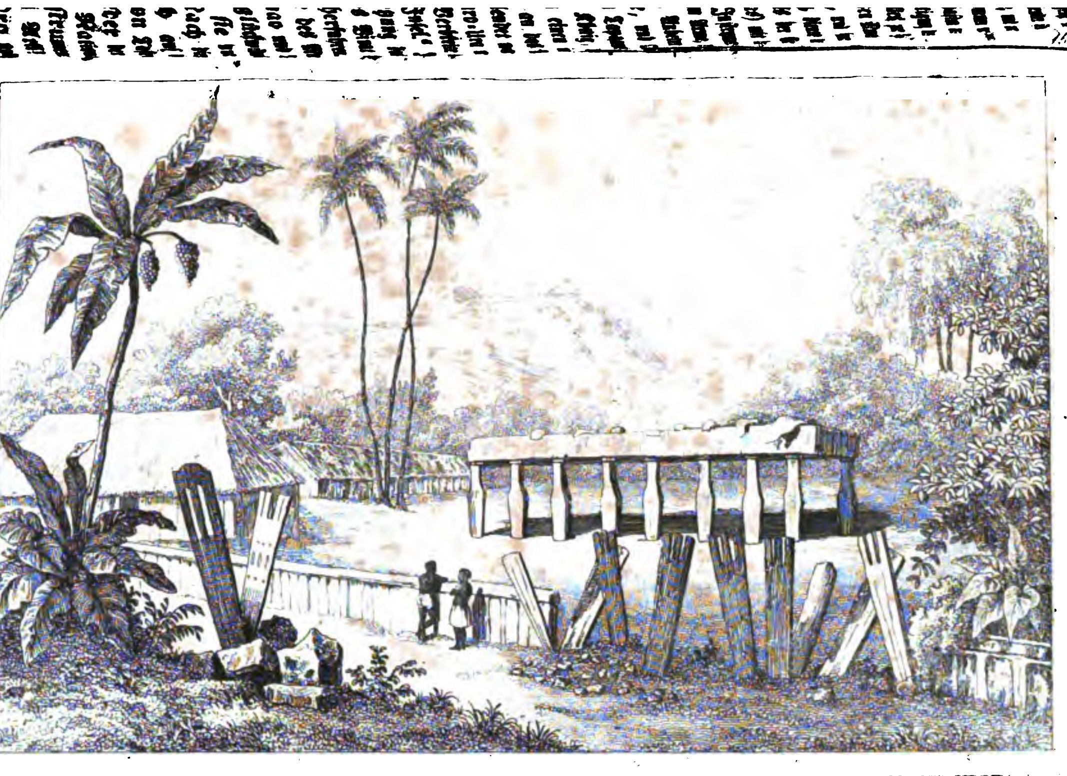
Nachdem sie ungefähr 10 Minuten getanzt hatten, zogen sie sich in den Theil des Hauses zurück, wo sie sich angekleidet hatten, und fünf mit Matten bekleidete Männer nahmen ihre Stelle ein, und führten eine Art Drama auf, welches aus einem ziemlich unzüchtigen Tanze und einem nach dem Takt abgemessenen Dialoge bestand; bisweilen riefen sie alle zusammen die nämlichen Worte aus. Der Dialog schien sich ihren Bewegungen anzupassen. Einer von ihnen fiel auf die Kniee und ein zweiter schlug ihn, riß ihm den Bart aus und wiederholte dieselbe Ceremonie an zwei anderen; endlich ergriff ihn aber der fünfte und schlug ihn mit einem Stocke. Endlich zogen sich alle zurück, und die Trommeln gaben das Signal zum zweiten Akte des Tanzes, den die zwei Frauen auf dieselbe Art ausführten, wie den ersten.

Die Männer erschienen von Neuem; die Frauen traten wieder an ihre Stelle und beschlossen den vierten Akt. Sie sezten sich zur Ruhe nieder und schienen sehr ermüdet zu seyn, denn sie schwizten stark. Die Wangen der einen, welche ziemlich beleibt war, und einen lebhaften Teint hatte, zeigten ein reizendes Roth. Die zweite, die Tochter Oreo's, erregte die Bewunderung durch ihr Spiel, ob sie gleich durch das Spiel des vorigen Morgens und Abends sich abgemattet hatte.

Die Rangordnung war folgende: zuerst kam der König, dann die Königin, dann die Brüder des Königs und die Seitenverwandten nach der Ordnung. Die Königswürde war erblich, und konnte auch auf die Frauen übergehen. Ein seltsamer Gebrauch war der, daß der König bei der Geburt seines ersten Kindes abdanken mußte. Der Vater erklärte selbst seine Abdankung und ließ das königliche Banner mit den Wappen seines Erben auf der Insel umhertragen. Ließ man das Banner unberührt, so war dieß ein Zeichen der Unterwerfung und des Gehorsams; wurde es zerrissen, so galt es Empörung und Krieg. Nach der Einsetzung wurde der Hof des jungen Fürsten gebildet. Wie sich denken läßt, war er nur dem Namen nach König. In der That regierte der Vater noch immer. Der König und die Königin gingen niemals. Sie hatten Träger, welche sie auf den Schultern trugen. Wenn sie reisten, legten sie so beinahe zwei Meilen in einer Stunde zurück, getragen von starken Männern, welche sich von Zeit zu Zeit ablösten. Auf einen Wink wurde ein Wechsel vorgenommen. Die zwei Träger bückten sich, der eine, um die königliche Last auf den Boden zu setzen, der andere, um sie zu empfangen, und der König sprang von den Schultern des einen auf die des andern; dieses Transportmittel, dessen die anderen Arii's (Herren) sich nicht bedienen durften, hieß Amo oder Waha. Das höchste Zeichen von Ehrfurcht dem König und der Königin gegenüber war, daß man vor ihnen die Kleider ganz ablegte; Hohe und Niedere mußten sich dazu bequemen. Wenn der Ruf ertönte: te arii (der König kommt), so mußte man sich in einen Zustand vollkommener Nacktheit versetzen und darin verharren, bis der Monarch vorübergegangen war. Wurde diese Ehrfurchtsbezeigung aus Versehen oder bösem Willen unterlassen, so mußte die Kleidung auf der Stelle zerrissen werden. Kam man vor einer königlichen Wohnung vorüber, welche durch ein Til oder eine hölzerne Statue angedeutet war, so

mußte man das nämliche Ceremoniel beobachten. Die Einsetzung des K
nigs wurde prachtvoll begangen. Die Zeit war zwar nicht bestimmt,
deß hatte sie gewöhnlich Statt, wenn der Prinz sein achtzehntes Jah
reicht hatte. Das Vorspiel mußte irgend ein Wunder seyn, wie das
erwartete und plötzliche Treiben eines Baumes. Die große Auszeich
der Königswürde war das Maro Ura, ein eng anschließender Gürtel,
cher aus den geschlagenen Fasern des Ava gewoben war, und worin
oder rothe Federn, welche von den Götterbildern genommen wurden,
flochten waren. Diese Federn sollten göttliche Eigenschaften auf den
gen König übertragen. So lange man mit der Verfertigung des hei
ten Maro zubrachte, bluteten Menschenopfer. Wenn Alles zur Feier
gerüstet war, begab sich das Gefolge in Prozession in den Morai de
Die Statue dieses Gottes war auf eine Estrade gestellt, und sein p
liches Bett, eine Art Bank von zierlich behauenem Holz, diente dem
als Thron. Kaum hatte er sich dort niedergesezt, als der Groß
(tarimua) in Begleitung der anderen Priester (mirotahuas) mit dem
Tam-tam, Trompeten und verschiedenen musikalischen Instrumenten
dem Tapaau, einer Art Instrument von Kokosblättern, im Arme, den
aufhob und ihn zwischen zwei Reihen seiner getreuen Anbeter a
Tempel trug. Die Prozession begab sich an die Küste, und Ore
bald die heilige Pirogue, welche an ihren verschlungenen Tapaaus
erkennen war. Auf ein gewisses Signal erhob sich der König, der
immer auf dem Lager des Gottes geblieben war, nahm einen im
des Tempels gehauenen Zweig des heiligen Maro, ging an das M
badete und reinigte sich. Nachdem die Abwaschung vollendet war,
er die Pirogue, wo der Großpriester ihn mit dem Maro-Ura u
während er folgende Worte an die Gottheit richtete: „Verbreite
Fuß des Königs über das Meer hin gegen die heilige Insel." J
grüßte die am Ufer versammelte Volksmenge die Einsetzung des
mit dem Geschrei: Marva Arii! Marva Arii! und dieses Vivat
die Flottille von Piroguen, welche auf dem Meere einherfuhren.
die Seeungeheuer ermangelten nicht, dem neuen Herrscher des Me
Ehrfurcht zu bezeigen. Zwei vergötterte Haifische, Tonumao und
nahten sich seiner Majestät, während sie badeten, und beglückwün
über ihre Thronbesteigung; aber wahrscheinlich ließ man sie nur
furchtsvoller Entfernung ihren Glückwunsch abstatten. Nach die
fahrt kehrte der König an das Ufer zurück und legte sich auf
Oro's nieder, wobei er den Kopf auf das heilige Polster von Tafe
zierlich behauenen Holzblock, stützte. Vier Träger, Mitglieder de
chen Familie, hoben ihn dort auf und brachten ihn in den Natio
Tabu-Tabu-Atea's, die Priester begleiteten ihn mit ihren Instrume
die Häuptlinge und das Volk riefen: Marva Arii! Marva Arii!
sie im Bereiche des Morai angekommen waren, legte man Oro an
Sohn zur Seite des Königs auf eine hohe Plateforme, und dort e
Gott und König die Huldigungen des Volkes. Die Feierlichkei
mit einer Art Volkssaturnalien beschlossen.

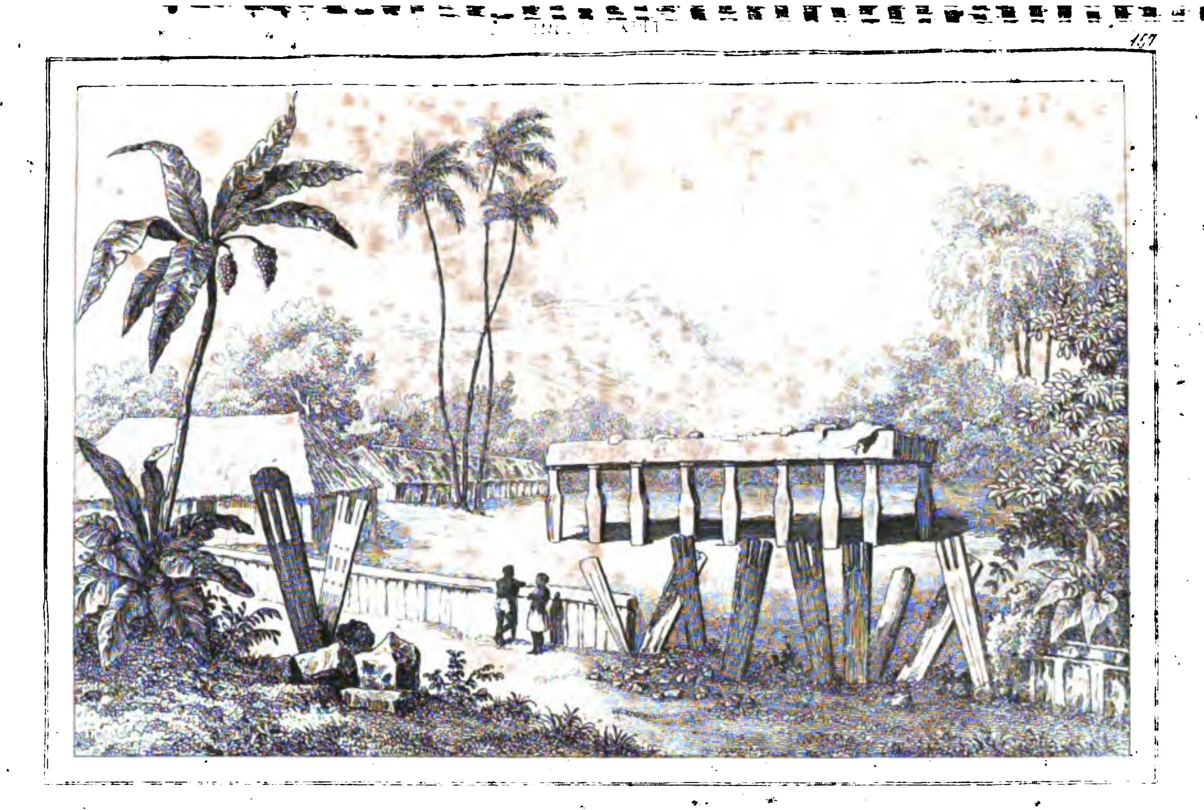
Dieser göttliche Charakter, welchen die Einsetzung dem Kö
lieh, ging auch auf alle Gegenstände über, deren er sich bediente:
Geräthe, Piroguen, Träger, Hütten, wo er einkehrte oder gewöhn
aufhielt; sogar auf ihre Benennungen dehnte er sich aus. So hi



Marae zu Attahuru

mußte man das nämliche Ceremoniel beobachten. Die Einsetzung des Königs wurde prachtvoll begangen. Die Zeit war zwar nicht bestimmt, indeß hatte sie gewöhnlich Statt, wenn der Prinz sein achtzehntes Jahr erreicht hatte. Das Vorspiel mußte irgend ein Wunder seyn, wie das unerwartete und plötzliche Treiben eines Baumes. Die große Auszeichnung der Königswürde war das Maro Ura, ein eng anschließender Gürtel, welcher aus den geschlagenen Fasern des Ava gewoben war, und worein gelbe oder rothe Federn, welche von den Götterbildern genommen wurden, geflochten waren. Diese Federn sollten göttliche Eigenschaften auf den jungen König übertragen. So lange man mit der Verfertigung des geheiligten Maro zubrachte, bluteten Menschenopfer. Wenn Alles zur Feierlichkeit gerüstet war, begab sich das Gefolge in Prozession in den Morai des Oro. Die Statue dieses Gottes war auf eine Estrade gestellt, und sein geheiligtes Bett, eine Art Bank von zierlich behauenem Holz, diente dem König als Thron. Kaum hatte er sich dort niedergesezt, als der Großpriester (tarimua) in Begleitung der anderen Priester (mirotahuas) mit dem großen Tam-tam, Trompeten und verschiedenen musikalischen Instrumenten, und dem Tapaau, einer Art Instrument von Kokosblättern, im Arme, den Gott aufhob und ihn zwischen zwei Reihen seiner getreuen Anbeter aus dem Tempel trug. Die Prozession begab sich an die Küste, und Oro bestieg bald die heilige Pirogue, welche an ihren verschlungenen Tapaaus leicht zu erkennen war. Auf ein gewisses Signal erhob sich der König, der bis jezt immer auf dem Lager des Gottes geblieben war, nahm einen im Bezirk des Tempels gehauenen Zweig des heiligen Maro, ging an das Meer und badete und reinigte sich. Nachdem die Abwaschung vollendet war, bestieg er die Pirogue, wo der Großpriester ihn mit dem Maro-Ura umgürtete, während er folgende Worte an die Gottheit richtete: „Verbreite den Einfluß des Königs über das Meer hin gegen die heilige Insel." Jubelnd begrüßte die am Ufer versammelte Volksmenge die Einsetzung des Königs mit dem Geschrei: Maeva Arii! Maeva Arii! und dieses Vivat begleitete die Flottille von Piroguen, welche auf dem Meere einherfuhren. Selbst die Seeungeheuer ermangelten nicht, dem neuen Herrscher des Meeres ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Zwei vergötterte Haifische, Tonumao und Taahua, nahten sich seiner Majestät, während sie badeten, und beglückwünschten ihn über ihre Thronbesteigung; aber wahrscheinlich ließ man sie nur in ehrfurchtsvoller Entfernung ihren Glückwunsch abstatten. Nach dieser Einfahrt kehrte der König an das Ufer zurück und legte sich auf das Bett Oro's nieder, wobei er den Kopf auf das heilige Polster von Tafeu, einem zierlich behauenen Holzblock, stüzte. Vier Träger, Mitglieder der königlichen Familie, hoben ihn dort auf und brachten ihn in den Nationaltempel Tabu-Tabu-Atea's, die Priester begleiteten ihn mit ihren Instrumenten und die Häuptlinge und das Volk riefen: Maeva Arii! Maeva Arii! Wenn sie im Bereiche des Morai angekommen waren, legte man Oro und seinen Sohn zur Seite des Königs auf eine hohe Plateforme, und dort empfingen Gott und König die Huldigungen des Volkes. Die Feierlichkeit wurde mit einer Art Volkssaturnalien beschlossen.

Dieser göttliche Charakter, welchen die Einsetzung dem Könige verlieh, ging auch auf alle Gegenstände über, deren er sich bediente: Kleider, Geräthe, Piroguen, Träger, Hütten, wo er einkehrte oder gewöhnlich sich aufhielt; sogar auf ihre Benennungen dehnte er sich aus. So hießen die



Mae zu Mäheeroa

Aufen Athai; Wächter des Himmels; seine Pirogue, Anuanua, Regenbogen; seine Stimme war der Donner; die Lichter seines Palastes Blitze; wollte man sagen, er reise, so bediente man sich des Wortes mahuta, fliegen. Kurz in der Hofsprache fand man alle orientalischen Hyperbeln.

Der Rangunterschied auf Taiti war für das Volk weniger drückend, als anderswo. Außer dem Arii-rahi (dem Könige) bestand die Gesellschaft aus drei Klassen, beinahe wie auf den Ha-wai-Inseln, nämlich den Hui-ariis, der königlichen Familie und dem Adel, den Bue-raatiras, den Eigenthümern oder vornehmsten Pächtern und den Mana-hunes oder dem gemeinen Volk. „Diese drei Klassen," sagt d'Urville, „hatten noch Unterabtheilungen, und die lezte begriff die Titi's oder Sklaven, und die Teuteu's oder Diener. Die Titi's waren Kriegsgefangene oder Bewohner eroberter Länder; man nahm ihnen selten das Leben und behandelte sie milde, bisweilen gab man ihnen auch die Freiheit wieder. Die Teuteu's waren diejenigen, welche kein Eigenthum besaßen und deßwegen bei den Reicheren Dienste suchen mußten.

„Die Entvölkerung der Insel," fügt d'Urville bei, „hat diese Klasse sehr vermindert. Die Handwerker und Fischer wurden bisweilen zu den Teuteu's, bisweilen auch zu den Raatira's gerechnet. Die Raatira's waren Menschen, welche unabhängig leben konnten, Güterbesitzer oder Solche, welche ein anständigeres Gewerbe trieben. Unter den Raatira's selbst war auch ein Rangunterschied, indem die einen viel, die anderen wenig besaßen; die ersten waren solche, die von ihren Renten lebten, die anderen waren Pächter. Diese Klasse war das Lebensprinzip der Bevölkerung: mäßiger, thätiger und gesitteter als der Adel, machten sie durch ihren Fleiß und ihre Arbeit das Land fruchtbar. In ihrer bildlichen Sprache sagten sie: „Taiti ist ein Schiff, der König ist der Mast, die Raatira's sind das Takelwerk." Die Raatira's waren auch Krieger oder Priester. Ueber ihnen standen die Hui-arii's, welche großes Ansehen und viele Vorrechte genoßen. Eifersüchtig auf ihre Vorrechte, beuteten sie dieselben auf jüdische Weise aus, und wachten darüber, daß kein Eindringling sich in ihre Klasse einschleiche. Jede Frucht einer Verbindung zwischen einem Hui-arii und einer Person niederen Ranges wurde ohne Barmherzigkeit getödtet."

Uebrigens hatte diese Eintheilung der Gesellschaft einige Aehnlichkeit mit der Feudalregierung; aber die einfache Lebensart dieses Volkes mußte den Rangunterschied weniger fühlbar machen und die Gleichheit in ein Land zurückführen, wo Klima und Gewohnheit keine vollständige Kleidung erfordern; wo man auf jedem Schritte Mittel genug findet, um eine anständige, bequeme und den Uebrigen gleiche Wohnung zu erbauen; wo jedes Individuum sich die nothwendigen Lebensbedürfnisse durch geringe Arbeit verschaffen kann. Menschen, welche in einem solchen Zustande leben, kennen Ehrgeiz und Neid weniger als wir. Zwar besaßen die ersten Familien beinahe ausschließlich einige Luxusartikel, z. B. Schweine, Geflügel, Fische und Zeuge; jedoch kann das Verlangen, den Gaumen und die Eitelkeit zu befriedigen, höchstens einige Individuen und nicht eine ganze Nation unglücklich machen. Die Bevölkerung einiger civilisirten Staaten ist darum unglücklich, weil die Reichen ihre Lüste nicht zügeln; aber auf Taiti bestand zwischen dem Vornehmsten und Niedrigsten kein so großer Unterschied als in civilisirten Staaten zwischen einem Kaufmann und Arbeiter besteht.

Die Anhänglichkeit der Insulaner an die Alten, welche man bei allen Gelegenheiten bemerkt, läßt uns vermuthen, daß sie sich als Eine Familie betrachteten und ihre Greise in der Person ihrer Häuptlinge verehrten; hieraus läßt sich schließen, daß die Verfassung dieses Volkes ursprünglich patriarchalisch war, und daß, wenn sie auch durch die Zeit einigermaßen verändert wurde, ehe sie durch die von Pomare II. ausgegebene, unter dem Einflusse der Missionäre abgefaßte Verfassungsurkunde gänzlich geändert wurde, von den Taitiern wahrscheinlich der tugendhafte Greis zum Hirten des Volkes erhoben wurde. Die Vertraulichkeit, welche noch kürzlich zwischen dem Monarchen und den Unterthanen herrschte, war ein Ueberrest der alten Einfachheit. Der Geringste aus dem Volke sprach mit dem Könige so frei als mit Seinesgleichen, und durfte ihn so oft sehen als er wollte. Der Fürst legte oft die Zeichen seiner Würde ab und verrichtete die nämlichen Arbeiten, wie das Volk, weil er noch keine falschen Begriffe von Hoheit und Macht eingesogen hatte. Er ruderte oft seine Pirogue, oder warf das Netz aus, ohne deßwegen zu glauben, daß er seiner Würde etwas vergebe.

In China zog der Kaiser alle Jahre eine Furche auf einem Acker; durch diese öffentliche und feierliche Ceremonie sollten die Völker zur Arbeitsamkeit ermuntert werden. Van-Ti, der dritte Kaiser der dritten Dynastie, baute das Land mit eigenen Händen und ließ in seinem Palaste die Kaiserin und ihre Frauen in Seide arbeiten.

Bei den alten Persern war ein Tag im Jahr, an welchem die Könige ihrem Prunke entsagten und mit den Arbeitern aßen.

Zu wünschen ist, daß diese kostbare Gleichheit, die Quelle so herrlichen Wetteifers und so mancher Tugend, diese so glückliche Gleichheit sich immer erhalte; mit der christlichen Religion sollte sie sogar zunehmen; denn das Evangelium predigt in Wahrheit Gleichheit, Freiheit und Liebe; aber die Unthätigkeit der Häuptlinge führt trotz der Fruchtbarkeit des Bodens zum Verderben. Einst fühlten die Teuteu's, denen die Feldarbeit zugetheilt war, die Last der Arbeit kaum. Allmälig aber wurde sie schwerer; denn die Zahl der Häuptlinge und Reichen nahm in größerem Maße zu als die der Teuteu's, weil die Häuptlinge lediglich Nichts arbeiteten. Dieses Uebermaß der Arbeit hatte eine üble Wirkung auf die Körper; die Teuteu's wurden mißgestaltet und schwach; je mehr sie sich der Sonne aussetzten, um so schwärzer wurde ihre Haut; dadurch, daß sie ihre Töchter schon in zartem Alter der Wollust der Großen preisgaben, wurde ihre Race kleiner, als die ihrer Herren. Diese dagegen, welche wohl genährt waren, behielten alle Vortheile eines hohen Wuchses, einer großen Schönheit der Formen und der Züge und einer weißeren Farbe, während sie sich ganz den Freuden der Tafel widmeten und ihr Leben in völliger Unthätigkeit hinbrachten. Nun haben ihnen achtungswerthe Missionäre das Gesetz des Evangeliums ausgelegt. Diese christlichen Spartacüsse, welche die Ketten der Sklaverei gebrochen und die Ursachen, welche sie erzeugt, weggeschafft haben, haben in ihren Herzen das natürliche Gefühl der Menschenrechte wieder belebt. Diese gerechte Revolution war nothwendig, und dieß ist der natürliche Kreislauf der menschlichen Dinge. Man kann es den Europäern nicht oft genug wiederholen, daß auch die Einführung erkünstelter Bedürfnisse diese Epoche schneller herbeiführen müßte. Sollte indeß diese Veränderung das Glück dieses interessanten Volkes zerstören, so wäre zu

wünschen, daß Europa und seine unruhigen und herrschsüchtigen Bewohner die Inseln des Südmeeres nie entdeckt hätten.

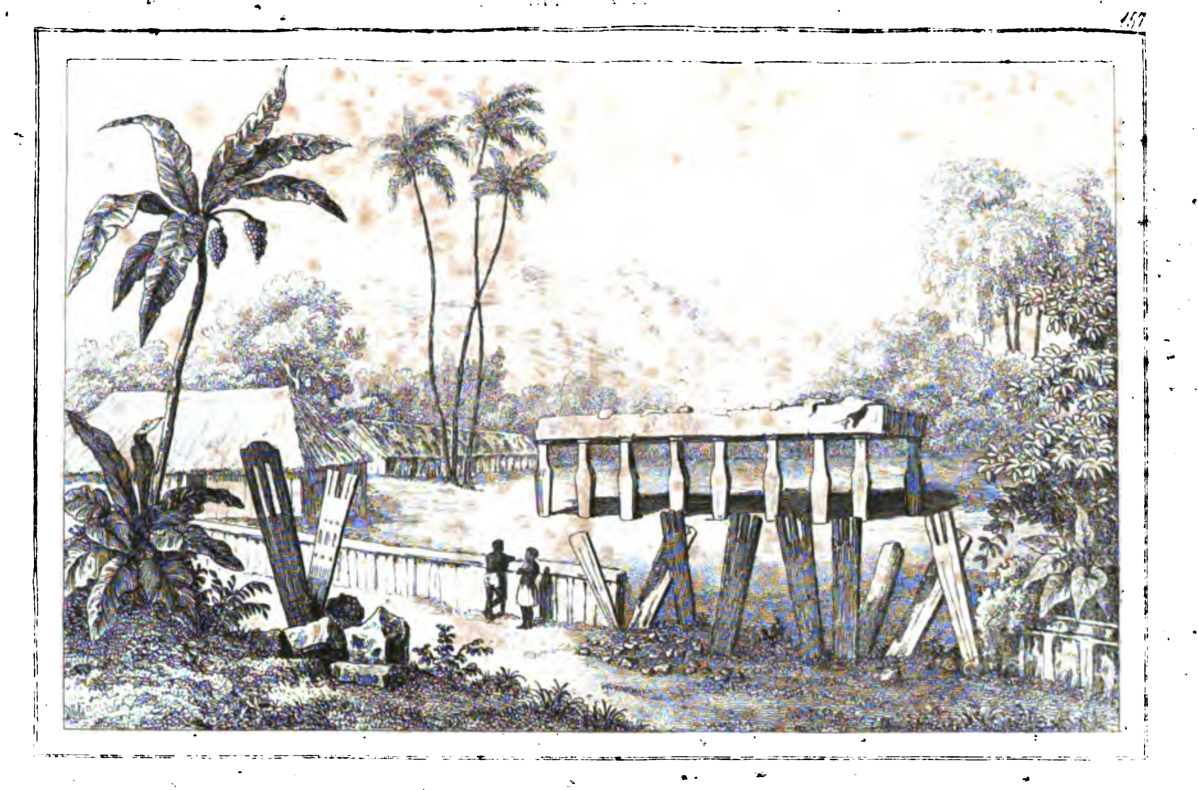
Ehedem war der taitische Monarch beständig von klugen Räthen umgeben, welche großen Antheil an der Regierung nahmen. Man weiß aber nicht genau, wie weit sich seine königliche Gewalt erstreckte und wie weit ihm die Häuptlinge unterworfen waren; Alles schien indeß zu Erhaltung des blühenden Zustandes der Insel mitzuwirken. Auch ist zu bedauern, daß man die ehemalige Regierungsform nur oberflächlich kennt, denn man weiß nicht, welches Band und welche Beziehungen so viele verschiedene Stände und Beamte zu Einem politischen Körper vereinigten. Im Ganzen kann man die ehemalige Regierung von Taiti wohl eine feststehende Feudalregierung nennen. Die Jawa's und die Whanna's aßen immer mit dem Könige; die Tenten's ausgenommen, hatte jeder Insulaner dieses Recht, mit Ausschluß der Frauen; denn, welchen Rang diese auch hatten, so aßen sie nie mit den Männern. Ungeachtet der König ein Alleinherrscher war, so hatte er doch Nichts, woran ihn ein Fremder von den übrigen Insulanern unterscheiden konnte; seine Kleidung war ein Stück gewöhnlichen um die Lenden gehüllten Zeuges. Er bemühte sich sogar, einfacher in seinem Benehmen zu erscheinen als irgend ein Großer an seinem Hofe. Im Allgemeinen flößten die Häuptlinge dieser Inseln dem Volke Liebe und nicht Furcht ein; darf man daraus nicht schließen, daß sie milde und gerecht regierten?

Unter den Arii's und übrigen Insulanern von ausgezeichnetem Range war es üblich, daß sie nie in die Klasse der Tenten's oder in eine, welche unter der ihrigen stand, heiratheten. Dieses Vorurtheil ist wahrscheinlich eine der Hauptursachen des Entstehens der sogenannten Arreoys-Gesellschaften, zu welchen sich viele Männer und Frauen vereinigten und in welchen Weibergemeinschaft herrschte. Gewiß ist, daß diese Gesellschaften, wo die Brüder ihre Schwestern genießen durften, das Anwachsen der hohen Klassen, aus welchen sie einzig zusammengesetzt waren, nicht wenig hinderten. Die politische Verfassung der Insel war in vielen Rücksichten dieselbe wie die der alten Völker. Die Menschen, welche auf derselben Stufe der Civilisation und Macht stehen, gleichen einander mehr, als man gewöhnlich glaubt, selbst an den beiden Enden der Welt. Die Häuptlinge der Distrikte von Taiti hatten z. B. keine Achtung für den Monarchen. Wenn unter den Einwohnern wegen eines Länderbesitzes Streitigkeiten entstanden, so setzte sich der Stärkste in den Besitz des bestrittenen Landes; der Schwächere aber brachte seine Klage dem Arii vor, der, wenn man Bougainville glauben darf, in der politischen Absicht, Gleichheit unter seinen Unterthanen zu erhalten, selten ermangelte, dem Aermeren das bestrittene Land zuzusprechen. Obgleich dieses Volk, dem die Schreibekunst gänzlich unbekannt war, und das also keine festen Gesetze haben konnte, nicht unter einer regelmäßigen Regierungsform zu leben schien, so herrschte doch unter den Eingebornen eine Subordination, welche viele Aehnlichkeit mit dem ersten Zustande aller europäischen Nationen seit Einführung des Feudalsystemes hatte, welches Wenigen eine willkürliche Freiheit einräumte, und den Rest des Volkes der schmählichsten Sklaverei unterwarf.

Taiti ist in zwei Halbinseln getheilt; auf jeder führte ein Arii-rahii die Oberherrschaft. Diese beiden Könige wurden von den Taitiern aller Klassen mit großer Achtung behandelt; aber sie schienen nicht so viel

mußte man das nämliche Ceremoniel beobachten. Die Einsetzung des Königs wurde prachtvoll begangen. Die Zeit war zwar nicht bestimmt, indeß hatte sie gewöhnlich Statt, wenn der Prinz sein achtzehntes Jahr erreicht hatte. Das Vorspiel mußte irgend ein Wunder seyn, wie das unerwartete und plötzliche Treiben eines Baumes. Die große Auszeichnung der Königswürde war das Maro Ura, ein eng anschließender Gürtel, welcher aus den geschlagenen Fasern des Ava gewoben war, und worein gelbe oder rothe Federn, welche von den Götterbildern genommen wurden, geflochten waren. Diese Federn sollten göttliche Eigenschaften auf den jungen König übertragen. So lange man mit der Verfertigung des heiligen Maro zubrachte, bluteten Menschenopfer. Wenn Alles zur Feierlichkeit gerüstet war, begab sich das Gefolge in Prozession in den Morai des Oro. Die Statue dieses Gottes war auf eine Estrade gestellt, und sein geräumiges Bett, eine Art Bank von zierlich behauenem Holz, diente dem König als Thron. Kaum hatte er sich dort niedergesezt, als der Großpriester (tarimua) in Begleitung der anderen Priester (mirotahuas) mit dem großen Tam-tam, Trompeten und verschiedenen musikalischen Instrumenten, und dem Tapaau, einer Art Instrument von Kokosblättern, im Arme, den Gott aufhob und ihn zwischen zwei Reihen seiner getreuen Anbeter aus dem Tempel trug. Die Prozession begab sich an die Küste, und Oro bestieg bald die heilige Pirogue, welche an ihren verschlungenen Tapaaus leicht zu erkennen war. Auf ein gewisses Signal erhob sich der König, der bis jezt immer auf dem Lager des Gottes geblieben war, nahm einen im Vorhofe des Tempels gehauenen Zweig des heiligen Maro, ging an das Meer und badete und reinigte sich. Nachdem die Abwaschung vollendet war, bestieg er die Pirogue, wo der Großpriester ihn mit dem Maro-Ura umgürtete, während er folgende Worte an die Gottheit richtete: „Verbreite den Einfluß des Königs über das Meer hin gegen die heilige Insel." Indeß begrüßte die am Ufer versammelte Volksmenge die Einsetzung des Königs mit dem Geschrei: Maeva Arii! Maeva Arii! und dieses Vivat begleitete die Flottille von Pirogues, welche auf dem Meere einherfuhren. Selbst die Seeungeheuer ermangelten nicht, dem neuen Herrscher des Meeres ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Zwei vergötterte Haifische, Tonumao und Tahiri, nahten sich seiner Majestät, während sie badeten, und beglückwünschten sie über ihre Thronbesteigung; aber wahrscheinlich ließ man sie nur in ehrfurchtsvoller Entfernung ihren Glückwunsch abstatten. Nach dieser Einfahrt kehrte der König an das Ufer zurück und legte sich auf das Bett Oro's nieder, wobei er den Kopf auf das heilige Polster von Tafeu, einem zierlich behauenen Holzblock, stüzte. Vier Träger, Mitglieder der königlichen Familie, hoben ihn dort auf und brachten ihn in den Nationaltempel Tabu-Tabu-Atea's, die Priester begleiteten ihn mit ihren Instrumenten und die Häuptlinge und das Volk riefen: Maeva Arii! Maeva Arii! Wenn sie im Bereiche des Morai angekommen waren, legte man Oro und seinen Sohn zur Seite des Königs auf eine hohe Plateforme, und dort empfingen Gott und König die Huldigungen des Volkes. Die Feierlichkeit wurde mit einer Art Volkssaturnalien beschlossen.

Dieser göttliche Charakter, welchen die Einsetzung dem Könige verlieh, ging auch auf alle Gegenstände über, deren er sich bediente: Kleider, Geräthe, Pirogues, Träger, Hütten, wo er einkehrte oder gewöhnlich sich aufhielt; sogar auf ihre Benennungen dehnte er sich aus. So hießen die



Altar zu Mäheroa

diese glücklichen Insulaner ein durchaus sanftes Leben führten, so bedroh[te] sie ihre Religion nicht mit zeitlichen und noch weniger mit ewigen Strafen.

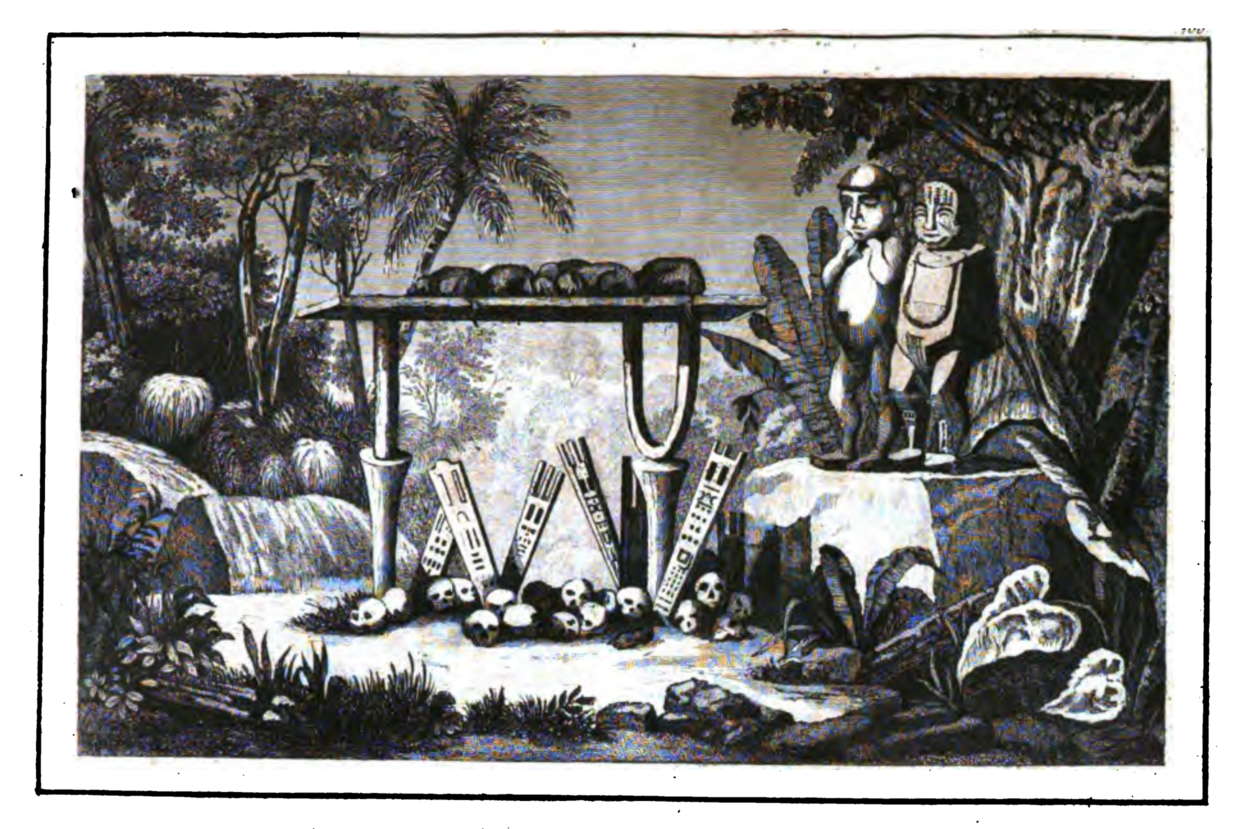
Wir wollen hier nicht von der Erklärung sprechen, welche die ersten Missionäre von der Mythologie der Taitier gegeben haben; sie wurde mit Erfolg von Ellis, einem freisinnigen Missionär, bekämpft, der durch sein langes und gelehrtes Studium der taitischen Sprache eine unbestreitbar überlegene Autorität ist. Die Dreieinigkeit der Taitier ist, wie er sagt, das Ergebniß einer gezwungenen und unzulässigen Auslegung. Er hat die Berichte, welche ihm die Eingebornen über die alte Theogonie des Landes gemacht haben, in ihrer ganzen Länge veröffentlicht. D'Urville gibt folgende Uebersicht hierüber:

„Nach der allgemeinen Annahme waren die Götter alle Kinder der Nacht, Po, d. h. fanau Po, Geborne der Nacht. Taaroa selbst, der erste der Götter (Tanaroa auf Hawai und Tangaroa auf Tonga) ist in die Welt aus der Po, der Nacht oder dem Chaos herausgetreten. Einige Weise oder Taatapaari glaubten zwar, die Welt sey vor den Göttern gewesen und Taaroa sey nur ein nach seinem Tode vergötterter Mensch; andere aber betrachteten ihn als Geschöpf und als Gott. Oro war sein erster Sohn. Wollten diese Götter mit den Menschen verkehren, so nahmen sie die Gestalt eines Vogels an und traten so in den Ti, das Götzenbild im Morai. Daher entstand die theogonische Kombination des Taaroa dem Vater, Oro dem Sohne und dem Vogel oder Geist, worin die ersten Sprachforscher eine Aehnlichkeit mit der Trinitätslehre gefunden haben.

„Oro, die Nationalgottheit Taiti's, nahm eine Frau, welche ihm zwei Söhne gebar, und diese vier Gottheiten bildeten in Vereinigung mit den zwei Hauptgottheiten, Taaroa und seiner Frau Ofeu-Feu Maiterai, Kindern der Nacht, eine Art himmlische Hierarchie, welche die allgemeine Verehrung genoß. Pomare II. sprach zu wiederholten Malen mit Nott*) von einem Gott, welcher über allen anderen stehe, Namens Rumia; aber der Gott und der Name waren den Priestern auf der Insel unbekannt.

„In dieser Verwirrung der Gottheiten und dem Chaos ihrer Attribute läßt sich kein tiefer und philosophischer Gedanke erkennen. Es ist offenbar ein Gemisch von wirklicher Geschichte und überlieferten Dichtungen, welche von den Priestern für das Volk, oder von dem Volke selbst, das immer nach Wundern hascht, geordnet wurden. Es wäre ein langes und ermüdendes Geschäft, die Myriaden von Göttern und untergeordneten Halbgöttern, von vergötterten Menschen und Thieren aufzuführen. Der bekanntere hinduische Polytheismus ist nicht komplizirter als der taitische Fetischismus. Einige Gottheiten haben jedoch eine poetische Seite, wodurch sie sich vor den übrigen auszeichnen: so Hiro, der Gott des Oceans, der eine große Rolle in der Nationallegende spielt. Hiro war ein großer Reisender, der weder die Abgründe des Meeres noch die wüthendsten Stürme fürchtete. Er durchzog das Meer nach allen Richtungen, bald auf der Oberfläche, bald in den Tiefen, um sich mit den Seeungeheuern zu unterhalten. Als er einst in einer der tiefsten Höhlen eingeschlafen war, wüthete der Sturm gegen ein Schiff, auf welchem Freunde Hiro's fuhren; da er schlief, so hätte der Wind die Oberhand gewonnen, allein man

*) Das Oberhaupt, der Dean und der im Verwaltungsfache gewandteste der Missionäre auf Taiti.



Götzen und Altäre

weckte den großen Beruhiger der Wogen; zornig erhob er sich und rettete seine Freunde.

„Andere Meeresgötter waren die Atua-mans, Haifischgötter oder Götter, welche die Haifische beherrschten. Diese furchtbaren Seeungeheuer waren von ihnen in Schaaren eingetheilt und disciplinirt; sie verzehrten oder schonten die Einzelnen je nach dem Befehl oder dem Willen des Gottes. In einer Pirogue erkannten sie einen Priester, schonten ihn und retteten ihn im Falle des Schiffbruchs. Ein solcher privilegirter Priester versicherte Ellis ganz ernsthaft, der Haifisch habe auf Befehl seines Gottes ihn und seinen Vater oft auf seinem Rücken von Raiatea nach Wahine getragen. So hatte also auch die Mythe von Amphion ihr Seitenstück in den Meeren Oceaniens.

„Neben den Meergöttern gab es auch Luftgötter, leicht, zierlich und voll wunderbarer Eigenschaften. Die polynesische Poesie hatte ihre Sylphen und Gnomen, ihre Gule und Salamander. Die ganze Welt wimmelte von Gottheiten, welche in der Luft rauschten, in den Blättern grünten und auf den Riffen schäumten. Liebe und Furcht hatten an allen diesen Allegorien Theil. Eine Mondsfinsterniß schreckte die Insulaner: nach ihrer Meinung wollte ein böser Geist ihr wohlthätiges Gestirn fressen; sie liefen zu ihren Morai's, um die Befreiung des Mondes von den Göttern zu erbitten. Die Gestalt und das Bestehen ihrer Inseln hingen von ihren Göttern ab; ihre Macht war es, welche diese Steine zu Kegeln geschärft oder einen steilen links vom Hafen Talu auf Eimeo liegenden und mit der Insel nur durch eine schmale Landzunge verbundenen Berg in eine Plateforme geebnet hat.

„Es gab auch noch Götter für die Spiele, für die Aerzte, für die Arbeiter, ferner Götter für jedes Handwerk, für den Feldbau, für das Zimmerhandwerk, das Maurerhandwerk u. s. w.“

„Man weiß nichts Zuverlässiges über den Ursprung dieses Volkes. Nur einige verworrene Sagen leben im Lande. Eine von Barff gesammelte Legende sagt, die fünfte Ordnung der von Taaroa und Hina (den zwei schaffenden Gottheiten) erschaffenen lebenden Wesen sey rahu tahata i te ao ta tii (Ordnung der Welt oder der Tii's) genannt worden. Die Sache wurde zwischen den beiden Gottheiten folgendermaßen verhandelt: Hina sagte zu Taaroa: Wie bekommen wir denn Menschen? die Götter Tag und Nacht sind erschaffen, und noch gibt es keine Menschen. — Hierauf erwiderte Taaroa: Gehe an das Ufer und in das Innere und suche deinen Bruder. — Ich bin in das Innere gegangen und er ist nicht da. — Gehe auf die Meere, vielleicht wird er dort seyn, oder auf das Land, und er wird am Lande seyn. — Wer ist auf dem Meere? — Tiimaa-Raatai. — Wer ist Tiimaa-Raatai? Ist es ein Mensch? — Es ist ein Mensch und dein Bruder; gehe auf das Meer und suche ihn. — Als die Göttin so verabschiedet war, dachte Taaroa über die Mittel nach, den Menschen zu bilden, und nahm deshalb eine Substanz und eine Form an, hernach begab er sich ans Land; Hina begegnete ihm, ohne ihn zu kennen, und sagte zu ihm: Wer bist du? — Ich bin Tiimaa-Raa. — Wo warst du? Ich suchte dich überall auf dem Meere und du warst nicht da. — Ich war zu Hause und weil du da bist, meine Schwester, so komme zu mir. — Es sey so; und weil du mein guter Bruder bist, so wollen wir zusammen leben. — Sie lebten nun als Gatten und der Sohn, welchen Hina gebar, hieß Tii.

weckte den großen Beruhiger der Wogen; zornig erhob er sich und rettete seine Freunde.

„Andere Meeresgötter waren die Atua-maos, Haifischgötter oder Götter, welche die Haifische beherrschten. Diese furchtbaren Seeungeheuer waren von ihnen in Schaaren eingetheilt und disciplinirt; sie verzehrten oder schonten die Einzelnen je nach dem Befehl oder dem Willen des Gottes. In einer Pirogue erkannten sie einen Priester, schonten ihn und retteten ihn im Falle des Schiffbruchs. Ein solcher privilegirter Priester versicherte Ellis ganz ernsthaft, der Haifisch habe auf Befehl seines Gottes ihn und seinen Vater oft auf seinem Rücken von Raiatea nach Wahine getragen. So hatte also auch die Mythe von Amphion ihr Seitenstück in den Meeren Oceaniens.

„Neben den Meergöttern gab es auch Luftgötter, leicht, zierlich und voll wunderbarer Eigenschaften. Die polynesische Poesie hatte ihre Sylphen und Gnomen, ihre Gule und Salamander. Die ganze Welt wimmelte von Gottheiten, welche in der Luft rauschten, in den Blättern grünten und auf den Riffen schäumten. Liebe und Furcht hatten an allen diesen Allegorien Theil. Eine Mondsfinsterniß schreckte die Insulaner: nach ihrer Meinung wollte ein böser Geist ihr wohlthätiges Gestirn fressen; sie liefen zu ihren Morai's, um die Befreiung des Mondes von den Göttern zu erbitten. Die Gestalt und das Bestehen ihrer Inseln hingen von ihren Göttern ab; ihre Macht war es, welche diese Steine zu Kegeln geschärft oder einen steilen links vom Hafen Talu auf Eimeo liegenden und mit der Insel nur durch eine schmale Landzunge verbundenen Berg in eine Plateforme geebnet hat.

„Es gab auch noch Götter für die Spiele, für die Aerzte, für die Arbeiter, ferner Götter für jedes Handwerk, für den Feldbau, für das Zimmerhandwerk, das Maurerhandwerk u. s. w.“

„Man weiß nichts Zuverlässiges über den Ursprung dieses Volkes. Nur einige verworrene Sagen leben im Lande. Eine von Barff gesammelte Legende sagt, die fünfte Ordnung der von Taaroa und Hina (den zwei schaffenden Gottheiten) erschaffenen lebenden Wesen sey rahu tahata i te ao ta tii (Ordnung der Welt oder der Tii's) genannt worden. Die Sache wurde zwischen den beiden Gottheiten folgendermaßen verhandelt: Hina sagte zu Taaroa: Wie bekommen wir denn Menschen? die Götter Tag und Nacht sind erschaffen, und noch gibt es keine Menschen. — Hierauf erwiderte Taaroa: Gehe an das Ufer und in das Innere und suche deinen Bruder. — Ich bin in das Innere gegangen und er ist nicht da. — Gehe auf die Meere, vielleicht wird er dort seyn, oder auf das Land, und er wird am Lande seyn. — Wer ist auf dem Meere? — Tiimaa-Raatai. — Wer ist Tiimaa-Raatai? Ist es ein Mensch? — Es ist ein Mensch und dein Bruder; gehe auf das Meer und suche ihn. — Als die Göttin so verabschiedet war, dachte Taaroa über die Mittel nach, den Menschen zu bilden, und nahm deßhalb eine Substanz und eine Form an, hernach begab er sich ans Land; Hina begegnete ihm, ohne ihn zu kennen, und sagte zu ihm: Wer bist du? — Ich bin Tiimaa-Raa. — Wo warst du? Ich suchte dich überall auf dem Meere und du warst nicht da. — Ich war zu Hause und weil du da bist, meine Schwester, so komme zu mir. — Es sey so und weil du mein guter Bruder bist, so wollen wir zusammen leben. — Sie lebten nun als Gatten und der Sohn, welchen Hina gebar, hieß Tii.

Er war der erste Mensch. Später bekam Hina eine Tochter, welche Hina-Arii-re-Monoi genannt wurde; sie wurde die Frau Ti'i's und gebar ihm einen Sohn, der Taata genannt wurde, ein Wort, das mit wenigen Aenderungen in ganz Polynesien den Menschen bezeichnet. Hina, die Tochter und Gattin Taaroa's, die Großmutter Taata's, verwandelte sich in eine schöne junge Frau, heirathete ihren Enkelsohn und gebar ihm ein Paar, Uru und Fana, die wahren Stamm-Eltern des menschlichen Geschlechts.

„Eine andere Tradition, welche Ellis anführt, hat Aehnlichkeit mit der mosaischen Mythe. Nachdem Taaroa die Welt erschaffen hatte, bildete er den Menschen aus rother Erde (Araea), welche dem Geschöpf auch bis zur Erscheinung des Brodbaumes als Nahrungsmittel diente. Eines Tages versenkte Taaroa den Menschen in einen tiefen Schlaf, nahm eine Rippe von ihm und machte die Frau daraus. Diese beiden Wesen waren die Stamm-Eltern des Menschengeschlechts. Während jedoch Ellis diese Tradition anführt, bezweifelt er zugleich auch ihre Aechtheit, indem er beifügt, die mosaische Analogie könne ihren Ursprung wohl in der mehrfachen Bedeutung des Wortes Ivi haben, welches zugleich Bein, Wittwe und im Krieg getödtetes Schlachtopfer bedeute.“

„Nicht weniger verschieden waren die Berichte der Eingebornen über den Ursprung der Hausthiere, welche man bei der Entdeckung bei ihnen fand. Einige sagten, sie seyen von westlichen Völkern eingeführt worden; Andere aber führten das System der Schöpfung Taaroa's weiter fort und sagten, nach dem Menschen habe er die vierfüßigen Thiere für die Erde, die Vögel für die Luft, die Fische für das Meer geschaffen. Einige Wenige ließen eine andere Annahme zu: nach ihnen war ein Mann der alten Zeiten, ein unterrichteter und mächtiger Greis, gestorben; aus seinem faulenden Leichname entstand ein Mutterschwein, welches die Insel mit Schweinen bevölkerte; die Schweine hatten übrigens ihre Seelen, welche sich an einem Orte Ofe una versammelten. Sie waren in den Augen der Insulaner eine achtungswürdige Thiergattung. Jedes Schwein hatte einen Namen ganz wie der Mensch; nur war der Name des Schweines unveränderlich; der des Menschen wechselte mit den verschiedenen Lebensaltern.

„Die Taiti-Inseln hatten auch ihre Sündfluthgeschichte. Taaroa, der erste der Götter, zürnte einst auf die Welt und stürzte sie in das Meer. Alles wurde überschwemmt, mit Ausnahme einiger Auru's oder hervorspringenden Punkte, welche sich über dem Wasser erhielten, und die gegenwärtigen Inseln bildeten. So lautet die Erzählung auf den östlichen Gruppen; anders lautete sie auf den westlichen Gruppen. Der Gott der Wasser, Rua-Hatu, schlief einst im Meeresgrunde auf seinem Korallenbette, als ein Schiffer sich auf diesen Ort wagte, ob er gleich tabuirt war. Er warf seine Angeln aus, welche sich in das Haar des Gottes verwickelten. Da er einen schönen Fang gemacht zu haben glaubte, zog er so stark, daß der Gott auf die Oberfläche des Wassers kam, wüthend, daß man ihn gestört hatte. Du mußt sterben! rief der taitische Neptun. — Gnade! Gnade! rief der erschrockene Fischer und warf sich ihm zu Füßen. Der Gott wurde gerührt; er begnadigte den Menschen, aber er wollte seine üble Laune an den Inseln auslassen und eine Ueberschwemmung wurde beschlossen. Fortwährend milde gegen den Fischer gesinnt, wies er ihm eine Riff-Insel, Namens Toa-Marama an, welche östlich von Raiatea liegt. Dorthin ging er, wie die Sage berichtet, mit einem Freunde, einem Hunde, einem

Schweine und einem Paar Hühner. Kaum waren sie dort angekommen, als der Ocean zu steigen begann; die Bevölkerung der Inseln floh vor ihm; aber der Ocean stieg immer weiter, bis alles Lebende umgekommen war. Als dieser Akt der Zerstörung vollendet war, zogen sich die Gewässer zurück. Der Fischer kehrte nun mit seinen Gefährten heim: er war der Noah dieser Sündfluth. Unerklärlich ist bei dieser Sage nur Das, daß die als Ararat bezeichnete Klippe sich nicht einmal über das Wasser erhebt. Wenn man dieß den Eingebornen entgegenhält, so antworten sie, daß es sich doch so verhalte, und daß der augenscheinliche Beweis für diese Ueberschwemmung die Sternkorallenblöcke und die Muscheln seyen, welche man auf den höchsten Spitzen finde. Nur die Wellen des Meeres, sagen sie, haben sie dorthin tragen können.

„Die Insel Raiatea ist, wie es scheint, einer der wichtigsten Punkte des Archipels für die religiöse Geschichte. Dort lebten einst die Propheten, von welchen mehrere Mawi hießen. Einer der berühmtesten weissagte, daß in den kommenden Jahrhunderten eine Waha ama-ore (eine Pirogue ohne Balancirer) von einem fernen Lande zu diesen Inseln kommen werde. Eine Pirogue ohne Balancirer war in den Augen der Insulaner eine Unmöglichkeit. Auch glaubte bei Lebzeiten des Propheten Niemand an seine Weissagung; dieser aber bestand darauf, und indem er seinen Umete (eine hölzerne Schale) auf einen Teich warf, erklärte er, daß das Schiff so ankommen werde. Diese Tradition ging nun von Mund zu Mund bis zu der Ankunft der Europäer. Als europäische Schiffe vor Taiti Anker warfen, hielt man sie Anfangs, wie die Mexikaner die spanischen Schiffe, für schwimmende Inseln, welche von den Göttern des Blitzes und Donners bewohnt seyen; als man aber später ihren Bau untersuchte, rief Alles: te vaha Mawi, te vaha ama ore (es sind die Piroguen Mawi's, es sind die Piroguen ohne Balancirer!)

„Auch hatten sie eine zweite Weissagung, welche ihnen die Erscheinung einer Pirogue ohne Tauwerk ankündigte, und nun erwarten mehrere, da sie die erste in Erfüllung gehen sahen, auch das Eintreffen der andern. Sie sind überzeugt, daß Mawi, da er einmal wahr gesprochen hat, auch das anderemal sich nicht getäuscht habe. Kommt ein Dampfschiff nach Taiti, sagt Ellis, so wird das Orakel vollkommen gerechtfertigt seyn.

„Die königliche Genealogie steigt, wie die Tradition behauptet, bis zu den Göttern hinauf. Auch war die Person der Herrscher wesentlich tabu, und die Glieder ihrer Familie standen über dem übrigen Adel. Die beiden Häupter der Nation waren der König und der Gott, und da der leztere auch Großpriester war, vereinigte er so beide Autoritäten in sich. Der Titel des Königs war Arii-rahi oder Arii-tabu.“

„Die Taitier waren keine Götzendiener. Sie beteten weder das Werk ihrer Hände, noch irgend einen sichtbaren Theil der Schöpfung an; nur gab es gewisse Vögel, an welche sie abergläubische Vorstellungen hinsichtlich des Glücks oder Unglücks anknüpften; sie tödteten sie niemals, und thaten ihnen kein Leid; jedoch erwiesen sie ihnen keinerlei Verehrung. Auch in Hindostan ist die abergläubische Verehrung gegen gewisse Thiere so groß, daß die Hindu's kein größeres Glück kennen, als beim Sterben den Schwanz einer Kuh in der Hand zu halten; und da sie an eine Seelenwanderung glauben, so hoffen sie, bei dieser Haltung werde ihre Seele geradezu in den Körper dieses Thieres übergehen, als ob sie sich keinen angenehmern

Aufenthalt wünschen könnten." Bekannt ist der Gebrauch, den sie bei ihren Abwaschungen und Reinigungen von den Excrementen dieses Thieres machen. Wenn sie auch das größte Verbrechen begangen haben, so halten sie sich für gereinigt, wenn sie sich von Kopf bis zu Fuß damit eingerieben haben."

Morai oder Leichenacker, Leichenbegleitung und Leichenbegängniß

Morai nennen die Taitier den Ort, wo sie den Todten eine religiöse Verehrung erwiesen. Diejenigen, welche noch nicht zerstört sind, waren in Form einer Pyramide, deren Basis ein Parallelogramm ist, aus Steinen erbaut. Diese Bauwerke waren ungefähr 44 Fuß hoch. Außer einer sehr großen Menge von Steinen, welche man zur Erbauung dieser Werke nahm, wurden auch beträchtlich viel weiße Korallenblöcke dazu verwendet. Erstaunen muß man, daß solche Bauwerke ohne ein eisernes Werkzeug zum Behauen der Steine und ohne Mörtel zur Verbindung derselben aufgeführt wurden; und doch ist das Bauwerk so fest als ein europäisches. In der Umgebung solcher Morai's gibt es Ewaltai's oder kleine Altäre in sehr großer Menge; auf diese wurden Lebensmittel aller Art gestellt, welche man den Göttern als Opfergabe darbrachte.

Der Schoppen, unter welchen der Todte gelegt wurde, stieß an das Haus, das er im Leben bewohnt hatte. Ein Ende dieses Schoppens war offen, sonst aber war er mit einem Gitterwerk von Weiden verschlossen. Die Bahre, auf welche der Todte gelegt wurde, war ein Rahmen von Holz, der unten mit einer Matte belegt war, und von vier Säulen getragen wurde; der Leichnam war in eine Matte gehüllt und darüber noch ein weißer Zeug geschlagen. Neben ihn legte man eine hölzerne Keule, eine ihrer Kriegswaffen, und neben den Kopf, welcher an das geschlossene Ende des Schoppens stößt, zwei Kokosnußschalen, deren sie sich zum Wasserschöpfen bedienen. Am andern Ende des Schoppens pflanzte man neben einen Stein von der Größe einer Kokosnuß einige trockene Stäbchen und grüne zusammengebundene Blätter. Neben diesem Orte war eine junge Platane, welche ein Zeichen des Friedens war und auf der Seite ein Steinbeil. An dem bedeckten Ende des Schoppens waren viele in Kränze gereihte Kokosnüsse aufgehängt, und außen wurde ein Platanenstämmchen in die Erde gepflanzt. Auf dem Gipfel dieses Baumes war eine mit süßem Wasser gefüllte Kokosnuß. Endlich wurde an eine der Säulen ein kleiner Sack gehängt, in welchem einige Stücke gerösteter Brodfrucht waren. Diese wurden aber nicht zu gleicher Zeit hineingelegt, denn sie sind theils frisch, theils verdorben. Wie es scheint, waren diese Lebensmittel Opfergaben für ihre Götter: sie glaubten jedoch nicht, daß sie Nahrung nöthig hätten, sondern es war ein Zeichen von Ehrfurcht und Dankbarkeit, und ein Mittel, die Gottheit in die Nähe zu ziehen. Diese Orte waren mit grob ausgehauenen Bildnissen von Männern, Frauen, Schweinen und Hunden verziert; bisweilen betraten sie die Eingebornen mit langsamen Schritten und schmerzlicher Haltung. In der Mitte waren diese Schoppen mit runden Steinen gepflastert, aber wahrscheinlich nur wenig besucht; denn der berühmte Cook fand daselbst dichtes Gras.

Es gab einen Ort, wo die Verwandten des Verstorbenen den Tribut ihres Schmerzens zu bezahlen pflegten; man fand dort eine Menge Zeugstücke, auf welche die Trauernden ihre Thränen und ihr Blut vergossen.

denn bei wiederholten Ausbrüchen ihres Schmerzens pflegten sie sich mit dem Zahn eines Meerguln's zu verwunden. Die Gebeine der Todten wurden in der Nähe des Ortes, wo der Leichnam gelegen war, bis er in Fäulniß übergegangen war, beerdigt. Man weiß nicht, wie unter diesem Volke der Gebrauch aufgekommen seyn mag, die Todten so lange über der Erde zu lassen, bis das Fleisch von der Fäulniß zerstört war, und sodann die Beine zu beerdigen, wie wir bei den Parsen gesehen haben. Die Hauptperson unter den Trauernden sprach einige Worte und wiederholte sie, bis sie nach Hause zurückkam. Beim Anblick des Leichenzuges flohen die Taitier, nur die Hauptperson blieb nach der Feierlichkeit zurück. Alle, welche einem Leichenzuge beigewohnt hatten, wuschen sich im Flusse und legten ihre gewöhnliche Kleidung wieder an; denn wenn sie einem Leichenbegängniß anwohnen wollten, mußten sie sich von Kopf bis zu Fuß schwarz beschmieren. Selbst die Frauen scheuten sich nicht, es zu thun, d. h. sich schwarz zu färben und ganz nackt zu erscheinen.

„Die Morai's oder Begräbnißplätze waren," sagt d'Urville, „selbst in Kriegszeiten tabu; bisweilen aber kehrten sich die Sieger nicht daran; sie entweihten die Gräber, plünderten die Altäre, nahmen die Götzenbilder weg, gruben die Gebeine aus, um Waffenspitzen daraus zu machen, was der größte Schimpf für die Besiegten war. Indeß waren solche Entweihungen selten. In gewöhnlichen Zeiten wurden die Tempel, so wie ihre Diener, geachtet. Ebenso achtete man auch die Wächter der tupapau's, Personen, welche ebenfalls tabu waren. — Taiti konnte die Hauptstadt des Tabu heißen: an keinem Orte des polynesischen Archipels dehnte sich diese Beschränkung und dieses Verbot weiter aus, war es kleinlicher, tyrannischer und grausamer. Von der Geburt bis zum Tode bestand für die Taitier eine ängstliche Sonderung erlaubter und unerlaubter Nahrungsmittel. Ueberall trat ihnen dieses Veto in den Weg, in kranken, wie in gesunden Tagen, in den Tempeln und außerhalb derselben, auf dem Ufer und im Innern, in ihren Weilern und auf dem Felde, bei der Mahlzeit, im Schlafe, im Kriege, mitten auf dem Meere, in ihren Hütten, auf der Jagd, beim Fischfange, kurz überall. Die Männer und besonders Diejenigen, welche in näherer oder entfernterer Beziehung Diener der Religion waren, wurden als ras oder geheiligt betrachtet; sie konnten als solche von allen Speisen genießen, welche man den Göttern darbrachte; während die gewöhnlichen Frauen (noas) bei Todesstrafe keine dieser privilegirten Speisen anrühren durften. Das Feuer der Männer durfte nicht zu Bereitung von Speisen für die Frauen verwendet werden; ebenso wurde es mit den Körben und anderen Küchengeräthen gehalten. Diese Verachtung gegen das schwächere Geschlecht, diese Verbote, diese untergeordnete Stellung waren wohl nicht die lezten Beweggründe, welche die Frauen dem Christenthume zuführten, der Religion, die sie in den vollen Genuß ihrer Rechte einsezte. Vielleicht hätten die Taitierinnen ohne diese Wohlthat es der neuen Religion nie verzeihen können, daß sie die Belustigungen und Freuden verdammte, denen sie so leidenschaftlich ergeben waren.

„Man unterschied drei Arten von Morai's, solche, welche für die ganze Insel bestimmt waren und oft tabu-tabu-atea (sehr heiliger Ort) hießen, solche, welche nur einem Distrikte dienten, und solche, welche nur den Göttern der Familie geweiht waren. Gewöhnlich hatten sie die Gestalt eines Vierecks, dessen Größe je nach dem Vermögen des Individuums und dem

Einflusse des Gottes verschieden war. Auf zwei Seiten waren sie m hohen Steinmauern eingeschlossen; die Vorderseite hatte einen niedrig Zaun, und ihr gegenüber erhob sich oft ein massives Bauwerk in pyrami dalischer Form, auf welches die Bildnisse der Götter gestellt wurden. In großen Morai von Ata-Huru war diese Pyramide nicht weniger als 2 Fuß lang und an der Basis 90 Fuß breit und 50 Fuß hoch. Die obe Fläche maß in der Länge noch 170 und in der Breite beinahe 6 Fu 6 Fuß hohe Stufen führten auf den Gipfel. Die äußeren Steine der Py ramiden, theils Sternkorallen, theils Basalte, waren sehr sorgfältig an ander gereiht und schön viereckig behauen, besonders an den Winkeln, w den Eingebornen unsägliche Mühe verursacht haben muß. — Nun sin di Morai's dem Boden gleich gemacht; auf allen Punkten des Archipels ab trifft man die Trümmer derselben, in den inneren Thälern, neben de Dörfern, auf den Vorgebirgen und in den Bergschluchten. Die Bäum welche in ihrer Nähe wuchsen, waren heilig, gewöhnlich waren es Casu rina's mit ihrem melancholischen Blätterwerke, Callophyllen, Thespe und für die Sonne undurchdringliche Cordien. — Die Priesterwürd war erblich. Die Priester hatten den Rang von Häuptlingen. Der Kön war bisweilen Priester des Nationaltempels, und die Würde eines Ob priesters ward immer einem Mitgliede der regierenden Familie anvertra ohne Zweifel in der Absicht, Kollisionen der geistlichen und weltlichen Ge walt zu verhüten. — Der Gottesdienst bestand in Gebeten oder Ar Opfergaben und Opfern."

Tupapau's oder einbalsamirte Leichname.

Cook sah zu Oparre den einbalsamirten Leichnam eines Häuptlin Namens Ti. *) Er war mit Zeugen bedeckt und umwickelt; auf Coo Bitte aber legte der Insulaner, der diesen Tupapau bewachte, denselb auf eine Art Bahre, und die Gelehrten der Expedition untersuchten ih nach Bequemlichkeit; indeß erlaubte man ihnen nicht, in den Umkreis de Palissaden zu treten, von welchen der Tupapau umgeben war. Der In laner schmückte den Sarg mit Matten und Zeugen, was einen hübsch Anblick darbot. Der Körper war nach allen seinen Theilen unversehrt, vornehmlich mußte man sich darüber wundern, daß die Fäulniß kaum gonnen zu haben schien: denn man verspürte keinen widrigen Ger und doch ist das Klima sehr heiß, und Ti war schon länger als vier nate todt. Man bemerkte keine Veränderung an ihm, als eine Zu menziehung der Muskeln und Augen; Haare und Nägel waren in tem Zustande und hingen noch fest an der Haut; die verschiedenen Gel waren noch biegsam, und es war nur eine Erschlaffung zu bemerken, bei Personen, welche von einer plötzlichen Ohnmacht befallen werden. Derson, dem wir diese Bemerkungen verdanken, forschte über die M nach, welche die Eingebornen anwenden, um die Leichname so lange zu halten, und man sagte ihm, daß sogleich nach dem Tode sämmtliche Ei weide durch den After herausgezogen und der Bauch mit Zeugen ang werde, daß die Feuchtigkeit, welche sich auf der Haut zeige, weggew und der ganze Leib stark mit parfümirtem Kokosöl eingerieben werde, diese Einreibung schütze ihn lange Zeit vor der Fäulniß. Mai versich

*) S. Blatt 150.

Ein Tupapu mit einem Leichnam

Cook, daß die Eingebornen sich einer Pflanze, welche zwischen den Bergen wächst, und des Kokosöles bedienen, daß sie den Körper oft mit Meerwasser waschen, daß so die sterblichen Ueberreste aller angesehenen Personen, welche eines natürlichen Todes sterben, aufbewahrt werden, daß man sie lange öffentlich ausgestellt lasse, daß man sie Anfangs an den Tagen, wo es nicht regne, an ein Ende des Tupapau *) setze, daß dieß später weniger häufig mehr vorkomme, und endlich daß man sie nur selten mehr sehe.

Propheten.

Am 23. August, während die Schiffe Cooks im Begriff waren, aus der Bai Oitipeha auszulaufen, stieg dieser Kapitän mit Mai ans Land, um von dem Häuptling Wahiadua Abschied zu nehmen. Sie sprachen mit ihm, als einer jener fanatischen Enthusiasten, welche sie Atua's nennen, weil sie glauben, sie seyen vom Geiste der Gottheit erfüllt, sich vor sie hinstellte. Die Reden, das Benehmen und die Haltung dieses Propheten kündigten einen Narren an; seine Lenden waren mit vielen Bananenblättern umhüllt, woraus seine ganze Kleidung bestand; seine Stimme war schwach und sein Ton so schreiend, daß man ihn nur mit Mühe verstehen konnte; doch sagte Mai, welcher behauptete, er verstehe ihn vollkommen, dem Kapitän, der Prophet rathe dem jungen Fürsten, ihm nicht, wie er wolle, nach Matavai zu folgen, und sage, auch die Schiffe würden Matavai heute nicht mehr erreichen. Er schien wirklich Recht zu haben; denn es wehte kein Lüftchen: aber er täuschte sich. Während er so redete, kam ein sehr starker Regenguß, welcher Alles nöthigte, einen Zufluchtsort zu suchen. Der Atua hingegen schien sich nichts um das Wetter zu bekümmern; er fuhr noch eine halbe Stunde lang fort, um die Engländer zu schreien, und dann entfernte er sich. Niemand schenkte seinen Reden Aufmerksamkeit, und die Eigebornen ärgerten sich sehr über seine Ungereimtheiten. Cook fragte Wahiadua, wer denn dieses Subjekt sey, ob er aus der Klasse der Arii's oder Teuteu's sey. Der Häuptling sagte ihm, er sey taata eno, d. h. ein schlechter Mensch. Ungeachtet der schlechten Meinung, welche man von diesem Propheten hatte, ungeachtet der Verachtung, mit der man ihm begegnete, waren die Insulaner doch so abergläubisch, daß sie nicht daran zweifelten, Narren dieser Art besäßen den Geist Gottes: ein in allen Theilen des Orients sehr gewöhnlicher Irrthum. Mai schien über diesen Punkt gut unterrichtet zu seyn; er versicherte, daß sie in ihren Anfällen Niemanden, selbst ihre Freunde nicht, kennen; daß sie, wenn sie Vermögen besäßen, es dem nächsten Besten geben, wenn man sie nicht daran hindere; daß sie, wenn sie wieder zur Vernunft kämen, fragten, was aus den Sachen geworden sey, welche sie weggegeben hätten, und daß sie sich nicht im Mindesten an Das erinnern könnten, was sie in ihren Anfällen gethan hätten. Diese Menschen haben einige Aehnlichkeit mit den Denoeschen und Fakiren.

Religiöse Meinungen.

Die Taitier glaubten, Alles, was in der Welt vorhanden sey, habe seinen Ursprung in der Vereinigung zweier Wesen. Der höchsten Gottheit,

*) So nannte man auch bisweilen den Ort, wo der Körper aufgehoben war.

nach den Sternen. Sie hatten für jeden einzelnen Stern einen Namen; sie wußten auch, an welchem Theile des Himmels sie in jedem Monat, in welchem sie am Horizonte sichtbar waren, erscheinen mußten; sie wußten auch mit mehr Bestimmtheit, als man glauben sollte, die Jahreszeit, in welcher sie erscheinen und wieder verschwinden. Sie theilten die Zeit nach Mahama's, oder Monden ein, zählten 13 solcher Monde und begannen hierauf wieder am ersten dieses Umlaufes, ein Beweis, daß sie einen Begriff vom Sonnenjahre hatten. Man kann nicht begreifen, wie sie ihre Monate berechneten, daß 13 dieser Monate 29 Tage hatten, einen der Tage mit eingeschlossen, an welchen der Mond nicht sichtbar war. Auch täuschten sie sich nicht über die in jedem dieser Monate, für welche sie besondere Namen hatten, herrschende Witterung. Allen diesen Monaten zusammen gaben sie einen allgemeinen Namen, ob sie sich gleich dessen nur bedienten, wenn sie von den Mysterien ihrer Religion sprachen. Der Tag wurde in 12 Theile eingetheilt, ehe die Missionäre Aenderungen in diesem Punkte einführten.

Bei Menschen, deren Nahrung so einfach ist, und welche sich im Allgemeinen beinahe nie betrinken, gibt es wenige Krankheiten. — Ihre Krankheiten waren nach ihrer Annahme eine Folge der Rache der Götter und bösen Geister. Die Heilmittel beschränkten sich deßhalb ganz auf Beschwörungen der Priester. Narrheit galt nicht für eine Krankheit, sondern Närrische waren geachtet, weil man glaubte, sie empfingen göttliche Eingebungen und könnten wahrsagen. Wir haben diese auch dem Orient gemeinschaftliche Thatsache schon auf Ha-uai und in Indien beobachtet.

„Völlerei," sagt Montesquieu, „findet sich überall auf der ganzen Erde, je nach dem Grade der Kälte und Feuchtigkeit des Klima's. Geht vom Aequator bis zu unserm Pole, so werdet ihr die Völlerei mit den Breitegraden steigen sehen. Geht von demselben Aequator bis zum entgegengesezten Pole, so werdet ihr die Völlerei gegen Mittag steigen sehen, wie gegen Norden. Es sind die verschiedenen Bedürfnisse in den verschiedenen Klimaten, welche die verschiedenen Lebensarten unter den Menschen herbeigeführt haben; die Einen trinken, weil es ihnen zu warm, die Andern, weil es ihnen zu kalt ist."

Die Taitier waren der Kolik, dem Rothlaufe und einer Hautkrankheit mit schuppenartigen Blättern, welche Aehnlichkeit mit dem Aussatz hatte, unterworfen. Die Kranken wurden von den übrigen Bewohnern ganz abgesondert. Seit die Europäer auf diese Insel kamen und die Syphilis dahin gebracht haben, sah man mehrere mit anscheinend giftigen Geschwüren bedeckte Eingeborne sich der Luft oder den Fliegen aussetzen, ohne ihnen die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen. Da es keine Aerzte in einem Lande gibt, wo die Unmäßigkeit Krankheiten erzeugt, so nahm der leidende Taitier seine Zuflucht zum Aberglauben, und die Priester waren seine einzigen Aerzte. Ihr Heilverfahren bestand in Gebeten, Ceremonien und Zeichen, die sie wiederholten, bis der Kranke starb, oder wieder genas.

Die Insulaner beschwerten sich im Jahr 1773, ein europäisches Schiff habe ihnen eine Krankheit mitgetheilt, welche nach ihrer Aussage den Kopf, den Schlund und den Magen angreife, und endlich den Tod herbeiführe; sie schienen sie sehr zu fürchten. Seitdem fragten sie mehrere Reisenden, ob sie diese Krankheit hätten. Sie nannten sie Apa-no-peppe, wie sie die Syphilis Appa-no-pretane nannten, eine englische Krankheit, ob sie gleich

llgemein sagten, das Schiff Bougainville's habe sie auf ihre Insel gebracht. Wie dem auch seyn mag, so könnte man glauben, die Insulaner hätten lange vor der Ankunft europäischer Schiffe diese Krankheit oder irgend eine andere ihr sehr ähnliche gehabt, denn Cook hörte von Polynesiern sprechen, welche vor dieser Zeit an einer Krankheit gestorben seyen, welche er für die venerische hielt. Ueberdieß war sie eben so verbreitet, als im Jahr 1779, da er diese Inseln zum Erstenmale besuchte. So viel ist gewiß, daß im Jahr 1767 diese Krankheit den Bewohnern von Taiti nicht bekannt war, denn nach Cooks Aussage erbte keiner seiner Matrosen dort die Syphilis. Da die Engländer mit vielen Weibern Umgang hatten, so ist es unbestreitbar, daß sich die Krankheit noch nicht auf der Insel verbreitet hatte. „Bougainville oder mich," sagt Cook, „England oder Frankreich trifft der Vorwurf, ein glückliches Volk mit dieser furchtbaren Pest angesteckt zu haben; aber ich habe den Trost, sowohl mein Vaterland als mich gegen diesen Verdacht rechtfertigen zu können." Seine Aussage stüzt sich auf sorgfältig geführte Listen und Journale der Kranken und an verschiedenen Krankheiten Gestorbenen. Eine Abschrift davon ist bei der Admiralität in London niedergelegt und von den Genesenen unterzeichnet. Hieraus ist zu ersehen, daß, mit Ausnahme eines Kranken, der auf einer Flotte nach England zurückgeschickt wurde, der lezte wegen venerischer Krankheit eingeschriebene durch die Unterschrift und den Bericht des Chirurgen am 27. Dezember 1766 beinahe sechs Monate vor der Ankunft des englischen Seemannes auf Taiti, wo er im Juni 1767 landete, für geheilt erklärt wurde, und daß der erste wegen dieser Krankheit auf der Rückfahrt Eingeschriebene im Februar 1768, sechs Monate nachdem der berühmte Seemann die Insel verlassen hatte — er segelte im Juli 1767 ab — dem Chirurgen übergeben wurde. Weil der Kapitän Cook bei seiner Reise auf dem Endeavour diese Krankheit auf der Insel vorfand, und weil die Reise Bougainville's der seinigen vorherging, so läßt sich, ungeachtet es der französische Seemann ableugnet, leicht annehmen, daß die Insulaner, anstatt die Syphilis die englische Krankheit zu nennen, sie mit mehr Recht, wie die Spanier, Portugiesen und Neapolitaner, die französische Krankheit nennen könnten.

Ihre chirurgischen Kenntnisse waren nicht unbedeutend; wie stark einer auch verwundet seyn mochte, so wurde er wieder hergestellt. Banks und Solander führen einen Fall an, wo ein englischer Matrose einen Splitter in den Fuß bekommen hatte und große Schmerzen litt. Ein alter Taitier, der gerade anwesend war, untersuchte den Fuß des Matrosen, ging an das Ufer, suchte eine Muschel, welche er mit den Zähnen zerbrach, und mit Hülfe dieses Instrumentes öffnete er innerhalb einer Minute die Wunde und zog den Splitter heraus. Er hatte eine Art Gummi mitgebracht, welchen er auf die Wunde legte, verband sie mit einem Stück Zeug, und in zwei Tagen war der Kranke vollkommen geheilt. Bougainville berichtet uns, die Taitier wenden auch die Aderlässe an, aber weder am Arm noch am Fuß. Ein Taoa, Arzt oder niederer Priester, schlug mit einem schneidenden Holz auf den Schädel des Kranken; dadurch öffnete er die Pfeilader, und wenn er eine hinreichende Quantität Blut verloren hatte, wand er eine Binde um den Kopf, wodurch die Wunde wieder geschlossen wurde; am folgenden Tage wusch man sie mit Wasser aus.

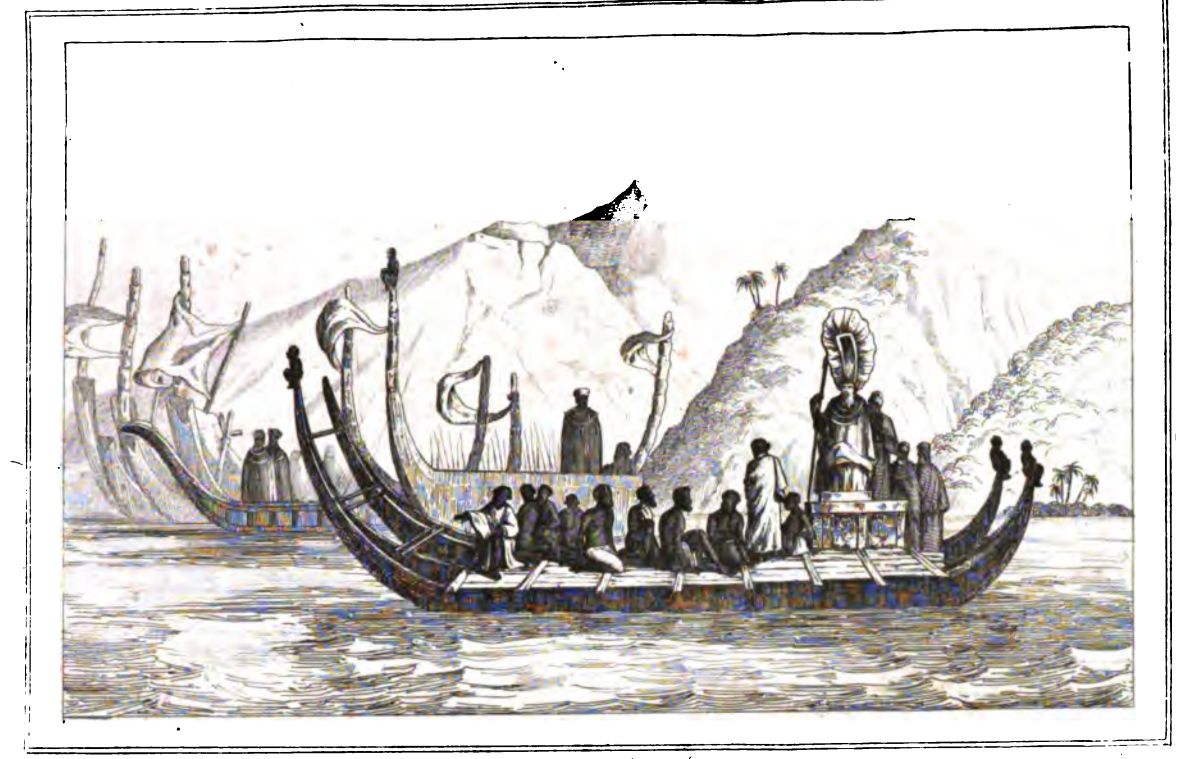
Die Taitier zählen wie die Hawaier mit Zehnern, Are, Hunderten, Rau, Tausendern, Mono, Zehntausendern, Mono Tini, bis zu einer Million, Tu. Fische, Brodbaumfrüchte und Kokosnüsse zählten sie einst auch nach Paaren. Uebrigens rechnete dieses Volk immer sehr leicht; und nach der Aussage der Missionäre werden in der Klasse der Arithmetik immer die stärksten Fortschritte gemacht.

Eins bis zehn zählten sie an den Fingern ab, und ob sie gleich für jede Zahl einen besondern Namen hatten, so nahmen sie doch gewöhnlich einen Finger nach dem andern und eine Hand nach der andern vor, bis sie an die Zahl gekommen waren, welche sie ausdrücken wollten. Zählten sie über zehn, so wiederholten sie den Namen dieser Zahl und sezten das Wort mehr hinzu; zehn und eins mehr bedeutete eilf, zehn und zwei mehr bedeutete zwölf u. s. f. Dieß ist der wörtliche Ausdruck der Algebrazeichen. Kamen sie zu zehn und noch einmal zehn, so hatten sie für diese Zahl eine neue Benennung. Rechneten sie bis zu zehn solcher Zwanziger, so hatten sie ein Wort, welches 200 ausdrückte. Man weiß nicht, ob sie noch andere Worte für noch größere Zahlen hatten, auch scheinen sie dieselben nicht nöthig gehabt zu haben: denn 200 zehnmal genommen, macht 2000, welche starke Zahl beinahe nie in ihren Rechnungen vorkam.

Die Mexikaner hatten eine noch einfachere Methode, die Zahlen zu bezeichnen; sie hatten reine Konventionszeichen und Charaktere. Die Figur eines Zirkels stellte die Einheit vor, sie wurde wiederholt, um die kleinen Zahlen auszudrücken; durch besondere Zeichen wurden die größeren Zahlen ausgedrückt, und man hatte solche, um die Kardinalzahlen von 20 bis 8000 zu bezeichnen. Sie theilten das Jahr in 18 Monate, jeden zu 20 Tagen, was zusammen 360 Tage macht. Da sie in der Folge bemerkten, daß die Sonne in dieser Zeit ihren Umlauf nicht ganz vollende, so legten sie noch fünf Tage zu. Diese Schalttage hießen überzählige oder verlorene Tage; und da sie zu keinem Monate gehörten, so wurde an ihnen keine Arbeit verrichtet und keine religiöse Feier begangen. Wenn ein so geringer Unterschied zwischen dem mexikanischen und wahren Jahre beweist, daß diese Völker sich mit astronomischen Untersuchungen und Berechnungen abgaben, so läßt sich aus den Kenntnissen der Taitier der nämliche Beweis führen, und der Schluß ziehen, daß diese Völker nicht von einem barbarischen Stamme abstammen.

Die Kunst, Entfernungen auszumessen und Zahlen zu bilden, kennen die Taitier noch weniger. Sie hatten kein Wort, das unserm Klafter entsprochen hätte; sprachen sie von der Entfernung eines Ortes zum andern, so drückten sie dieselbe, wie die Asiaten, durch die Zeit aus, welche man braucht, um sie zurückzulegen. Im südlichen Frankreich gibt es einige Departements, wo man die Entfernung der Orte durch Stunden ausdrückt.

Die **Kriegsfahrzeuge** sind gut bemannte, mit Vorräthen versehene und ausgerüstete doppelte Piroguen von 40—50 Fuß Länge. Die Häuptlinge und Diejenigen, welche die zum Kampfplatze bestimmte Plateforme einnahmen, trugen ihre Kriegskleider, d. h. eine Menge Zeuge, Turbane, Panzer und Helme. Da die Helme bisweilen sehr lang waren, so hinderten sie vielfach; die ganze Rüstung schien überhaupt mehr auf Glanz als Kampf berechnet zu seyn. Wie dem aber seyn mag, es war ein großartiges Schauspiel, und die Krieger ermangelten nicht, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Die Kleidung der Krieger war ganz buntscheckig;



Die große Flotte.

Cook, daß die Eingebornen sich einer Pflanze, welche zwischen den Bergen wächst, und des Kokosöles bedienen, daß sie den Körper oft mit Meerwasser waschen, daß so die sterblichen Ueberreste aller angesehenen Personen, welche eines natürlichen Todes sterben, aufbewahrt werden, daß man sie lange öffentlich ausgestellt lasse, daß man sie Anfangs an den Tagen, wo es nicht regne, an ein Ende des Tupapau*) setze, daß dieß später weniger häufig mehr vorkomme, und endlich daß man sie nur selten mehr sehe.

Propheten.

Am 23. August, während die Schiffe Cooks im Begriff waren, aus der Bai Oitipeha auszulaufen, stieg dieser Kapitän mit Mai ans Land, um von dem Häuptling Wahiadua Abschied zu nehmen. Sie sprachen mit ihm, als einer jener fanatischen Enthusiasten, welche sie Atua's nennen, weil sie glauben, sie seyen vom Geiste der Gottheit erfüllt, sich vor sie hinstellte. Die Reden, das Benehmen und die Haltung dieses Propheten kündigten einen Narren an; seine Lenden waren mit vielen Bananenblättern umhüllt, woraus seine ganze Kleidung bestand; seine Stimme war schwach und sein Ton so schreiend, daß man ihn nur mit Mühe verstehen konnte; doch sagte Mai, welcher behauptete, er verstehe ihn vollkommen, dem Kapitän, der Prophet rathe dem jungen Fürsten, ihm nicht, wie er wolle, nach Matavai zu folgen, und sage, auch die Schiffe würden Matavai heute nicht mehr erreichen. Er schien wirklich Recht zu haben; denn es wehte kein Lüftchen: aber er täuschte sich. Während er so redete, kam ein sehr starker Regenguß, welcher Alles nöthigte, einen Zufluchtsort zu suchen. Der Atua hingegen schien sich nichts um das Wetter zu bekümmern; er fuhr noch eine halbe Stunde lang fort, um die Engländer zu schreien, und dann entfernte er sich. Niemand schenkte seinen Reden Aufmerksamkeit, und die Eigebornen ärgerten sich sehr über seine Ungereimtheiten. Cook fragte Wahiadua, wer denn dieses Subjekt sey, ob er aus der Klasse der Arii's oder Teuteu's sey. Der Häuptling sagte ihm, er sey taata eno, d. h. ein schlechter Mensch. Ungeachtet der schlechten Meinung, welche man von diesem Propheten hatte, ungeachtet der Verachtung, mit der man ihm begegnete, waren die Insulaner doch so abergläubisch, daß sie nicht daran zweifelten, Narren dieser Art besäßen den Geist Gottes: ein in allen Theilen des Orients sehr gewöhnlicher Irrthum. Mai schien über diesen Punkt gut unterrichtet zu seyn; er versicherte, daß sie in ihren Anfällen Niemanden, selbst ihre Freunde nicht, kennen; daß sie, wenn sie Vermögen besäßen, es dem nächsten Besten geben, wenn man sie nicht daran hindere; daß sie, wenn sie wieder zur Vernunft kämen, fragten, was aus den Sachen geworden sey, welche sie weggegeben hätten, und daß sie sich nicht im Mindesten an Das erinnern könnten, was sie in ihren Anfällen gethan hätten. Diese Menschen haben einige Aehnlichkeit mit den Derwischen und Fakiren.

Religiöse Meinungen.

Die Taitier glaubten, Alles, was in der Welt vorhanden sey, habe seinen Ursprung in der Vereinigung zweier Wesen. Der höchsten Gottheit,

*) So nannte man auch bisweilen den Ort, wo der Körper aufgehoben war.

einem dieser zwei Wesen, gaben sie den Namen Taroataihe Mann, das andere nannten sie Tepapa; das leztere glaubte man sey ein Felsen, und beide schaffen gemeinschaftlich die Monate und Tage. Von der Sonne und dem Mond, welche man für Götter hielt, seyen ebenfalls eine gewisse Anzahl Sterne erzeugt worden, und diese hätten sich durch sich selbst vermehrt. Dieselbe Meinung herrschte in Absicht auf die Planeten: die Finsterniß hielt man für die Zeit ihrer Vereinigung zu diesem Zwecke. Der größte Theil der Erde liege in großer Entfernung östlich von ihrer Insel; dieselbe habe sich vom Festlande losgetrennt, und sey von der Gottheit durchs Meer geschleppt worden, ehe sie noch über die derselben zu verleihende Gestalt mit sich einig gewesen sey. Auch kannten sie ein untergeordnetes Geschlecht von Göttern, Atua's genannt, denen man die Bildung des ersten Menschen zuschrieb. Es waren männliche und weibliche Gottheiten, und jener erste Mensch soll, von dem natürlichen Instinkt, sein Geschlecht fortzupflanzen, geleitet, da er keine andere Frau als seine Mutter kannte, mit ihr eine Tochter gezeugt, sodann mit dieser sich verbunden haben, welche ihm mehrere Kinder geboren, durch deren Vermehrung sich die Welt bevölkerte. Mauve'n, dem Gott der Erdbeben, brachten sie beim Beginne ihrer Mahlzeit Gaben dar, indem sie besonders für ihn zubereitete Speisen auf die Seite stellten. Tano ist der Gott, an den sie sich am häufigsten mit ihren Gebeten wandten, weil dieser sich nach ihrer Meinung am meisten mit den menschlichen Angelegenheiten beschäftige. Sie glaubten an eine Unsterblichkeit der Seele und nahmen zugleich zwei verschiedene Grade von Seligkeit an. Die erste Stufe sollten die Häuptlinge und vornehmsten Personen der Insel, die zweite die gemeinen Insulaner einnehmen; an einen Einfluß der menschlichen Handlungen in diesem Leben auf das Schicksal in dem künftigen dachten sie nicht, ebenso wenig, daß das sittliche Betragen der Menschen den Göttern irgend bekannt würde. Sie dachten sich das höchste Wesen zu erhaben über den Sterblichen, als daß es sich um die Handlungen der Menschen auf Erden bekümmern könnte. Wenn somit ihre Religion keinen Einfluß auf ihre Sittlichkeit übte, so war sie wenigstens uneigennützig, und das Gute und Böse, das sie thaten, war entweder die Wirkung ihres natürlichen Triebs oder ihrer Schwachheit. Ueberall, wo das Bedürfniß des Menschen, ein höchstes Wesen anzuerkennen und anzubeten, eine gemäßigte Richtung nimmt, und sich auf Bewunderung und Betrachtung der Ordnung und der wohlthätigen Einrichtungen, welche wirklich in der Natur vorhanden sind, wirft, ist der Aberglaube ein milder. Wo dagegen eingebildeten Wesen, dem Werke der Furcht und Indolenz der Menschen, die Leitung der Welt zugeschrieben wird, und wo sie der Gegenstand der Verehrung werden, nimmt der Aberglaube abenteuerlichere und grausamere Formen an.

Die Tättowirung oder die in die Oberhaut eingegrabene Zeichnung, womit sich die Taitier und beinahe alle ihre Nachbarn und alle Polynesier schmückten, scheint uns eine hieroglyphische Sprache zu seyn, welche alle Priester Oceaniens verstehen. In diesem Falle trüge jedes tättowirte Individuum auf seinem Leibe die Geschichte der Einweihungen, zu welchen es zugelassen würde.

Die Priesterwürde war, wie oben bemerkt, erblich; sie kam den Jüngeren zu und war allen Klassen von Familien zugänglich. Die Priester wurden beinahe eben so hoch geachtet, als die Könige. Ihre ganze

Wissenschaft bestand darin, daß sie den Namen, den Rang und die Eigenschaften der verschiedenen Götter wußten und sie anrufen konnten. Auch hatten sie mehr Kenntnisse in der Schifffahrt und Astronomie, als das übrige Volk, und der Name Tahava, welchen man ihnen gab, bedeutete nichts Anderes als einen aufgeklärten Mann.

Menschenopfer.

Die Religion der Taitier forderte bisweilen auch Menschenopfer. Personen, die gewisser Verbrechen überwiesen waren, wurden verurtheilt, den Göttern geopfert zu werden, wenn sie nicht im Stande waren, sich loszukaufen. Gewöhnlich nahm man zu Opfern Individuen, welche durch die Landesgesetze zum Tode verurtheilt worden waren, oder arme Menschen aus der untersten Klasse. Aber am häufigsten hingen die Opfer von der Laune des Oberpriesters ab, welcher sich bei feierlichen Versammlungen in das Innerste des Tempels zurückzog, und wenn er wieder erschien, dem Volke verkündigte, daß er den Gott gesehen und mit ihm gesprochen habe. Er allein hatte dieses Vorrecht. Er versicherte, der Gott habe ihm, nachdem er über die Wahl seines Opfers nachgedacht, die und die Person bezeichnet; bisweilen starb der Unglückliche als Opfer der Rache des Oberpriesters, der im Nothfalle gewandt genug war, das Volk zu überzeugen, daß der Todte ein schlechter Mensch gewesen sey; denn die Vorurtheile des Aberglaubens und der Rache sind die grausamsten von allen.

Eine Erzählung von einem Menschenopfer, das Cook mit ansah, mag hier seine Stelle finden. Der berühmte Reisende erzählt:

Schon einige Jahre bestand Krieg zwischen den Inseln Eimeo und Taiti. Taiti sandte im Jahr 1774 eine furchtbare Rüstung gegen Eimeo; da aber dieses Geschwader keine Entscheidung herbeiführen konnte, so wurde ein zweiter Zug nothwendig.

Alle Häuptlinge, welche sich zu Matavai befanden, versammelten sich in dem Hause Ohi's, wo ich damals war, und ich hatte die Ehre, ihrer Rathsversammlung beiwohnen zu dürfen. Einer der Abgeordneten sezte den Gegenstand der Berathung auseinander und hielt eine lange Rede. Ich verstand nur die Hauptsätze seiner Rede; er schilderte den Stand der Sachen auf Eimeo, und forderte die taitischen Häuptlinge auf, sich zu verbinden und die Waffen zu ergreifen. Dieser Vorschlag wurde von mehreren Rednern bekämpft, welche warten wollten, bis der Feind die Feindseligkeiten beginne. Anfangs herrschte viel Anstand bei der Berathung, und die Redner sprachen nur einer nach dem andern; am Ende wurde die Berathung stürmisch, und ich glaubte, daß es zu Gewaltthätigkeiten kommen würde, wie auf den polnischen Reichstagen; aber die hohen Personen, welche sich so schnell erhizt hatten, beruhigten sich auch ebenso schnell wieder, und die Ordnung wurde wieder hergestellt.

Ich forschte nach der Ursache des Krieges und erfuhr, daß vor einigen Jahren ein Bruder Wahiadua's auf die Einladung Mahine's, eines Häuptlings auf Eimeo, sich dahin begeben habe, um den Thron zu besteigen, daß ihn Mahine einige Wochen nach seiner Ankunft habe tödten lassen, und die Krone zu Gunsten Tieratabuenu's, eines Sohnes seiner Schwester, welches der rechtmäßige Erbe des Scepters sey, oder dem nach einer andern Aussage die Regierung von den Taitiern übertragen worden sey, angesprochen habe.

Tuha, ein Verwandter Otu's und Häuptling des Bezirkes Tettaha, ein Mann von großem Einfluß auf der Insel, welcher die im Jahr 1774 gegen Eimeo ausgesandte Rüstung befehligt hatte, war um diese Zeit nicht zu Matavai, und wohnte also diesen Berathungen nicht bei. Er schien sich jedoch viel mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen und kühner zu seyn, als die anderen Häuptlinge; denn am 1. September Morgens frühe ließ er dem Otu durch einen Boten sagen, daß er einen Mann getödtet habe, um ihn dem Atua als Opfer darzubringen, und den Beistand des Gottes gegen Eimeo anzuflehen. Dieses Opfer sollte in dem großen Morai von Ata-huru dargebracht werden, und ich glaubte, die Gegenwart Otu's bei dieser Gelegenheit sey unumgänglich nothwendig.

Bougainville hatte bereits auf das Zeugniß des Taitiers, den er mit sich nach Frankreich genommen hatte, gesagt, Menschenopfer machen einen Theil der religiösen Feierlichkeiten aus. Die Nachforschungen, welche ich im Jahr 1774 vornahm und meine Unterhaltungen mit Omai gaben mir nur zu viel Gewißheit darüber, daß ein so unmenschlicher Gebrauch dort eingeführt sey; da man aber immer an einem so grausamen Gebrauche zweifeln will, wenn nicht ein Reisender Augenzeuge davon gewesen ist, so beschloß ich, die Gelegenheit zu benützen, und um alle Zweifel zu zerstreuen, selbst dieser barbarischen Ceremonie beizuwohnen. Deßhalb bat ich Otu, ihn begleiten zu dürfen; er bewilligte es gerne, und wir schifften uns sogleich in einem Boote mit meinem alten Freunde Potatu, mit Anderson und Weber ein; Omai folgte uns auf einer Pirogue.

Unterwegs landeten wir auf einer kleinen Insel, welche gegenüber von Tettaha liegt, und wo wir Tuha und die Leute seines Gefolges trafen. Als beide Häuptlinge eine Zeit lang über den Krieg mit einander gesprochen hatte, wandte sich Tuha an mich, und bat mich noch einmal um meine Hülfe; ich gab ihm zum Drittenmale eine abschlägige Antwort, was ihn aufzubringen schien; es kam ihm seltsam vor, daß ich, ungeachtet ich mich als ein Verbündeter Taiti's erklärt hatte, doch seine Feinde nicht bekämpfen wolle. Er gab Otu zwei oder drei zusammengebundene Federn, und in eine der Pirogues wurde ein sehr magerer Hund geführt. Wir schifften uns wieder ein und nahmen einen Priester an Bord, welcher der Ceremonie beiwohnen sollte.

Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir zu Ata-Huru an; Otu hat mich den Matrosen zu befehlen, daß sie in dem Bote bleiben sollten, und empfahl Anderson, Webern und mir, unsere Hüte abzunehmen, sobald wir im Morai ankommen würden. Wir machten uns sogleich auf den Weg. Eine Menge Männer und einige kleine Knaben begleiteten uns; aber ein Weib sah ich nicht. Vier Priester und ihre Gehülfen oder Diener erwarteten uns im Morai; der Leichnam des Unglücklichen, welcher den Göttern geopfert werden sollte, war in einer kleinen Pirogue, welche halb auf das Ufer gezogen, halb noch dem Wellenschlage ausgesetzt war, zwei Priester und mehrere Gehülfen saßen neben der Pirogue, die andern befanden sich im Morai. Wir hielten 20 bis 30 Schritte von den Priestern. Otu stellte sich an diesem Orte auf, und wir standen mit mehreren Eingebornen neben ihm; die Volksmenge war weiter entfernt. Nun begannen die Ceremonien; einer der Gehülfen brachte einen jungen Bananenbaum und stellte ihn vor den König hin; ein anderer brachte einen Büschel rother Federn, auf Kokosnußfasern gesteckt; er berührte den Fuß des

Königs mit einer dieser Federn, und ging wieder zu seinen Kameraden zurück. Einer der Priester, die im Morai gegenüber von denen saßen, welche sich am Ufer befanden, verrichtete ein langes Gebet, und sandte von Zeit zu Zeit junge Bananenbäume, welche man auf das Opfer legte. Während dieses Gebetes hielt ein Mann, der neben dem dienstleistenden Priester stand, zwei Pakete in seinen Händen, die, wie es mir schien, von Zeug waren: wir sahen hernach, daß eines derselben den königlichen Maro enthalte, und das andere die Bundeslade des Atua, wenn ich mich so ausdrücken darf. Sobald das Gebet beendigt war, sezten sich die Priester und ihre Gehülfen auf dem Ufer nieder und trugen die zwei Pakete herbei, von welchen ich eben gesprochen habe. Sie begannen hier ihre Gebete wieder, während welcher die Bananen eine nach der andern und in verschiedenen Pausen von dem Opfer, welches zum Theil mit Kokosblättern und kleinen Baumzweigen bedeckt war, weggenommen wurden; man zog ihn nun aus der Pirogue und streckte ihn am Ufer aus, wobei die Füße gegen das Meer gekehrt wurden. Die Priester stellten sich um ihn herum, oder sezten sie sich, und einer oder mehrere von ihnen wiederholten zehn Minuten lang einige Phrasen. Man deckte ihn auf, indem man die Blätter und Zweige von ihm wegnahm, und legte ihn in gleiche Richtung mit der Küste. Ein Priester, der neben dem Leichname stand, verrichtete ein langes Gebet, in welches die Anderen bisweilen einstimmten: Jeder hatte ein Büschel rother Federn in der Hand. Als das Gebet halb vollendet war, schnitt man ihm einige Haupthaare ab und riß ihm das linke Auge aus; die Haare und das Auge wurden in ein grünes Blatt gewickelt und Otu'n dargebracht; der König berührte es nicht, gab aber dem Manne, der es ihm brachte, den Büschel rother Federn, die er von Tuha empfangen hatte. Haare und Auge des Schlachtopfers wurden den Priestern mit den Federn zurückgebracht. Otu schickte ihnen bald darauf andere Federn, welche er des Morgens in meine Tasche gesteckt und mir aufzubewahren empfohlen hatte. Während man diese leztere Ceremonie vornahm, hörte man einen Königsfischer, der über die Bäume hinflog. Otu wandte sich gegen mich und sagte zu mir: „das ist der Atua," und schien von einer so guten Vorbedeutung entzückt zu seyn.

Der Leichnam wurde darauf einige Schritte weiter weggetragen, und mit gegen den Morai gerichtetem Kopfe unter einem Baume niedergelegt, neben welchem drei dünne und breite Holzstücke mit grob ausgehauenen Figuren, die aber einander nicht gleich waren, sich befanden. Die Zeugpakete legte man in den Morai nieder und die rothen Federbüschel zu den Füßen des Schlachtopfers. Die Priester stellten sich um den Leichnam, und man gestattete uns, so nahe als wir wollten, hinzuzugehen. Ein Mann, welcher, wie es mir schien, der Oberpriester war, hatte sich in einiger Entfernung niedergesezt; er sprach eine Viertelstunde lang, und wechselte dabei öfter Stimme und Gebärden; immer wandte er sich an das Opfer, und schien ihm Vorwürfe zu machen; wie es mir schien, fragte er ihn, ob man nicht Grund gehabt habe, ihn zu opfern; dann richtete er wieder Gebete an ihn, als ob der Todte so viel Macht und Einfluß über die Gottheit hätte, von ihr zu erlangen, was er wünsche; besonders verstanden wir, daß er bat, Eimeo, den Häuptling Mahine, die Schweine, die Frauen und Alles, was auf dieser Insel sey, den Taitiern in die Hände zu liefern: das Opfer hatte in der That keinen andern Zweck. Mit

klagendem Ton sang er ein Gebet, das beinahe eine halbe Stunde dauerte; zwei andere Priester, Potatu und ein großer Theil der Versammlung begleiteten ihn dabei. Nun riß einer der Priester noch einmal einige Haare aus dem Kopfe des Opfers, und legte sie auf die Pakete. Darauf betete der Oberpriester allein, wobei er die Federn in der Hand hielt, mit welchen Tuha den Otu geschmückt hatte. Als er fertig war, gab er diese Federn einem zweiten Priester, der auf dieselbe Weise betete. Die Federbüsche wurden auf die Pakete gelegt, und nun wechselte der Schauplatz der Feierlichkeit.

Man brachte den Leichnam in den offensten Theil des Moral, so wie auch die Federn; die Pakete wurden auf die Mauern des Moral gelegt und über diese das Opfer. Die Priester umgaben ihn von Neuem, setzten sich, und begannen ihre Gebete wieder, während einige ihrer Gehülfen ein zwei Fuß tiefes Loch gruben, in welches sie das unglückliche Opfer warfen und mit Erde und Steinen bedeckten. In dem Augenblicke, als man den Leichnam in die Grube legte, ließ ein kleiner Knabe einige Schreie hören, und Omai sagte mir, dieß sey der Atua. Mittlerweile hatte man ein Feuer angemacht; man führte den Hund herbei, von dem ich oben gesprochen habe, und drehte ihm den Hals um, bis er erstickt war, brannte ihm die Haare weg, riß ihm die Eingeweide heraus und warf sie ins Feuer, wo man sie verbrennen ließ. Nur das Herz, die Leber und die Nieren ließen die mit diesem Geschäfte beauftragten Eingebornen braten, indem sie dieselben einige Minuten lang über heiße Steine hielten; hernach beschmierten sie den Körper des Hundes mit Blut, das sie in einer Kokosschale gesammelt hatten, und legten ihn, so wie die Leber u. s. w. vor den Priestern nieder, welche um das Grab herum beteten. Sie fuhren noch einige Zeit fort, über dem Hunde zu beten, während zwei Männer von Zeit zu Zeit stark auf zwei Trommeln schlugen. Ein kleiner Knabe ließ dreimal durchdringendes Geschrei ertönen, und man sagte uns, dadurch werde der Atua eingeladen, von den für ihn zubereiteten Speisen zu kosten. Sobald die Priester ihre Gebete vollendet hatten, legte man den Körper des Hundes mit seinen Eingeweiden u. s. w. auf ein Whatta oder ein Gestell von 6 Fuß Höhe, welches sich daneben befand. Auf diesem Whatta erblickten wir zwei andere große Schweine und zwei Milchschweine, welche man dem Atua kürzlich dargebracht hatte, und welche einen unerträglichen Gestank verbreiteten. Dieser Gestank hielt uns ferne, ob wir gleich näher hätten hinzutreten dürfen; denn von dem Augenblicke an, da man den Leichnam von dem Meeresufer an den Moral gebracht hatte, gestattete man uns, so nahe zu treten, als wir wollten; jedoch bemerkten wir bei den Zuschauern nicht mehr die Sammlung und Aufmerksamkeit, die uns sichtbar wurde, als man den Hund auf den Whatta niederlegte. Die Priester und ihre Gehülfen beschlossen die Feierlichkeit mit einem Freudenrufe. Die Nacht brach herein und man führte uns in ein Haus, das Potatu'n gehörte; dort gab man uns eine Mahlzeit und ein Nachtlager. Man hatte uns in Kenntniß gesezt, daß die religiösen Feierlichkeiten am folgenden Tage wieder beginnen würden, und ich wollte die Insel nicht verlassen, so lange es noch etwas zu sehen gab.

Wir fürchteten um einen Theil des Schauspiels zu kommen, und einige von uns begaben sich sehr frühe auf den Schauplatz, aber es war noch Alles ruhig. Bald darauf opferte man ein Milchschwein und legte

s auf den Whatte. Um 8 Uhr führte uns Otu wieder in den Morai, wo die Priester und viele Insulaner sich versammelt hatten. Die beiden Pakete waren noch auf der Stelle, wo man sie Tags zuvor niedergelegt hatte; die beiden Trommeln standen vor dem Morai, aber ein wenig näher an demselben als Tags zuvor. Otu stellte sich zwischen die beiden Trommeln und bedeutete mir, mich neben ihn zu stellen.

Die Ceremonie begann auf dieselbe Weise, wie Tags zuvor. Man brachte einen jungen Bananenbaum, welchen man zu den Füßen des Königs legte; die Priester, welche mehrere Büschel rother Federn und einen Straußfedernbusch, den ich Otu gegeben hatte, und der seitdem heilig gehalten wurde, in der Hand hatten, verrichteten ein Gebet. Als sie fertig waren, verließen sie ihren Platz und stellten sich zwischen uns und dem Morai auf; einer von ihnen, der an dem vorigen Abend die Hauptrolle gespielt hatte, murmelte ein zweites Gebet, das ungefähr eine halbe Stunde dauerte. Mittlerweile wurden die Federn an einander gefaßt und auf der Bundeslade des Atua niedergelegt.

Kurz darauf wurden vier Milchschweine herbeigeführt; eines derselben wurde getödtet, die anderen kamen wieder in einen Stall und wurden wahrscheinlich für das erste beste Opfer aufbewahrt. Nun wurde eines der Pakete geöffnet, und es enthielt, wie gesagt, den Maro, womit die Taitier ihre Könige bekleiden; der Maro ist für ihren König Das, was in Europa die Symbole der Königswürde sind. Man nahm ihn sorgfältig aus der Umhüllung, die ihn bedeckte, und breitete ihn vor den Priestern aus: er ist ein ungefähr 6 Fuß langer und 15 Zoll breiter Gürtel; seinem Namen nach, scheint es, trage ihn der Monarch über den Lenden, wie die übrigen Eingebornen den gewöhnlichen Maro tragen. Er war mit gelben und rothen Federn, und besonders mit lezteren, welche von einer auf der Insel einheimischen Taubenart herrührten, verziert; das eine Ende hatte einen Saum von acht Figuren, deren jede die Gestalt und Größe eines Hufeisens und Franzen von schwarzen Federn hatte; das andere Ende war gabelförmig und die Spitzen waren von verschiedener Länge. Die Federn bildeten zwei Linien viereckiger Felder, und diese waren überdieß so geordnet, daß sie einen hübschen Anblick darboten. Man hatte sie zuerst auf Zeugstücke aufgeklebt oder aufgeheftet, und dann auf eine Schiffsflagge aufgenäht, welche der Kapitän Wallis auf der Küste aufgepflanzt hatte, als er das Erstemal auf Matavai gelandet hatte; so sagte man uns wenigstens, und wir hatten auch keine Ursache, daran zu zweifeln, denn wir erkannten die englische Flagge wohl. Ein Streifen des Maro von 6 bis 8 Zoll im Gevierten hatte weniger Zierrathen; man sah keine Federn daran, ausgenommen einige, welche Wahiadua gesandt hatte. Die Priester verrichteten ein auf diesen Theil der Ceremonie bezügliches Gebet, und wenn ich mich nicht irre, nannten sie es das Maro-Gebet. Das Symbol der Königswürde wurde sodann sorgfältig in den Zeug eingewickelt und wieder auf den Morai gelegt.

Nun öffnete man auch das andere Paket, das ich Bundeslade genannt hatte; allein man gestattete uns nicht, so nahe hin zu treten, daß wir die geheimnißvollen Sachen, welche es enthielt, hätten untersuchen können; man sagte uns bloß, der Atua, dem man dieses Opfer dargebracht habe, und welcher Oru heiße, sey darin verborgen, oder vielmehr, in der Bundeslade sey das Zeichen, welches den Gott vorstelle, verschlossen. Diese Lade bestand

Bewohner der Freundschafts- (Tonga-) Inseln ihren Göttern Menschen opfern. Er hat das Natchi beschrieben, von dem er auf Tongatabu Augenzeuge war. Die Insulaner, welche ihn über den Verlauf des Festes belehrten, versicherten ihm, daß zehn Menschen geopfert werden würden. Wie wir wüssen, gehen solche Schlächtereien auf Neuseeland und Nukahiwa vor, und daraus kann man sich einen Begriff machen, welche große Menge von Menschen in den Archipelen des weiten Polynesiens geopfert wurde. Die Taitier opferten nie mehr als Eine Person auf Einmal; aber wahrscheinlich wurden solche Opfer oft wiederholt und dadurch eine Menge Individuen hinweggerafft. Cook zählte vor einem Morai 49 zur Schau ausgestellte Schädel; diese Schädel hatten von dem Einflusse der Witterung noch wenig gelitten, ein Beweis, daß innerhalb eines kurzen Zeitraums 49 Menschen auf diesem Blutaltare geopfert worden waren.

Gewiß vermag Nichts den Abscheu zu mildern, den ein solcher Gebrauch einflößt; sollten aber, sagt der Berichterstatter der Reise Cooks, seine traurigen Wirkungen nicht einigermaßen dadurch gemildert werden, daß er dazu diente, das Volk im Zaume zu halten, indem er ihm Ehrfurcht für die Gottheit oder die Landesreligion einflößt? Gewiß nicht; er hatte nicht einmal diesen unbedeutenden Vortheil, denn die zahlreiche, bei Gelegenheit des Opfers im Morai versammelte Menge schien weder von den Gebeten noch von den Verrichtungen der Priester auf irgend eine Weise gerührt zu seyn. Das Opfer hatte bereits begonnen, sagt Cook, als Mai ankam, und die meisten Zuschauer sammelten sich eiligst um ihn; sie dachten an Nichts als an eine Erzählung seiner Abenteuer, und hörten mit größter Aufmerksamkeit zu, ohne sich mit dem Opfer zu beschäftigen. Sogar die Priester zeigten, weil sie zu sehr an solche Scenen gewöhnt waren, nicht jene imponirende Würde, wodurch religiöse Feierlichkeiten Eindruck machen, mit Ausnahme dessen, welcher gewöhnlich die Gebete verrichtete. Sie trugen die gewöhnliche Kleidung der Eingebornen und redeten ohne Anstand mit einander. Zwar gebrauchten sie ihr Ansehen, um den Pöbel von dem Orte abzuhalten, wo die Ceremonien vor sich gingen; sonst aber thaten sie Nichts für die Erhaltung des Anstandes. Ueberdieß beantworteten sie die Fragen, welche die Europäer über diesen fluchwürdigen Gebrauch an sie richteten, ganz frei. Als der berühmte Seemann sie bat, ihm seinen Zweck zu erklären, antworteten sie, es sey ein alter Gebrauch; er sey ihrem Gotte angenehm, der Menschenopfer gern habe, oder sich, wie sie sagten, davon nähre, und nach einer solchen Ceremonie erhielten sie von ihm Alles, was sie wollten. Cook hielt ihnen natürlich entgegen, daß ihr Gott die Opfer nicht verzehren könne, weil er sie nicht sehe, daß die Leiber der Thiere lange unberührt bleiben, und die Priester dadurch, daß sie die menschlichen Opfer beerdigten, es ihm unmöglich machten, sie zu verzehren. Dagegen erwiderten sie, daß ihr Gott bei Nacht komme, ohne daß man ihn sehe, daß er sich von der Seele oder dem immateriellen Theil nähre, der nach ihrer Lehre um den Morai herumirre, bis die Fäulniß den Körper gänzlich zerstört habe.

Nach ihrer Behauptung mußte dem Unglücklichen, welcher geopfert wurde, nothwendig das linke Auge ausgerissen werden; der Priester brachte es dem Könige, was Cook mit ansah; indem er damit auf den Monarchen zutrat, forderte er ihn auf, den Mund zu öffnen; er zog es aber wie

gen das Menschenessen oder die Mahlzeit des Häuptlings, und er rührte wahrscheinlich noch aus der Zeit her, wo die Könige das Schlachtopfer wirklich verzehrten.

Halten wir uns nicht länger an diesen abscheulichen Details auf. Aber hatten diese so gutmüthigen und sanften Insulaner außer den Menschenopfern noch andere barbarische Gewohnheiten. Sie schnitten den in den Schlachten getödteten Feinden die Kinnbacken ab, und brachten ihre Leichname dem Atua als Opfer dar. Hatten sie in einer Schlacht gesiegt, so sammelten sie bald darauf die in ihre Hände gefallenen Todten; sie brachten sie in den Morai, gruben dort unter großer Feierlichkeit eine Grube, und beerdigten sie, gruben sie aber nicht wieder aus, um die Schädel wegzunehmen.

Anders war das Begräbniß ihrer ersten in den Schlachten gebliebenen Anführer. Der König Tutaha, Tuburai, Tamaide und andere, welche in einer den Einwohnern von Tiarabu gelieferten Schlacht blieben, wurden in den Morai von Ata-Huru gebracht. Die Priester öffneten ihnen den Leib, legten die Eingeweide vor dem großen Altare nieder und beerdigten sodann die Leichname an drei verschiedenen Orten unter der großen Steinmasse, welche den merkwürdigsten Theil des Morai bildet. Die Leute vom Volke, welche in dem nämlichen Kampfe gefallen waren, wurden in Einer Grube am Fuße dieser Steinmasse beerdigt. Am folgenden Tage fanden die Leichenfeierlichkeiten Statt; man beging sie mit großer Pracht unter einem großen Zulaufe des Volkes. Damit wollten die Eingebornen dem Atua ihren Dank für den errungenen Sieg darbringen. Die Besiegten, welche sich in die Berge flüchteten, hielten sich 8—10 Tage daselbst versteckt, bis sich die Wuth der Sieger gelegt hatte und der Friede unterhandelt war. In dem Friedensvertrage wurde Otu zum König der ganzen Insel erklärt. Wirklich bekleidete man ihn unter großem Gepränge in dem nämlichen Morai und in Gegenwart aller Häuptlinge der Insel mit dem Maro.

Unstreitig muß man den Missionären Dank wissen, daß sie diese gräßlichen Opfer auf Taiti abgeschafft haben. Ohne sie würden sie vielleicht noch bestehen, obgleich die Taitier, wie sie vor der Zeit der Missionäre dem Genusse von Menschenfleisch entsagten, vielleicht auch diesen abscheulichen Gebrauch noch aufgegeben haben würden, der so viele Völker, besonders auch die Gallier, entehrt hat.

Morenhout über die Ueberlieferungen und alten Religionsmeinungen der Taitier.

Morenhout scheint der alten Religion, den Gebräuchen und Sitten von Taiti, welche von **Bougainville**, **Cook** und **Foster** mit so überlegenem Talente nach ihren äußeren Formen gezeichnet wurden, ohne daß sie immer den Geist und die Tendenz derselben erfassen konnten, die größte Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Er sah dort ruhig und mit Muße die religiösen und nationalen Feste der Taiti-, der Tonga- und Hawai-Inseln, allerdings nicht mehr in ihrem ursprünglichen Glanze, aber wenigstens mit Allem, was daran erinnern konnte. „Ich konnte,“ sagte er, besser als meine berühmten Vorgänger, die Ursache ihrer Einsetzung bestimmen, indem ich in den Gebräuchen, den Ceremonien, den heiligen Gesängen, den Legenden und den Traditionen dieses Volkes den Beweis für alles Das erkannte, was mir auf Taiti über die Existenz und den Triumph

ersten Ranges sind viel schöner und verständiger und haben weit mehr Anstand, als die mittleren Volksklassen. Indeß überzeugte ich mich bei der Ankunft in England von meinem Irrthume; denn mit Ausnahme seiner Farbe, welche dunkler war, als die der Eari oder Bürger, welche, wie in andern Ländern, ein weichlicheres Leben führen und sich der Sonnenhitze weniger aussetzen, hätte vielleicht kein Eingeborner durch sein Benehmen mehr befriedigt. Mai war hoch gewachsen, aber sehr mager: seine Hände waren ausnehmend klein; er besaß Scharfsinn, Lebhaftigkeit und edle Gesinnungen; sein interessantes Benehmen machte ihn der besten Gesellschaft angenehm, und ein edler Stolz lehrte ihn die Gesellschaft von Personen von niederem Range meiden. Er hatte seine Leidenschaften, wie andere junge Menschen, aber so viel Besinnung, daß er ihnen nicht den Zügel frei ließ. Gegen Wein und starke Getränke hatte er, wie ich glaube, keinen Widerwillen und hätte er einem Gastmahle beigewohnt, wo der beste Trinker der willkommenste gewesen wäre, so würde er sich bemüht haben, Lob zu verdienen; aber zum Glück für ihn bemerkte er, daß nur der Pöbel viel trinkt, und da er die Manieren, die Neigungen und die Aufführung der hohen Personen, die ihn mit ihrer Freundschaft beehrten, sorgfältig studirte, so war er nüchtern und zurückhaltend; und ich habe nicht gehört, daß er während seines zweijährigen Aufenthaltes in England je zu viel Wein getrunken oder das geringste Verlangen gezeigt hätte, die Grenzen der jungsten Mäßigkeit zu überschreiten."

Als er von Wahine abfuhr, schien er ein Mann aus dem Volke zu seyn; er wagte es nicht, auf die Gesellschaft des Kapitäns Anspruch zu machen, und hielt sich an den Waffenmeister und die Matrosen. Als er aber auf das Cap der guten Hoffnung kam, wo Cook ihn europäisch kleiden ließ und ihn den angesehensten Personen vorstellte, erklärte er, daß er kein Teuten sey, wie die Leute aus der niedrigsten Volksklasse heißen, und nahm den Titel eines Hoa oder königlichen Beamten an. Zu den Fabeln, mit denen man sich über diesen Taitier trug, gehört auch die, daß er ein Sonnenpriester sey, ein Beruf, den man auf der Insel seiner Heimath nie gekannt hat.

Aus dem Bericht über die erste Reise des Kapitäns Cook ersehen wir, daß Puni, König von Bora-Bora, die Insel Raiatea, die in dasselbe Riff eingeschlossene Insel O-Taha und die Insel Mowrua, welche ungefähr 15 Meilen westlich liegt, erobert habe. Die Krieger, welche unter ihm dienten, empfingen sehr ausgedehnte Landgüter als Belohnung, und sehr viele seiner Unterthanen ließen sich auf den eroberten Inseln nieder. Uru, König von Raiatea, blieb indeß auf seinem Throne, seine Herrschaft wurde jedoch auf den Distrikt von Opoa beschränkt. Auf Taha hatte Puni einen Vice-König, Namens Boba, eingesezt, welcher sein naher Verwandter war. Die meisten Bewohner der eroberten Inseln hatten sich nach Wahine und Taiti zurückgezogen, indem sie eine freiwillige Verbannung der Unterwerfung unter den Eroberer vorzogen. Sie hofften, ihr Land einst vom Drucke befreien zu können. Wie es scheint, war dieß der Grund, warum Tupoia und Mai, welche beide von Raiatea stammten, sich auf englischen Schiffen einschifften. Beide sprachen immer den Wunsch aus, sich eine große Menge Feuerwaffen zu verschaffen. Tupoia würde seinen Plan ausgeführt haben; Mai aber hatte nicht Scharfsinn genug, sich einen vollständigen Begriff von unserer Art von Kriegführung zu

erschaffen und sie den Verhältnissen seiner Landsleute anzupassen. Indeß
eschäftigte ihn der Plan, sein Vaterland vom Joche Bora-Bora's zu be-
reien, so sehr, daß er in England oft sagte, wenn Cook ihn nicht bei sei-
er Unternehmung unterstützen werde, würde er seine Landsleute abhalten,
im Erfrischungen zu liefern. Bis zu seiner Abreise sann er über diesen
Racheplan nach. Dann aber rieth man ihm, friedlichere Gesinnungen an-
inehmen, und wir werden später sehen, daß er diesen Rath befolgte.

Mai galt bei Einigen für einen dummen Wilden, bei Anderen für
nen verständigen Mann. Seine Sprache, die aller harten Konsonanten
itbehrte, und deren sämmtliche Wörter sich auf Vokale endigten, hatte
in Organ so wenig geübt, daß er auch die leichtesten englischen Wör-
r nicht aussprechen konnte, und es wurden viele unrichtige Bemerkun-
en über diesen physischen Fehler, oder vielmehr Mangel an Uebung,
emacht. Als er in London war, nahm er an den glänzendsten Schau-
pielen und Vergnügungen dieser Hauptstadt Antheil; er gewöhnte sich
icht an die Eleganz und Umgangsformen des Hofes, und zeigte viel
Geist und Phantasie. Um einen Begriff von seiner Einsicht zu geben,
enügt es zu sagen, daß er erstaunliche Fortschritte in dem Schachspiele
iachte. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche seine Sinne in
nspruch nahmen, verhinderte ihn, sich mit Dem zu beschäftigen, was
ei seiner Rückkehr ihm selbst und seinen Landsleuten hätte nützlich wer-
en können. Ueberdieß war er nicht im Stande, mit Einem Blicke das
esellschaftliche System Englands zu umfassen, und sich daraus Das zu
erken, was davon auf die Vervollkommnung seines Vaterlandes anwend-
ar wäre. Schönheit, Symmetrie, Harmonie und Pracht bezauberten seine
Sinne. Gewohnt, der Stimme der Natur zu gehorchen, gab er sich rück-
ultslos allen Reizen zum Vergnügen hin. Da er seine Tage in bestän-
gem Freudentaumel hinbrachte, hatte er keine Zeit, an die Zukunft zu
enken. Seine Fortschritte waren unbedeutend. Man wird es kaum be-
reifen, daß er nicht das geringste Verlangen zeigte, über Ackerbau, Künste
nd Manufakturen sich zu unterrichten; freilich suchte auch Niemand diesen
Geschmack in ihm zu erwecken, und seinem Charakter eine mehr geistige
ichtung zu geben; jedoch bewies er bei seiner Abreise, daß alle Scenen
on Ausschweifungen, von welchen er Augenzeuge gewesen war, die guten
igenschaften seines Herzens nicht verdorben hatten.

Der berühmte Dr. Johnson, der in seinem Urtheile über Menschen
besonnen war, sprach von Mai mit all der Achtung, welche er für einen
Mann von der besten Erziehung, für einen vollkommenen Gentleman ge-
igt haben würde.

Sogleich nach seiner Ankunft in London stellte ihn der Graf Sand-
ich, erster Lord der Admiralität, zu Kew dem König vor, der ihn sehr
it aufnahm. Von da an fühlte er die innigste Dankbarkeit und Achtung
r diesen Fürsten. Der höchste Adel Englands schmeichelte ihm, und man
itte nicht die geringste Veranlassung, weniger Achtung für ihn zu fühlen.
eine Hauptbeschützer waren Lord Sandwich und Dr. Solander. Der
ritere glaubte wahrscheinlich, sein Amt lege ihm die Pflicht auf, für einen
ewohner des gastfreundlichen Landes zu sorgen, das den englischen Schif-
n ihre Bedürfnisse so freigebig geliefert hatte, und der zweite wollte sich
r die freundliche Aufnahme, die ihm in seinem Lande geworden war,
ankbar bezeigen.

Mai blieb vier Jahre in London, wo er die Pockenimpfung glücklich überstand. Er nahm Kleider, Zierrathen und Kleinigkeiten aller Art, kurz Alles mit, was unsere erkünstelten Bedürfnisse täglich erfinden. Seine Urtheilskraft war noch weit zurück, und wie ein Kind begehrte er Alles, was ihn ergözte und eine unerwartete Wirkung auf ihn machte. Um seinen kindlichen Geschmack zu befriedigen, gab man ihm eine Drehorgel, eine Elektrisirmaschine, ein Panzerhemd und eine vollständige Rüstung. — Er nahm wenig für seine Landsleute wahrhaft nützliche Artikel mit an Bord. „Wir hatten," sagt Cook, „seinem Vaterlande einen gut unterrichteten und mit kostbaren Kenntnissen, welche ihn zum Wohlthäter und vielleicht Gesetzgeber seines Landes hätten machen können, ausgestatteten Bürger zurückgeben wollen."

Mai schiffte sich mit Cook, welcher am Bord der Decouverte seine dritte Reise um die Welt antrat, wieder ein, und landete mit ihm zu Teneriffa, auf dem Cap der guten Hoffnung, am Lande Kerguelen, in der Aventurebai, auf Vandiemensland und Neuseeland. Hier leistete Mai seinen Wirthen die ersten wirklichen Dienste, indem er bei den Einwohnern, welche eine der taitischen sehr ähnliche Sprache sprechen, als Dolmetscher diente.

Die Resolution und die Decouverte, so hießen die beiden Schiffe, auf welchen Kapitän Cook seine dritte Reise machte, sandten drei bewaffnete und von Lieutenant Gore kommandirte Boote an die Küste von Neuseeland, um einen Ankerplatz und einen schicklichen Landungsort zu suchen, während die Schiffe die von Korallenriffen umgebene Küste vergeblich zu erreichen sich bemühten, bis sie nach der Rückkehr der Boote in den Königin Charlotte-Kanal einliefen. Drei mit Eingebornen bemannte Boote kamen den Schiffen entgegen, und diese sangen einige Worte im Chore; einer von ihnen erhob sich und zeigte das Wort an, das die anderen zusammen wiederholen mußten, wie es der Verfasser dieses Werkes auf den Südsee-Inseln hörte, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht bloß sangen, während sie sich dem Schiffe näherten, sondern auch noch mit ihren Händen den Takt auf den Schenkeln schlugen.

Ehe Mai nach Neuseeland kam, hatte er den Plan gemacht, einen Landes-Eingebornen nach Taiti mitzunehmen. Er fand bald eine Gelegenheit, seinen Plan auszuführen; ein ungefähr 17—18 Jahre alter Seeländer, Namens Taweilharua, machte ihm den Vorschlag, ihn zu begleiten, und kam an Bord. Cook bekümmerte sich Anfangs nur wenig um diese Uebereinkunft, denn er dachte, der Seeländer würde ihn wieder verlassen, wenn er im Begriffe sey, unter Segel zu gehen, und er aus der Freigebigkeit Mai's Nutzen gezogen hätte. Als er aber sah, daß jener entschlossen sey, sich mit ihm einzuschiffen, und erfahren hatte, daß er der einzige Sohn eines verstorbenen Häuptlings sey, daß seine Mutter noch lebe und geachtet sey, fürchtete er, Mai möchte diesen jungen Mann und Diejenigen, welche sich für ihn interessirten, mit der Hoffnung getäuscht haben, daß sie ihn wieder sehen würden; er erklärte ihnen daher unumwunden, daß, wenn Taweilharua auf seinem Vorhaben bestünde, er sein Vaterland nie wieder sehen würde. Seine Rede schien keinen Eindruck zu machen. Zwei Tage vor seiner Abreise kam Tiratutu, die Mutter des jungen Mannes, Nachmittags an Bord, ohne Zweifel, um neue Geschenke von Mai zu empfangen; sie blieb bis in die Nacht bei ihrem Sohne. Sie trennten sich

mit allem Ausdrucke der Zärtlichkeit, welche sich von einem Sohne und von einer Mutter erwarten läßt, die sich auf Immer verlassen. Sie sagte, daß sie keine Thränen mehr vergießen würde, und wirklich schien sie, als sie am folgenden Tage wieder kam, um ihrem Sohne das lezte Lebewohl zu sagen, die ganze Zeit über, die sie an Bord zubrachte, ganz fröhlich zu seyn, und entfernte sich, ohne Betrübniß zu zeigen, wie eine spartanische Mutter.

Um seinem Range gemäß zu reisen, nahm sich Taweilharua vor, einen andern jungen Mann als Bedienten mitzunehmen; dieser blieb an Bord, bis er sah, daß man sich zur Abfahrt rüstete, dann forderten ihn seine Eltern zurück; allein am folgenden Morgen wurde seine Stelle durch einen 9—10 Jahre alten Knaben, Namens Kokoa, ersezt. Der Vater Kokoa's stellte ihn dem Kapitän vor. „Ich glaube," sagt Cook, „daß er seinen Hund mit weniger Gleichgültigkeit hingegeben hätte; er nahm dem Kinde seine wenigen Kleidungsstücke weg, und ließ es ganz nackt zurück." Vergeblich bemühte man sich, ihnen begreiflich zu machen, daß Taweilharua und Kokoa Neuseeland nie wiedersehen würden; weder ihre Eltern, noch ein Eingeborner bekümmerte sich um ihr Schicksal. Bei dieser Gleichgültigkeit und in der Ueberzeugung, daß die jungen Leute Nichts verlieren würden, wenn sie sich auf den Gesellschaftsinseln niederließen, gab Cook seine Zustimmung zu den Anordnungen seines Schützlings Mai.

Doch die Dienste, welche Mai Gore'n als Dolmetscher leistete, waren nicht die einzigen. Die Eingebornen machten an ihn viele Fragen über die Mannschaft, die Schiffe, über England und die Waffen, welche die Europäer anwendeten. Geschickt wußte er ihnen davon Wunder zu erzählen. Er sagte ihnen z. B., daß es in Europa Schiffe gebe, welche so groß seyen als ihre Insel; daß diese Schiffe Kriegswerkzeuge trügen (er meinte Kanonen damit), die so groß seyen, daß mehrere Personen sich hineinsetzen könnten, und man mit Einer ihre ganze Insel in Staub verwandeln könne. Nach dieser imposanten Beschreibung wollten sie wissen, welche Art von Kanonen an Bord seyen. Mai erwiderte ihnen, daß sie klein seyen im Verhältniß zu denen, von welchen er ihnen erzählt habe; daß es aber doch nur von den Engländern abhange, aus der Entfernung, in welcher sich die Schiffe befänden, die Insel zu vernichten und alle Einwohner zu tödten. Sie befragten ihn hierauf über die Mittel, wodurch so erstaunliche Wirkungen hervorgebracht würden, und er versuchte es, ihnen eine Erklärung davon zu geben. Zum Glück hatte er einige Patronen in seiner Tasche; er zeigte den Insulanern die Kugeln und das Pulver, und um ihnen einen noch augenscheinlicheren Beweis zu geben, beschloß er, ihnen eine Explossion zu zeigen. Ein Häuptling hatte der Menge befohlen, einen Kreis zu bilden, und dieser war für den Versuch Mai's ganz günstig. In den Raum und den Mittelpunkt des Kreises legte er das wenige Pulver, das ihm seine Patronen lieferten, und steckte es durch eine Kohle, die er aus dem Ofen nahm, wo das Mittagsmahl zubereitet wurde, in Brand. Der schnelle Effekt und das Knallen des aufblitzenden Pulvers, die Flamme und der Rauch erfüllten alle Zuschauer mit Erstaunen; sie zweifelten nicht mehr an der unwiderstehlichen Macht der Waffen der Europi (Europäer), und maßen Allem, was Mai erzählt hatte, vollkommenen Glauben bei.

Man glaubte an Bord der Schiffe, daß die Eingebornen, wenn ihnen dieser Versuch nicht Schrecken eingeflößt hätte, die gelandeten Engländer

die ganze Nacht über gefangen gehalten hätten. Mai hatte ihnen gesagt, daß, wenn er des Abends mit seinen Gefährten nicht an Bord zurückkäme, der Kapitän seine Kanonen auf die Insel abfeuern lassen würde; deßhalb beeilten sie sich, ihre Gäste abziehen zu lassen. Sie rechneten darauf, sie am folgenden Morgen wieder am Lande zu sehen; allein Cook war über die Gefahr, in der sie geschwebt, so erschrocken, daß er sie nicht zum Zweitenmale gehen ließ.

An diesem Tage hatte der taitische Reisende Viel zu schaffen. Obgleich noch kein anderer Europäer auf der Insel gewesen war, so fanden sich doch Fremde daselbst und Cook hätte von diesem merkwürdigen Umstande Nichts erfahren, wenn nicht Mai Gore'n begleitet hätte.

Kaum war er ans Ufer gestiegen, als er drei seiner Landsleute unter dem Haufen erblickte. Die Taiti-Inseln waren ungefähr 200 Lieues entfernt, man mußte ein unbekanntes Meer durchschiffen, um hieher zu kommen, und da die Taitier nur elende Piroguen haben, welche bloß zu Fahrten geeignet sind, wobei man das Land nicht aus dem Gesichte verliert, so konnte eine solche Begegnung auf dieser Insel für einen Roman gelten.

Man kann sich denken, mit welcher Ueberraschung und Freude Mai und seine Landsleute einander anredeten. Die Geschichte der lezteren ist sehr merkwürdig. Sie hatten sich auf Taiti zu zwanzig, Männer und Frauen, auf einer Pirogue eingeschifft, um sich nach Raiatea, zu begeben. Ein heftiger widriger Wind verhinderte sie, an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen, oder den Hafen, aus dem sie ausgelaufen waren, wieder zu gewinnen. Da ihre Ueberfahrt nur kurze Zeit gedauert hätte, so hatten sie keine Vorräthe mitgenommen, und bald mangelte es ihnen an Lebensmitteln. Man kann sich denken, was sie ausgestanden haben, während sie von Wind und Meer auf dem Ocean hin- und hergejagt wurden. Sie brachten viele Tage ohne alle Nahrung und Getränke zu. Hunger und Ermattung rafften allmälig die kleine Mannschaft hin; es waren nur noch vier Mann übrig, als die Pirogue umstürzte. Der Untergang dieser vier Unglücklichen schien unvermeidlich; jedoch waren sie noch so gewandt und kräftig, das Tauwerk des Schiffes zu fassen, an dem sie nun mehrere Tage lang hingen. Endlich wurden sie in die Nähe der Insel verschlagen; die Eingebornen machten sogleich Canots los, retteten sie und führten sie ans Land. Einer von ihnen war gestorben, aber die anderen lebten noch, und erzählten Mai die wunderbaren Schicksale, von denen wir berichtet haben. Sie rühmten sehr die freundschaftliche Behandlung der Insulaner und waren mit ihrem Schicksale so zufrieden, daß sie das Anerbieten Cooks, der ihnen auf das dringende Bitten Mai's den Vorschlag machte, sie in ihr Vaterland zurückzuführen, ausschlugen. Die Gleichheit der Sitten und der Sprache hatte sie in diesem Lande mehr als einheimisch gemacht, und die Verbindungen, welche sie eingegangen hatten, und welche sie nur ungerne aufgelöst hätten, erklären es hinlänglich, warum sie nicht in ihr Geburtsland zurückkehren wollten. Sie waren schon länger als zwölf Jahre auf Neuseeland.

Einige Zeit nachher entdeckte die Expedition die Insel Tubucai und kam im Juli 1777 in Oitipeha, einer der Buchten Taiti's, an.

Rührend war das Wiedersehen der Offiziere und Matrosen, welche die Eingebornen von den vorigen Reisen her noch kannten. Das Mißtrauen war verschwunden, und sie wurden aufs Freundlichste empfangen.

Der Mond strahlte die ganze Nacht hindurch am wolkenlosen Himmel und zeigte der Mannschaft in der Ferne eine reizende Landschaft, welche die Hand einer Fee geschaffen zu haben schien. In der Luft herrschte vollkommene Stille; nur in der Ferne hörte man die Stimme einiger Taitier, welche an Bord geblieben waren und mit ihren Freunden, welche sie im Jahr 1769 kennen gelernt hatten, die schöne Nacht genoßen. An den Schiffswänden sitzend, führten sie ihre Unterhaltung bald mit Worten, bald mit Zeichen. Vor Allem fragten sie, wie es den Fremden seit ihrer Trennung ergangen sey, und erzählten dann das tragische Ende Tutaha's und seiner Anhänger. Gibson, ein Marinesoldat, welcher auf der ersten Reise Cooks von dieser Insel so bezaubert wurde, daß er desertirte, um dort zu bleiben, spielte eine Rolle bei dieser Unterhaltung, weil die Eingebornen ihn, da er die Sprache besser verstand, mehr liebten. Das Zutrauliche dieses Volkes und sein herzliches und vertrauliches Benehmen entzückten die Engländer. Sein Charakter zeigte sich in einem günstigern Lichte als je, und man war überzeugt, daß die Leidenschaft der Rache die gutmüthigen und einfachen Taitier nicht beunruhige. Süß wäre freilich der Gedanke, daß Menschenfreundlichkeit den Menschen angeboren sey, und die wilden Ideen von Mißtrauen und Haß nur eine Folge sittlicher Verschlimmerung seyen. Die Entdeckungen des Colombus und Cortez in Amerika, Mendana, Quiros, Schuten, Tasman,*) und Wallis im Südmeere stoßen diesen Glauben nicht ganz um; aber er wäre ziemlich ungegründet, wenn man ihn auf einen vorgerückten gesellschaftlichen Zustand anwenden wollte. Der Angriff der Taitier auf den Dolphin**) hatte seinen Grund wahrscheinlich in einer Beleidigung, welche sich die Europäer gegen ihren Willen zu Schulden kommen ließen, und wäre diese Vermuthung ungegründet, so hatte dieses Volk, wenn anders Selbsterhaltung eines der ersten Naturgesetze ist, gewiß das Recht, die Engländer als Usurpatoren zu betrachten, und für seine Freiheit zu zittern. Nachdem aber die Europäer ihre überlegene Macht entwickelt hatten, als die Insulaner sahen, daß der Kapitän Wallis bloß die Absicht habe, einige Tage unter ihnen zuzubringen, um Erfrischungen einzukaufen, und daß die Fremdlinge doch nicht ganz ohne alle Menschlichkeit und Gerechtigkeit seyen, öffneten sie ihnen die Arme; sie vergaßen die Metzelei und boten dienstfertig ihre Reichthümer an. Sie wetteiferten in Freundschaftsbezeigungen gegen sie, von der Königin bis auf den lezten ihrer Unterthanen, so daß sämmtliche Gäste sich nur ungern von dieser gastfreundlichen Küste trennten.

Abenteuer Hidi-Hidi's. — Im Jahr 1773 nahm Cook einen jungen Mann, Namens Hidi-Hidi (Oedidee) an Bord. Bei der Rückkehr dieses Seemannes und Mai's nach Taiti wollte er, so wie auch der Taitier, der mit den Spaniern in Peru gewesen war, seine Höflichkeit zeigen, und sich englisch ausdrücken; er sagte oft: Yes Sir; if you please, Sir (ja Herr, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr). Hidi-Hidi, der von Bora-Bora gebürtig war, war seit drei Monaten auf Taiti, und in keiner andern Absicht, als um seine Neugierde, oder die Leidenschaft der Liebe, der sich alle Bewohner der Taiti-Inseln hingeben, zu befriedigen. Nach Cook haben die Insulaner, welche von einem Lande in das andere reisen,

*) Die rohen Wilden von Neuseeland und einigen andern Inseln ausgenommen.
**) So hieß das Schiff von Wallis.

keinen andern Zweck. Er zog die Moden und den Schmuck seiner Landsleute den unsrigen vor; denn als der Kapitän die Kleider ihm zugestellt hatte*), welche ihm das Admiralitätsbureau zum Geschenke sandte, so trug er sie nur einige Tage; hernach aber weigerte er sich, ferneren Gebrauch davon zu machen. Sein und des Taitiers, der in Lima gewesen war, Benehmen gibt uns einen sprechenden Beweis von der Macht der Natur, welche den Menschen zum Gewohnten zurückführt.

Dieser junge Mann hatte sich an Cook mit der Bitte gewendet, ihn nach England mitzunehmen; aus seiner Farbe und seiner Kleidung ließ sich schließen, daß er von guter Familie war. Er hielt ihn Anfangs nicht für fähig, dem weichlichen Leben, das Personen von diesem Range auf diesen Inseln führen, entsagen zu können; er lächelte zu seinem Vorschlage und schilderte ihm die Strapazen und Entbehrungen, denen er sich unterziehen müsse, wenn er sein Vaterland verlasse; er schilderte ihm namentlich die Strenge des Klima's und die schlechte Beschaffenheit der Lebensmittel; aber nichts konnte ihn in seinem Entschlusse wankend machen, und seine Freunde vereinigten ihre Bitten mit den seinigen.

Als er sich einschiffte, kamen seine Freunde, um ihm das lezte Lebewohl zu sagen, und brachten ihm Zeuge und als Vorrath für die Seereise gegorene Brodfrucht (Mahei), welche sie sehr gerne essen, und welche eine sehr nahrhafte Speise ist.

Hidi-Hidi hatte, als das Schiff auf der hohen See war, viel von der Seekrankheit zu leiden. Als man aber den hohen Pik von Bora-Bora zu Gesicht bekam, hatte er noch so viel Kraft, daß er sagen konnte: „Ich bin auf dieser Insel geboren, und bin ein naher Verwandter Puni's, des großen Königs, der Otaha und Raiatea erobert hat." Zugleich sagte er den Offizieren, daß sein wahrer Name Mahiva sey, daß er ihn aber gegen den Namen Hidi-Hidi mit einem Häuptling von Eimeo vertauscht habe, ein Gebrauch, der auf allen diesen Inseln eingeführt ist, wie früher schon bemerkt wurde. Puni befand sich damals auf der Insel Mowrua, an welcher man des Nachmittags vorbeikam, und welche aus einem einzigen kegelförmigen spitzigen Berge besteht.

Hidi-Hidi bekam erst am folgenden Tage wieder Appetit; er aß ein Stück von einem Delphin, welcher 28 Pfund wog, und von einem Matrosen gefangen worden war. Man erbot sich ihm, denselben sogleich zuzubereiten, allein er erwiderte, daß er besser roh sey; man gab ihm ein mit Seewasser gefülltes Geschirr, in welches er das Fleisch, wie in eine Brühe tauchte; er aß mit großem Wohlbehagen, statt des Brodes aß er zuweilen ein Stück von einer Mahelkugel oder gegorenem Brodfruchtteige.

Ehe er sich zur Mahlzeit niedersezte, legte er zwei kleine Stücke Fisch und Brodfrucht für den Atua oder die Gottheit auf die Seite, wobei er zugleich einige Worte aussprach, welche wahrscheinlich ein kurzes Gebet waren. Zwei Tage nachher verrichtete er dieselbe Ceremonie, als er von einem rohen Meergulu aß.

Nachdem er den Tonga-Archipel, Neuseeland, Waihu und die Nukahiwa-Inseln besucht und sieben Monate auf dieser Reise zugebracht hatte, führte ihn Cook im Laufe des Jahres 1774 in sein Vaterland zurück.

Einer der Taitier, welchen die Spanier nach Lima mitgenommen

*) Außerdem gab ihm Cook seinerseits eine Kiste mit Werkzeugen und einige andere Möbel.

atten, machte den Engländern ebenfalls einen Besuch. Durch sein Benehmen oder sein Aeußeres unterschied er sich nicht von den übrigen Eingebornen. Jedoch erinnerte er sich einiger spanischen Worte, welche er gelernt hatte, und welche er sehr schlecht aussprach. Besonders häufig wiederholte er: Si Senor; und wenn man auf ihn zukam, ermangelte er nicht, sich zu erheben, und sich, so gut er konnte, mit seinem geringen Vorrathe an spanischen Wörtern hörbar zu machen. — Kehren wir nun zu Mai zurück.

Fortsetzung der Abenteuer Mai's. — Am 4. Septbr. 1777 gab Mai dem Kapitän Cook und seinen Offizieren auf der Insel ein Mittagessen. Es war sehr gut, und bestand aus Fischen, Geflügel, Schweinen und Puddings. Der Häuptling Otu wohnte dem Essen ebenfalls bei; Nachmittags begleitete ihn Cook in sein Haus, wo er alle Diener desselben beschäftigt fand, Vorräthe für ihn zu sammeln. Zu gleicher Zeit waren sie beschäftigt, ein großes Schwein zu schlachten. Aus den Eingeweiden wurden eilf Theile gemacht und unter die Diener vertheilt; einige ließen ihren Antheil in demselben Ofen mit dem Schweine kochen, die meisten aber nahmen den ihrigen roh mit. Ein großer Pudding wurde auf folgende Art zubereitet. Die Köche nahmen zuerst Brodfrucht, reife Bananen, Taro, Kokosnüsse und Baubaunusfrüchte, welche gerieben, in kleine Stücke zerschnitten, oder gestampft und besonders gekocht wurden. Hernach drückten sie ziemlich viel Saft aus Kokosnußkernen, welchen sie in eine hölzerne Schüssel thaten, und nachdem sie die Brodfrucht, die Bananen u. s. w., welche aus dem Ofen kamen, dazu gelegt hatten, brachten sie auch einige heiße Steine hinein, wodurch das Ganze leicht zum Sieden gebracht wurde. Drei oder vier Männer rührten die verschiedenen Zuthaten mit einem Stocke um, bis sie sich mit einander verbunden hatten, und der Kokosnußsaft in Oel verwandelt war. Bald verdichteten sich die verschiedenen Theile. Einige dieser Puddinge sind vortrefflich, und der berühmte Seemann, der davon kostete, gestand, daß man in England nicht leicht etwas so Wohlschmeckendes bereite; auch bat er während seines Aufenthaltes auf Taiti, wenn man solche Puddinge haben könnte, was nicht täglich der Fall war, jedesmal ihm damit aufzuwarten.

Als das Schwein und der Pudding, welchen Otu für den Kommandanten der Expedition bestimmte, gekocht waren, schiffte man sie mit zwei lebenden Schweinen auf einer Pirogue ein, und brachte sie an Bord der Decouverte, wohin sich Cook mit der ganzen königlichen Familie begab.

Am folgenden Tage wurde ein junger Widder von der Cap-Rasse, den man mit vieler Mühe erhalten hatte, von einem Hunde zerrissen. Man ist bisweilen in einer Lage, wo der Verlust einer Kleinigkeit empfindlich ist; Cook'n war sehr viel daran gelegen, dieses nützliche Thier auf die Taiti-Inseln zu verpflanzen, und der Verlust des Widders war ein wirkliches Unglück.

Zur Belustigung der Insulaner ließ Cook am 7. Abends vor dem versammelten Volke ein Feuerwerk abbrennen. Dieses Schauspiel machte einem Theil der Oitipehaner großes Vergnügen; den meisten aber jagte es einen solchen Schrecken ein, daß sie nur mit Mühe bis zur Beendigung desselben zurückgehalten werden konnten. Das Steigen mehrerer Raketen sollte das Schauspiel beschließen: aber in dem Augenblick, als sie aufstiegen,

zerstreute sich die ganze Versammlung, und selbst die muthigsten Eingebornen begaben sich auf die eiligste Flucht.

Am 8. wollte Hidi-Hidi dem Kapitän Cook seine Erkenntlichkeit bezeigen, und lud ihn und seine Offiziere zum Mittagessen ein. Sein Mahl bestand aus Fischen und Schweinefleisch: das Schwein wog ungefähr [illegible] Pfund; es wurde getödtet, gekocht und in weniger als einer Stunde aufgetragen. Als man gegessen hatte, kam Otu an; er ging auf den Kapitän zu und fragte ihn: „Ist Dein Bauch voll?“ „Ja,“ erwiderte dieser. — „So komm mit mir.“ Otu führte ihn zu seinem Vater, wo er verschiedene Personen fand, welche zwei junge Mädchen auf eigenthümliche Weise mit vielen Zeugen bekleideten. Ein Ende der vielen Zeuge wurde den Mädchen über dem Kopfe aufgeschürzt, während das Uebrige ihren Leib bis an die Knöchel umhüllte. Das andere Ende fiel in Falten bis auf den Boden herab, und glich einem auf einem großen Korbe getragenen Weiberrock. Mehrere Stücke umhüllten den äußeren Rand dieses Korbes und machten das Geschleppe noch größer. Die Zeuge nahmen einen Raum von 5 bis 6 Stäben im Umkreise ein, und die armen Mädchen erlagen beinahe unter der ungeheuern Last; überdieß hatten sie zwei Taama's (Bruststücke), welche zum Schmuck dienten, und ihrem Anzuge etwas Pittoreskes gaben. In diesem Aufzuge führte man sie an Bord der Decouverte; die Pirogue, welche sie dahin brachte, war mit mehreren Schweinen, und einem beträchtlichen Vorrathe von Früchten und Zeugen beladen, womit der Vater Otu's dem Kapitän ein Geschenk machen wollte. Die auf diese Weise gekleideten Personen beiderlei Geschlechts hießen Atj. Am folgenden Tage machte ihm Otu ein Geschenk mit einem Schweine und einigen Früchten, und jede seiner Schwestern gab ihm ein Schwein und ebenfalls Früchte. Die Eingebornen hatten innerhalb des Riffes eine beträchtliche Menge Makrelen mit dem Schleppnetze gefangen; einen Theil derselben tauschten sie in dem Lager und auf den Schiffen der Engländer aus.

Otu lieferte ihnen aber nicht nur beständig Lebensmittel, sondern trug auch Sorge für ihre Belustigung. Am 10. begaben sich Cook und ein Theil seiner Offiziere mit Mai nach Oparre, wo Otu ihnen eine Art Komödie durch seine drei Schwestern geben ließ. Dann wurde Cook eingeladen, einer Hauptmusterung der Piroguen von Matavai und Oparre beizuwohnen. Es waren ungefähr 60 mit Plateformen, auf welchen die Kämpfer standen, versehene Kriegspiroguen. Eben so groß war die Zahl der kleineren Piroguen. Die Häuptlinge bestimmten sogleich, daß sich das Geschwader erst am folgenden Tage nach Oparre begeben solle. Begierig, die Kampfweise der Taitier kennen zu lernen, bat Cook Otu'n, einige seiner Piroguen vor seinen Augen die Schlachtmanövers ausführen zu lassen. Der König ließ zwei Piroguen aus der Bai auslaufen. Otu und Cook bestiegen eines dieser Fahrzeuge, und Mai begab sich an Bord des zweiten. Als sie so weit auseinander waren, daß ihnen der zu den Evolutionen nöthige Raum blieb, kehrten sie sich mit dem Vordertheile gegeneinander, sie rückten vor und wichen zurück, so schnell die Ruderer sie bewegen konnten. Mittlerweile schwangen die Krieger auf den Plateformen ihre Waffen, und bereiteten sich mit Gebärden und Verzerrungen auf das Gefecht vor. Otu stand neben der Plateforme, und gab das Signal zum Vorrücken und Zurückziehen. Es erforderte einen scharfen und schnellen Ueberblick, um den günstigen Moment zu benützen, und Alles zu vermeiden,

was dem Feinde einen Vortheil gewähren konnte. Als endlich beide Piroguen wenigstens zwölf Mal vorgerückt und zurückgewichen waren, stießen sie mit den Vordertheilen auf einander; nach einem kurzen Gefechte ließen sich die Krieger auf der Plateforme, wo Otu stand, zum Scheine bis auf den lezten Mann tödten, und Mai bemächtigte sich der Pirogue. In diesem Augenblicke warfen sich Otu und seine Ruderer ins Meer, wie wenn sie genöthigt gewesen wären, sich durch Schwimmen zu retten.

Jedoch werden ihre Seegefechte nicht immer auf dieselbe Weise geliefert. Den Berichten Mai's zufolge banden die Insulaner bisweilen zwei Piroguen mit den Vordertheilen aneinander, und kämpften sodann fort, bis alle Krieger einer Pirogue getödtet waren. Dieses schreckliche Manöver beweist, daß sie entschlossen waren, zu siegen oder zu sterben. Wirklich durften sie auch nur auf Sieg oder Tod rechnen; denn nach ihrer Aussage gaben sie niemals Pardon, wenn sie nicht etwa die Gefangenen aufhoben, um sie am folgenden Tage auf grausamere Weise zu tödten.

Die ganze Macht dieser Völker beruht in ihrer Marine; sie haben vielleicht noch nie eine Hauptschlacht zu Lande geliefert; entscheidende Schlachten lieferten sie sich nur auf der See. Wenn beide Parteien die Zeit und den Ort der Schlacht festgesezt hatten, brachten sie den Tag und die Nacht vor derselben mit Belustigungen und Schmausen hin, wie wir dieß auch auf den Carolinen gesehen haben. Beim Anbruch der Dämmerung ließen sie ihre Schiffe vom Stapel laufen, und machten ihre Vorbereitungen zur Schlacht, welche mit dem Tage begann; ihr Ausgang endigte gewöhnlich den Streit; die Besiegten flohen eiligst, und diejenigen, welche die Küste erreichten, beeilten sich, in das Gebirg zu entkommen und die Ihrigen mitzunehmen. Die Sieger, welche in der ersten Wuth weder Greise, noch Weiber, noch Kinder schonten, versammelten sich am folgenden Tage im Morai, um dem Atua für den errungenen Sieg zu danken, und ihm die Krieger, welche getödtet worden waren, und die Gefangenen zum Opfer darzubringen. Hierauf wurde der Frieden unterhandelt, dessen Bedingungen gewöhnlich von den Siegern diktirt wurden, welche einige Distrikte Landes, bisweilen auch ganze Inseln erhielten. Mai, der lange vor seiner Abreise nach Europa von den Einwohnern von Bora-Bora gefangen genommen und auf die Insel geführt worden war, sagte, er und seine Mitgefangenen würden am folgenden Tage getödtet worden seyn, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, während der Nacht zu entkommen.

Nach diesem Scheingefechte legte Mai den Panzer und die übrige Rüstung an, die man ihm in England geschenkt hatte, und welche wahrscheinlich aus einer alten Ritterrüstkammer hervorgezogen worden war. So gerüstet vom Kopf bis zum Fuße, und einem der Paladine Karls des Großen ähnlich, stieg er auf die Plateforme einer Pirogue, und die Ruderer führten ihn im Triumph dem Ufer der Bai entlang, so daß ihn alle Eingebornen mit Muße betrachten konnten; aber zu seinem großen Mißvergnügen zog sein schönes Panzerhemd die Aufmerksamkeit der Insulaner nicht in dem Maße auf sich, als er vermuthet hatte.

Cook ging nach Wahine unter Segel, von wo aus er sich nach Eimeo begab; er landete auf Raiatea, dem Vaterlande Mai's. Alle angesehenen Insulaner kamen auf die Schiffe, was dem Kapitän erwünscht war; denn er wollte sich nun mit der Niederlassung seines Schützlings beschäftigen, und hielt die Gelegenheit für günstig. Wie es schien, hatte Mai

beträchtlicher. Nach dieser Uebereinkunft, welche die Insulaner, Mai und mich befriedigte, ließ ich auf der Küste ein Zelt und Observatorien errichten, und stellte einen Posten dabei auf. Die Zimmerleute der beiden Schiffe errichteten ein kleines Haus, worin mein Freund seine Schätze aufbewahren konnte; ferner legten wir einen Garten für ihn an, und pflanzten Schaddoks, Weinstöcke, Fichtenäpfel, Melonen und einige andere Gewächse in denselben; ehe ich die Insel verließ, sah ich mit Vergnügen, daß die Pflanzung wohl gedieh.“

Mai fing nun an, sich ernstlich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen; er bereute es, daß er auf Taiti so verschwenderisch gewesen war, und die kostbaren Sachen, welche er in England und anderswo erhalten, weggeschenkt hatte. Er fand auf Wahine einen Bruder, eine Schwester und einen Schwager, denn seine Schwester war verheirathet; aber sie plünderten ihn nicht, wie es seine übrigen Verwandten gemacht hatten. Wenn sie jedoch zu ehrlich waren, um ihn zu betrügen, so hatten sie auf der andern Seite zu wenig Ansehen auf der Insel, um ihm wesentliche Dienste leisten zu können; ohne Kredit oder Ansehen konnten sie seine Person und seine Güter nicht beschützen, und in diesem Zustande der Verlassenheit war er in Gefahr, seines Vermögens beraubt zu werden, wenn seine Beschützer ihm nicht mehr zur Seite standen.

Cook rieth ihm daher, zwei oder drei der vornehmsten Häuptlinge mit einem Theile seiner Reichthümer zu beschenken, indem er dachte, aus Dankbarkeit würden sie ihn in seinen Schutz nehmen, und ihn gegen die Beeinträchtigungen der Andern vertheidigen. Er befolgte diesen Rath wörtlich. Da aber doch Cook nicht zu sehr auf die Wirkungen der Dankbarkeit rechnen wollte, so wandte er ein eindringlicheres Mittel, den Schrecken an. Er ließ keine Gelegenheit dazu vorübergehen. Er rief die Insulaner zusammen, und sagte ihnen, daß er im Sinne habe, bald wieder zu ihnen zu kommen, und daß er, wenn sie das Eigenthum oder die Person seines Freundes antasten sollten, sich an Allen, welche ihm Uebles zugefügt hätten, unbarmherzig rächen würde. Allem Anscheine nach mußte diese Drohung die Insulaner im Zaume halten; denn da die Engländer schon mehrmals bei den Taiti-Inseln angelegt hatten, so glaubten sie, die Schiffe kämen immer von Zeit zu Zeit wieder; und die Zeit hat gelehrt, daß Mai im Allgemeinen geachtet war, so lange er keine Ungerechtigkeit gegen seine Landsleute beging.

Bis zum 22. Oktober störte Nichts den freundschaftlichen Verkehr und den Handel der Weißen und Eingebornen. Aber am 22. Abends gelang es einem Insulaner, ungesehen in das Observatorium Baily's zu kommen, und dort einen Sextanten zu entwenden. Cook kam ans Land, sobald er von dem Diebstahl Kunde erhalten hatte, und beauftragte Mai, das Instrument zurück zu verlangen. Mai forderte es in der That mit vielem Eifer zurück; aber die Häuptlinge wollten Nichts thun; sie waren gerade mit dem Heva-Spiel beschäftigt und machten fort, bis der Kapitän den Schauspielern befahl, die Komödie einzustellen. Die Häuptlinge sahen bald, daß die Sache ernsthaft werden würde, und fragten einander nach dem Diebe, der ruhig mitten unter ihnen saß. „Seine Unbefangenheit und seine Haltung erregten um so größeren Zweifel in mir,“ sagt Cook, „als er das Verbrechen läugnete, dessen er angeklagt war. Jedoch schickte ich ihn auf das Zeugniß Mai's an Bord und ließ ihn dort gefangen setzen.

Seine Verhaftung versezte die Insulaner in große Unruhe, sie flohen alle, ungeachtet ich sie zurückzuhalten suchte. Der Gefangene wurde durch Mai verhört, und gestand endlich, wo er seine Beute verborgen habe; aber die Nacht brach an, und wir konnten den Sextanten erst bei Anbruch des folgenden Tages wieder finden: er wurde uns unbeschädigt zurückgegeben. Nun erholten sich auch die Eingebornen wieder von ihrem Schrecken und sammelten sich nach ihrer Gewohnheit um uns. Der Dieb schien mir ein habitueller Spitzbube zu seyn, und ich glaubte ihn strenger bestrafen zu müssen als die anderen Diebe, die ich hatte züchtigen lassen. Ich ließ ihm Haare und Bart abnehmen, und beide Ohren abschneiden, ohne dabei zu denken, daß es sich für einen Engländer nicht zieme, türkische Justiz zu üben. Allein diese Züchtigung fruchtete Nichts; denn in der Nacht vom 24. auf den 25. benachrichtigte uns das Allarmgeschrei der Mannschaft auf der Decouverte, daß ein Versuch gemacht worden sey, eine Ziege zu stehlen; einige Matrosen begaben sich an Ort und Stelle, und man wurde gewahr, daß kein Diebstahl verübt worden sey: wahrscheinlich waren die Ziegen zu gut bewacht, als daß der Dieb sein Vorhaben hätte ausführen können; aber er führte seine feindseligen Absichten auf andere Weise aus. Er hatte die Weinreben und den Kohl in dem Garten Mai's vernichtet oder weggenommen, und sagte laut, daß er ihn tödten und sein Haus verbrennen würde, sobald seine Beschützer die Insel verlassen hätten." Um den Verbrecher auf die Zukunft für seinen Freund unschädlich zu machen, ließ ihn Cook von Neuem verhaften, allein er floh nach Bora-Bora.

Das Haus Mai's war am 26. beinahe vollendet, und er ließ seine meisten Schätze dahin bringen. Unter der Menge unnöthiger Sachen, die er in England empfangen hatte, war auch eine Kiste mit Spielzeug; er zeigte seinen Landsleuten die Kleinigkeiten, welche sie enthielt, und die erstaunte Menge schien sie mit großem Vergnügen zu betrachten. Was aber seine Töpfe, Kessel, Platten, Teller, Flaschen, Gläser und die verschiedenen europäischen Küchengeräthe betraf, so erregte kaum einer dieser Artikel die Aufmerksamkeit der Insulaner; er selbst begann dieß Geräthe für unnütz zu halten; er meinte, im Ofen gebratenes Schweinefleisch schmecke so gut, als gesottenes, anstatt eines Zinntellers und einer Zinnplatte könne man auch ein Bananenblatt gebrauchen, und aus einer Kokosnuß trinke man so gut, als aus einem Krystallbecher. Er verkaufte an die Mannschaften beider Schiffe alle Küchen- und Bäckereigeräthe, welche sie kaufen wollten, und ließ sich Beile und eiserne Werkzeuge dagegen geben, welche in diesem Welttheile mehr inneren Werth hatten, und ihm mehr Uebergewicht über die Individuen geben konnten, mit denen er seine übrigen Tage zubringen sollte.

„Sobald Mai in seiner neuen Wohnung eingerichtet war," sagt Cook, „dachte ich auf die Abreise. Ich ließ Alles an Bord bringen, was wir gelandet hatten, mit Ausnahme des Hengstes, der Stute und einer trächtigen Ziege, welche ich meinem Freunde ließ, von dem wir uns auf Immer zu trennen im Begriffe waren. Ich gab ihm auch ein Mutterschwein und zwei andere Schweine von englischer Rasse; auch hatte er sich außerdem ein oder zwei Mutterschweine verschafft. Während unseres Aufenthaltes auf Taiti belegte der Hengst die Stute, und ich bin überzeugt, daß die Seefahrer Pferde auf diesen Inseln finden werden."

Abreise, wo er so unschickliche Verbindungen einging, daß Otu, der Anfangs geneigt war, ihn zu beschützen, laut seine Abneigung gegen ihn bezeigte. Indeß hätte er die Zuneigung des Königs wieder gewinnen und sich vortheilhaft auf Taiti niederlassen können, wo er einst mehrere Jahre zugebracht hatte, und wo er von Tuha, der ihn mit einer doppelten Pirogue, d. h. mit etwas sehr Kostbarem, beschenkt hatte, sehr in Achtung stand. Hätte er sich auf dieser Insel niedergelassen, so wäre seine Erhebung mit weniger Schwierigkeit verbunden gewesen; denn ein Fremder kann immer leichter eine Rolle über seinem Range spielen, als ein Eingeborner. Allein er war ganz unentschlossen, und würde sich auch auf Wahine nicht niedergelassen haben, wenn ihm nicht Cook bestimmt erklärt hätte, daß er nie Gewalt anwenden würde, um ihn in die Güter seines Vaters wieder einzusetzen. Er sprach seine Abneigung gegen die Bewohner von Bora-Bora ganz offen aus, und man mußte die Folgen seiner Unbesonnenheit fürchten. Die Eingebornen von Bora-Bora, welche ihn beneideten, suchten ihn bei den Bewohnern von Wahine verhaßt zu machen, was ihnen um so leichter wurde, als sie damals mit dieser leztern Insel in Frieden lebten, und mehrere von ihnen sich dort aufhielten. Indeß war ihre Feindschaft sehr leicht zu vermeiden: er flößte ihnen nicht nur keine Abneigung ein, sondern einer der Bewohner Borra-Bora's, welcher auf Tiarrabu die Rolle eines Gesandten, eines Priesters oder eines Gottes spielte, machte den förmlichen Vorschlag, ihn wieder in die Güter einzusetzen, welche seinem Vater gehört hatten. Er schlug aber dieses Anerbieten aus, und war bis zum Abgang der englischen Expedition entschlossen, die erste sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, und sich durch eine Schlacht zu rächen. Wahrscheinlich trug der Besitz des Panzerhemds nicht wenig dazu bei, seinen kriegerischen Muth zu erhöhen; mit seinem Cuiraß und seinen Feuerwaffen glaubte er unüberwindlich zu seyn.

Uebrigens wurden die Fehler Mai's durch seinen edelmüthigen Charakter und seine Gelehrigkeit aufgewogen, und der strenge Cook gesteht selbst, daß er nie Veranlassung gehabt habe, sich über seine Aufführung im Allgemeinen zu ärgern. Er zeigte sich immer sehr dankbar für die Güte, die man in England ihm bewiesen hatte, war ziemlich scharfsinnig, aber nicht fleißig, verfolgte Nichts mit Beharrlichkeit, wie denn auch seine Kenntnisse in mancher Hinsicht oberflächlich und unvollkommen waren. Er beobachtete wenig; auf den Tonga-Inseln sah er manche nützliche Künste und angenehme Belustigungen, die er hätte in sein Vaterland verpflanzen können, wo man sie wahrscheinlich angenommen haben würde, weil sie den Gewohnheiten der Taitier entsprachen; allein er gab sich nicht die mindeste Mühe, sich darüber zu unterrichten. „Diese Gleichgültigkeit ist zwar ein charakteristischer Fehler seiner Landsleute; jedoch bin ich überzeugt,“ sagt Cook, „daß er die Fruchtbäume und Gewächse, welche wir gepflanzt haben, anbauen wird, und daß ihm die Gesellschafts-Inseln in dieser Hinsicht sehr verpflichtet seyn dürften; den größten Vortheil aber, den sie aus seinen Reisen ziehen dürften, werden ihnen die neuen Thiergattungen gewähren, welche wir dort gelassen haben, und welche sie wahrscheinlich nie erhalten haben würden, wenn er nicht nach England gekommen wäre. Wenn sich diese Thiergattungen auf den Taiti-Inseln vermehren werden, so werden sie an Ueberfluß von Vorräthen den berühmtesten Anhaltsstationen gleich stehen, wenn nicht sie übertreffen.“

Die Rückkehr Mai's und der Anblick der reichen Geschenke, welche er in sein Vaterland zurückgebracht hatte, veranlaßten eine Menge Insulaner, Cook um die Erlaubniß zu bitten, ihn nach Beritani (England) begleiten zu dürfen. Er erklärte dagegen bei allen Gelegenheiten, daß er diese Bitten nicht gewähren könne. Ueberdieß fürchtete Mai, der einen großen Werth darauf legte, als der Einzige genannt zu werden, der eine so weite Reise gemacht habe, er möchte Andere in den Stand setzen, ihm dieses Verdienst streitig zu machen, und sagte ihm oft, Lord Sandwich habe ihm versprochen, es soll kein Taitier mehr nach England kommen dürfen.

Die Freunde Cooks gaben, als sie die Engländer verließen, sehr aufrichtige Beweise von Anhänglichkeit, und die Thränen, welche sie vergoßen, mußten für mehrere unter ihnen ein Vorwurf ihrer Fühllosigkeit seyn. Ueberhaupt strebt unsere Erziehung dahin, die Bewegungen des Innern zu unterdrücken; da man uns immer lehrt, darüber zu erröthen, so bringt man es endlich durch Gewohnheit dahin, daß sie niedergehalten werden; der einfache Bewohner dieser Inseln dagegen gibt sich ganz seinen Gefühlen hin, und sezt seinen Ruhm darein, andere Menschen zu lieben.

Was die Seeländer betrifft, welche Mai weggeführt hatte, so ließ Cook diese beiden Leute auf Wahine zurück, obgleich sie sehr gerne bei ihm geblieben wären. Tiarua, der Aelteste, hatte sehr glückliche Anlagen; er besaß eine bewunderungswürdige Fassungskraft, und war für jede Art von Unterricht fähig. Er sah ein, daß Neuseeland weit unter den Gesellschaftsinseln stehe, und entzückt von den Freuden und dem Ueberflusse, welchen ihm Wahine bot, unterwarf er sich freudig dem Gesetze des Schicksals, das ihn nöthigte, hier seine Laufbahn zu beschließen. Sein Kamerad aber war so anhänglich an die Engländer, daß man ihn mit Gewalt aus dem Schiffe ans Land führen mußte; er hatte etwas Boshaftes und Energisches in seinem Charakter, und belustigte die Mannschaft öfter durch seinen Muthwillen.

Obgleich Cook von Mai getrennt war, so konnte er doch noch Nachrichten von ihm erhalten; er hatte ihm empfohlen, ihn von allen Vorgängen in Kenntniß zu setzen. Vierzehn Tage nach der Ankunft des Schiffes auf Raiatea schickte er zwei seiner Leute an ihn. Cook hörte mit großem Vergnügen, daß ihn seine Landsleute in Ruhe ließen, daß Alles gut gehe, aber seine Ziege gestorben sey. Mai bat ihn, ihm eine andere und zwei Beile zu schicken; der Kapitän schickte die beiden Boten mit den Beilen und zwei Ziegen, einer männlichen und einer weiblichen, wieder an ihn ab, und war sehr erfreut, zu hören, daß er in seinem Eigenthume auf Wahine glücklich sey.

Der Dichter Cooper hat dem Andenken Mai's rührende Verse gewidmet. Wir können dem Vergnügen, eine Uebersetzung davon zu geben, nicht widerstehen: „Junger Fremdling, den Neugierde oder eitle Ruhmsucht mehr als aufrichtige Freundschaft für dich auf einen Augenblick unter uns geführt hat, dein Traum ist vorüber! Wirst du unter dem Schatten deiner Palmbäume und deiner Bananen ihre alten Reize wiedergefunden haben? Unsere Paläste, die jungen Schönheiten unserer Salone, unsere kostbaren Equipagen, unsere Gärten, unsere Schauspiele, unsere Spiele, unsere Musik, treten sie nicht oft vor dein Andenken? Und schwächt die Sehnsucht darnach nicht die Reize der einfachen Gemälde der dich umgebenden Natur? Ich meine dich zu sehen auf dem Ufer, mit zerstreutem, gegen den Horizont

gerichtetem Blicke, wie du die zu deinen Füßen ersterbende Welle fragst, ob sie je an unsere Ufer geschlagen habe; ich sehe Thränen rinnen über deine Wangen, Thränen der Trauer, denn du liebst dein Vaterland; aber wie kostbar auch die Geschenke sind, welche du von Gott empfangen hast, du begreifst, daß es keine Gewalt gibt, welche dich jemals in diesem Leben aus dem Stande, in dem du geboren bist, zu den höheren Sphären der Intelligenz emporhebe, welche du einen Augenblick gesehen hast."

Wohlstand und Macht machten inzwischen diesen dankbaren Menschen, der so sehr geschmeichelt und gelobt worden war, grausam. Nach Cook's Abreise wurde Mai von dem Könige (dessen Hoa, Verbündeter oder Verwandter er war) wahrscheinlich wegen der merkwürdigen Gegenstände, die er mitgebracht hatte, und die ein Schatz auf Wahine waren, mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Der König, ein grausamer Mann, fraß einen solchen Narren an ihm, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab, und ihm den Namen Paari (Weiser) beilegte, den er nach der Gewohnheit der verschiedenen polynesischen Völker seitdem trug. Der Schwiegersohn des Tyrannen war grausamer als er. Er schoß auf Alle, die ihm in den Weg kamen, bald mit seiner Flinte, bald mit seinen Pistolen; auch ist das Andenken des Weisen, des Schützlings Cook's, verflucht auf Wahine.

Neuere Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten.

Die Veränderung, welche im Taiti-Archipel mit den Sitten und Gebräuchen vorgegangen ist, seit die protestantischen Missionäre das Christenthum dort eingeführt haben, ist so groß, daß, mit Ausnahme einiger Gebräuche, welche besonders unter den wenigen Insulanern, die den neuen Glauben nicht angenommen haben, noch nicht ausgerottet sind, diejenigen unserer Leser, welche nur Cook und Bougainville kennen, wenn sie das Nachfolgende lesen, die Beschreibung eines anderen Landes und die Sitten eines andern Volkes zu lesen glauben werden, so sehr wurde der gesellschaftliche Zustand durch die Missionäre der Gesellschaft von London verändert. Der Götzendienst besteht nicht mehr, und die Insulaner bekennen sich beinahe sämmtlich zur christlichen Religion kalvinistischen Bekenntnisses. Die Frauen kommen nicht mehr an Bord der europäischen und amerikanischen Schiffe; sie sind sogar sehr zurückhaltend, wenn man ihnen auf dem Lande begegnet. Die Heirathen werden jezt wie in Europa geschlossen, und der König selbst darf nur Eine Frau haben; die Frauen werden an den Tisch ihrer Männer zugelassen; Menschenopfer finden nicht mehr Statt; die Arreoys-Gesellschaft besteht nicht mehr, die beständigen Kriege haben aufgehört.

Ehedem waren die Taitier nackt oder beinahe nackt, nun beneiden sie uns um unsre Kleider, und sogar um unsere Stiefel und Hüte, obgleich unsere knappen Kleider eine qualvolle Tracht für sie sind. Freilich haben ihnen die Missionäre, welche die Tättowirung abschaffen und sie vielleicht dem englischen Handel immer mehr zinsbar machen wollten, dringend empfohlen, den Leib zu bedecken. Einst waren ein wenig Rhum, Eisen, Spielereien und einige Glasperlen die einzigen Gegenstände ihres Ehrgeizes, und für diese Kleinigkeiten gaben sie Alles hin, was sie Kostbares hatten. Nun aber bedecken, so wie ein europäisches oder amerikanisches Schiff in der Bai von Matavai, oder auch auf anderen Rheden des Archipels Anker geworfen hat, die Eingebornen das Verdeck mit Kolonial

Bananen, Wurzeln, Waffen, Pagayen (Rudern), Lanzen und hübschen Muscheln, um sie gegen europäische Waffen, Pulver, Küchengeräthschaften, Hemder, Tücher, Tischtücher, Servietten, abgetragene Kleider, welche die Mannschaft oder auch die Gaukler unserer großen Städte abgelegt haben, einen wahren Trödelkram, auszutauschen. Die Buden des Tempels oder auch des Marktes von St. Jacque sind nach Taiti versezt; auch der Rhum wird nicht vergessen. Aber sie bleiben nicht beim Tauschhandel stehen; auch Silber beginnt zu circuliren, und es wird bei Käufen und Verkäufen, wie im ganzen Orient und in Malaissien, nach dem spanischen Piaster, dem Piaster mit zwei Säulen gerechnet. Jeder Handel wird vermittelst des Taio (Freundes), einer Art Beschützers, mit dem man seinen Namen vertauscht, der euch überall begleitet, euch die Geschäfte führen hilft, euch Geschenke macht, und auch annimmt, je nachdem er bescheiden ist oder ihr freigebig seyd, geführt. Wir wollen eine sehr anziehende Stelle hierüber aus Kotzebue mittheilen, welche uns zugleich die Missionäre und ihre Proselyten und deren Leidenschaft für Kleider schildern wird.

Kotzebue besuchte während seines Aufenthaltes auf der Insel den Missionär Wilson, der ihn bewog, dem Gottesdienste beizuwohnen. „Begierig," sagt der russische Seemann, „die Landessitten kennen zu lernen, that ich es sehr gerne. Ein hübscher, mit Gräben und Kokospalmen besezter Weg führte von seinem Hause zu der Kirche, welche 20 Fuß lang und 40 Fuß breit war; die Bauart war dem Klima angemessen; breite und große Fenster ohne Glas, das in diesem Lande unnütz wäre, lassen die Luft in das Innere; die Vorderseite war aus Thon mit Kalk bekleidet, das Dach durch eine Art Binsen gebildet, welche künstlich mit Blättern bedeckt waren. Ein Glockenthurm war nicht vorhanden; nur die schwarzen Holzkreuze des nahen Kirchhofes gaben ihr ein religiöses Ansehen. In dem großen Saale im Innern war der Mauer entlang eine Reihe von Bänken. Die Kanzel befand sich in der Mitte der Kirche, so daß der Prediger von allen Gläubigen zumal gesehen werden konnte. Als wir ankamen, war der Saal bereits voll, auf einer Seite die Männer, auf der andern die Frauen. — Ungeachtet des Ernstes dieser Versammlung würde jeder Europäer, der die Taitier zum Erstenmale sähe, wenn sie ihren Sonntag feiern, von einer unbezwinglichen Lachlust befallen werden. Unsere Kleider haben den größten Werth in ihren Augen; sie sind so stolz darauf, als unsere europäische Damen nur auf ihre Diamanten und Caschemirshawls seyn können. Da sie keinen Begriff von Moden haben, so ist ihnen der Schnitt der Kleider gleichgültig; selbst wenn sie alt und gebraucht, verflickt und sogar durchlöchert sind, erscheinen sie ihnen doch elegant und prächtig. Deßhalb versehen sich die Matrosen, welche diese Schwachheit kennen, mit alten Kleidern, und verkaufen sie an die Taitier um einen sehr hohen Preis. Ist eine vollständige Kleidung einem Käufer zu theuer, so begnügt er sich mit einem Theile, woher dann die seltsamsten Aufzüge rühren. Einige haben bloß den Uniformsfrack eines englischen Soldaten auf dem Leibe; andere nur ein Paar Hosen oder Ueberrock; viele tragen nur ein Hemd; endlich treiben einige die Kleiderwuth so weit, daß sie sich in einen großen Tuchmantel hüllen, auf die Gefahr hin, darunter zu ersticken; dabei tragen sie weder Strümpfe noch Schuhe. Man denke sich nun den Anblick, den eine Versammlung von Menschen mit Fräcken, Kleidern, welche entweder zu kurz oder zu eng, oder an den Nähten aufgerissen sind,

und mit alten nach römischer Sitte drapirten Mänteln darbieten muß. — Die Kleidung der Frauen war ebenso seltsam; sie trugen sehr kurze, weiße und sorgfältig gefältelte Mannshemden, welche kaum bis zu den Knie reichten; einige hatten ein breites Halstuch um die Brust geschlagen, hatten sie sich auch in Betttücher, wie in einen Mantel, gehüllt. Kopf, der nach der Mode der Missionäre geschoren war, bedeckte ein ner Hut von europäischem Zeug und geschmackloser Form, der mit dern und Blumen, die in Taiti selbst verfertigt werden, besezt war. buntes baumwollenes Tuch war schon ein großer Luxusartikel, und von großem Wohlstande des Besitzers. — Als Wilson die Kanzel hatte, verneigte er sich und steckte den Kopf in eine große Bibel, vor ihm lag; er betete einige Augenblicke, und alle Zuhörer ahmten Beispiel nach. Statt der Bibel hatten sie Gesangbücher in der Bald darauf stimmten sie einen Gesang an, wobei sie einander im Singen und Brüllen zu überbieten suchten. Wilson las hierauf Kapitel in der Bibel, welche Vorlesung von Zeit zu Zeit durch gungen unterbrochen wurde. Die meisten Anwesenden schenkten der lesung eine große Aufmerksamkeit, ihre Andacht war bewunderungs Einige junge Mädchen aber, welche hinten saßen, und minder eifrig anderen waren, lachten und flüsterten unaufhörlich, trotz der strengen welche die Missionäre auf sie warfen; sobald ihnen diese den kehrt hatten, trieben sie es noch ärger. Nachdem Wilson sein sung beendigt hatte, wurde noch einmal gesungen und damit der dienst beschlossen. Die Glaubigen entfernten sich ganz andächtig Buche unter dem Arme durch eine schöne und breite Allee, voll fühl über ihre Kleidung.

„Ich will hier ein Beispiel zum Beweise anführen, wie weit die Ketterie der Taitierinnen geht. Die königliche Familie, bestehend aus der Königin und ihren Schwestern, machte einen Besuch auf meinem Schiff. Nachdem sie es genau besehen und den Wunsch bezeigt hatten, die sten Gegenstände zu besitzen, machte der Offizier, der die Prinzessinnen empfing, ihnen eine sehr breite falsche Haarflechte, welche wenigstens Ellen lang war, zum Geschenk. Dieses Geschenk erregte ihnen die teste Freude; sie theilten es unter einander, und jede zierte ihren damit. Diese Mode verbreitete sich unter den Damen von hohem so schnell, daß diejenigen, welche sich keine Haare verschaffen konnten, Aerger krank wurden. Die Bitten um Flechten hörten gar nicht auf; seltener die Waare wurde, um so begieriger wurden sie darnach; ein großes Stück versezte sie in die größte Freude. Die von ihren geplagten Männer kamen täglich auf unser Schiff, und ließen uns Ruhe, bis sie ein Stück falsche Haarflechte erhalten hatten. Man gab ein großes Schwein und acht Hühner für eine halbe Elle Flechten. Haus war beständig von Leuten belagert, welche solche haben wollten; wunderten sich, daß ein Kapitän wie ich, keinen Vorrath von falschen ren besitze. Mehrere Taitierinnen fielen in die tiefste Melancholie, sie keine Flechten bekommen konnten."

Landbau, Wasserleitung, Straßen.

Ohne Zweifel ist die natürliche Fruchtbarkeit des Landes, verbunden mit einem sanften und heitern Klima, Schuld, daß die Einwohner

ar Nichts auf dem Felde arbeiten. Es gibt eine Menge mit den reichsten Erzeugnissen bedeckte Distrikte, in welchen man nicht die mindeste Spur von Arbeit bemerkt. Sie besorgen nur die Pflanze, aus welcher sie ihre Zeuge bereiten, und wozu der Saame aus den Gebirgen herbeigeschafft wird, und das Ava oder den berauschenden Pfeffer, welchen sie, wenn er noch jung ist, mit Brodbaumblättern bedecken, um ihn gegen die Sonne zu schützen. Beide Pflanzen halten sie sehr reinlich. Indeß dürften sie die neuen, von den Europäern eingeführten Bedürfnisse und der Anbau neuer Pflanzen fleißiger machen. Für Jezt beschäftigen sich die Insulaner mit Pala-Pala (Gebeten), Unterricht, Andachtsübungen, Moden und geheimen Vergnügungen unter der schwachen Herrschaft einer Frau und der strengen Zucht der Missionäre.

Die Insel hat sehr fruchtbare Thäler, aus welchen Bäche gegen das Meer zu fließen; die Eingebornen haben daher mehrere Arten von Schleussen angebracht, um das Wasser höher zu spannen und es in ihre Taro-Pflanzungen zu leiten, denn der Taro (arum esculentum) erfordert einen sehr feuchten Boden und will manchmal ganz unter Wasser gesezt werden.

Eine wahrhaft römische Straße, eine große Straße führt beinahe durch die ganze Insel Taiti. Wenn ein solches Bauwerk außerordentlich ist in einem so armen Lande, so ist die Art, wie sie erbaut wurde noch bewundernswürdiger. „Die Sünden der Taitier," sagt d'Urville, „und die Galanterieen der Taitierinnen haben diesen Weg geebnet und beschlagen, und diese Gräben gezogen. Sollte man es glauben? Mit den bürgerlichen und religiösen Strafen wurde so ein nützlicher Zweck verbunden. Die Taitier werden weder zu Geld- noch Gefängniß-Strafen, noch zu den Galeeren verurtheilt, sondern zu einer Art Frohne, zur Straßenarbeit. Die Arbeit ist dem Verbrechen angemessen, und beträgt zwei bis hundert Toisen Weges. Der Schuldige ist gehalten, diese Arbeit entweder selbst, oder durch seine Diener oder Freunde auszuführen. So haben nur die Armen keine Helfer. Ein Herr, ein Gutsbesitzer läßt seine Bedienten arbeiten, ein Mädchen seine Anbeter. Nur die alten und häßlichen unter den Weibern und die armen unter den Männern müssen sich der Strafe persönlich unterziehen. In kurzer Zeit hatte sich der Unterschied der Klassen auf dem polynesischen Boden festgestellt. Diese Art, aus den Fehlern Nutzen zu ziehen, wäre gut gewesen, wenn keine Uebertreibung dabei Statt gefunden hätte. Um eine größere Zahl von Verbrechern zu bekommen, hatten die Missionäre ein Spionirsystem in dem Lande organisirt, wodurch der Heuchelei und der Lüge Vorschub geleistet wurde. Seitdem hat die übermäßige Strenge eine Erschlaffung nach sich gezogen; man verbirgt sich, um zu sündigen, sündigt aber nur desto mehr. Herren von Taiti und unumschränkte Gebieter der Gewissen und Handlungen, hätten die Missionäre diese Gewalt lange bewahren können, wenn sie dieselbe nicht mißbraucht hätten; nun ist sie durch ihre eigene Schuld im Abnehmen begriffen."

Piroguen, Fischfang und Schwimmen.

Die Piroguen der Taitier waren und sind noch von verschiedener Gattung. Einige bestehen aus einem einzigen Baumstamme, und können zwei bis sechs Menschen tragen; sie werden vornehmlich zum Fischfange gebraucht. Andere sind aus sehr geschickt mit einander verbundenen Brettern erbaut; sie sind mehr oder minder groß, und können zehn bis vierzig

und mit alten nach römischer Sitte drapirten Mänteln darbieten w
Die Kleidung der Frauen war ebenso seltsam; sie trugen sehr kurze,
weiße und sorgfältig gefältelte Mannshemden, welche kaum bis zu den K
reichten; einige hatten ein breites Halstuch um die Brust geschlagen,
hatten sie sich auch in Betttücher, wie in einen Mantel, gehüllt. Ih
Kopf, der nach der Mode der Missionäre geschoren war, bedeckte ein
ner Hut von europäischem Zeug und geschmackloser Form, der mit
dern und Blumen, die in Taiti selbst verfertigt werden, besezt war.
buntes baumwollenes Tuch war schon ein großer Luxusartikel, und
von großem Wohlstande des Besitzers. — Als Wilson die Kanzel be
hatte, verneigte er sich und steckte den Kopf in eine große Bibel,
vor ihm lag; er betete einige Augenblicke, und alle Zuhörer ahmten
Beispiel nach. Statt der Bibel hatten sie Gesangbücher in der H
Bald darauf stimmten sie einen Gesang an, wobei sie einander im
Singen und Brüllen zu überbieten suchten. Wilson las hierauf ein
Kapitel in der Bibel, welche Vorlesung von Zeit zu Zeit durch Knie
gungen unterbrochen wurde. Die meisten Anwesenden schenkten der Vo
lesung eine große Aufmerksamkeit, ihre Andacht war bewunderungswü
Einige junge Mädchen aber, welche hinten saßen, und minder eifrig als
anderen waren, lachten und flüsterten unaufhörlich, trotz der strengen
welche die Missionäre auf sie warfen; sobald ihnen diese den Rücken
kehrt hatten, trieben sie es noch ärger. Nachdem Wilson seine Vorle
sung beendigt hatte, wurde noch einmal gesungen und damit der Gottes
dienst beschlossen. Die Glaubigen entfernten sich ganz andächtig mit
Buche unter dem Arme durch eine schöne und breite Allee, voll Selbstge
fühl über ihre Kleidung.

„Ich will hier ein Beispiel zum Beweise anführen, wie weit die
ketterie der Taitierinnen geht. Die königliche Familie, bestehend aus der
Königin und ihren Schwestern, machte einen Besuch auf meinem Sch
Nachdem sie es genau besehen und den Wunsch bezeigt hatten, die hüb
sten Gegenstände zu besitzen, machte der Offizier, der die Prinzessinnen
empfing, ihnen eine sehr breite falsche Haarflechte, welche wenigstens
Ellen lang war, zum Geschenk. Dieses Geschenk erregte ihnen die leb
teste Freude; sie theilten es unter einander, und jede zierte ihren
damit. Diese Mode verbreitete sich unter den Damen von hohem Rang
so schnell, daß diejenigen, welche sich keine Haare verschaffen konnten,
Aerger krank wurden. Die Bitten um Flechten hörten gar nicht auf;
seltener die Waare wurde, um so begieriger wurden sie darnach; ein
großes Stück versezte sie in die größte Freude. Die von ihren Weibern
geplagten Männer kamen täglich auf unser Schiff, und ließen uns kein
Ruhe, bis sie ein Stück falsche Haarflechte erhalten hatten. Man gab
ein großes Schwein und acht Hühner für eine halbe Elle Flechten.
Haus war beständig von Leuten belagert, welche solche haben wollten;
wunderten sich, daß ein Kapitän wie ich, keinen Vorrath von falschen Haa
ren besitze. Mehrere Taitierinnen fielen in die tiefste Melancholie,
sie keine Flechten bekommen konnten."

Landbau, Wasserleitung, Straßen.

Ohne Zweifel ist die natürliche Fruchtbarkeit des Landes, verbunden
mit einem sanften und heitern Klima, Schuld, daß die Einwohner

gar Nichts auf dem Felde arbeiten. Es gibt eine Menge mit den reichsten Erzeugnissen bedeckte Distrikte, in welchen man nicht die mindeste Spur von Arbeit bemerkt. Sie besorgen nur die Pflanze, aus welcher sie ihre Zeuge bereiten, und wozu der Saame aus den Gebirgen herbeigeschafft wird, und das Ava oder den berauschenden Pfeffer, welchen sie, wenn er noch jung ist, mit Brodbaumblättern bedecken, um ihn gegen die Sonne zu schützen. Beide Pflanzen halten sie sehr reinlich. Indeß dürften sie die neuen, von den Europäern eingeführten Bedürfnisse und der Anbau neuer Pflanzen fleißiger machen. Für Jezt beschäftigen sich die Insulaner mit Pala-Pala (Gebeten), Unterricht, Andachtsübungen, Moden und geheimen Vergnügungen unter der schwachen Herrschaft einer Frau und der strengen Zucht der Missionäre.

Die Insel hat sehr fruchtbare Thäler, aus welchen Bäche gegen das Meer zu fließen; die Eingebornen haben daher mehrere Arten von Schleußen angebracht, um das Wasser höher zu spannen und es in ihre Taro-Pflanzungen zu leiten, denn der Taro (arum esculentum) erfordert einen sehr feuchten Boden und will manchmal ganz unter Wasser gesezt werden.

Eine wahrhaft römische Straße, eine große Straße führt beinahe durch die ganze Insel Taiti. Wenn ein solches Bauwerk außerordentlich ist in einem so armen Lande, so ist die Art, wie sie erbaut wurde noch bewunderswürdiger. „Die Sünden der Taitier," sagt d'Urville, „und die Galanterieen der Taitierinnen haben diesen Weg geebnet und beschlagen, und diese Gräben gezogen. Sollte man es glauben? Mit den bürgerlichen und religiösen Strafen wurde so ein nützlicher Zweck verbunden. Die Taitier werden weder zu Geld- noch Gefängniß-Strafen, noch zu den Galeeren verurtheilt, sondern zu einer Art Frohne, zur Straßenarbeit. Die Arbeit ist dem Verbrechen angemessen, und beträgt zwei bis hundert Toisen Weges. Der Schuldige ist gehalten, diese Arbeit entweder selbst, oder durch seine Diener oder Freunde auszuführen. So haben nur die Armen keine Helfer. Ein Herr, ein Gutsbesitzer läßt seine Bedienten arbeiten, ein Mädchen seine Anbeter. Nur die alten und häßlichen unter den Weibern und die armen unter den Männern müssen sich der Strafe persönlich unterziehen. In kurzer Zeit hatte sich der Unterschied der Klassen auf dem polynesischen Boden festgestellt. Diese Art, aus den Fehlern Nutzen zu ziehen, wäre gut gewesen, wenn keine Uebertreibung dabei Statt gefunden hätte. Um eine größere Zahl von Verbrechern zu bekommen, hatten die Missionäre ein Spionirsystem in dem Lande organisirt, wodurch der Heuchelei und der Lüge Vorschub geleistet wurde. Seitdem hat die übermäßige Strenge eine Erschlaffung nach sich gezogen; man verbirgt sich, um zu sündigen, sündigt aber nur desto mehr. Herren von Taiti und unumschränkte Gebieter der Gewissen und Handlungen, hätten die Missionäre diese Gewalt lange bewahren können, wenn sie dieselbe nicht mißbraucht hätten; nun ist sie durch ihre eigene Schuld im Abnehmen begriffen."

Piroguen, Fischfang und Schwimmen.

Die Piroguen der Taitier waren und sind noch von verschiedener Gattung. Einige bestehen aus einem einzigen Baumstamme, und können zwei bis sechs Menschen tragen; sie werden vornehmlich zum Fischfange gebraucht. Andere sind aus sehr geschickt mit einander verbundenen Brettern erbaut; sie sind mehr oder minder groß, und können zehn bis vierzig

Menschen fassen. Gewöhnlich befestigen sie zwei an einander, und mit-ten zwischen beiden Einen, bisweilen auch zwei Maste. Die einfachen Pi-roguen haben bloß einen Mast in der Mitte, und einen Balancier an Einer Seite. Mit diesen Schiffen fahren sie ziemlich weit in das Meer hinaus, und wahrscheinlich bis zu andern Inseln, von welchen sie Pal-menfrüchte, Bananen und Ignamen holen, welche dort, wie es scheint, häu-figer sind, als auf Taiti. Auch haben sie noch eine andere Art von Pi-guen, welche zu Lustbarkeiten und Festen bestimmt sind. Es sind gr. Fahrzeuge ohne Segel, und haben ungefähr die Gestalt venetianischer Gon-deln, in der Mitte eine Art Dach, unter oder auf welches man si. sezt. Wollen sie eine Pirogue erbauen, so spalten sie einen Baum i. so dünne Bretter, als nur immer möglich ist, und aus diesen Brettern wird sie dann zusammengesezt. Den Baum hauen sie zuerst mit einem Beile aus einem harten grünlichen Steine um, an den sie sehr geschickt einen Stiel anzubringen wissen. Hernach schneiden sie den Stamm so lang ab, als die Bretter werden sollen, und brennen ein Ende an, bis es an-zureißen anfängt, dann spalten sie ihn mit Keilen von hartem Holz. Einige dieser Bretter sind 2 Fuß breit und 15—20 Fuß lang. Die Sei-ten derselben ebnen sie mit kleinen steinernen Beilen. Bisweilen arbeiten 6—8 Männer an einem einzigen Brette. Da ihre Werkzeuge bald stumpf werden, so hat jeder Arbeiter eine Kokosnußschale mit Wasser bei sich und einen glatten Stein, an welchem er sein Beil beinahe alle Minuten schleift. Die Bretter sind gewöhnlich einen Zoll dick. Um dieselben an einander zu befestigen, machen sie mit einem an einen Stab befestigten Knochen, der ihnen als Bohrer dient, Löcher; seit ihnen aber die Europäer Nägel ge-bracht haben, nach welchen sie sehr begierig sind, bedienen sie sich derselben mit Vortheil. Durch diese Löcher ziehen sie ein geflochtenes Seil, welches ein Brett fest mit dem andern verbindet; die Spalten werden mit trock-nen Binsen kalfatert, und die Außenwand des Schiffes mit einem Gummi überzogen, den einige Bäume liefern, und der sehr gut die Stelle des Pe-ches vertritt. Das Holz, dessen sie sich zu ihren großen Piroguen bedie-nen, kommt von einer Art sehr geraden Apfelbaumes, welcher eine beträcht-liche Höhe erreicht. Es gibt welche, die am Stamme einen Umfang von acht Fuß, und oben an den Zweigen von 24—30 Fuß haben. Die klei-nen Piroguen sind nur der hohle Stamm eines Brodbaumes, welcher noch leichter und schwammiger ist, als der schon sehr leichte und schwammige Apfelbaum.

Der Hauptfluß führt Fische von verschiedenen Gattungen und unweit der Küste schöne Krebse. Die Eingebornen fischen mit Leinen und Angeln von Perlmutter und mit Seepapagayen, welche sie so leidenschaftlich lieben, daß sie dieselben um keinen Preis an Fremde verkaufen wollen. Auch ha-ben sie sehr große Netze mit kleinen Maschen, womit sie gewisse Fische von der Größe der Sardellen fangen.

In der Schwimmkunst sind sie Meister; sie durchschneiden die Wellen mit bewunderungswürdiger Kraft und Geschicklichkeit. Um der gering-fügigsten Ursache willen verlassen sie ihre Piroguen, tauchen unter, und begeben sich auf andere entfernte Fahrzeuge. Man sah sogar Frauen, welche Kinder an der Brust trugen, sich in die Wellen stürzen, wenn die Brandung zu stark war, als daß sie auf ihren Piroguen das Ufer erreichen

ouuten, und eine bedeutende Strecke weit schwimmen, ohne daß ihren armen Kindern das geringste Leid geschah.

Sprache, Poesie, Musik.

Alle Reisenden behaupten, die Sprache dieser Insulaner sey leicht zu erlernen. Es findet sich in ihr kein scharfer und zischender Konsonant, weil sich alle Wörter auf einen Vokal endigen, wodurch sie ausnehmend sanft wird. Man bedarf ein feines Ohr, um die zahlreichen Modifikationen ihrer Vokale zu unterscheiden, welche dem Ausdruck eine ausnehmende Feinheit verleihen. O und E sind die Artikel für ihre meisten Hauptwörter. Die einzige auffallende Schwierigkeit ist die, daß Hauptwörter und Zeitwörter sich so wenig beugen lassen. Ihre Sprache hat wenig Hauptwörter, welche mehr als Einen Fall haben, und wenig Zeitwörter, welche mehr als Eine Zeit haben. Dessen ungeachtet verbinden sie mit ihren Worten so ausdrucksvolle Gebärden, daß ein Fremder leicht verstehen kann, was sie sagen wollen. Die Missionäre haben ihre Sprache schwer gefunden.

Das Taitische ist nur ein polynesischer Dialekt, und zwar einer der minder reicheren, wegen der Unvollkommenheit mehrerer Gleichlaute. Wirklich sind die einzigen artikulirten Konsonanten im Taitischen b, d, f, m, n, p, r, t und v. Dieser Mangel vermehrt die Vokale, und macht die Sprache schwerer für einen Fremden, weil ein Wort zwanzig verschiedene Gegenstände bezeichnet. Nur an dem Accent erkennt man die verschiedene Bedeutung. Ungeachtet dieser Mängel hat die taitische Sprache Schwung und Energie; sie hat den wilden Rednern von Papara mehr als einmal einen mächtigen Einfluß über eine Versammlung gewährt. Uebrigens hat man über den Mechanismus der polynesischen Idiome noch Vieles zu erlernen.

Wenn die ersten Seefahrer uns einige der poetischen Ergüsse der Taitier hätten aufbewahren können, so würden wir ohne Zweifel den Reiz darin finden, welchen die Natur über diese Gegenden ausgegossen hat, die nach einem Virgil rufen. Eine Sprache, die so sanft ist, daß sie nicht harte Laute genug hat, um die Namen der Engländer auszudrücken, war wohl nicht dazu bestimmt, tiefe oder energische Ideen auszudrücken, aber sie besaß wohl eine bewunderswürdige Fähigkeit, anakreontische Scenen zu malen. Ihre Verse sind in regelmäßige Füße abgetheilt; sie deklamiren sie nicht, sondern sie haben eine Art Gesangsprache; wie die Italiener improvisiren sie gewöhnlich. Oturu brachte Alles, was er auf der Reise Bougainville's Merkwürdiges sah, in wohlklingende Strophen. Er bediente sich solcher Ausdrücke, welche allein für die Poesie bestimmt waren, und die Sprache muß reichhaltig seyn, weil sie so viel neue Gegenstände beschreiben konnte. Cook berichtet uns, die Reden einiger Häuptlinge dieses Archipels seyen eine Art von Gedichten, und die Frauen an Bord seines Schiffes feiern den Aufgang des Tagsgestirnes mit harmonischen Versen.

Obgleich die Poesie der Taitier beinahe immer die Liebe und das Vergnügen zum Gegenstande hatte, so besangen sie doch auch ihre Arbeiten im Frieden, ihre Siege im Kriege, ihre Reisen in benachbarte Länder und die Vorzüge ihrer Insel vor anderen Ländern. Wenn diese einfachen Menschen die Musik der Europäer hörten, so zeigten sie eine Art Abneigung gegen

gelehrte Compositionen; indessen machte ihnen, wie es scheint, die Melodie einiger unserer Instrumente, wenn sie Gelegenheit hatten, sie ohne den ganzen Lärm eines donnernden Orchesters zu hören, großes Vergnügen.

Die Insulaner haben die musikalische Kunst nicht auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, als andere Kenntnisse. Sie spielen eine Bambusflöte mit drei Löchern, diese blasen sie mit der Nase, während andere Eingeborne singen. Ihre ganze Vokal- und Instrumental-Musik besteht aus vier Noten; denn es sind weder Töne noch halbe Töne. Die Noten ohne Mannigfaltigkeit und Ordnung bringen nur ein eintöniges Ge-sen hervor, welches das Ohr zwar nicht durch Mißtöne beleidigt, aber auch keinen angenehmen Eindruck hervorbringt. Ueberraschend ist es, daß der Geschmack an der Musik so allgemein auf der Erde ist, während die Ideen von Harmonie unter den verschiedenen Völkern so verschieden sind. Die Taitier haben auch eine Art Trommeln, die sie mit Händen und Fingern, anstatt mit Schlägeln, spielen. Bemerkenswerth ist, daß die Insulaner bei ihren Tänzen mit eben so viel Genauigkeit Takt halten, als unsere besten Tänzer auf europäischen Theatern. Wir haben in unserem allgemeinen Gemälde von Oceanien eine Probe eines taitischen Musikstücks gegeben.

Einführung des Christenthums.

Nach einem der vierzehnten Versammlung der kalvinistischen Missionsgesellschaft zu London im Monat Mai 1808 erstatteten Bericht machten die Eingebornen Anfangs einige Fortschritte in nützlichen Handwerken; aber noch hatten die Missionäre keine Proselyten für das Christenthum gewonnen. In einem Schreiben trösteten die Missionäre über diesen widrigen Zufall mit der ganz orthodoxen Betrachtung, „daß, wenn es dem Herrn gefalle, seinen Geist über das Volk auszugießen, das Werk glücklich von Statten gehen würde.“ Sie verwunderten sich, wie schnell und leicht die Taitier die Dogmen von der Verderbniß der menschlichen Natur, von dem Zorn Gottes gegen die Sünder, von der Nothwendigkeit einer Versöhnung und der Unsterblichkeit der Seele annahmen, während sie das Dogma von der Auferstehung nicht anerkennen wollten. Die Missionäre beschäftigten sich eifrig mit dem Studium der taitischen Sprache, welche sie nach eigener Erfahrung für sehr schwer halten. Sie haben eine Sammlung von ungefähr 200,000 Wörtern, mehr als 500 Namen von Bäumen, Vögeln, Insekten, Fischen u. s. w. ungerechnet, sammt einem Versuch einer taitischen Grammatik nach England geschickt. Auch haben sie einige kurze Gebetsformeln und einen Abriß der heiligen Geschichte zum Gebrauche der Eingebornen verfaßt.

Pomare, König von Taiti, wurde glücklicherweise der Beschützer der Missionäre: nachdem er seine Muttersprache schreiben gelernt hatte, richtete er an die Direktoren der Missionsgesellschaft einen Brief, von welchem wir hier eine Uebersetzung geben:

Matavai, Taiti, 1. Januar 1807.

„Meine Freunde, ich wünsche euch allen Segen in eurem Lande, und viel Glück bei Erleuchtung dieses gottlosen, verkehrten und elenden Landes, dieses Landes, welches keine Tugend kennt, dieses Landes, welches Nichts von dem wahren Gotte weiß, dieses verworfenen Landes.

„Meine Freunde, ich wünsche euch Gesundheit und Glück; möchte ich ich leben und möchte Jehova uns alle retten.

„Meine Freunde, auf euren an mich gelangten Brief erwidere ich, iß ich allen euren Wünschen vollständig beitrete, und daß ich deßhalb Oro einen Hauptgötzen) nach Raiatea verbannen werde.

„Meine Freunde, ich bin also ein Glaubiger und werde euren Worn gehorchen.

„Meine Freunde, ich hoffe, daß ihr auch meine Bitte bewilligen wert: ich wünsche nämlich, daß ihr recht viele Männer, Frauen und Kinder ieher schicken möchtet.

„Meine Freunde, schickt uns auch Kleider, daß wir die englische Tracht nnehmen können.

„Meine Freunde, schickt uns auch eine Anzahl Musketen und Pulerz denn die Kriege sind häufig in diesem Lande, und wenn ich stürbe, ättet ihr nichts mehr auf Taiti. Kommt nicht hieher, wenn ich gestorben eyn werde. Taiti ist ein verödetes Land; wenn ich meiner Krankheit erlegen sollte, kommet nicht mehr hieher. Ich wünsche auch, daß ihr mir alle seltenen Gegenstände, welche ihr in England habet, schicken möchtet; schicket mir Alles, was man zum Schreiben braucht: Papier und Federn im Ueberfluß; lasset es mir nicht an Schreibmaterialien mangeln.

„Meine Freunde, ich schließe, und habe euch um Nichts mehr zu bitten. Was euren Wunsch betrifft, die Taitier zu unterrichten, so gebe ich dazu meine volle Zustimmung. Es ist gewöhnlich bei den Völkern im Anfange Nichts zu thun; aber eure Absicht ist gut, und ich stimme ihr vollkommen bei, und werde alle üblen Gewohnheiten ablegen.

„Was ich euch sage, ist Wahrheit und keine Lüge. Es ist die reine Wahrheit.

„Das ist Alles, was ich euch zu schreiben habe. Ich schließe.

„Meine Freunde, schreibet mir, damit ich wisse, was ihr mir zu sagen habt.

„Ich wünsche euch Leben und allen Segen; möchte ich auch leben, und möchte Jehova uns Alle retten!

„Pomare, König von Taiti.

„An meine Freunde, die Missions-Gesellschaft zu London."

Ungestört verkündigen nun die englischen Missionäre auf Taiti, Eimeo und Bora-Bora die sanften Worte des Evangeliums an den Orten, wo man jüngst noch die Seufzer von Menschenopfern und das Geschrei der um den blutigen Altar sich sammelnden Raubvögel hörte. Friede und Sittlichkeit herrscht in jenen lachenden Gefilden, wo jüngst noch ein Sklavenvolk seine in grobe Sinnlichkeit versunkene Herren ernähren mußte. Schon macht sich das Bedürfniß nach edleren Vergnügungen fühlbar; das versammelte Volk hört den Erzählungen seiner kaum aufgestandenen Geschichtschreiber zu. Hirtengedichte erheitern die Muße dieser von der Natur begünstigten Kinder. Die Sprache wird bereichert und ausgebildet; der König Pomare hat auf Palmblätter das erste Wörterbuch der taitischen Sprache und einen Theil der Bibel geschrieben. Die Missionäre, die Gründer dieses neuen Staates, könnten den Wissenschaften einen großen Dienst leisten, wenn sie alle Aufschlüsse, welche die Bewohner Polynesiens besitzen, sammeln können; besonders wenn alle einheimischen Namen der Völker gesammelt würden, dürfte man hoffen, das Cipangu und das Pravis Sumbdi

des unsterblichen Magellan wieder zu gewinnen, denn diese Namen sind wahrscheinlich eine Verfälschung desjenigen, welchen Magellan ihnen gab, obgleich Pigafetta's Bericht Nichts davon erwähnt. Schon hat der gelehrte und achtungswerthe Missionär Ellis ein sehr merkwürdiges Werk unter dem Titel Recherches polynesiennes herausgegeben.

Sehr viele Taitier können nun lesen und schreiben. Sie besitzen, sagt Duperry mehrere in ihre Sprache übersezte und zu Taiti, Raiatea und Eimeo gedruckte religiöse Schriften.

Seit der Bekehrung Pomare's sind 70 ziemlich schöne Kirchen gebaut worden, und das ganze Volk begibt sich zweimal wöchentlich mit großer Andacht dahin, um den Prediger zu hören. Oft sieht man mehrere Individuen die interessantesten Stellen der Predigt niederschreiben.

Der ehrwürdige Williams, ehemaliger Missionär auf den Ta[illegible] Inseln, hielt bei seiner Rückkehr nach England in der lezten Generalversammlung der Missionsgesellschaft von London am 12. Mai 1836 eine Rede, deren wichtigste Stellen wir gerne ausheben, da sie eines der Hauptereignisse bei Einführung des Christenthums auf diesen Inseln in einem neuen und interessanten Lichte darstellt; er drückte sich folgendermaßen aus:

„Die Reisen der französischen Seemänner Bougainville und la Perouse und der englischen Kapitäne Wallis und Cook hatten einen rein wissenschaftlichen Charakter; ihr einziger Zweck war, die Naturgeschichte und Geographie durch neue Entdeckungen in einem bisher beinahe unbekannten Theile der Erde zu bereichern, und man muß gestehen, daß die Unternehmungen dieser berühmten Seemänner mit seltener Geschicklichkeit und ausgezeichnetem Muthe geführt wurden. Indeß haben diese in so mancher Hinsicht bewunderungswürdigen Männer zur Verbesserung des Zustandes der wilden Bewohner der von ihnen erforschten Gegenden Nichts gethan, ja nicht einmal Etwas unternommen; und wenn ihnen die Missionäre nicht gefolgt wären, um die Segnungen des Evangeliums zu verbreiten, so müßten die Malaien der Südseeinseln den Tag, an welchem der Fuß sogenannter civilisirter Menschen seine erste Spur in den Sand ihrer Ufer drückte, eher verfluchen, als segnen. — Die christliche Mission im stillen Ocean hatte Anfangs mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gott schien alle Hoffnungen seines Volkes vereiteln zu wollen. Die Mission auf den Marquisen-Inseln war gescheitert; die Missionäre auf Tongatabu waren ermordet, die auf Taiti genöthigt worden, sich nach Neusüdwales zu flüchten, um dem Kriegselend zu entgehen, so daß in wenigen Jahren alle Spuren der von den evangelischen Kirchen Englands in den stillen Ocean gesandten Mission verschwunden waren. Die Feindseligkeiten hatten aufgehört. Pomare II. lud die Missionäre zur Rückkehr ein; diese entsprachen sogleich seinem Wunsche und begannen ihre Arbeit wieder mit Eifer, aber ohne Erfolg und ohne die geringste Aussicht, daß ihre Bemühungen bald Früchte tragen würden. In London herrschte gänzliche Entmuthigung, und schon mehrere Male hatten die Direktoren der Gesellschaft die Frage, ob die Mission zu verlassen, ernstlich verhandelt. Sie würden ohne Zweifel endlich diesen Schritt gethan haben, ohne die reichen und freigebigen Beiträge des verstorbenen Dr. Haweis und die energischen Vorstellungen des verstorbenen ehrwürdigen Wilks, welcher mit dem ihm eigenen Eifer erklärte, daß er lieber die Kleider vom Leibe verkaufen, als in Aufhebung dieser Mission willigen würde, und der zugleich vorschlug

man solle, anstatt die Missionäre nach Europa zurückzurufen, besondere Gebete zu ihren Gunsten an Gott richten. Von diesem Augenblicke an änderte sich die Gestalt der Sachen völlig; denn während die Christen in England den Thron der Barmherzigkeit mit ihren flehentlichen Bitten umlagerten, entsprach Gott ihren Wünschen im stillen Ocean wunderbar und merkwürdig. Das Schiff, das von London den Missionären Ermuthigungsschreiben überbringen sollte, begegnete auf dem Wege demjenigen, welches von Taiti unter Segel gegangen war und nicht blos die freudige Botschaft von dem Sturze des Götzendienstes auf den Gesellschaftsinseln nach England brachte, sondern auch noch als einen Theil seiner Ladung die Götzen an Bord hatte, welche das kurz noch heidnische Volk verworfen hatte, und die man noch jezt in dem Missionsmuseum der Gesellschaft sehen kann. Herrliches Beispiel von der Macht des Gebetes und der Treue Gottes in seinen Verheißungen!

„Die Umstände, welche den Anfang dieses glorreichen Werkes vorbereitet haben, sind besonders merkwürdig; ich will nur ein Beispiel anführen. Wie der Herr zur Ausgießung seines Geistes über die erste Kirche in seiner weisen Vorsicht den Tag des Pfingstfestes gewählt, wo Parther, Meder, Bewohner Mesopotamiens und anderer Gegenden des römischen Reiches zu Jerusalem versammelt waren, so erwartete er, um zum ersten Male die Macht seiner Gnade im Südmeere ausbrechen zu lassen, einen Zeitpunkt, wo die meisten Häuptlinge und Krieger der umliegenden Inseln auf Taiti versammelt waren. Sie hatten sich in der Absicht dahin begeben, zur Wiedereinsetzung Pomare's in die Regierung dieser Insel mitzuwirken, und in diesem merkwürdigen Zeitpunkte erfuhren sie den mächtigen Einfluß des Evangeliums an sich. Sodann sah man sie nach Hause zurückkehren, nicht wie einst, beladen mit den verstümmelten Leichnamen ihrer in der Schlacht getödteten Feinde, welche sie gewöhnlich ihren Göttern in der Absicht darbrachten, sie zufrieden zu stellen, sondern als Ueberbringer der frohen Botschaft, des Friedensevangeliums zu ihren noch heidnischen Landsleuten. Als Tamatu bei der Rückkehr von diesem Zuge an der Spitze seiner Krieger auf seiner Insel landete, sammelte sich eine große Menge Volkes auf dem Ufer, um ihm zu seiner glücklichen Ankunft Glück zu wünschen, besonders bemerkte man die Priester unter der Menge; sie liefen von allen Seiten herbei, und indem sie die Sieger im Namen der Götter begrüßten, drückten sie ganz laut die Hoffnung aus, zahlreiche Schlachtopfer in ihre Hände zu bekommen. Stellen Sie sich, meine Herren, ein solches Schauspiel vor. Der König befahl einem seiner Herolde, sich auf den höchsten Theil eines Kriegskanots zu stellen, den Priestern zuerst ihre Grüße zurückzugeben, und hernach auf ihre Forderung zu antworten. Aber was war die Antwort? diese:

„Wir haben keine Schlachtopfer mitgebracht, wir sind alle Verehrer des wahren lebendigen Gottes geworden; wir sind alle Glaubige.“ Hernach hob der Herold die Elementarbücher, welche die Missionäre für sie geschrieben hatten (denn um diese Zeit gab es noch keine Druckerei auf der Insel), in die Höhe und fügte hinzu: „Hier sind die Opfer, welche wir mitbringen; hier sind die Trophäen, welche wir erobert haben.“

„Sogleich wurde eine Versammlung zusammenberufen, in welcher der Häuptling und seine Leute den Bewohnern der Insel einmüthig erklärten, daß sie Christen geworden seyen, und sie einluden, ihrem Beispiele zu folgen. Ungefähr ein Drittel der anwesenden Eingebornen trat diesem

Vorschlag bei; die beiden anderen Drittel sprachen den Wunsch aus, ihre bisherige Religion beizubehalten. Bald darauf wurde der Häuptling krank und war dem Tode nahe. Je mehr die Krankheit sich verschlimmerte, um so mehr hob sich der Muth der Heiden, und sie schienen zu triumphiren, die Christen dagegen beschäftigten sich nur mit Beten; aber der Zustand des Häuptlings besserte sich nicht, sondern verschlimmerte sich immer mehr. Da gab ihnen bei einer gemeinschaftlichen Andacht ein Christ, der zuvor einer ihrer muthigsten Krieger gewesen war, den Gedanken ein, Gott habe ihren Häuptling wahrscheinlich deßwegen mit einer so schweren Krankheit heimgesucht, weil sie es versäumt hätten, Oro, ihren Hauptgötzen, zu zerstören (denn bei einem Volke, das erst aus dem tiefsten Abgrund der Barbarei hervorgetreten ist, darf man nicht erwarten, daß es allen Aberglauben in Einem Augenblicke ablege), und machte ihnen den Vorschlag, Oro, sogleich umzustürzen und den großen Morai, wo der Götze aufgestellt war, zu vernichten. Nach kurzer Berathung wurde der Vorschlag angenommen, und sogleich begaben sie sich an den Ort, wo der Sitz des Götzendienstes in diesem Theile der Welt vor; sie stürzten den Götzen von seinem Fußgestelle herab, steckten seinen Tempel in Brand und hieben die Bäume um, an deren Zweigen man gewöhnlich die Schlachtopfer aufgehängt hatte. Ich will nicht darüber entscheiden, ob man die günstige Wendung, welche die Krankheit des Häuptlings nahm, der Macht der Einbildungskraft, die auf seine Seele wirkte, oder der göttlichen Vorsehung, welche es für gut hielt, in einem so kritischen Zeitpunkte einzuschreiten, zuschreiben, oder ob man darin nur ein natürliches Zusammentreffen zweier von einander unabhängiger Ereignisse sehen muß. Soviel ist gewiß, daß es von diesem Augenblicke an mit der Gesundheit des Häuptlings besser ging, und er vierzehn Tage oder drei Wochen nachher vollkommen wiederhergestellt war. Dieser Ausgang des Ereignisses, den sie keineswegs erwartet hatten, erbitterte die Heiden so sehr, daß sie beschlossen, den Christen den Krieg zu erklären und sie alle auszurotten. Zu dem Ende sandten sie Boten an den Häuptling der benachbarten Insel Tahaa mit der Bitte, mit seinen Kriegern zu erscheinen, sich an ihre Spitze zu stellen und ihnen bei Ausrottung der Christen beizustehen. Sie errichteten ein großes Haus und umgaben es mit Kokos- und Brodbäumen; in dieses wollten sie die Christen einschließen und lebendig verbrennen. Auch Lanzen nahmen sie mit, mit denen sie ihre Feinde durchbohren wollten. Erschrocken über diese Rüstungen sandten die Häuptlinge der christlichen Partei zu wiederholten Malen Gesandte, um Frieden zu bitten; allein sie erhielten zur Antwort: „Für Menschen, welche die Götter verbrannt hätten, gebe es keinen Frieden; sie müßten selbst das Feuer fühlen, das sie an den Tempel Oro's gelegt hätten.“ Zulezt sandte der König sogar seine eigene Tochter an sie ab; aber sie konnte nicht mehr auswirken als die andern Abgeordneten, und erhielt die nämliche Antwort.

„Der Krieg war also unvermeidlich geworden, und am folgenden Morgen sollten die Christen angegriffen werden. Von Distrikt zu Distrikt hatten sie sich an einen Ort zurückgezogen, von wo aus sie nicht mehr weiter konnten; die Nacht vor der Schlacht brachten sie in größter Unruhe hin; aber welcher Unterschied in der Haltung beider Lager! Während die Heiden, nur auf das Geschrei ihrer Priester hörend, allen möglichen Ausschweifungen und dem Tanze sich hingaben und so den Triumph, den sie davon

zu tragen sich schmeichelten, zum Voraus feierten, brachten die Christen, die sich hinter einer in der Eile aufgeworfenen Verschanzung gelagert hatten, die Nacht im Gebete zu. Bei Tagesanbruch nahte der Feind mit fliegenden Fahnen und unter fürchterlichem Geschrei heran; da aber zwischen dem Lager der Christen und dem Orte, wo sie landen wollten, eine lange Sandbank lag, so konnten sie erst eine halbe Meile von da ans Land steigen. Sobald die Christen sie ansichtig wurden, und ehe die Heiden gelandet hatten, wandte sich einer von ihnen, ein ausgezeichneter Krieger, an den Häuptling, mit den Worten: „Erlaube, daß ich alle Krieger nehme, und mit ihnen den Feind angreife, ehe er Zeit gewinnt, sich nach der Landung zu sammeln; vielleicht wird sich ihrer in dem Augenblicke der Unordnung und Verwirrung der Schrecken bemächtigen, und Gott wird so unsre Befreiung bewerkstelligen." Nach kurzer Ueberlegung warde der Plan angenommen. „Aber," versezte der Häuptling, „ehe ihr abgeht, wollen wir uns zum Gebet vereinigen." Auf der Stelle warfen sich Männer, Weiber und Kinder außerhalb des Steinwalles auf die Kniee, und der König bat den Gott Jakobs, ihr Haupt in der Stunde der Schlacht zu beschützen; endlich sagte er zu dem kleinen Haufen seiner Getreuen: „Gehet nun, und Jesus sey mit euch!" Um nicht gesehen zu werden, machten sie zum Landungsort der Feinde einen Umweg; und da die ersteren auf einen so unerwarteten und schnellen Angriff nicht gefaßt waren, wurden sie von einem so panischen Schrecken ergriffen, daß sie ihre Waffen wegwarfen, und nur auf die Flucht dachten; Einige kletterten auf die Bäume, Andere flohen in die Gebirge, darauf gefaßt, von den Christen ebenso niedergemacht zu werden, wie sie selbst hatten mit ihnen verfahren wollen. Als sie aber von ihren Verstecken aus sahen, daß die Christen den in ihre Hände gefallenen Gefangenen kein Leid zufügten, riefen sie aus dem Gebüsch oder vom Gipfel der Bäume: „Wir sind hier, schonet unser Leben um der Liebe Jesu, eures neuen Gottes willen!" Den ganzen Tag hindurch suchte man die Gefangenen auf und führte sie zu dem Häuptling, der auf einer Anhöhe stand, wo er einige Stunden zuvor seine kleine Truppe dem Schutze und der Obhut Jehova's empfohlen hatte. Ein Herold stand auf seiner Seite, und so wie einer oder mehrere Flüchtlinge vor den König gebracht wurden, rief er laut: „Seyd willkommen! seyd willkommen! ihr seyd gerettet durch Jesum und den Einfluß der Religion der Liebe, zu welcher wir uns bekannt haben;" und anstatt sie zu mißhandeln, wie sie hätten erwarten können, bereitete man ihnen ein Fest; man gab ihnen zu essen; allein sie konnten kaum einige Nahrung zu sich nehmen, so sehr waren sie durch die Ereignisse des Tages verwirrt und beschäftigt. Während sie bei Tische saßen, erhob sich ein Heide und nahm das Wort: „Jeder folge meiner Ansicht; ich für meinen Theil erkläre, daß ich entschlossen bin, von Nun an bis zu meinem Tode nicht mehr den Göttern zu dienen, welche uns in der Stunde der Gefahr nicht beschützen konnten; wir waren viermal stärker, als diese Gläubigen, und doch haben sie uns ohne Mühe besiegt. Jehova ist der wahre Gott. Hätten wir gesiegt, so würden wir sie in dem Hause verbrannt haben, welches wir ausdrücklich dazu erbaut haben. Sie aber haben weder uns, noch unseren Weibern, noch unseren Kindern ein Leid zugefügt; im Gegentheil, sie haben uns dieß prächtige Mahl bereitet. Ihre Religion ist eine Religion der Barmherzigkeit. Ich will mich an sie anschließen." Alle Anwesenden stimmten ihm sogleich bei, und ich kann

aus Furcht vor der neuen Königin, oder vielmehr vor den Missionären, welche ihre Minister und Führer sind, verbirgt.

Ein englischer Reisender, dessen Name uns nicht bekannt ist, hielt sich seit einiger Zeit auf dem Archipel auf. Als er einmal in einem Walde der Hauptinsel (Taiti) schlief, wurde er durch den Schall von einer Menge Stimmen, welche sich in einiger Entfernung zu seiner Linken erhoben, erweckt; Heidekraut und dichtes Gebüsch verhinderten ihn, zu sehen, was vorging, und zu unterscheiden, ob es eine Streitigkeit oder ein Gefecht sey. Er hatte von keinem bevorstehenden Kriege reden hören, ob er gleich wußte, daß zwischen den christlichen Bewohnern des Landes und denjenigen, welche ihrer alten Religion treu geblieben waren, eine sehr gereizte Stimmung obwaltete. Er hatte selbst den Missionären Nachricht davon gegeben und ihnen gerathen, ihren Zuhörern friedliche Gesinnungen einzuschärfen, in der Ueberzeugung, daß bei einem ausbrechenden Kriege der Aberglaube die Oberhand gewinnen würde. Seine Eröffnungen versezten die Geistlichen in Schrecken, ohne sie zu bestimmen, einen festen Plan zu machen, und sie hatten durch die Maßregeln, welche sie gegen Tomati, einen Häuptling von großem Ansehen und die hartnäckigste Stütze der alten Religion, nehmen zu müssen glaubten, Veranlassung zu Vorwürfen gegeben.

Nachdem der Engländer dem verwirrten Lärmen einige Zeit zugehört hatte, erhob er sich, bahnte sich einen Weg durch das Heidekraut und Gebüsch und gewahrte die Veranlassung des Lärmens. Auf den entgegengesezten Seiten eines Thales standen wenigstens 2000 Eingeborne in ihrem Kriegsschmucke, wovon mehrere mit Muth redeten und gestikulirten. Jeder Mann hatte sein Kriegskleid, und der Turban war mit Federn geschmückt, welche in den Strahlen der Sonne sich spiegelten und hin- und herwogten; der hohe und imposante Wuchs der Krieger gewährte einen prächtigen Anblick. Hinter der Kriegerlinie standen Gruppen von Weibern, welche in Geschrei und Gebärden mit den Kriegern wetteiferten. Der Engländer blieb in peinlicher Ueberraschung stehen.

Die beiden Heere waren nur noch einige Schritte von einander entfernt und konnten also wohl die Vorwürfe and Beleidigungen hören, welche sie in den beschimpfendsten Ausdrücken an einander richteten, indem sie durch das Schwanken ihrer Lanzen und Schleudern sich immer mehr zu ermuthigen suchten. Die Linien waren in verschiedene Gruppen von 20 bis zu 100 Mann getheilt, indem jeder Häuptling seine Anhänger um sich hatte, während auf gewisse Entfernungen und an den Orten, wo man sie am besten sehen konnte, die Raati oder Kriegsredner sich aufgestellt hatten und ihre Beredtsamkeit erschöpften, um ihre Freunde anzufeuern. Diese Männer unterschieden sich von ihren Gefährten durch hohen Wuchs und dadurch, daß sie bis auf einen Gürtel von breiten Tiblättern gänzlich nackt waren. Nachdem sie der Engländer eine Zeit lang betrachtet hatte, glaubte er, es könnte eine Aussöhnung möglich seyn. Zwar kannte er den wilden und blutdürstigen Charakter dieser anscheinend friedlichen und wilden Insulaner; auch hatte er längst aufgehört, sie als Wesen einer höhern Ordnung anzusehen, allein er wußte auch, daß die weißen Männer immer einen Einfluß auf sie ausübten, und er konnte sich Nichts denken, was ihn einer der beiden Parteien verdächtig machen konnte. Er näherte sich daher unbemerkt bis auf ungefähr 40 Schritte einer Gruppe von Kriegern, und erkannte in ihrer Mitte Tomati, der ihn, weil er ihm viele Dienste

geleistet, oft seinen besten Freund genannt hatte. Allein kaum hatte ihn Tomati erblickt, als er ein durchdringendes Geschrei ausstieß, sich wüthend auf ihn stürzte und ihn mit seiner Lanze durchbohren wollte. Vor Ueberraschung und Zorn blieb der Engländer einen Augenblick regungslos und rief: „Ich bin dein Freund." Als er aber Tomati von Neuem die Lanze aufheben sah, sprang er auf die Seite, faßte dieselbe, suchte sie ihm zu entreißen, und gewiß wäre er, da der Taitier viel stärker war, in diesem Kampfe schnell erlegen, wenn nicht Anato, ein Häuptling der Gegenpartei, ihm rasch mit seiner Truppe zu Hülfe geeilt wäre und ihn befreit hätte.

Das war der Anfang der Schlacht, an der ihn das Interesse der Selbsterhaltung Antheil zu nehmen nöthigte. Er bekam bald Waffen, denn fortwährend sanken viele Eingeborne todt zu Boden. Es war ein blutiger, gräßlicher und wüthender Kampf, Mann gegen Mann, Keule gegen Keule; das Handgemenge wurde allgemein, Geschrei und Geheul zerriß die Luft, und beide Parteien schwankten je nach dem Schicksal des Gefechtes hin und her.

Sobald sich der Engländer aus dem Handgemenge losmachen konnte, zog er sich zurück, und beschränkte sich auf einen Vertheidigungskampf. Die Wilden fuhren fort, unbarmherzig einander niederzumetzeln, während die Weiber, bis zur Wuth erhizt, schreiend und heulend um die Kämpfer sprangen, und mit der wildesten Grausamkeit die verwundeten oder sterbenden Krieger verstümmelten.

Er stellte sich neben einen der Ranti's, welcher in der einen Hand einen Ti-Zweig, in der andern einen Wurfspieß trug und sich mit den heftigsten Gebärden abmühte. Er verschwendete die beredtesten Aufmunterungen, deren Bilder wahrhaft bewundernswürdig waren und an die Kriegsgesänge der alten Normänner erinnerten. Man kann unmöglich, um auch nur einen schwachen Begriff davon zu geben, diese Ausdrücke, welche aus einer durch den Anblick eines wüthenden Kampfes entflammten Seele hervorbrachen, in ihrer ganzen Kraft und Erhabenheit wiedergeben. Bald wendete er sich an die Masse der Kämpfer, bald rief er einen jeden Krieger bei seinem Namen auf; bald wechselte, je nach der Lage, in welcher sich die Streiter befanden, je nachdem sie tapfer kämpften, über ihre Feinde triumphirten, oder ihren Gegnern erlagen, seine Stimme und richtete sich nach den Wechselfällen des Kampfes, indem sie sich bald triumphirend erhob, bald in Wehklagen ausbrach, oder Verwünschungen gegen den Mörder ausstieß. Der Kampf hatte länger als eine Stunde mit immer steigender Erbitterung und Wuth fortgedauert, als es nicht mehr zweifelhaft war, daß die Partei, welche den Fremden unter ihren Schutz genommen hatte, unterliegen werde. Sie mußte zurückweichen, ob sie sich gleich mit größter Tapferkeit schlug. Da erfuhr der Fremde, daß der Krieg zwischen den eingebornen Priestern und der Mission ausgebrochen sey, und er beeilte sich, auf seine Sicherheit zu denken, da er zum Voraus wußte, welche grausame Behandlung er erleiden müßte, wenn er den Siegern in die Hände fiele. Allein eben als er sich zurückziehen wollte, sah er, daß neue feindliche Schaaren auf dem Schlachtfelde anlangten und die Schaar der Christen allmälig umzingelten.

Er entsprang in ein Gebüsch, und vielleicht wäre er dort verborgen geblieben, wenn er sich nicht selbst dadurch verrathen hätte, daß er

hervortrat, um dem Häuptling Anato beizuspringen, der, mit Wunden bedeckt, einem Trupp Weiber in die Hände gefallen war, deren grausamen Mißhandlungen er bald erlag. Der Fremde wurde nun sogleich ergriffen und unter Triumph- und Rachegeschrei fortgeschleppt.

Mehr als Eine Keule erhob sich, um ihm den Schädel zu zerschmettern, und mehr als Eine Lanze wurde ihm von den wüthenden Siegern auf die Brust gesezt; aber es wartete seiner ein gräßlicheres Schicksal. Die Priester ergriffen ihn als ihre Beute, und er wurde zu einem Opfer für ihren Gott Oro bestimmt.

Der arme Reisende würde nun den Tod als eine Wohlthat angesehen haben. Zwar war er gegen jede augenblickliche Gefahr geschüzt; denn ob er gleich aufs Grausamste mit Schlägen mißhandelt wurde, und ob man gleich das grausame Spiel mit ihm trieb, ihm nur leichte Wunden beizubringen, so hüteten sie sich doch, sein Leben in Gefahr zu bringen, und er war der einzige Gefangene, der verschont worden war. „Ich war," sagt er, „bestimmt, die Fehler und die Bekehrungen meiner Landsleute, der Missionäre, zu büßen." Mit Seilen aus Kokosrinde fest gebunden und von mehreren Kriegern bewacht, wurde er durch eine Gegend geschleppt, die er wohl kannte; er hatte sie des Morgens durchwandert, und sie war ihm als ein wahres Eden erschienen: nun standen alle Hütten in Flammen, und die Bewohner, welche sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, waren in die Sklaverei geschleppt worden. In diesem Theile der Insel hatten die Missionäre die meisten Proselyten gemacht; man sah die Spuren ihres Einflusses in den Pflanzungen von europäischen Fruchtbäumen, und in der regelmäßigen Anordnung der mit allem Aufwande englischer Symmetrie angelegten kleinen Gärten. Von Blut geröthete Hände hatten sie schnell verwüstet und die Weiber und Kinder verjagt, welche sich in die nahen Wälder und Felsen geflüchtet hatten.

Ihr Marsch dauerte bis zu Sonnenuntergang; dann bekam man den großen Nationaltempel zu Gesicht; hier, dachte der Fremde, werde sich seine Pilgerfahrt auf dieser Erde schließen. Der Morai erhob sich auf einem schönen Vorgebirge, umgeben von großen Gruppen von Bäumen, deren Zweige mit reichem Blätterwerk sich in einander schoben, und diesem Orte natürlich einen düstern und melancholischen Anblick verliehen, besonders für einen gefesselten und bewachten Unglücklichen, der das Schicksal wohl kannte, das ihn erwartete, so wie auch die geheimnißvollen und blutigen Gebräuche, welche an diesem gräßlichen Orte Statt fanden. Nie, sagte er, habe er eine solche Muthlosigkeit empfunden, als bei dem Eintritt in den Vorhof des Tempels. Es war ein riesenmäßiges Gebäude, errichtet aus Felsstücken von roher, aber durch ihre Großartigkeit, und noch mehr durch den religiösen Dienst, zu dem es bestimmt war, imposanter Bauart.

Nachdem die Priester einige Worte mit den Kriegern gewechselt hatten, wurde er den erstern übergeben, und die Krieger eilten zu neuen Mordscenen hinweg. Nach einer barbarischen Behandlung, und nachdem er so gebunden worden war, daß er jeden Gedanken an eine Flucht aufgeben mußte, wurde er in einen offenen Raum im Innern des Tempels gebracht. Mitten in diesem Raume stand eine hohe Säule, an die er vermittelst eines langen Seiles, dessen zahlreiche Windungen ihn vom Halse bis zu den Knöcheln ganz umhüllten, angebunden wurde; auch die Arme wurden eingebunden, und das Seil so fest angezogen, daß es eine wahre Folter für ihn

wurde: kein Theil seines Körpers war frei, den Kopf ausgenommen; und Muskeln und Adern wurden so stark zusammengepreßt, daß er jeden Augenblick glaubte, sie würden zerspringen.

Mittlerweile war die Nacht herangekommen, und die Priester, welche sich beim Scheine von Fackeln um den Gefangenen herumtrieben, hatten ganz das Ansehen von Dämonen. Dann entfernten sie sich und ließen ihn allein in seinem Unglück, mit der traurigen Gewißheit, noch einige Stunden unter unerträglichen Leiden hinbringen zu müssen. Die Spannung des Seiles schien noch einige Zeit immer zuzunehmen; die Muskeln schwollen in Folge des heftigen Druckes auf, der Schmerz wurde gräßlich, und er rief mit dem Geschrei und Röcheln des Todeskampfes den Tod an. „Ich weiß nicht," sagt er, „wie lange ich in diesem Zustande der Raserei blieb. Endlich wurde die Stärke des Druckes selbst eine Erleichterung für mich; denn meine eingeschlafenen Glieder hatten jedes Gefühl verloren. Aber gerade diese Empfindung war grausam niederschlagend, und indem ich vergebens alle meine gefolterten Glieder zu bewegen versuchte, hätte ich gerne für einen Augenblick Erlösung von so grausamen Leiden einige Jahre von meinem Leben gegeben, wenn ich darüber zu verfügen gehabt hätte." — Endlich machte seine Seele eine heftige Anstrengung, er sammelte seine Sinne, und suchte zu denken. Die Nacht war entzückend schön; wenn er den Kopf erhob, fühlte er den frischen Wind, der ihm um die Stirne spielte, und sein sanftes Wehen belebte die erloschenen Lebensgeister wieder. Er betrachtete die Pracht des südlichen Himmels; alle Gestirne strahlten im hellsten Glanze. Kein zartfühlender Mensch kann wohl ohne ein Gefühl des Dankes gegen das höchste Wesen die Gestirne am Himmel glänzen sehen; auch unser Gefangener empfand in seiner grausamen Einsamkeit, entfernt von jedem fühlenden Wesen, die ganze Macht der Hoffnung, welche ein Gebet zu Gott in die Seele gießt. Er konnte sich nicht auf die Kniee werfen, aber seine Seele schwang sich in feierlichster und andächtigster Ergießung zu ihrem Schöpfer auf.

Beruhigt durch diese Beschäftigung mit der Gottheit, und bemüht, seine Seele von den Leiden des Körpers abzuziehen, blickte der Unglückliche um sich; zu seiner Rechten erhob sich der Mond über einem waldigen Berge, und die Gipfel der höchsten Bäume färbten sich mit einem silbernen Lichte; alles Andere war in Schatten begraben; das Wehen des Windes durch die Blätter brachte ein sanftes Murmeln hervor, während das ferne Brausen des Meeres wie eine Melodie in bald höheren, bald niederern Tönen klang. Die Hoffnung, welche ihn während seiner Folterschmerzen verlassen hatte, kam ihm nun wieder zu Hülfe; er hoffte, ob er sich gleich keinen Fall der Rettung denken konnte; er hoffte sogar bei der festesten Ueberzeugung, daß seine gegenwärtigen Leiden nur das Vorspiel grausamerer Qualen und eines grausameren Todes seyn würden. Der Wind brachte ihm Trost, indem er seinem abwechselnden Murmeln zuhörte, bis er sich überredete, daß es Worte des Mitleidens und Zusagen von Rettung wären. Nach kurzer Zeit jedoch verschwand diese tröstliche Aufregung vor der greuelvollen Wirklichkeit seiner Lage; sein Geist verlor jenen Muth wieder, der ihn belebt hatte. Er schrie, wo jeder Hülferuf vergeblich war, mit lauter Stimme um Hülfe, und in seiner Herzensangst rief er den Fluch und den Tod auf Diejenigen herab, welche ihn auf so barbarische Weise mißhandelten.

Ueber den Handel im Allgemeinen auf den Südseeinseln und auf den westlichen Küsten Amerika's, welche durch dieses Meer bespült werden.

Die amerikanischen und russischen Pelzhändler führen aus ihren amerikanischen Handelsniederlassungen auf Nutka und Sitka einiges Pelzwerk nach China aus, und holen Perlmutter, Tripang und Sandelholz auf den Südseeinseln. Ueber diesen Punkt wollen wir die vortrefflichen Betrachtungen des Kapitän Laplace mittheilen, welche von großem Interesse sind.

„Die Macht der Czare erstreckt sich lautlos über drei Welttheile, sucht sie mit ihren langen Armen zu umstricken, und rüstet sich, zu Lande selbst die Rolle zu spielen, welche England auf der See spielen will. Während England China zittern macht, die Sunda-Inseln begehrt, sich ganz Neuholland zueignet, Neuseeland, so wie die Haupt-Archipele Polynesiens kolonisirt und alle Republiken Südamerika's nach seiner Willkür leitet, trachten die Russen nach der Herrschaft der andern Halbkugel; sie bestimmen das Schicksal des Nordens und rücken ohne Unterbrechung gegen Mittag vor, machen die Höfe von Teheran und Konstantinopel ihren Absichten dienstbar und bedrohen die britischen Besitzungen in Indien; endlich haben sie auf der nordwestlichen Küste der neuen Welt eine drohende Stellung eingenommen in dem Augenblicke, wo die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien, das Zuströmen der Europäer nach den südlichen Ländern, und die wahrscheinliche Eröffnung eines Kanals durch den Isthmus von Panama verkündigen, daß diese erst vor einem Jahrhundert erforschten Meere in wenigen Jahren der Schauplatz großer Ereignisse seyn werden. — Von ihren neuen Besitzungen, welche bereits sehr bevölkert sind, und wo prächtige Werften für Kriegs- und Handelsschiffe errichtet werden, übersehen sie, troß des lebhaften Widerspruchs der Vereinigten Staaten, den Nordwesten des nördlichen Amerika's, welcher dieses Festland von China und Japan trennt. — Wie sehr wird ihnen diese Stellung den Handelsverkehr mit den lezteren Ländern erleichtern, wenn diese genöthigt seyn werden, ihre Verbindungen mit Europa zu erweitern! Und Dieß wird nicht lange ausbleiben, denn bereits ist der Hof von Petersburg allen anderen Seemächten zuvorgekommen, und hat von dem Kaiser von Japan das Eigenthumsrecht über eine Insel erhalten, welche den Besitzungen dieses mißtrauischen Herrschers sehr nahe ist. — Welchen Theil hat sich aber bei dieser Theilung von Reichthum und Macht, an welcher wohl auch die Vereinigten Staaten Theil nehmen werden, an welcher auch Spanien Theil nehmen wird, indem es nach dahingeschwundener Hoffnung, seine Kolonien wieder zu erobern, sich begnügen wird, durch Sprache, Sitten und eine alte Herrschaft Einfluß auf sie zu üben, Frankreich vorbehalten, das in Europa das Gegengewicht gegen Rußland bildet, und auf dem Meere mit England rivalisiren kann? Es scheint noch nicht daran gedacht zu haben; seinen Staatsmännern sind diese Gegenden zu entfernt, als daß sie sich damit beschäftigen möchten; sie verschmähen sie, weil sie sie nicht kennen; wie wenn Neusüdwales und Van-Diemensland, dessen reißende Fortschritte sie in Erstaunen setzen, zu Anfang des Jahrhunderts in Paris weniger bekannt gewesen wären, als es nun die Archipele Polynesiens und der Nordwesten Amerika's ist. Statt sich in den Meeren China's oder im südlichen Ocean eines Punktes zu bemächtigen, der in der Folge seinen Geschwadern Schutz gewähren könnte, läßt es bloß am Kap Horn, oder am Kap der guten Hoffnung

einige bewaffnete Fahrzeuge kreuzen, die aber zu wenig zahlreich sind, um da auftreten zu können, wo es das Interesse seines Handels erfordert, und zu schwach, um den in beständiger Aufregung begriffenen und kaum aus der Barbarei herausgetretenen Völkern Achtung einzuflößen. Wo sind denn unsere militärischen und Handelsniederlassungen? In welchem Lande oder nur auf welchem Felsen in dem unermeßlichen mit Inseln besäeten Südmeere weht die dreifarbige Fahne? Sie sind beinahe alle von den Seemächten besezt, die unsere Rivalen sind, und, vorsichtiger als wir, sich zu einem Handels- und politischen Kampfe rüsten, der nicht so ferne ist, als man gewöhnlich glaubt. Wenn dann dieser Kampf beginnt, wird Frankreich in dem südlichen Oceane weder Vertheidigungs- noch Angriffsmittel haben. Beim Ausbruch eines Seekrieges werden alle Privatstationen, wo die Schiffe anhalten und sich mit Vorräthen versehen, aus Furcht vor den feindlichen Kreuzern schnell verlassen werden müssen, und unsere Kaufleute werden der Willkür der Lokalbehörden preisgegeben seyn.

„Ferner werden die französischen Rheder, da keine Einheit und kein Zusammenhang in ihren Operationen ist, nur auf einen sehr mäßigen Gewinn rechnen können. Wie viel beträchtlicher müßte auch dieser Gewinn seyn, bis sie in den Stand gesezt wären, es mit den Engländern aufzunehmen, da man berechnet hat, daß in Folge der ungeheuren Kommissions- und Versicherungskosten die französischen nach Peru oder Chili gesandten französischen Waren um 25 Prozent theurer verkauft werden müssen, als wenn sie in England fabrizirt und auf englischen Schiffen hergeführt worden wären. Der Kapitän und seine kleine Mannschaft leben sehr mäßig, trinken nichts als Rhum, und halten sich an ihrem Bestimmungsorte nur ganz kurz auf. Dieselbe Bemerkung läßt sich auf die Seeleute der Union anwenden, welche sogar die englischen an Thätigkeit und Sparsamkeit übertreffen. Ich habe zum Beispiel die Supercargo's sich über die lästigen Unkosten beklagen hören, welche ihnen die Kanzleikosten der Konsulate verursachen, und die oft sehr starke Belohnung, welche die Konsuln für jede Unterschrift von ihnen fordern. Diese Kanzleikosten sind für die Rheder, welche das Südmeer besuchen, um so drückender, als ihre Schiffe bei der Fahrt durch die stürmischen Striche am Kap Horn oft große Beschädigungen erleiden, und hernach ganze Jahre auf den Rheden von Chili und Peru liegen bleiben, um eine Ladung zu erwarten, welche meistens nur in Ochsenhäuten, Kupfer, Chinarinde, Salpeter oder auch Perlmutter bestehen, das sie auf die Gefahr hin, tausendmal zu scheitern, in den Archipelen Polynesiens fischen. Die Engländer entgehen diesen Nachtheilen des Verzuges, indem sie gewöhnlich mit Ballast zurückfahren. Was die Amerikaner betrifft, welche Valparaiso und Lima mit Möbeln, Rhum, Tabak, rohen Baumwollenzeugen, Schiffbauholz und Seevorräthen versehen, so nehmen sie dafür meistens Piaster und bedeutende Vorräthe von Kupfer, welche sie nach China ausführen. — Ferner ist die Regierung, welche immer in ihren Ausgaben, selbst den nothwendigsten, beschränkt ist, und keine Fonds zu Ausführung ihrer Plane hat, genöthigt, jedes Jahr die Ausrüstungen der Kriegsmarine zu beschränken und jede Gründung einer überseeischen Niederlassung aufzugeben. In dieser Beschränkung der Ausrüstungen liegt der Grund, daß die Küsten der indischen Halbinsel, die Küsten von China, der große Archipel Asiens (Malaisien), Van-Diemensland und Neusüdwales, lauter Gegenden, welche unsere Kaufleute besuchen, oder welche sie besuchen

würden, wenn ihnen durch Verträge der Zutritt zu denselben eröffnet wäre, nur allemal nach langen Fristen von Staatsfahrzeugen besucht werden. Es gibt sogar Punkte auf diesen Küsten, wie San Blas und andere Häfen Amerika's nördlich von Panama, bis zu welchen unsere Station in Peru und Chili sehr selten ihre Aufsicht ausdehnen konnte. — Ein solcher Stand der Dinge ist sehr zu beklagen, und wenn er noch länger so fortdauert, so werden die Verbindungen Frankreichs zur See und sein Einfluß auf die Völker Asiens und Amerika's gänzlich aufhören. Aber man darf hoffen, daß unsere Kammern in Absicht auf unsern Handel endlich geeigneten Maßregeln ergreifen werden, wozu ihnen beinahe alle Mächte das Beispiel geben, und jenen übertriebenen Nationalegoismus verbannen werden, welcher, indem er die Aufstellung eines nützlichen Handelssystems mit den andern Ländern verhindert, dem Wohlstand unserer Gränzprovinzen beträchtlichen Schaden zufügt. Zwar werden Geschwader, Handelsniederlassungen, Verträge und bessere Zollgesetze unseren Handelsoperationen wohl ein weiteres Feld eröffnen, aber damit werden sie noch nicht jenen Geist der Ordnung und Sparsamkeit und jene Rechtlichkeit gewinnen, welche man von unserm Seehandel noch gar nicht rühmen, ohne welche er aber niemals blühen kann. So fand ich ihn in Indien und China, so in Valparaiso und Lima, wo doch unsere Landes- und Manufakturerzeugnisse in größeren Quantitäten verkauft werden, als an allen anderen Orten. Auch gewinnen die meisten Franzosen, welche auf den westlichen Küsten der neuen Welt handeln, nur wenig Vertrauen bei Einwohnern und Fremden. Es sind meistens Abenteurer, welche schlechte Geschäfte oder Aufführung nöthigen, Europa zu verlassen, und die in ihrer Unerfahrenheit einige, meistens auf Kredit und also um sehr hohe Preise erkaufte Warenballen in Amerika mit so bedeutendem Gewinn zu verkaufen hoffen, daß sie ihre lästigen Verbindlichkeiten ohne Mühe erfüllen zu können glauben. Glücklicherweise ist unser ganzer Handel mit Peru, und vornehmlich mit Chili, nicht in so schlechten Händen, und in Lima, so wie in Valparaiso, gibt es mehrere sehr geschätzte französische Häuser; aber sie können sich in keiner Beziehung mit den englischen messen."

Taiti's Unabhängigkeits-Erklärung und politische Verhältnisse.

Im Anfang des Jahres 1823 erklärte sich Taiti für unabhängig. Die englische Flagge, welche auf der Insel wehte, wurde durch eine rothe ersezt, die in ihrem obern Winkel einen weißen Stern hat. Die Missionäre, vor welchen die Eingebornen große Ehrfurcht hegen, haben jedoch ihren Einfluß behalten. Die Regierung von Taiti ist nun einer zwanzigjährigen Königin, einer Nichte des verstorbenen Königs Pomare, anvertraut. Die Missionäre haben ein Parlament eingesezt. Alle Jahre berufen sie die ganze Bevölkerung in die Kirche von Papahoa. Dort wurden die Artikel der Verfassung und des Gesezbuches berathen; dort besteigen die taitischen Häuptlinge die Rednerbühne und sprechen ganze Stunden lang, bisweilen mit Geist, oft mit wahrer Beredsamkeit, beinahe aber immer mit mehr Verstand und Redlichkeit, als man in unsern gesezgebenden Kammern antrifft. Die Berathung des Gesezbuches der Insel unter dem Winde dauerte acht Tage. Jede Sizung wurde mit Gebet eröffnet und beschlossen. Nott, der älteste Missionär, wurde zum Präsidenten ernannt; seine Kollegen und die Abgeordneten der Missionä-